Th. lo 2858½

~~J. 591~~

Oec. 1032. - 48

Oeconomia. Lexica 13.

~~Oec. gen. No. 21.~~

R

*gezeichnet von Heinecke.* *geſtochen von S. Halle Berl: 1790.*

Oekonomiſch-technologiſche

# Encyklopädie,

oder

## allgemeines Syſtem

der

## Stats- Stadt- Haus- und Land-Wirthſchaft,

und der Kunſt-Geſchichte,

in alphabetiſcher Ordnung;

von


D. Johann Georg Krünitz,

der k. k. ökon. Geſellſch. in Krain, der Ruſſiſch-Kaiſerl. freyen ökonom. Geſellſch. zu St. Petersb. u. der churf. maynz. Acad. d. Wiſſenſch. Mitglied, der kön. preuß. gelehrten Geſellſch. in Frankf. a. d. O. Beyſitzer, der Götting. deutſchen Geſellſch. der Oberlauſitzer Bienengeſellſchaft, und der churſächſ. oekonom. Soc. in Leipz. Ehren-Mitglied, wie auch der oekonom. patriot. Soc. in Schleſ. ordentliches Mitglied und Correſpondent.

## Neun und vierzigſter Theil,

von Kreu bis Kriegs-Bann.

Nebſt 24 Kupfertafeln auf $3\frac{1}{2}$ Bogen, und 2 Bogen Tabellen.


Mit Königl. Preußiſchen und Churfürſtl. Sächſiſchen Privilegien.

Berlin, 1790.

bey Joachim Pauli, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# K. K.

**Kreu-Beere**, an einigen Orten ein Nahme der Preiſel-Beeren, Vaccinium Vitis Idaea *Linn.*; ſ. in P.

**Kreuel**, ſ. Kräuel, im XLVII Th. S. 814.

**Kreuſen**, Creuſen, ein Städtchen im fränkiſchen Kreiſe, im Fürſtenthume Culmbach oder Bayreuth, am rothen Mayn, der Sitz eines Ober-Amtes, hat eine Alaun-Siederey, und eine ſchöne Fayance- oder Steingut-Manufactur, die alle Gattungen Trink- und Küchen-Geſchirre, braun glaſurt, auf Art eines engliſchen Stein-Gutes von beſonderer Dauerhaftigkeit liefert, und davon im Lande, auch im Pfälziſchen, Bambergiſchen und nach Nürnberg, ſehr guten Abſatz hat. Dieſer Ort hat vermuthlich ſchon vor 1251 zum Burggrafthum gehört, in dieſem Jahre aber hat ſich Burggraf Friderich II. III. vom Kaiſer Conrad mit demſelben belehnen laſſen. Die Burggrafen haben vor Alters, vermöge der erhaltenen kaiſerl. Privilegien, Münzen daſelbſt prägen laſſen.

1. Kreuz, ein Wort, welches überhaupt den Begriff der Erhöhung hat, aber nur noch in einigen wenigen Fällen gebraucht wird. Der erhabene Theil des thieriſchen Körpers zu Ende des Rückens zwiſchen den Hüften, oder diejenige äuſſerliche Gegend des Leibes, welche ſich hintenzu am Ende des Rückens, von dem heiligen Beine nach dem Schwanz-Beine, und ſoſort bis zu dem Hinterſten erſtreckt, wird im gem. Leben das Kreuz, Niederſ. Krütz und Krützwark, im Schwed. Kors, genannt. Schmerzen im Kreuze haben.

Beſonders an den Pferden, bey welchen dieſe Erhöhung am deutlichſten in die Augen fällt; Fr. Croupe, Ital. Groppa, welches zu dem Geſchlechte unſers Kropf gehört.

Daher das Kreuz-Bein, oder der Kreuz-Knochen, das dreyeckige Bein am Ende des Rückens, welches das Kreuz macht, und wegen ſeiner Größe Os ſacrum, das heilige Bein, genannt wird. Bey Menſchen wird es darum das Kreuz-Bein genannt, weil es mit dem Rückgrathe und den beyden Hüft-Beinen, von hinten her betrachtet, ein Kreuz zu bilden ſcheint. Häufig, und nicht ſelten wunderbar ſind die Verſchiedenheiten, welche an dieſem Knochen bey den einzelnen Individuen vorkommen; denn ſowohl ſeine Breite als Länge, ſeine Richtung und Bogen, mit dem es meiſtentheils erſcheint, variiren auſſerordentlich. Einige haben nähmlich ein gerades, andere ein ſehr krummes; einige ein mehr breites als langes, andere ein mehr langes als breites; wieder andere ein ſchmähleres, oder tiefer, oder weniger tief in das Becken herunter gehendes Kreuz-Bein. Einige ſind mit großen Löchern, andere mit kleinern verſehen; einige beſtehen aus mehrern, andere aus wenigern Wirbeln (*). Indeſſen

(*) Mehrere Verſchiedenheiten, in Rückſicht auf den Bau des Kreuz-Beines, beſchreibt Hr. Wenzel, in ſeiner Ueberſetz.

deſſen iſt doch, dieſer vieler Verſchiedenheiten ungeachtet, das weibliche Kreuz-Bein meiſtentheils weniger ausgehöhlt, aber mehr nach hinten gekehrt; das männliche hingegen ſteigt gerade herunter, und iſt in allen ſeinen Theilen gleichförmiger gebogen. Der Fall iſt aber doch auch nicht ſelten bey dem weiblichen Geſchlechte, daß das Kreuz-Bein bis zum dritten falſchen Wirbel ſenkrecht herunter läuft, und dann auf ein Mahl mit ſeiner Spitze die Richtung nach vorn nimmt; dem ungeachtet bleibt aber alsdann noch immer das weibliche Kreuz-Bein von dem männlichen verſchieden, denn bey leztern liegt die Beugung im ganzen Knochen, bey erſterm hingegen fällt er nur ungefähr in die Gegend des fünften falſchen Wirbels.

Kreuz, gehört in dieſer Bedeutung, allem Anſehen nach, zu dem Geſchlechte der Wörter kraus, groß, und Lat. craſſus; welche durch vorgeſetzten Gaumen-Laut von Rieſe und rieſen gebildet worden ſind.

Das Kreuz, (die Groppe, Crupe, Krupe,) bey den Pferden, heißt demnach die Erhöhung oder Ründung von den Nieren bis zum Schweif, worunter die Lenden-Wirbelbeine und das heilige oder Kreuz-Bein verborgen ſind. Wenn das Kreuz rund und breit, und an demſelben der Schweif hoch angeſetzt iſt, ſo, daß er mit jenem gleichſam eine etwas gebogene fortgehende Linie ausmacht, und mit langen ſtarken Haaren bewachſen iſt, ſo iſt beydes nicht nur eine Zierde des Pferdes, ſondern es zeigt auch viel Güte an. Die runden Kreuze ſind unſtreitig die beſten, nur muß die Ründe ſich überall finden; dazu gehört noch, daß ſie weder zu kurz, noch zu lang ſeyn, weil beydes eine Schwäche anzeigt. Ein nach dem Ver-



ſetz. des Werkes des Hrn. Prof. Ackermann, über die körperliche Verſchiedenheit des Mannes vom Weibe auſſer den Geſchlechtstheilen, (Koblenz, 1788, 8.) S. 79, fgg.

Verhältniſſe des Pferdes gebauetes Kreuz iſt das ſtärkſte; und man hat große Urſache, auf dieſen Theil ſein Augenmerk zu richten, weil bey dem Gange und der Dauer eines Pferdes ſehr vieles auf die Güte und Stärke dieſes Theiles ankommt. Ein ſchwankender Gang, und das Unvermögen, ſich auf die Hanken zu ſetzen, ſind öfters die Folgen eines ſchwachen Kreuzes. Zuweilen ſieht man an gemeinen Land-Pferden, daß die Hüft-Knochen ſo hoch heraus ſtehen, daß ſie nie zu verſtecken ſind, wenn das Pferd auch noch ſo gut gefüttert würde; welches man **gehörnte Pferde** zu nennen pflegt, weil dieſe Knochen gleichſam wie zwey Hörner hervor ragen.

Man findet Pferde mit abhangenden, ſpitzigen und geſpaltenen Kreuzen, welche zwar nie ſchön, auch gemeiniglich ſchwach ſind; doch gibt es auch deren einige, die ſtark ſind.

Ein **abhangendes** oder **abgeſchliffenes Kreuz**, Fr. Croupe avalée, oder Cul de prune, nennt man dasjenige, welches da, wo es ſeinen Anfang nimmt, hoch, nach ſeinem Ende aber, wo der Schweif heraus gewachſen iſt, niedrig iſt. Gemeiniglich ſind dergleichen Kreuze ſchwach, zuweilen aber doch auch ſtark genug. Wider die Schönheit ſtreiten ſie allemahl, und man darf dergleichen Pferde da, wo man lauter Stumpf-Schwänze reitet, nicht kaufen, in der Hoffnung, das Kreuz durch Abſchlagung des Schweifes zu verſchönern. Nie wird es die Kunſt dahin bringen, daß ein ſolches Pferd den Schweif gehörig trage, und wenn er auch noch ſo oft gekerbet oder gebrochen würde. Gemeiniglich ſind die Pferde, die ein abgeſchliffenes Kreuz haben, kurz von Leibe; ein großer Fehler für einen Beſchäler. Dieſes benimmt ihnen aber das Verdienſt für die Reit-Bahn nicht, weil ſie vermögend und aufgeweckt ſind, auch ſehr artig arbeiten, indem ſie zu allen Verrichtungen geſchickt

ſind,

ſind, beſonders zu den Volten und Curbetten; indeſſen wird ein Mann von Geſchmack nicht gern Fohlen mit dem Fehler kaufen. Ueberdies iſt noch die Ungemächlichkeit dabey, daß die koſtbarſten Zeuge auf einem Pferde mit abgeſchliffenem Kreuze ſich gar nicht ausnehmen. Keine Nation kann ein Pferd mit ſolchem Kreuze beſſer verſtecken, als die engliſche. Denn durch die Operation, daß es den Schweif in die Höhe tragen muß, wird das ſchlechte Kreuz ziemlich verſteckt. Dazu kommt, daß ſolche Pferde gemeiniglich gut laufen und ſpringen, weil die meiſten kurz gerippt ſind; ſie verführen alſo oft den beſten Kenner. Für Paradeurs mit langen Schweifen aber ſchicken ſich ſolche Pferde nicht, weil ſie den Schweif nicht vom Leibe weg tragen.

Spitzige Kreuze ſind diejenigen, welche oben in der Mitte erhaben ſind, zu beyden Seiten aber abfallen. Bey einigen iſt die Schärfe des Kreuzes beynahe in gerader Linie bis zum Schweif fortgeſetzt; bey andern fällt die Schärfe gegen den Schweif ab. Die leztern werden Mauleſel-Kreuze, Fr. Croupe de mulet, genannt. Von den erſten läſſet es ſich nicht allemahl behaupten, daß ſie ſchwach ſeyn, und wider die Schönheit ſtreiten ſie auch nicht ſo ſehr, wie es denn Liebhaber gibt, welche dergleichen vorzüglich gern ſehen; leztere aber ſind allemahl ſchwach und häßlich; ja in einem höhern Grade, als die Pferde mit abgeſchliffenem Kreuze. An einem ſchönen Pferde muß der Hinter-Theil mit dem Vorder-Theile überein kommen; ein Mauleſel-Kreuz aber iſt hoch und gewölbt, an ſtatt daß es breit und wohl proportionirt ſeyn ſollte. Auſſerdem findet es ſich auch ſehr oft, daß die Pferde mit ſolchem Kreuze, zu enge Knie haben, welches ein weſentlicher Fehler iſt. Wenn der Schweif an einem ſolchen Kreuze recht gut eingeſetzt, und recht ſtark und voll Haare iſt, ſo verſteckt

ſich ein ſolches Kreuz vortrefflich, es mag nun ein Langſchweif, oder ein geſtutztes Pferd ſeyn. Iſt es ein langer Schweif, ſo muß der Stall-Knecht ihn wohl ausleſen, da man dann den Fehler leicht wahrnehmen wird. In ein Geſtüte aber kann doch ein ſolches Pferd nicht genommen werden.

Geſpaltene Kreuze, ſind diejenigen, in deren Mitte zu oberſt ſich ein Canal zeigt, welcher bis auf den Schweif fortgeht. Dieſe ſind mehrentheils ſtark, und alſo den Regeln der Güte angemeſſen, in Anſehung der Schönheit aber unregelmäßig.

Wenn ein Pferd auf ſchlüpfrigem Boden im Laufen, Springen, oder auch beym Ziehen, mit den Hinter-Beinen hinten ausgleitet, ſo kann daher daſſelbe in den Lendenwirbelbein-Muskeln ſich wehe thun. Dies beſteht entweder in einer widernatürlichen Ausdehnung, vornehmlich der innern Lenden-Muskeln, oder in einer Zerreiſſung derſelben. Man kann dies im Anfange nicht eigentlich beſtimmen, ſondern muß es nur nachher aus denen Zufällen, welche ſich einfinden, ſchließen.

Die Kennzeichen, woraus das **Wehethun im Kreuze** zu erſehen iſt, ſind folgende. In dem Augenblicke, da ein Pferd ſich den Schaden zuzieht, ſenket es ſich mit dem Kreuze widernatürlich nach der Erde hin; dabey ſchwankt daſſelbe im Gehen dergeſtalt, daß es faſt gehalten werden muß, um nicht mit dem Hinter-Theile auf die eine oder andere Seite zur Erde zu fallen. Hierbey iſt zu bemerken, daß Pferde, die mit dem Schwindel behaftet ſind, gleichfalls mit dem Leibe hin und her ſchwanken; daher man ſich in Acht nehmen muß, beyde Schäden nicht zu verwechſeln. Ein Pferd, welches wegen Wehethun im Kreuze mit dem Hinter-Leibe ſchwankt, ſteht ſehr beſchwerlich im Stalle auf, es geht mit ſeinem Vorder-Theile natürlich, und ſieht dabey ganz munter aus den Augen.

Ein

Ein Pferd hingegen, welches wegen des Schwindels mit dem Hinter-Leibe ſchwankt, kann im Stalle wie ein geſundes Pferd aufſtehen, geht im Stalle hin und wieder ganz gut; ſo bald es aber aus dem Stalle in das Helle geführt wird, ſehen deſſen Augen ganz finſter aus, und es ſchwankt nicht nur mit dem Hinter-Leibe, ſondern es geht auch mit den Vorder-Beinen wider die natürlichen Regeln. Einige Pferde können, wenn ſie ſich im Kreuze wehe gethan haben, mit dem Hinter-Theile gar nicht aufſtehen; und wenn man ſie dazu zwingen will, richten ſie ſich zwar mit den Vorder-Beinen auf, kommen aber mit den Hinter-Beinen nicht in die Höhe, ſondern bleiben, wie ein Hund, mit dem Hintern ſitzen.

Man ſollte denken, dies wäre ein Kennzeichen, daß das Pferd die innern Lenden-Muskeln zerriſſen hätte; ſelbſt der churhannöv. Ober-Hof-Roßarzt Kerſting (*) hatte es dafür gehalten, allein ein einziges Beyſpiel hat ihn von der Unrichtigkeit dieſer Meinung überzeugt.

Ein Pferd des Feld-Marſchalles Keith gerieth, bey der Belagerung von Olmütz, in einen Moraſt; um wieder heraus zu kommen, hatte ſich daſſelbe dergeſtalt im Kreuze wehe gethan, daß es nahe vor dem Stalle liegen bleiben mußte, und mit dem Hinter-Theile gar nicht aufkommen konnte. Hr. Kerſting legte demſelben ein großes Leder auf das Kreuz, ließ es auf der Stelle liegen, und nach Nothdurft füttern. Nach Verlauf von 48 Stunden konnte daſſelbe wieder, jedoch mühſam, aufſtehen, und in den Stall geführt werden, und in Zeit von 3 Wochen war es wieder in allem ein brauchbares Pferd.

Dieſes kann zum Beyſpiel dienen, nicht ſogleich die Hoffnung fahren zu laſſen, ſondern zuvor zu verſuchen, ob nicht dienliche Hülfs-Mittel noch Nutzen ſchaffen können, ehe man ein ſolches Pferd tödten läſſet. Gewiß iſt es, daß man ſich mehr Hoffnung von der Cur verſprechen kann, wenn das Pferd noch einiger Maßen aufzuſtehen im Stan-



(*) S. Deſſen nachgelaſſene Manuſcripte über die Pferdearzeneywiſſ. (Berl. 1789, gr. 8.) S. 504, f.

de iſt, und im Gehen zwar ſchwankt, aber doch nicht niederfällt, als wenn daſſelbe gar nicht aufſtehen kann, oder, wenn man es mit Mühe aufgehoben hat, ſogleich wieder niederfällt.

Bey der Krankheit, ſie mag beſchaffen ſeyn wie ſie will, beſteht die Cur bloß darin, dem Pferde mitten auf das Kreuz ein Leder, das etwas größer wie gewöhnlich iſt, zu legen, und die erſten 4 bis 5 Tage, alle Tage ein Mahl einen Theelöffel voll Stein-Oehl, wenn zuvor die Materie wohl ausgedrückt iſt, in die Wunde zu gießen. Das Leder wird genau auf den Ort gelegt, wo die gräthenförmigen Fortſätze der Lenden-Wirbelbeine ihren Anfang bey dem Kreuze nehmen. Man kann die Gegend gar leicht finden, wenn man ſich auf die Seite neben das Pferd ſtellt, und ſieht, welches die höchſte Gegend des Kreuzes iſt; mitten auf dieſe Gegend muß das Leder geleget werden; etwa nach 3 Wochen wird das Leder wieder heraus genommen, und zugeheilt. Es iſt dieſes das einzige Mittel, welches kräftig wirkt; und wenn noch Hülfe möglich iſt, ſo kann ſie bloß hierdurch erhalten werden. Im Fall das Leder keinen Nutzen ſchaffet, iſt auch keine Hülfe, weder durch die Kunſt noch von der Natur zu hoffen. Einige Pferde behalten nachher eine Schwäche im Kreuze, aber auch dieſe pflegt ſich oft nach und nach zu verlieren, wenn durch die Ruhe die geſchwächten Muskeln Zeit gewinnen, ihre Stärke wieder zu erlangen. Nothwendig muß ein Pferd, welches ſich wehe im Kreuze gethan hat, ſo viel möglich, bey der Cur Ruhe haben.

Hat ein Pferd **das Kreuz oder den Rücken zerbrochen**, ſo kann, wie leicht zu erachten iſt, durch die Kunſt nichts geholfen werden; es iſt daher ſehr nöthig, den Schaden gründlich zu kennen, damit man ſich nicht in unnütze Koſten ſetze, ſondern das Pferd gleich tödten laſſe.

Es

Es entſtehen aber dergleichen Brüche auf zweyerley Art: es iſt entweder der Hüft-Knochen, da wo er mit ſeiner obern Spitze an dem Kreuz-Knochen befeſtigt iſt, von den gräthförmigen Fortſätzen des Kreuz-Knochens abgeriſſen; oder es iſt der Rücken an den Lenden-Wirbelbeinen zerbrochen. Niemahls wird man finden, daß ein Pferd den Rücken da, wo die Rippen mit den Rücken-Wirbelbeinen ſich verbinden, zerbrochen hat, ſondern man wird jedes Mahl dergleichen Brüche an den Lenden-Wirbelbeinen wahrnehmen.

Die Kennzeichen des erſten Falles, wenn nähmlich das Hüft-Bein von dem Kreuz-Knochen mit ſeiner Spitze abgeriſſen iſt, ſind folgende: Das Pferd kann, wenn ihm geholfen wird, nicht nur etwas aufwärts ſtehen, ſondern einige ſtehen ſo gar von ſelbſt auf; ſo bald es aber in der Höhe iſt, ſenkt ſich der Rücken hinten bey dem Kreuze nach der Erde hin, und wann es vorwärts gehen ſoll, thut es mit den Vorder-Beinen einige Schritte, die Hinter-Beine aber bleiben dabey auf ihrer Stelle ſtehen; das Kreuz ſenkt ſich noch tiefer, daß der Schweif ſo hoch wie das Kreuz ſteht. Dies leidet indeſſen einige Ausnahme, indem man Pferde geſehen hat, welchen das Hüft-Bein von dem Kreuz-Knochen abgeriſſen war, die dennoch, wiewohl langſam, vorwärts gehen konnten; bey dieſen ſchwankt das Kreuz bald in die Höhe, und bald wieder herunter; wenn es nähmlich mit den Vorder-Beinen ſchreitet, ſo ſenkt ſich das Kreuz herunter, und wenn es mit dem Hinter-Theile folgen will, ſo hebt ſich daſſelbe wieder in die Höhe. Will ſich jemand darauf ſetzen, ſo fällt es zur Erde; wenn das Pferd geht, und man hält die Hand auf das Kreuz, ſo kann man deutlich fühlen, wie die mittlern zwey Hüftknochen-Spitzen ſich hin und her bewegen, und der Kreuz-Knochen in ſeiner Mitte ſich von den Spitzen entfernt.

Dieſer Art Brüche ſind Fohlen und junge Pferde mehr unterworfen, als alte.

Hr. Kerſting hat einen, obgleich ſeltenen, Fall erlebt, wo einem Pferde die Hüftknochen-Spitzen vom Kreuz-Knochen abgeriſſen waren, wobey das Pferd aber doch gehen konnte; nur durfte niemand darauf reiten, und wenn es ging, oder als Hand-Pferd vor der Kutſche lief, ſo ſahe man ihm bloß eine Schwäche im Kreuze an, dabey knackte es ihm bey jedem Tritte der Hinter-Füße auf dem Kreuze. Die abgeriſſenen Hüftknochen-Spitzen konnten deutlich gefühlt werden. Dieſem Pferde verordnete er eine Zeitlang viele Ruhe. Es hatte dieſes den Nutzen, daß in Zeit von einem halben Jahre, der zerbrochene Ort ſich wieder durch Knorpel an einander ſchloß, das Knacken nachließ, und das Pferd wieder brauchbar ward.

Wenn der Bruch an den Lenden-Wirbelbeinen vorgefallen iſt, ſo iſt ſolches gar deutlich am Folgenden zu erſehen. Das Pferd kann gar nicht mit ſeinem Hinter-Theile aufſtehen; und ſtreicht man über den Rücken her, ſo nimmt man da, wo der Bruch vorgefallen iſt, eine Vertiefung, und an den gräthförmigen Fortſätzen des Rückens eine Erhöhung, wahr. Iſt der Bruch ſo ſtark, daß die zerbrochenen Lenden-Wirbelbeine ſich von einander verſchoben haben, ſo, daß hierdurch das Rücken-Mark gedrückt worden iſt: ſo hat das Pferd an ſeinem ganzen Hinter-Theile nicht die geringſte Empfindung, man kann es in die Beine ſtechen und ſchneiden, ohne daß es ſolches fühlt, und es ſtirbt in kurzer Zeit an Convulſionen. Dieſe Art Brüche pflegen bey alten Pferden mehr, als bey jungen, vorzufallen, weil bey jenen die Verbindung der Rücken-Wirbelbeine nicht mehr ſo nachgebend, wie bey dieſen, iſt. Es iſt nichts Seltenes, daß die ſehnenartigen Bänder, womit die Rippen und Lenden-Wirbelbeine befeſtigt ſind, ſich nach 12 Jahren bey Pferden ganz verknöchern, und der Rücken daher zum

Ab-

Abbrechen weit mehr geſchickt iſt, als wenn die Bän-der noch ſehnenartig und nachgebend ſind.

Im Bergbaue, heißt **Kreuz**, 1. das Uebereinanderſetzen der Gänge, wenn Gänge durch einander ſtreichen, und beyde fortſetzen; Fr. la Croix des filons. Davon gibt es 3 Arten: a) das **Winkel-Kreuz**, wenn die Linien des Streichens der Gänge perpendikulär auf einander laufen; b) das **As-Kreuz**, wenn der Bogen beyder Linien ungefähr 45 bis 70 Grad iſt; und c) das **Schar-Kreuz**, wenn der Bogen nur wenige Grade hat, und beyde Gänge einen ſehr ſpitzigen Winkel machen. Siehe im XVI Th. S. 16.

2. Das Gerüſte am Göpel, womit der Spieß-Baum befeſtigt iſt; Fr. la Croiſe; ſ. Th. XIX, S. 258.

3. Der eiſerne Zapfen in der Spindel des Göpels; Fr. le Tourrillon.

Da es ſcheint, daß es hier wegen einiger Aehnlichkeit in der Geſtalt nicht zu dem folgenden Worte gehören könnte, ſo würde es gleichfalls hierher gehören, und alsdann den ſehr nahe verwandten Begriff der Spitze haben.

4. Ein hölzernes bewegliches Gerüſte, an deſſen beyden Enden die Zug-Stangen der Kunſt, welche in das Gebäude ſchieben, befeſtigt ſind.

Siehe auch **Kreuz-Verzimmerung**.

2. **Kreuz**, Diminut. das **Kreuzchen**, Oberd. das **Kreuzlein** (*), Lat. Crux, Fr. Croix.

1. In

(*) Im **Iſidor**, **Ottfried** und **Willeram** Cruce, bey dem **Strycker** Chreuce, in dem alten Gedichte auf den heil. Anno Creiz, bey den ſchwäbiſchen Dichtern Kruico, im Niederſ. Krütz, im Angelſ. Cruce, im Engl. Croſs, im Schwed. Kryſs, und mit verſetztem r Kors, im Dän. gleichfalls Kors, im Slavon. Kreſt, im Wend. Kriſch, im Perſ. Cruſc. Es iſt nicht glaublich, daß wir dieſes Wort zunächſt aus

1. In der eigentlichſten Bedeutung, ein gerader Körper, über welchen ein anderer die Quere geht, welcher die Geſtalt eines lateiniſchen großen T hat, und deſſen Figur ſonſt auch das **Antonius-Kreuz** genannt wird. In dieſer urſprünglichen und erſten Bedeutung wird es nur noch in einigen Fällen gebraucht. So iſt das **Kreuz bey den Buch-Druckern und Buch-Bindern**, wodurch die gedruckten und planierten Bogen zum Trocknen auf die Schnüre gehänget, und, wenn ſie trocken geworden ſind, wieder abgenommen werden, von dieſer Art, indem es aus einem bloßen Quer-Brete an einer langen Stange beſteht; Fr. Étendoir. Siehe **Planier-Kreuz**.

In einigen andern Fällen heißt ein ſolches Werkzeug eine **Krücke**; ſ. daſſelbe.

2. In weiterer Bedeutung, ein jeder Körper, welcher einen andern nach einem gewiſſen Winkel durchſchneidet, oder deſſen Figur.

(1) Ueberhaupt. Das **Andreas-Kreuz**, welches die Geſtalt eines X hat. Das **Schächer-Kreuz**, oder **Gabel-Kreuz**, welches einem Y gleicht.

Meh-

aus dem Lat. Crux entlehnet haben ſollten, weil es ſehr früh, und zwar ſchon im Iſidor in ſeiner heutigen deutſchen Geſtalt vorkommt. Es iſt vielmehr mit dem Latein. von dem Worte **Krücke** nur in dem Suffixo verſchieden, und drückt eigentlich die Hervorragungen des obern Quer-Holzes aus. Im Alban. heißt daher ein Kreuz nur Kriukk, ſo wie das mittlere Lat. Crux, mehrmahls für Krücke, Fr. Croſſe, gebraucht wird. Eine von Gottſched's ſeltſamen Grillen war es, dieſem Worte im Plural ein r anzuhängen, Kreuzer, bloß weil einige gemeine oberdeutſche Mund-Arten ſo ſprechen; Mund-Arten, worüber er doch ſo oft geſpottet hatte.

In den Zuſammenſetzungen Großkreuz, und Halbkreuz, iſt dieſes Wort bey verſchiedenen Ritter-Orden auch im männlichen Geſchlechte üblich, eine mit dem Ordens-Kreuze beehrte Perſon zu bezeichnen.

Mehrere Arten werden weiter unten bey den heraldiſchen oder Wapen-Kreuzen vorkommen.

Am häufigſten wird ein gerader Körper, welchen ein anderer nach rechten Winkeln durchſchneidet, ein **Kreuz** genannt. **Etwas ins Kreuz** oder **über das Kreuz legen**, es ſo legen, daß es dieſe Figur vorſtelle. **Die Hut-Macher ſchlagen ins Kreuz**, Fr. décroiſer; ſ. im XXVII Th. S. 100 und 113. **Die Bäcker ſchränken das Holz in dem Ofen über das Kreuz. Die Arme, die Füße über das Kreuz legen.** Daher denn auch im gem. Leben ſehr viele Werke der Kunſt und deren Theile, welche dieſe Geſtalt haben, den Nahmen des **Kreuzes** führen. Dahin gehören z. B. das **Kreuz eines Degens, bey den Schwert-Fegern,** der maſſive Theil zwiſchen dem Stich-Blatte und Griffe nebſt der Parier-Stange und dem Bügel, welcher auch das Gehäuſe heißt; ſ. im IX Th. S. 51.

Das **Kreuz im Fenſter,** das **Fenſter-Kreuz, bey den Tiſchlern,** das ſenkrechte Holz, welches von einem Quer-Holze durchſchnitten wird, und woran die Fenſter-Flügel ſchlagen, und in weiterer Bedeutung auch der ganze viereckige Nahmen, von welchem das Kreuz der innere Theil iſt; Fr. Croiſée de fenêtre; ſ. im XII Th. S. 580. Siehe auch **Kreuz-Stock.**

**Bey den Kupfer-Druckern,** heißt der Haſpel, womit die obere Walze umgedrehet wird, das **Kreuz.** Und ſo in hundert andern Fällen mehr.

Auch mit einem Kreuze gezeichnete Dinge, werden im gem. Leben zuweilen **Kreuz** genannt. So führt, **in den Blech-Hämmern,** die dickſte und ſtärkſte Art Eiſen-Blech, den Nahmen **Kreuz-Blech,** auch nur **Kreuz** ſchlechthin, von dem Kreuze, womit man die Fäſſer, worin es verſchickt wird, zu zeichnen pflegt; ſ. im V Th. S. 661.

(2) In

(2) In engerer Bedeutung, das ehemahlige Werkzeug einer ſehr ſchimpflichen und ſchmerzhaften Todes-Art, da der Verurtheilte an ein ſenkrechtes mit einem Quer-Holze verſehenes ſtarkes Holz ausgeſpannt und befeſtiget wurde, wie ich weiter unten zeigen werde.

(a) Eigentlich, beſonders ſo fern Chriſtus den Verſöhnungs-Tod an einem ſolchen Kreuze erlitten hat. **An das Kreuz geſchlagen, geheftet,** oder **genagelt werden. Chriſtus iſt an dem Kreuze geſtorben.** Aus Achtung gegen den Verſöhnungs-Tod Chriſti wurde die körperliche Figur eines ſolchen Kreuzes in der chriſtlichen Kirche ſehr früh zu verſchiedenen Gebräuchen angewendet, wovon aber viele mit der Zeit in Aberglauben und Mißbrauch ausarteten. Hiervon werde ich hernach ausführlicher handeln. In den proteſtantiſchen Kirchen ſind die meiſten dieſer Gebräuche abgeſchaffet worden; indeſſen wird ihr Andenken noch durch einige figürliche Redens-Arten aufbehalten. **Zum Kreuze kriechen,** ſich, wiewohl wider ſeinen Willen, demüthigen und unterwerfen; aus Noth, oder gezwungener Weiſe, nachgeben; Fr. venir à jubé. **Am Kreuze ſtehen,** in Mangel und großer Verlegenheit ſich befinden. Beyde R. A. ſind Anſpielungen auf eine ehedem in der römiſchen Kirche übliche Art der öffentlichen Buße, wo man mit ausgeſpannten Armen vor einem Kreuze ſtand.

Von dem in den mittlern Zeiten üblichen Gebrauche, denjenigen, welche ſich zu einem Feld-Zuge wider die Ungläubigen und nachmahls auch wider die Ketzer anwerben lieſſen, ein Kreuz auf ihre Kleider zu nähen, ſtammen die R. A. her: **das Kreuz predigen,** das Volk in Predigten zu einem ſolchen Krieges-Zuge aufmuntern; **das Kreuz nehmen,** ſich zu einem ſolchen Zuge anwerben laſſen. Siehe Kreuz-Zug.

Die

Die Aufrichtung des Kreuzes auf dem Markt-Platze, war ſonſt ein Zeichen des Burg- oder Stadt-Friedens. Daher lieſet man im 9 Art. des ſächſ. Weichbildes: Wo man neue Städte bauet oder Märkte machet, da ſetze man ein Kreuz auf das Markt, durch das man ſehe, daß Weichfriede da ſey, und man hänget auch da des Königes Hand-Schuh daran, daß man dabey ſehe, daß es des Königs Wille ſey.

Ein anderer Gebrauch war es, ein Kreuz auf ein Grundſtück zu ſtecken, welches gerichtlich verkauft werden ſollte; daher die R. A. in den mittlern Zeiten ſo oft vorkommt, das Kreuz auf eines Haus und Hof ſtecken.

Dieſe Bekreuzigung, oder Bekrönung mit dem Kreuze, war eine in alten Zeiten übliche Gewohnheit, vermöge deren das Haus oder Grundſtück eines Schuldners, den man an ſeinen beweglichen Gütern auszupfänden keine Gelegenheit hatte, durch den Gerichts-Diener mit Aufſtellung eines Kreuzes in Beſchlag genommen wurde. Weil dieſe Handlung durch den Gerichts-Diener, oder damahls ſo genannten Frohn-Bothen vollzogen wurde, ſo kommt ſie auch unter dem Nahmen Befrohnung vor; denn dieſes war der allgemeine Ausdruck, ſo oft der Richter jemand durch den Frohn-Bothen ſeine Gewalt empfinden ließ. Dieſe Bekreuzigung hatte die Wirkung, daß, wenn der Eigenthümer eines ſolchen Hauſes daſſelbe nicht binnen Jahr und Tag von dem angelegten Arreſt, durch Befriedigung des Gläubigers befreyete, das Eigenthums-Recht deſſelben verloren ging. Dieſes wurde zuweilen auch gebraucht, den Ungehorſam deſſen, der auf eine gerichtliche Ladung nicht erſchien, zu beſtrafen.

Auch das gottesdienſtliche Zeichen des Kreuzes, da man eine ſolche Figur mit den Fingern in der Luft macht, iſt eine ſehr alte, und beſonders in der römiſchen Kirche übliche Gewohnheit, wo ſie aber oft ſehr gemißbraucht wird. Ein Mehreres hiervon wird weiter unten vorkommen. Das Kreuz machen, ein Kreuz ſchla-

ſchlagen, dieſes Zeichen mit den Fingern in der Luft machen. Sich mit dem Kreuze ſegnen. Das Kreuz vor ſich machen. Das Kreuz vor einem andern machen, auch figürlich, ſich vor ihm, wie vor dem Teufel hüten, ihn auf alle Art zu vermeiden ſuchen.

Auch Angehänge zur Zierde, in der Geſtalt eines Kreuzes von edeln Metallen, welche oft mit Edelſteinen beſeßt werden, und welche das Frauenzimmer am Halſe trägt, und bis auf den Buſen herunter baumeln läſſet, heißen Kreuze, oder Kreuzchen; Hals-Kreuzchen, Fr. Croix à la devote.

(b) Figürlich, in der Theologie und bibliſchen Schreib-Art. α) Das ganze Verſöhnungswerk Chriſti, von welchem der Kreuzes-Tod das vornehmſte Stück war; Gal. 6, 14. Eph. 2, 16. Col. 1, 20. β) Die Lehre von Chriſto und deſſen Verſöhnungswerke; 1 Cor. 1, 17. 18. Gal. 5, 11. γ) Die Leiden und Trübſale der Chriſten, alle Arten der Leiden in der Gemeinſchaft Chriſti, deſſen vornehmſtes Leiden in dem Kreuzes-Tode beſtand; im mittl. Lat. Cruciatio. Viel Kreuz haben. Sein Kreuz geduldig tragen. Gott legt den Gläubigen mancherley Kreuz auf. Daher heißen Kreuz-Träger diejenigen, welche durch Leiden und Trübſale geübt werden. Der Urſprung dieſer Benennung liegt darin, daß das lezte Leiden und der Tod Chriſti am Kreuze geſchah, und leidende Chriſten mit ihm durch ihre Trübſale in eine gewiſſe Aehnlichkeit treten. Chriſtus braucht ſelbſt zuweilen von ſeinen Nachfolgern, die R. A., daß ſie ſein Kreuz tragen und ſich ſelbſt verläugnen müſſen, wenn ſie ſeine ächte Jünger ſeyn wollten. Es liegt aber doch darin nur die Forderung, daß man auch bereit ſeyn müſſe, ſein Leben auch wohl auf eine ſchmähliche Art, wie Chriſtus, aufzuopfern und zu verläugnen, wenn es das Bekenntniß von ihm und ſeinem Evangelio erfordert, und eine Anzeige, daß ſeine erſte Jünger die

blutigſten und härteſten Verfolgungen um ſeinetwillen würden zu übernehmen haben. Das Kreuz mußte von denen, welche an demſelben zu ſterben verurtheilt wurden, nach der Gewohnheit bey den Römern, bey welchen dieſe Todes-Strafe, und zwar bey Sclaven, üblich war, ſelbſt zur Richt-Stätte getragen werden, daher auch Chriſtus es ſelbſt tragen mußte; und davon kommt der Nahme **Kreuz-Träger**.

Man hat ſowohl in erſtern, als auch folgenden Zeiten, die Worte Chriſti von dem Nachtragen ſeines Kreuzes auf mancherley Art gemißbraucht. Man glaubte z. B. daß dies ein allgemeines Geſetz und Kennzeichen der Chriſten ſey, und trieb ſich mit einer Schwärmerey ſelbſt zum Kreuz oder Tode, gab ſich ſelbſt als Chriſt an, und verlangte die Ehre ein Märtyrer zu werden. Andere pflegten oder pflegen noch ein jedes Leiden ein Kreuz zu nennen, da es doch eigentlich nur von der Aufopferung des Lebens um der Religion willen gebraucht wird, am wenigſten aber von den verſchuldeten Beſchwerlichkeiten oder dem Unglücke ungebeſſerter Menſchen gebraucht werden kann.

In weiterer Bedeutung werden im gem. Leben alle Arten der Leiden, Unfälle und Widerwärtigkeiten, **das Kreuz**, oder **ein Kreuz** genannt. Daher nennt man Leiden und Widerwärtigkeit in der häuslichen Geſellſchaft und in Anſehung derſelben, **Haus-Kreuz**. **Vieles Haus-Kreuz haben**, viele häusliche Unglücks-Fälle oder Widerwärtigkeiten.

Sprichw. *Wer das Kreuz hat, ſegnet ſich am erſten*; man iſt ſich ſelbſt die erſte Sorge ſchuldig; der iſt ein Thor, wer ſich ſelbſt vergißt.

**Das Kreuz**, dieſes Werkzeug der Todes-Strafe, war bey den Römern, Griechen und andern Völkern, z. B. den Karthaginenſern, üblich. Daß die Kreuzes-Strafe bey den Römern eine der gewöhnlichſten Todes-Strafen der Miſſethäter geweſen ſey, iſt eine ausgemachte Sache, welche alle Geſchicht-Schreiber ver-

verſichern. Calmet (¹) will aus 1 Moſ. 40, 19, beweiſen, daß dieſe Todes-Art auch bey den Aegyptern üblich geweſen ſey. Ob aber dieſelbe auch bey den Juden üblich geweſen ſey, darüber ſind die Gelehrten nicht Einer Meinung. Diejenigen, welche nur vier Lebens-Strafen bey den Juden behaupten, und ſagen, daß man die Miſſethäter entweder geſteinigt, oder verbrannt, oder enthauptet, oder erwürgt habe, läugnen es, und ſie gründen dieſe Meinung beſonders darauf, daß die Rabbinen dieſer Todes-Strafe nicht gedenken, auch in dem ganzen Grund-Texte des alten Teſtamentes kein Wort gefunden werde, welches das Kreuz, als Marter-Holz, bedeute (²). Andere, welche das einige Mahl im alten Teſtament vorkommende Erhängen hierher rechnen, welches jedoch von der Kreuzigung ganz verſchieden iſt, behaupten, daß dieſe Todes-Strafe bey den Juden üblich geweſen ſey, und berufen ſich hierbey unter andern auf eine Stelle des Juden Philo (³), wo er den Ausdruck *ἀνασκολοπίζεσθαι* braucht, welchen ſie von dieſer Kreuzigung erklären. Dieſe Meinung hat unter andern J. G. von Chaufepié in einer Diſſertation, die er unter dem Vorſitze des Alb. Schultens zu Franeker 1721 gehalten hat, vertheidigt, welche in den Miſcellaneis Duisburgenſibus (⁴) abgedruckt iſt. Vor ihm haben auch ſchon andere gelehrte Männer, als: Baronius, Sigo-

(1) Bibl. Wörterb. B. 2, S. 1020.

(2) So läugnen dieſes, daß ſie bey den Juden eine gewöhnliche Todes-Strafe geweſen ſey, auſſer andern: *Caſaubonus*, Exercitat. Anti-Baronian. Exerc. 16, n. 77. *Seldenus*, de iure nat. & gent. ſecundum diſcipl. Ebraeor. L. 4, c. 1, und Müller, in Jeſu patiente, p. 325.

(3) In libro de ſpecialibus legibus ad praeceptum 6 & 7 Decalogi, p. 617.

(4) To. II. Faſc. 3, S. 401 — 436.

Sigonius (5), und Clotzius (6), eben dieſes behaupten. Noch andere gehen hierbey die Mittel-Straße, und wollen weder das eine noch das andere ganz behaupten. Sie ſagen nähmlich: die Juden hätten niemanden auf römiſche Manier gekreuzigt, nähmlich, daß man bey ihnen die Maleficanten nicht mit Händen und Füßen angenagelt hätte; gewöhnlich aber ſey dieſe Todes-Art bey den Juden geweſen, nähmlich bey den Gottes-Läſterern und Abgöttiſchen, welche man, nachdem man ſie vorher gekreuzigt, hernach auf ein Holz, welches wie ein Kreuz ausgeſehen, mit rücklings angebundenen Händen aufgehängt habe, wobey zwar die Hände nicht angenagelt worden, doch nicht zuſammen gekommen wären, ſondern jede Hand auf das Quer-Holz ausgeſpannt worden ſey. Wenn man das Aufhängen an den Galgen für Kreuzigen annimmt, und die Stellen Eſther 2, 23. 9, 13. mit einander vergleicht, ſo muß man annehmen, daß dieſe Todes-Strafe bey den Perſern nicht ungewöhnlich geweſen ſey, welches auch aus dem Berichte des Herodot (7) erhellt. Sonſt war dieſe Todes-Strafe auch bey den Scythen (8), und Aſſyriern (9), gewöhnlich. Bey den Griechen muß zu den Zeiten Alexander's des Großen dieſe Todes-Strafe ebenfalls nicht unbekannt geweſen ſeyn, wenigſtens wird vom Plutarch (10), und Diodor von Sicilien (11) erzählt, daß dieſer Monarch auf



(5) De republ. Ebraeor. L. 6, c. 8.

(6) De doloribus animae Chriſti, p. 344.

(7) Thalia, oder Lib. III. Hiſtor. p. 238. L. IV, p. 296.

(8) *Juſtin.* Hiſtor. L. 2, c. 5. *Herodot.* Hiſt. L. 4, p. 254, f. *Diodor. Sicul.* Biblioth. hiſtor. L. 2, p. 128.

(9) *Diod. Sicul.* L. 3, p. 91.

(10) In Vita Alexandri M.

(11) Lib. 17, p. 578, f.

auf dieſe Art den Arzt Glaucus habe hinrichten laſſen. Mehrere Beyſpiele dieſer Todes-Art findet man bey dem Curtius ([12]). Bey den Römern findet man ſchon zu den Zeiten ihrer erſten Könige Spuren davon, ſchon unter dem Tullus ([13]). Beſonders verſichert Appianus ([14]), daß man unter der Armee des Antonius die Sclaven mit dieſer Todes-Strafe belegt habe. Eben dergleichen berichten Dionyſius von Halicarnaß ([15]), Dio Caſſius ([16]), und Joſephus ([17]). Selbſt von den alten Deutſchen bemerkt Albert Kranz ([18]), daß dieſe Todes-Art unter denſelben üblich geweſen, und nicht eher unter ihnen, als zur Zeit ihrer Bekehrung zu Chriſto, abgeſchaffet worden ſey.

Die gewöhnliche Benennung, durch welche dieſe Todes-Strafe iſt ausgedrückt worden, iſt Kreuzigung, L. Crucifixio, Fr. Crucifiement. Im griech. N. T. ϛαυρουν, Matth. 27, 22. 26. 31. 35, f. Marc. 15, 13, f. 20, f. Luc. 23, 23. 33. 24, 7. Joh. 19, 6. 10. 15. 23. 41; und κρεμασθαι ἐπι ξυλον, Apoſtg. 5, 30, 10, 39. Auſſer dieſen griechiſchen Benennungen, wird von den Profan-Schriftſtellern dieſe Todes-Strafe durch ἀναϛαυρουν, προσηλουν, σκολοπιζεσθαι, und ἀνασκολοπιζεσθαι, ausgedrückt.

Aus

(12) De rebus geſtis Alexandri M. L. 7, c. 11. L. 9, c. 8.

(13) *Liv.* Hiſtor. L. 1, c. 26, n. 6.

(14) De bellis civilibus, L. 3, p. 528.

(15) Antiqu. roman. L. 5, p. 317.

(16) Hiſt. roman. L. 49, p. 463.

(17) Antiquit. iudaic. L. 6.

(18) Vandalia, L. 4, c. 26.

Aus einer Bemerkung des Euſtathius (19) erhellt, daß ςαυρος einen ſpitzigen Pfahl bedeute. Gemeiniglich theilt man das Kreuz, deſſen man ſich bediente, die Miſſethäter vom Leben zum Tode zu bringen, in crucem ſimplicem, welches bloß ein einziger Pfahl war, an welchen der Miſſethäter mit auf den Rücken gebundenen Händen befeſtiget (20) (Affixio), oder auch an dergleichen alſo geſpießt wurde, daß ihm der Pfahl zum Hintern hinein, und oben bey dem Halſe, oder auch durch den Mund wieder heraus ging (21) (Infixio, Impalatio, σκολοψις); Fig. 2842, und compactam, welches aus zwey Haupt-Hölzern zuſammen geſetzt war. Die Zuſammenſetzung dieſer beyden Hölzer, war von einer dreyfachen Gattung. War dergleichen Kreuz von zwey gleich langen Hölzern, in Geſtalt eines lateiniſchen und römiſchen X, oder eines großen griechiſchen Chi, Fig. 2843, ſo hieß das Kreuz decuſſata, quae, wie Iſidor es beſchreibt, in figura crucem & in numero *decem* demonſtrat (22). Dieſe Art des Kreuzes wird auch ſonſt Andreas-Kreuz genannt, weil man gemeiniglich glaubt, daß der Apoſtel Andreas an ein ſolches Kreuz genagelt worden ſey. Waren die beyden Hölzer dergeſtalt zuſammen gefügt, daß eines länger als das andere war, und das kürzere dabey oben auf das längere querüber befeſtigt wurde, ohne daß dieſes über jenes hervor ging, daß alſo die Verbindung der beyden Hölzer das große lateiniſche T, oder das große griechiſche Tau vorſtellte, ſo hieß es Crux commiſ-

 ſa

(19) Ad Homer. Odyſſ. lib. ξ. p. 527, lin. 23. edit. Baſil.

(20) *Auſon.* Lapid. crucif. v. 59. *Tertull.* Apol. c. 8.

(21) *Seneca* Ep. 14. *Kipping.* Antiq. rom. L. 2, c. 8, §. 8. *Lipſius* de cruce. L. 1, c. 6.

(22) *Hieron.* in Jerem. XXXI. *Lipſ.* L. c. c. 7.

ſa (23); ſonſt heißt es auch Antonius-Kreuz, weil der h. Antonius mit dergleichen abgebildet wird. Ging bey dieſer leztern Art das gerade auf ſtehende oder längere Holz etwas über das Quer-Holz hervor, wie bey dieſer Figur †, welche man noch heut zu Tage dem Kreuze gibt, Fig. 2844, ſo hieß es Crux immiſſa, oder capitata (24). Dieſe lezte Art war unter allen die gewöhnlichſte, weil man gemeiniglich über dem Kreuze eine Ueberſchrift zu ſetzen pflegte, worin die Urſache des Todes ausgedrückt wurde (25), und von dieſer Art iſt auch vermuthlich das Kreuz Chriſti, wovon ich unten beſonders ſprechen werde, geweſen. Der Gekreuzigte mußte an demſelben ſo hängen, daß er von Allen geſehen werden konnte, und auch alle Umſtehende die über ihm bemerkte Urſache ſeines Todes leſen konnten (26).

Wegen der Holz-Stücke, woraus dieſes Kreuz beſtand, ſind die Gelehrten nicht einig; doch kommen ſie darin überein, daß zwey weſentliche Theile deſſelben geweſen ſind, nähmlich: 1. der lange Stamm Holz, oder der Pfahl, welcher in der Erde befeſtigt wurde, welchen der Gekreuzigte mit ſeinem ganzen Leibe und Rücken bedecken mußte, an welchem er angenagelt wurde; dieſer Theil hieß Crux im vorzüglichen Verſtande, oder Lignum arrectarium; 2. das Quer-Holz, welches oben noch unter der geſetzten Ueberſchrift durch den gerade in die Höhe ſtehenden Stamm durchging, an welchem der Delinquent ſeine Arme und Hände ausſtrecken

(23) *Tertullian.* adv. Marcionem, L. 3, c. 22. *Lipſius*, l. c. cap. 8.

(24) *Lipſius*, c. 9. *Cerda* Adverſar. ſacr. c. 90. ap. *Pitiſc.* in Crux.

(25) Matth. 27, 37. Marc. 15, 26. Luc. 23, 38. Joh. 19, 19.

(26) Joh. 19, 20.

ſtrecken mußte, und woran die Arme angenagelt wurden; dieſer Theil hieß Antenna, Patibulum, oder Lignum transverſarium. Einige, als: Irenäus ([27]), Tertullianus ([28]), und Andere, ſetzen zu dieſen weſentlichen Theilen des Kreuzes noch 3. das ſo genannte Geſäß-Bret, oder Geſäß-Holz, Sedile, oder Staticulum, auf welchem der Gekreuzigte am Kreuze ſaß, oder gleichſam ritt, hinzu. Man pflegte, zu dieſer Abſicht, daſſelbe mitten an dem Stamme, der gerade in die Höhe ging, zu befeſtigen, und es ging daſſelbe aus dem Stamme wie ein Horn hervor. Auſſer der Haupt-Abſicht des Sitzens darauf, diente es auch dazu, daß der Leib des Gekreuzigten deſto länger hängen bleiben ſollte, beſonders wenn er zu faulen anfing; und dem Henker diente es zum Auftritt, daß er das Annageln der Arme des Delinquenten deſto beſſer verrichten konnte. Die Mahler ſtellen gemeiniglich die Kreuzigung Chriſti ſo vor, daß man erſt das Kreuz auf die Erde niedergelegt, und Jeſum daran genagelt, hernach aber den Holz-Stamm in die Höhe gerichtet habe, wovon man aber keine Spur bey den Alten findet. Vermuthlich richtete man erſt das Kreuz auf, und nagelte ſodann mit Hülfe dieſes Geſäß-Holzes, worauf man zu treten pflegte, den Delinquenten daran. 4. Meinen Einige, als: Caſaubonus ([29]), Bartholin ([30]), Cornelius Curtius ([31]), nebſt Andern, es ſey noch ein Klotz unter den Füßen, oder ein Fuß-Bret, welches ſie Suppedaneum nennen, da geweſen, worauf die Füße des Gekreuzigten geruhet hätten und angenagelt worden ſeyn, Fig. 2845,



(27) Aduerſus haereſes, L. 2, c. 42.

(28) L. 1. ad nationes, c. 12. To. I. Opp. p. 353, edit. Pariſ.

(29) Exercit. Antibaron. exerc. 16, n. 85.

(30) De latere Chriſti aperto, c. 9, p. 118.

(31) De clauis dominicis, c. 11, p. 126, edit. Antverp.

da geweſen (32). Allein, man findet von demſelben bey der Kreuzigung vor Conſtantin's des Großen Zeiten keine Spur; und es wäre dieſes auch unnöthig geweſen, da die Füße des Gekreuzigten ohnedies ſchon unten an den Stamm angenagelt wurden. Uebrigens wurde zu den Kreuzen Holz, wie man es bekam, beſonders aber doch eichenes, genommen (33).

Was die Höhe des Kreuzes betrifft, ſo mußte man dieſelbe nach dem aufgerichteten Holz-Stamme abmeſſen. Ordentlicher Weiſe waren die aufgerichteten Kreuze nicht gar zu hoch, nur ſo hoch, daß die Füße des Miſſethäters 3 bis 4 Schuh hoch von der Erde erhaben waren. Dieſes leztere läſſet ſich 1. daher beweiſen, weil der Maleficant ſein Kreuz ſelbſt nach dem Richt-Platze tragen mußte (34), welches nicht möglich geweſen, wenn das Kreuz zu lang geweſen wäre; 2. weil die Umſtehenden bey einem zu hohen Kreuze die über dem Kreuze geſetzte Ueberſchrift nicht würden haben leſen können; 3. weil das Brechen der Beine des Gekreuzigten durch die Kriegs-Knechte ſchwerer geweſen wäre, wenn das Kreuz zu hoch war, Joh. 19, 32. Heinrich Kipping (35) behauptet, es ſey gewöhnlich das Kreuz 9 Ellen hoch geweſen, wovon 6 über der Erde heraus gegangen wären, 3 aber davon in der Erde eingegraben geweſen wären. Indeſſen wurden manchmahl, theils um die Größe des verübten Verbrechens anzuzeigen, theils aus Haß gegen den Gekreuzigten, und um ihn deſto mehr zu beſchimpfen, die Kreuze höher als gewöhnlich gemacht, wovon einige Bey-

(32) *Gregor. Turon.* de glor. Mart. c. 6. *Lipſius*, L. 2, c. 10, alii ap. *Pitiſc.* in Suppedaneum.

(33) *Sil. Ital.* L. 2, v. 343. *Lipſ.* L. 3, c. 13.

(34) Joh. 19, 17.

(35) Exercitation. de cruce, exerc. 24. §. 1, p. 165, f.

Beyſpiele bey dem Juſtinus (36), und Suetonius (37), vorkommen.

Da die Abſicht bey ſolcher Kreuzigung dieſe war, daß die Uebelthäter von Jedem ſollten geſehen werden, ſo erwählte man zu denjenigen Oertern, wo die Kreuze aufgerichtet wurden, mehrentheils öffentliche Land-Straßen, wo viele Menſchen zuſammen kommen. Dieſes beweiſet ſelbſt der Berg Golgatha, wo Chriſtus gekreuzigt worden iſt; Matth. 27, 33. Schon Bachiene (38) bemerkt, daß die Römer die Gewohnheit gehabt haben, Hügel und Anhöhen dazu zu erwählen, damit dergleichen Beſtrafung zum Schrecken anderer deſto mehr in die Augen fallen ſollte. Doch bemerkt daſelbſt Hr. Maas in einer beygefügten Anmerkung, daß die Gewohnheit der Römer, die Miſſethäter auf Bergen hinzurichten, nicht allgemein geweſen ſey, indem man auch die Kreuze allenthalben auf den Wegen aufgerichtet hätte. So erzählt Valerius Maximus (39) von dem Polykrates, er ſey auf dem höchſten Gipfel des Berges Mycale gekreuzigt worden.

Derjenige der gekreuziget werden ſollte, oder auch ſchon gekreuzigt war, hieß Cruciarius. Diejenigen, über welche dieſe Todes-Strafe erging, waren eigentlich Sclaven oder Knechte. Livius (40), Dionyſius von Halicarnaß (41), und Hirtius (42), führen Beyſpiele von Knechten an, welche man wegen ange-



(36) Hiſtor. L. 18, c. 7, n. 15.

(37) De vita Galbae, c. 9.

(38) Paläſtina, Th. 2, B. 1, §. 133, S. 289.

(39) Lib. 6. c. 9, extern. hiſt. n. 5.

(40) Hiſtor. L. 22, c. 33, n. 2. L. 33, c. 36, n. 3.

(41) Antiqu. rom. L. 5, c. 7.

(42) De bello hiſpan, c. 20, n. 5.

fangener Rebellion gekreuzigt hat. Daher auch Tacitus (43) dieſe Todes-Art ſeruile ſupplicium nennt. Ihr Herr ließ ſie manchmahl um geringer Urſachen willen kreuzigen, wenn ſie ihm entlaufen, oder ihm untreu geworden waren, u. ſ. w. Sonſt wurden die Aufrührer (44), öffentliche Straßen-Räuber (45), Meuchel-Mörder (46), Falſarii (47), Ueberläufer im Kriege (48), und andere Uebelthäter, die grobe Verbrechen verübet hatten, gekreuzigt, welches aus dem Beyſpiele der beyden mit Chriſto gekreuzigten Schächer (49) deutlich erhellt. Sonſt war dieſe Strafe auch für öffentliche Feinde; daher Alexander der Große auf ein Mahl 2000 Tyrer an Kreuze ſchlagen ließ (50), Titus mehr als 500 Juden (51), andere Tyrannen aber auch die Chriſten, und unter dieſen ſo gar auch Frauensperſonen, indem auf dieſe Art endlich die h. Eulalia ſoll hingerichtet worden ſeyn (52). Es war eine ſehr ſchimpf-

(43) Hiſtor. L. 4, c. 2, n. 7. *Cic.* Verr. V. c. 64.

(44) *Livius*, L. 30, c. 43.

(45) *Juvenal.* Sat. 6, v. 219. *Tacitus*, L. 4, c. 11.

(46) *Joſeph.* Antiq. L. 13, c. 22. de bello iud. L. 2, c. 7. 22. *Kipping* de cruce, §. 2.

(47) *Senec.* epiſt. 7. *Petron.* c. 71.

(48) *Firmic.* Mathem. L. 6, c. 26. Eigentlich hätte die Kreuzigung wohl unter den militäriſchen oder Kriegs-Strafen keine Stelle finden können, da man die Knechte nicht zu pflichtmäßigen Soldaten machte. Der Deſerteur wurde hingegen ſo geringſchätzig, als ein Knecht, behandelt, und konnte mit einer Knechts-Hinrichtung beſtrafet werden. In folgenden Zeiten wurde, an ſtatt der Kreuzigung, die Aufknüpfung an einem niedern Galgen, (Suſpendium, oder Supplicium furcarum.) eingeführt; wo dergleichen Miſſethäter nicht ſowohl erdroſſelt, als mit Ruthen zu Tode gehauen wurden.

(49) Matth. 27, 38.

(50) *Curtius*, L. 4, c. 4. *Paull.* Sent. 5, tit. 23.

(51) *Joſeph.* de excid. L. 2, c. 3.

(52) Martyrol. 22 Maji. c. 15.

ſchimpfliche und ſchmähliche, eine der niedrigſten und in der Art der Ausführung eine der grauſamſten Strafen, wenn jemand zu derſelben verurtheilt wurde. Eben dieſes beſtätigen auch einige Kirchen-Väter, wenn ſie von der Strafe der Kreuzigung reden, als: Lactantius (53), Origenes (54), und Chryſoſtomus (55).

Ein Mehreres hiervon findet man in Carl Heinr. Langens Abh. de infami, quo Chriſtus adfectus eſt, ſupplicio, in ſeinen Obſervationibus ſacris, n. II. p. 151—214, und in *Jo. Gottl. Muſaei* diſſ. de infamia crucis per Chriſtum depulſa, Jen. 1727.

Vermuthlich bekam dieſe Schande in den Augen der Juden, wenn ſie eine ſolche Kreuzigung mit anſahen, noch einen großen Zuwachs, da Gott ſchon in ſeinem Geſetze mit der Strafe des Hängens den Fluch verbunden hatte.

Die bey der Kreuzigung gewöhnlichen Gebräuche waren folgende. Zuerſt erfolgte vor derſelben der ſolenne Ausſpruch des Richters, welcher in der feyerlichen Formel bey den Römern beſtand, die er zu dem Maleficanten ſagte: Ibis in crucem. Hierauf übergab der Richter denſelben in die Hände derjenigen, die das Urtheil an ihm vollziehen ſollten (56), welches zu der Zeit der freyen römiſchen Republik die ſo genannten Lictores, unter den Kaiſern aber die Kriegs-Knechte und Soldaten, deren auch in der Geſchichte der Kreuzigung Chriſti gedacht wird, waren. Vor der Hinausführung wurde er erſt gegeißelt (57), und zwar entweder im Richt-Hauſe an einer Säule (58), oder im Hin-aus-

(53) Inſtitut. divin. L. 4, c. 26.

(54) contra Celſum, *L.* 1, p. 24. edit. Guil. Spenceri.

(55) in Pſalm 109. To. I. Opp. p. 436, edit. Antverp.

(56) Marc. 15, 15. Luc. 23, 25. Joh. 19, 16.

(57) *Liv.* L. 34, c. 26. *Curt.* L. 7, c. 11. Marc. 15, 15.

(58) *Prudent.* Diptych. v. 161.

ausführen zur Kreuzigung (59). Bey der Herumführung des Miſſethäters durch die vornehmſten Straßen der Stadt, bis an den Richt-Platz, mußte er ſein Kreuz, oder doch ein Stück davon, ſelbſt tragen (60), und viel Spott und Läſter-Reden erdulden (61); es wäre denn, daß er ſub furca, oder alſo über die Straßen oder den Markt gegeißelt wurde, daß ihm der Nacken in eine Gabel geſteckt war, die Arme aber an deren beyden Enden ausgebreitet waren (62); wobey er noch wohl mit Stacheln zum Fortgehen angetrieben wurde (63). Sobald man auf dem Richt-Platze mit dem Delinquenten angekommen war, pflegte man demſelben ſeine Kleider auszuziehen (64), welche die Kriegs-Knechte, die die Execution vollzogen, unter ſich theilten, und auch wohl darum zu loſen pflegten (65). Ob man den Gekreuzigten die Scham-Theile bedeckt habe, wie die Mahler Chriſtum am Kreuze zu mahlen pflegen, hat Voſſius (66) ausführlich unterſucht. Hierauf ging die Kreuzigung ſelbſt vor ſich. Zuvörderſt wurde das Kreuz dem Maleficanten abgenommen, und in die Erde geſteckt. Hierauf halfen die Kriegs-Knechte ihn auf das ſo genannte Geſäß-Holz des Kreuzes, beſonders wenn er ſchon ſehr matt und ſchwach war. Dieſes wird beſonders durch die Redens-Art: tolli, agi in crucem, deren die römiſchen Scribenten ſich ſo oft bedienen, angezeigt. Daß man ſich, nach der Vor-

(59) *Val. Max.* L. 1, c. 7. *Macrob.* Saturn. L. 1, c. 10.

(60) *Artemid.* L. 2, c. 41. Joh. 19, 17.

(61) *Lipſius*, L. 2, c. 5.

(62) *Kipping.* Antiq. rom. L. 2, c. 9. §. 7.

(63) *Plaut.* Moſt. Act. 1, Sc. 1, v. 52.

(64) *Artemid.* L. 2, c. 57.

(65) Matth. 27, 35. Marc. 15, 24. Joh. 19, 23.

(66) De baptiſmo, Diſp. 7, theſ. 6.

Vorſtellung einiger Mahler, dazu der Leitern bedient habe, findet man nirgends, welches auch nicht nöthig war, da, erwähnter Maßen, das Kreuz mehrentheils nicht ſehr hoch war. Saß nun der Verbrecher feſt an dem Geſäß-Holze, ſo, daß die Beine zu beyden Seiten herab hingen, ſo wurden die Füße an dem Pfahle, die Hände aber an dem obern Quer-Holze angenagelt, wobey jedoch Scaliger (67) vermuthet, daß die Kriegs-Knechte erſt die Hände mit Stricken angebunden, und ſodann mit eiſernen Nägeln angenagelt hätten.

Wenn ſie angenagelt wurden, iſt auſſer allen Zweifel, daß jede Hand auf ihrer Seite beſonders genagelt worden iſt. Bey den Füßen aber pflegt man die Frage aufzuwerfen, ob auch beyde Füße neben einander mit zwey Nägeln angenagelt, oder die Füße etwann über einander geſchlagen, und mit einem einzigen langen und ſtarken Nagel angeheftet worden ſeyn. Man iſt hierin nicht einig, zumahl wenn von der Kreuzigung Chriſti die Rede iſt. Gregorius von Nazianz braucht den Ausdruck Τρίσηλον, d. i. mit drey Nägeln. Andere behaupten, daß jeder Fuß Chriſti mit einem beſondern Nagel angeheftet geweſen ſey. Wenn Cyprianus von dem Leiden Chriſti redet, ſagt er: clauis ſacros pedes terebrantibus, d. i. wobey die Nägel die heiligen Füße durchbohrt hatten.

Ueber dem Haupte des Gekreuzigten war eine Tafel, worauf die Urſache ſeines Todes, oder ſein Verbrechen beſchrieben ſtand. Dieſes hieß Titulus, oder Elogium (68). Von dieſer Ueberſchrift des Kreuzes iſt Folgendes zu merken. Bey den Alten wurde die Urſache des Todes der Uebelthäter entweder vermittelſt einer Schrift, oder durch den öffentlichen Ausruf

(67) Animadverſ. ad Euſebii Chronicon, p. 110.

(68) Johannes, der Evangeliſt, hat das Wort Titulus auch im Griech. behalten; Τίτλος; Matthäus aber nennt es Αἰτίαν, cauſam. Andre ſetzen Ἐλέγχιον.

ruf eines Herolds (69), dem auf dem Richt-Plaͤtze verſammelten Volke angedeutet. Bey den Roͤmern wurde die Tafel, worauf das Verbrechen mehrentheils von dem Richter ſelbſt (70) geſchrieben war, vor dem Verurtheilten hergetragen; zuweilen pflegte man ſie auch demſelben entweder vor der Bruſt, oder auf dem Ruͤcken, anzuheften; hernach aber, beſonders wenn das Kreuz nicht gar zu hoch war, heftete man dieſes Taͤfelchen oben an dem uͤber dem Quer-Balken hervor ragenden Theile des Kreuzes (71). Salmaſius (72) beſchreibt dieſes Taͤfelchen, und nennt es Tabellam ligneam dealbatam gypſo vel ceruſſa, in qua literae ex encauſto vel atramento ſcribebantur, weil naͤhmlich daſſelbe erſt mit Bleyweiß, Gyps oder Kreide weiß gemacht, hernach aber ſchwarze Buchſtaben mit Tinte darauf geſchrieben worden. Die Griechen nannten ſolche Tafel Λεύκωμα, die Roͤmer aber Album. Auf derſelben wurde der voͤllige Nahme des Verbrechers, ſein Vaterland und die vor-

(69) Wenn der Praeco nur muͤndlich ausrief, was der Uebelthaͤter begangen hatte, ſo nannte man dies Superdictum. *Vlpian.* l. ſi duo patroni ff. de iureiurando.

Wenn man einen Flucher und Schwoͤrer pruͤgeln ließ, rief der Praeco ihm zu: προπετῶς μὴ ὄμνυε, oder: temerarie & petulanter ne iures! Suetonius ſchreibt vom Kaiſer Domitian: Patrem familias detractum è ſpectaculis in arenam canibus obiecit cum hoc titulo: *Impie locutus eſt.*

Alexander Severus ließ ſeinen Kammer-Diener Turinus, welcher viele Geſchenke genommen, und den Leuten große Verheißungen, wie er fuͤr ſie bey dem Kaiſer reden wollte, gethan hatte, welches doch nur ein vergebliches Geſchwaͤtz und lauter Luͤgen waren, an einen Pfahl binden, und zu Tode ſchmaͤuchen, auch den Præconem dabey ausrufen: *Fumo punitur, qui vendidit fumum.*

(70) Joh. 19, 19.

(71) Matth. 27, 37. Marc. 15, 26. Luc. 23, 38. Joh. 19, 19.

(72) Epiſt. de cruce, p. 266; & Lib. de modo vſurarum, p. 974. f.

vornehmſte Urſache ſeines Todes bemerkt, wodurch der Richter nicht nur die Gerechtigkeit des über ihn gefällten Todes-Urtheiles an den Tag legen, ſondern auch dem Volke die Urſache des Todes hinlänglich bekannt machen wollte.

Wenn die Kreuzigung vollzogen war, mußte der Gekreuzigte von den Kriegs-Knechten bewachet werden, damit er nicht des Nachts möchte abgenommen werden (73). Der Uebelthäter mußte ſo lange am Kreuze hangen, bis er ſtarb. Nun war der Kreuzes-Tod eine ſehr langſame Todes-Art, da ein Menſch am Kreuze wohl etliche Tage unter unſäglichen Schmerzen leben konnte, ehe er völlig ſtarb, und ſich entweder verblutete, oder verhungerte. Um nun bey ihnen den Tod zu beſchleunigen, pflegte man, aus beſonderer Gnade gegen die Verbrecher, oder anderer Urſachen wegen, ihnen entweder die Beine zu zerbrechen (74), oder man durchſtach ihnen das Herz mit einer Lanze oder einem Spieße. Wenn bey den Heiden, die Körper der Gekreuzigten ihren Freunden, auf Bitte, zum Begräbniß verabfolget wurden, war es eine große Gnade, weil ſie ſonſt daran hangen blieben,

(73) Matth. 27, 54. Luc. 23, 46.

(74) Joh 19, 32. Das Zerbrechen der Beine, oder das Beinbrechen der Gekreuzigten, Crurifragium, geſchahe mit einem großen Hammer oder einer Keule, und war nur bey den Juden üblich.
*Lactant.* L. 3. c. 26. *Kipping.* exercit. 29, §. 5.
Außer dem war es eine Strafe der Miſſethäter (*Plaut.* Aſin. Act. 2, Sc 4, v. 68), inſonderheit der Knechte (*Seneca* de ira, L. 3. c 32 *Suet.* Aug. c. 67. Tiber. c. 44), aber auch freyer Leute (*Seneca* l. c. c. 18. *Polyb.* L. 1, c. 86), wobey der dazu Verurtheilte die Beine auf einen Amboß legen mußte, die man ihm ſodann mit einem Hammer oder einer eiſernen Stange entzwey ſchlug (*Lipſ.* de cruce, L. 2, c 14). Sonſt war es für die Chriſten auch eine gewöhnliche Hinrichtung (*Ant. Gallonus* de cruciat. martyrum p. 424, l. Martyrolog. roman. 4 Mart.).

ben, bis ſie verfaulten, zumahl diejenigen, die ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät begangen hatten. Bey den Juden aber, wenn ſie vorher die Uebelthäter geſteinigt oder ſonſt getödtet hatten, und hernach deren todte Körper zum Beyſpiel und Anſchauen an das Kreuz hingen, blieben ſie nur etliche Stunden daran, wurden vor Sonnen-Untergang wieder abgenommen und begraben, nach dem Geſetze Gottes (75), damit das Land nicht verunreiniget werden möchte (76). Manche Gekreuzigte blieben auch nach dem Tode hangen, da ſie öfters von den Hunden und Raub-Vögeln zerfleiſchet wurden; ja man pflegte bisweilen auch Löwen und Bären an dieſelben zu hetzen, ehe ſie noch todt waren (77), Fig. 2846, weil ſie, gedachter Maßen, ſo niedrig daran hingen, daß die Raub-Thiere ſie erreichen und zerreiſſen konnten. Einige wurden alſo gekreuzigt, daß ſie den Kopf gegen die Erde, die Füße aber in die Höhe kehrten. Unter andere wurde ſo gar Feuer gelegt, über welchem die Gekreuzigten gleichſam lebendig gebraten wurden; Fig. 2847; da ſie dann hangen blieben, bis ſie verfaulten und ſelbſt abfielen (78).

Mit mehrerm ſind überhaupt von dieſer Todes-Art des Juſtus Lipſius de Cruce Libri tres, Amſt. 1670, 12. Tho. Bartholin's Hypomnemata de cruce Chriſti, Amſt. 1670, 12. Carpzov Apparatus antiquit. hebr. p. 591, ſ. und andere, welche Fabricius in ſeiner Bibliographia antiquaria, c. 15, §. 14. 16. p. 748. 755, und Köcher in den Analect. philol. & exeget. in IV Euangelia, p. 503, ſ. angeführt haben, nachzuleſen.

Die

(75) 5 Moſ. 21, 23.

(76 *Math. Stephani* L. 1. de iurisd. c. 8, n. 11, 12.

(77) Dergleichen Beyſpiele Suetonius und Dio Caſſius von dem Nero erzählen.

(78) *Val. Max.* L. 6, c. 2. 9. *Cic.* Quaeſt. Tuſcul. L. 1, c. 43. *Plaut.* Mil. Act, 2. Sc. 4, v. 19.

Die Kreuzigung Christi, welche von allen vier Evangeliſten (79) beſchrieben wird, hatte ihre beſondere Urſachen, welche Paulus, Galat. 3, 13. bemerkt, wobey die Stelle 5 Moſ. 21, 23. zu vergleichen iſt, anderer Urſachen nicht zu gedenken, welche Joh. Erichſon, Jo. Fr. Noodt, und Juſt. Mart. Glaſener (80) vorgetragen haben. Das Kreuz, woran Chriſtus ſeinen Geiſt aufgegeben hat, war vermuthlich Crux immiſſa oder capitata, wie ich es oben beſchrieben habe, welches man, wegen der nach dem einſtimmigen Berichte aller vier Evangeliſten darüber geſetzten Ueberſchrift annehmen muß.

Von dieſer Ueberſchrift haben mit mehrern *Honoratus Niquetus*, tract. de titulo ſanctae crucis, ſeu hiſtoria & myſterio tituli ſanctae crucis Chriſti, Antverp 1670, 12; Valentin Alberti diſſ. de inſcriptione crucis Chriſti, Lpſ. 1725; Sam. Reyher, diſſ. de crucifixi Jeſu titulis puniendorum ſuperdictionibus, Kil. 1711, nebſt Andern, welche Kocher in ſeinen Analectis philolog. & exeget. in IV Evangelia, S. 504, fgg. angeführt hat, gehandelt.

Man hält insgemein dafür, daß das Kreuz Chriſti von viererley Holz gemacht geweſen ſey, nähmlich: der unterſte Theil von Palmen, der mittlere von Cedern, das Quer-Holz von Cypreſſen, und der oberſte Theil oder Titel von Oehlbaum. Man zeigt auch im Kloſter St. Emeran zu Regensburg vier, in Gold eingefaßte, Stücke von dem heil. Kreuze, mit folgenden Verſen:

De cedro truncus Chriſti crucis eſt, ſtipesque cypreſſus;
Brachia de palma, eſt oliua ſuprema.

wel-

(79) Matth. 27, 31, fgg. Marc. 15, 20, fgg. Luc. 23, 26, fgg. Joh. 19, 18, fgg.

(80) In der hamburg. vermiſchten Bibliothek, B. 1, St. 2, S. 297, fgg. St. 3, S. 505, fgg. St. 4, S. 552, fgg. 621, fgg. S. auch Joh. Dieter. Winklers Philologemata Lactantiana ſacra, p. 310. 314.

welches aber Lipſius ([81]) widerlegt. Man bleibt daher billig dabey, daß das ganze Kreuz nebſt allem Zugehör von Eichen-Holz geweſen iſt, weil ſolches im gelobten Lande das häufigſte und gemeinſte Holz war. Es iſt auch nicht glaublich, daß man die Mühe daran gewandt, und noch viererley Holz zum Kreuz ausgeſucht, ſondern vielmehr das Eichen-Holz, wie es bey der Hand war, ohne einigen Zierrath dazu genommen habe. Siehe auch oben, S. 24.

Der Cruciarius mußte, wie ich oben gemeldet habe, ſein Kreuz bis zur Richt-Stätte ſelbſt tragen. Bey der Kreuzigung Chriſti findet man zwar, daß man den Simon von Cyrene gezwungen habe, Jeſu das Kreuz abzunehmen, und es zu tragen ([82]); allein dieſes war ein auſſerordentlicher Fall. Man hatte gewiß Chriſto die Laſt des Kreuzes allein aufgelegt, als man ihn aus dem Richt-Hauſe führte; weil man aber befürchtete, er möchte, ſeines vielen Wachens und ſeiner geſpürten Entkräftung wegen, das Kreuz nicht ſo weit tragen können, da es ſehr ſchwer war, zumahl da er es auf dem Pflaſter ſchleppen mußte, ſo nahmen ſie ihm daſſelbe ab, und legten es dem Simon auf die Schultern.

Unterſuchung der Frage: warum Simon von Cyrene dem Heiland das Kreuz nachtragen müſſen, angeſtellt von Sam. Wilh Oetter, Augſp. 1764, 8 2 u. e. h. B. Hr. Oetter verneinet, daß der Heiland unter Weges in eine Ohnmacht gefallen ſey. Er erinnert, der Heiland ſey als König der Juden gekreuzigt worden; er habe unter Weges die Coronam radiatam auf dem Haupte gehabt, damit man dadurch ſein Verbrechen zeigen möchte Da es ſich nun nicht ſchickte, daß der König der Juden ſein Kreuz ſelbſt zur Richt-Stätte trüge, ſo hätten die Kriegs-Knechte es ihm abgenommen, und es auf den Simon gelegt, welcher ihnen

(81) Quod ſuperioris aliquot aeui Scriptores tria aut quatuor genera ligni in cruce dominica agnoſcunt, curioſe magis dictum arbitramur, quam vere. *Lipſ.* de cruce, L. 3, c. 13.

(82) Matth. 27, 32. Marc. 15, 21.

ihnen eben unterweges begegnete. Der Simon, welcher ein Jude geweſen ſey, habe ſeinem Könige Dienſte thun müſſen.

Wenn man Mitleiden mit dem Cruciario hatte, ſo reichte man ihm wohl einen Trank, der ihn verſtand- und ſinnlos machte, damit er die heftigen Schmerzen nicht empfinden, ſich eher verbluten, und alſo auch geſchwinder ſterben möchte. Chriſtus wollte ihn nicht nehmen, weil er mit vollem Gebrauche des Verſtandes ſterben wollte; da er ſchon einige Zeit am Kreuze gehangen hatte, nahm er den Eſſig an.

Walch [83] glaubt, daß dem Erlöſer zu zwey Mahlen ein Gallen-Trank gereicht worden ſey, und daß die Stellen Matth. 27, 34. Marc. 15, 23. von dem erſten Mahle; Matth. 27, 48. Marc. 15, 36. Luc. 23, 36. Joh. 19. 28. 29. von dem zweyten Mahle reden. Er erklärt die Darreichung dieſes Trankes, der dem Heilande gegeben wurde, aus der Gewohnheit der Juden, den zum Tode gehenden Miſſethätern, Wein mit Weihrauch oder Myrrhen vermiſcht, zu geben, damit dadurch ihr Verſtand betäubt und die Empfindung der Strafe erleichtert würde. Eben deswegen nahm der Heiland dieſen Trank nicht an, damit es nicht ſcheinen möchte, als hätte er die am Kreuze geſprochenen Worte in der Verwirrung geredet.

Obgleich der Gekreuzigte, nach römiſchen Sitten, am Kreuze hängen mußte, bis er ſtarb, ſo gab doch der römiſche Land-Pfleger Pilatus dieſes Mahl aus Politik nach. Nach den moſaiſchen Geſetzen durfte kein Gehängter nach Sonnen-Untergang am Kreuze hängen bleiben. Zudem war der Tag, an welchem die Kreuzigung geſchahe, ein heiliger Tag, es war der Vorbereitungs-Tag auf den großen Oſter-Sabbath, und es war ſchon ein großer Theil des Tages verſtrichen. Dieſes bewog die Juden, ehe ſie wußten, daß Chriſtus geſtorben war, beym Pilatus mit der Bitte ein-



(83) *Jo. Ern. Immam Walch* diſſ. de potu Seruatoris moribundi. Reſp. *Jo. Vlr. Zorn*, Jen. 1762, 4. 5 B.

einzukommen, er möchte den Gekreuzigten das Leben abkürzen, und ihre Körper noch vor Ende des Tages bey Seite thun laſſen. Pilatus erlaubte, den Gekreuzigten die Beine zu zerſchlagen, und alsdann ihre Körper herab zu nehmen. Das Zerſchlagen der Beine war ſonſt bey den Römern eine beſondere Strafe, die ſo ſchmerzhaft war,. als die Kreuzigung ſelbſt, nur daß ſie nicht ſo lange dauerte. Der Soldat zerſchlug erſt die Beine mit einer Keule; dann wurde der Schlag auch auf die übrigen Theile des Leibes geführt, wo er den Tod brachte; ſ. oben, S. 31. Dieſes ſollte nun auch mit Jeſu vorgehen; allein, ſein blaſſes ſinkendes Haupt, und da er ganz unbeweglich hing, zeigte an, daß er ſchon geſtorben wäre. Der Hauptmann, der die römiſchen Soldaten bey der Execution commandierte, hatte ſo gar den Augenblick des Todes bemerkt. Doch weil ein ſo frühes Verſcheiden (84) etwas Seltenes war, und von Einigen für eine Ohnmacht gehalten werden konnte; und um dem Befehle genug zu thun, der eine gewaltſame Abkürzung des Lebens erforderte: ſo wurde für gut befunden, daß der Soldat ihm einen Seiten-Stich gäbe, damit, wenn noch Leben vorhanden wäre, der Tod unfehlbar erfolgte. Demnach öffnete der Kriegs-Knechte einer, ſeine Seite, und alsbald ging Blut und Waſſer heraus; Joh. 19, 33. 34; ein Zeichen, daß Chriſtus wirklich todt war, ſo, daß, wenn er auch noch nicht wirklich geſtorben geweſen wäre, er nothwendig von dieſem Stiche in das Herz hätte ſterben müſſen.

Einige Ausleger machen hierüber die Anmerkung, daß das Ausfließen des Waſſers ein Zeichen geweſen, entweder daß das Säckchen, welches das Herz umgibt, und in welchem ſich bey Sterbenden eine wäſſerige Feuchtigkeit ſammelt, durchſtochen worden ſey, oder, daß das Blut ſchon gröſ-

(84) *Jo. Rud. Kiesling* de cauſſis acceleratae Chriſti in cruce mortis, non mere humanis, ſed potius diuinis. Erl. 1767. 4.

größten Theils geronnen geweſen ſey, und das Wäſſerige ſich davon abgeſondert habe. Man mag annehmen wel= ches man will, ſo iſt es ein untriegliches Zeichen des Todes.

*Tho. Bartholini* diſſ. de latere Chriſti aperto. Lugd. Bat. 1646, 8.

Ge. Wolfg. Wedel, in ſeinen exercitationibus medico-philolog. ſacris & profanis, Decad. III. Jen 1687, 4. exercit. I. behauptet, daß der Speer zwiſchen der fünften und ſechsten Rippe der linken Seite, bis in die Herz-Kammern ſelbſt ge= drungen ſey.

Mich Alberti phyſikaliſche und mediciniſche Paſſions=Be= trachtung der wunderbaren Seiten=Wunde Chriſti, daraus Blut und Waſſer gegangen, ſt. in No. 16 und 17 der wö= chentl. Hall. Anzeig. v. J. 1757. Er hält dafür, die mit dem Speer gemachte Wunde ſey weit und groß geweſen, ſey von unten aufwärts in die großen Bruſt=Muskeln, dar= in ſich ſonſt das Blut aufgehalten habe, mitgedrungen, habe ſich an dem knorpeligen Theile des Bruſt=Beines über die Rippen, an und durch die nächſten fleiſchigen Theile bis an das Rippen=Fell erhöhet, und daſelbſt eine große Oeffn= ung, und den wenigen zurückgebliebenen Flüſſigkeiten einen Ausfluß gemacht.

*Jo. Bernh. Quiſtorp* progr. de aqua ex latere Chriſti profluente. Roſtoch. 1757, 4. 1 B.

Extrait d'un Mémoire de Mr. *Van-der-Haar*, ou l'on explique phyſiquement, comment il étoit poſſible, qu'il ſortit du ſang et de l'eau du côté de Jeſus-Chriſt, que le Soldat perça de ſa lance. ſt. in No. XXXVI der *Gazette ſalut.* v. J. 1762.

Ge. *Gottlob Richter* progr. de morte Seruatoris in cruce. Gotting. 1756, 4. 3 B.

Wieder aufgelegt u. d. T. *G. G. Richteri* de morte Ser- uatoris in cruce ſuccincta commentatio. Gott. 1757, 4. 10 B.

Ant. Balthaſ. v. Walther juriſtiſch=hiſtoriſche Betracht= ungen über die Geſchichte vom Leiden und Sterben Jeſu Chriſti, darinnen die merkwürdigſten von den vier Evangel= iſten beſchriebenen Umſtände dieſer Geſchichte aus den Röm= iſchen, wie auch Jüdiſchen Rechten und Alterthümern erläu= tert werden; nebſt einem doppelten Anhange. I. von den mit und ohne Grund dem Pilato in dieſem peinlichen Pro= ceſſe vorgeworfenen Fehlern; II. von den hieher gehörigen untergeſchobenen Gerichtsacten. Bresl. 1738. Zweyte verm. und verbeſſ. Ausgabe, Bresl. 1777, 8.

Unter den Reichs=Heiligthümern, welche die Stadt Nürnberg verwahrt, befinden ſich unter andern auch: der Speer, womit Chriſti Seite durchſtochen, und einer von den Nägeln, womit ſeine Hände durch= bohret worden; 2. ein Stück vom Kreuze Chriſti,

darin das Loch des Nagels zu ſehen iſt; ſ. im XXXII Th. S. 326, und die dazu gehörige Fig. 1774 (*).

Auſſer den allgemeinen Abhandlungen des Raban Maurus (1), Lipſius (2), Gretſer (3), Boſius (4), Bartholin (5), Kipping (6), u. a. m. de Cruce, haben Calixtus (7), Salmaſius (8), und Nihuſius (9), Briefe über deſſen eigentliche Form und Reliquien geſchrieben.

Das

(*) Ein weit größeres Stück vom Kreuze Chriſti, worin auch das Loch des Nagels zu ſehen iſt, wird in der Metropolitan-Kirche zu Prag in einem großen goldenen Reliquiario aufbewahret, und jährlich etliche Mahl zur öffentlichen Verehrung ausgeſetzt. K. Karl IV. hat es dahin verehrt. *Peſſina* in Phosphoro ſepticorni ſ. gloria S. Metropol. Eccleſiae Prag. Rad. IV.

(1) De laudibus S. Crucis, Pforzheim, in aedibus Th. Anshelmi, 1503, f. und inter Opp. Colon. 1626. Tom. 6.

(2) De cruce Libri III. Antverp. 1592, 8. Brunſv. 1640, 8. Amſt. 1670, 12. c. figg. und Veſaliae, 1675, 12. c. figg.

(3) *Jac. Gretſeri* de ſancta cruce Libri IV. Ingolſt. 1598, 4. 1600. 1607. 4. 3 Voll. ibid. fol.
Eb. Deſſ. Hortus S. Crucis Partibus V. Cum ποδονιπτρῳ, ſ. Pedilauio. Ingolſt. 1610, gr. 4.

(4) *Giacomo Boſio* della Croce triomfante e glorioſa. Rom. 1610, f. Lat. Antverp. 1617, f.

(5) *Th. Bartholini* de cruce Chriſti Hypomnemata IV. Hafn. 1651, 8. recuſ. Veſal. 1673, 12.

(6) *Henr. Kippingii* liber de cruce & cruciariis, Brem. 1671, 12.

(7) Iſt nebſt Ge. Caſſanders epiſtola ad *Rich. Coxium* der braunſchweiger Ausgabe des Tractates des Lipſius beygedruckt worden.

(8) Seine 3 Briefe an Bartholin ſind deſſen Diſſ. de latere Chriſti aperto angedruckt, die zu Leiden, 1646, 8. heraus kam.

(9) Anticriticus, de fabrica Crucis dominicae. Col. Agr. 1644, 8. de cruce ep. ad Tho. Bartholinum. Colon. 1647. 8. Mogunt. 1650, 12. Veſal. 1673, 12.
Hierher gehören auch Dilherrn Crucifixio Jeſu Chriſti, Jen. 1641, 12. c. figg. recuſa auctior. Norimb. 1642, 4. c. figg.
Progr. de duplici Crucis genere. Thorun. 1787, f.

Das Stück des h. Kreuzes, welches unter den Reichs-Heiligthümern in Nürnberg aufbewahrt wird, iſt ſehr dunkelbraun, $9\frac{1}{2}$ Z. hoch, und $1\frac{1}{4}$ Z. breit, ſo auch das Quer-Stück, welches $7\frac{1}{2}$ Z. lang iſt. In der Mitte iſt das Loch von einem der Nägel daran zu ſehen. Dergleichen zeigt man auch zu Prag, in Rom, und an mehrern Orten (10). Dieſes Kreuz iſt in ein ſilbern vergoldetes, eingefaßt. Die Einfaſſung hat unten eine Spitze, zum Einſtecken; oben iſt ein kleiner Stift an einem rothen Faden.

In der im XII Th. des Journals zur Kunſtgeſch. und Litterat. S. 37. gedruckten deutſchen Ueberſetzung der lateiniſchen Urkunde K. Konrad's IV. v. J. 1246, wird es unſers Hern Holcz, mit einem gulden Crucz genennet.

In den Matrikeln 1350 heißt es pars ſanctae Crucis, und ein Stück des h. Creutzes; 1424: Ein Span des heiligen Crewczes.

Zur Zeit der Weiſung wurde es nebſt dem Speere in ein ſilbern übergoldetes Behältniß, das mit einem großen Kryſtall verſehen iſt, geleget, welches in der Uebergabe-Urkunde Markgraf Ludwig's 1350 una aurea uncua crucula genennet wird. Karl IV. nennet es ein gulden lediges Creuz, und K. Siegmund 1424 ein clein crewcz dorein das Crewcz des holzes gotes gelegt wirt, als man das czeiget.

Ein groſſe beheltniſſe ſilberein vberguldе, mit einem groſſen criſtallo. dorein man leget das ſper. vnd das Holcze gotes Crewczes zu der zeite der zeygung.

Hrn. v. Murr Journal zur Kunſtgeſchichte und zur allgem. Litteratur, 16 Th. (Nürnb. 1788, 8.) S. 292, fgg.

Unter den Reichs-Reliquien in Nürnberg befindet ſich unter andern auch das große goldene Kreuz.



(10) Der fromme Aberglaube hilft ſich mit den Worten des Paullinus, epiſt. 2: Crux Chriſti Domini in materia inſenſata vim vivam tenens, ita ex illo tempore innumeris paene quotidie hominum notis Lignum ſuum commodat, vt detrimenta non ſentiat, & quaſi intacta permaneat, quotidie diuiduam ſumentibus, & ſemper totam venerantibus.

In den Matrikeln geſchieht von demſelben alſo Meldung.

1. In der im XII Theil des Journals des Hrn. von Murr, S. 37, befindlichen Ueberſetzung der Urkunde Königs Konrad IV. vom J. 1246: Vnſers Hern Holcz, mit einem gulden Crucz.

2. In der lateiniſchen Uebergabe-Urkunde Ludwig's 1350: Vnam auream crucem pretioſis lapidibus & unionibus ornatam, integram & inviolatam, & in qua cruce eſt lancea, una cum clauo Domini noſtri. In illa eſt etiam pars ſanctae Crucis, unus dens S. Johannis Baptiſtae in cryſtallo & S. Annae brachium.

3. Ein gulden Creuz gezieret mit edeln Geſtein und feine Perlein ganz und unverrucket und in demſelben Creuz iſt das Speer und ein Nagel unſers Herrn, auch iſt darinn ein Stück des h. Creuzes, ein Zahn St. Johanns des Taufers in einem Cryſtall und St. Annen Arm.

4. Das Sper Gotes. Ein Span des heiligen Crewczes mit einander in einem groſſen Crewze, mit edeln ſteinen und vil Perlein vnd der Fuſſe deſſelben Crewzes iſt ſilberein vbergoldet, geeziret mit des Reichs vnd der Cronen zu Behem wappen, vnd Kleinaten.

Der heil. Speer (1), das Stück vom Kreuze, nebſt dem Arm-Beine St. Annens und dem Zahne Johannis

(1) Zur Zeit der Weiſung wurde (wie noch jezt geſchieht) der Speer in eine groſze ſilberne und übergoldete Lade gelegt, welche mit einem groſzen Kryſtalle verwahrt iſt. In den Matrikeln K. Sigismund's heiſzt es davon: Item ein groſſe behelTniſſe ſilberein vbergulde mit einem groſſen criſtallo, dorein man leget das ſper. vnd das holcze Gotes Crewzes zu der Zeite der Zeigung. In der königl. Abtey von St. Denis, 2 Stunden von Paris, iſt auch ein ſolches groſzes maſſiv goldenes Kreuz, dicht mit Rubinen, Sapphiren, Smaragden und orientaliſchen Perlen beſetzt, in welchem ein Stück des Holzes vom Kreuze Chriſti, 1 Fuſz lang, eingeſchloſſen iſt. K. Balduin verehrte es dem Könige Philipp Auguſt, im J. 1205. Karl der Kahle hatte ſchon lange vorher zwey groſze goldene Kreuze dieſer Abtey verehret. Das eine iſt mit Granaten und Sapphiren beſetzt, und hat ein Stück einer Stange vom Roſte des h. Lorenz. Das andere iſt mit orientaliſchen Perlen, Sapphiren, Smaragden, und in der Mitte mit einem groſzen Ame-

nis des Täufers, waren vormahls in dieſem großen goldenen Kreuze verwahrt. Dieſes Kreuz iſt von Hrn. von Murr am erſten in ſeinen Merkwürdigkeiten Nürnbergs, S. 280. f. beſchrieben worden. Es iſt hohl, von Gold, 50 Mark ſchwer. Die Länge iſt von 2½ nürnb. Schuhen, die Breite von 2. Es iſt 2½ Zoll tief. Auf der Vorder-Seite iſt es mit großen Edelſteinen und Perlen geziert, die ſchön gefaſſet ſind. Die Arbeit und Faßon daran iſt neuer, als an der Krone. Auf der Rückſeite ſind die Evangeliſten und Apoſtel in Feldern abgebildet (2), wie Hr. v. Murr dieſelben in der Abzeichnung ⊙ genau bemerkt hat (3). Oben iſt ein Stift, dieſe Rückſeite zu verſchließen, der an einer goldenen Kette hängt. An den Kanten ſtehen folgende zwey Verſe, von unten auf, mit großen Buchſtaben herum geſtochen:

† ECCE ⁝ CRVCEM ⁝ DOMINI ⁝ FVGIAT ⁝ PARS ⁝ HOSTIS ⁝ INIQVI ⁝

HINC ⁝ CHVONRADE ⁝ TIBI ⁝ CEDANT ⁝ OMNES ⁝ INIMICI ⁝

Es iſt dieſes König Konrad III., von welchem auch am wahrſcheinlichſten der Bogen an der Reichs-Krone herrührt, und welchem Nürnberg vorzüglich ſeine Wieder-Erbauung zu verdanken hat; daher Hr. von Tres-



Amethyſte geziert, und gehörte Karl dem Großen. Le Tréſor de l'Abbaye Royale de S. Denis en France. (à Paris, 1730, 8.) p. 5, 8, 12.

(2) Eben ſo ſieht man an dem uralten Kreuze, von Eichen-Holz, in der Jeſuiter-Kirche zu Molsheim, welches 8½ par. Sch. hoch, 5 Sch. 7 Z. breit, und mit ſilbervergoldeten Platten beſchlagen iſt, auf der Rückſeite bibliſche Geſchichten, inſonderheit vom Leben und Leiden Chriſti in erhobener Arbeit. Im Kreuze ſelbſt ſind die dem Hugo von Burgund vom K. Karl dem Großen geſchenkten Reliquien verwahrt. Jo. Andr. Silbermanns Beſchreibung von Hohenburg oder dem St. Odilienberge. (Straßb. 1781, 8.) S. 53. Tab. XI.

(3) Daß unten St. Johannes der Täufer iſt, mag vielleicht daher kommen, weil der Zahn deſſelben in dieſem Kreuze ehedem verwahrt war. S. *Paulli Mariae Paciaudi* de cultu S. Johannis Baptiſtae, antiquitates chriſtianae, Rom. 1755, 4.

kow (4) mit Recht ſchrieb: Norimberga — numquam forſan caput rurſus extuliſſet, niſi Conradum noſtrum nacta fuiſſet reſtauratorem, qui Norimbergam tamquam iure haereditario poſſediſſe ab Ottone Friſing. L. 1, c. 16, dicitur. Vermuthlich iſt dieſes Kreuz zwiſchen den Jahren 1137 und 1147 verfertigt worden.

Siegmund Meiſterlein (er lebte 1480) ſchreibt in ſeiner Exercitatione rerum geſtarum inclutae Ciuitatis Newronbergenſium (5), alſo hiervon: S. Bernhardus Abbas regi Cunrado familiariſſimus fuit eumque ad incrementa uirtutum ſalutaribus monitis induxit; unde et ſacras reliquias imperiales, quae, ut ſaepe diximus, nunc Newronbergae ſeruantur, ſummo amore complectens, exornare ſtuduit. Nam Crucem illam magnam fieri fecit, in quam incluſit lanceam, clauum, ac magnam ſanctiſſimae crucis partem, ſicque, uti fortiſſimum refugium, ſecum contra infideles in aciem duxit hoſtesque uelut murum penetrauit. Inſculpſit autem hoc epigramma praefatae cruci, ut hodie cernitur: *Ecce crucem Domini* &c. Johann Müllner ſagt in ſeinen Annalen irrig, daß es ein hölzernes Kreuz ſey: „Dieweil auch der „Kaiſer des Reichs Cleinot vnd heilthumb mit ſich allhie zu „Nürnberg gehabt, (wie dann die Teutſchen Kaiſer dieſelb „ſtetigs mit ſich zu führen pflegten) hat er aus Rath vnd „anweiſung St. Bernhards, ein groß hültzen Creutz, alß „einen Caſſten oder Futeral allhie machen, vnd vf das „herrlichſte zieren vnd vergulten laſſen, damit es im füh„ren vber Landt keinen ſchaden neme. Auf ſolch Creutz hat „er dieſe zween Vers ſchreiben laſſen: Ecce Crucem Do„mini &c."

Der Fuß dieſes Kreuzes iſt ſilbern und vergoldet, mit dem Reichs- und böhmiſchen Wapen.

Meh-

(4) *Arn. Henr. a Treskow* diſſ. hiſtorica de rebus a Conrado III. Franciae Orientalis rege geſtis. (Hal. 1709. Frf. & Lipſ. 1710. 4. p. 42. Karl Chriſt. Hirſchens Fragment einer Nürnbergiſchen Kirchengeſchichte, in Hrn. Prof. Will's Muſeo Norico, S. 343, f.

(5) In Kanzler Ludewig's Reliquiis Manuſcriptor. To. 8. p. 50.

Mehrere uralte Kreuze haben an den Kanten Umſchriften. So lieſet man an dem ſchönen goldenen Kreuze von ähnlicher Form, welches Kaiſer Heinrich II. der heil. Kunigunda zur Morgengabe, dieſe aber dem Stifte St. Michael ob Bamberg verehrte, an den Kanten folgende zwey Verſe:

✝ Jeſu Chriſte bonum clemens Crucis accipe donum
Quod dabit Heinricus Ceſar pius atque ſecundus.

Die Rückſeite dieſes bambergiſchen Kreuzes iſt auch mit einem Agnus Dei (6) in der Mitte geziert (7), wie das nürnbergiſche.

Der

(6) So iſt es auch auf dem älteſten bisher bekannten ſilbervergoldeten vaticaniſchen Kreuze, welches Juſtin II. (der vom J. 565 bis 576 regierte) und ſeine Gemahlinn Sophia dem Papſte Johann III. oder Benedict I. verehrte, in der Mitte der Rückſeite. Auf der Vorderſeite ſind folgende Zeilen eingegraben:

† LI
GNO
quo
CH
RI
ST
US
HU
MA
NU
M
JUSTINUS OPEM ET SOCIA DECOREM
S
ub
DI
DI
TH
OS
TE
M
DA
TRO
MAE

Ligno, quo Chriſtus humanum ſubdidit hoſtem,
Dat Romae Juſtinus opem et Socia decorem.

De Cruce Vaticana ex dono Juſtini Auguſti — Commentarius. Auctore *Stephano Borgia.* (Rom. 1779. gr. 4.) S. 13, und 36.

(7) Acta S. Henrici, Rom. Imp. collecta, digeſta & illuſtrata a *Jo. Bapt. Sollerio.* (Antverp. 1723, f.) S. 74, f.

Der Cardinal Beſſarion verehrte 1472 der Brüderſchaft von S. Maria della Carità in Venedig, eine 16 Zoll hohe, und 1¼ Z. dicke hölzerne Tafel ([8]), die mit vergoldeten Silber-Blechen überzogen iſt, auf welchen ſchöne Vorſtellungen des Leidens Chriſti gemahlt ſind. In der Mitte dieſer ausgehöhlten Tafel iſt ein überaus ſchönes ſilbern vergoldetes, 13 Z. hohes und 7 Z. breites Doppel-Kreuz von Filigrane-Arbeit. An deſſen oberſten Quer-Streifen lieſet man auf der Kante in griechiſchen Verſal-Buchſtaben: Γρηγορια Πνευματικȣ (Gregorii Spiritualis, ſ. Confeſſarii, uel Poenitentiarii). Dieſer Gregorius ward 1446 Patriarch zu Conſtantinopel, ging 1451 nach Rom, wohin er die Tafel aus dem Patriarchal-Schatze ([9]) mitnahm, und vermachte ſie im J. 1459 dem Beſſarion. An den Kanten der untern Hälfte des Kreuzes iſt folgende griechiſche Umſchrift in Verſal-Buchſtaben eingegraben:

† Τον κοσμοπροσκυνητον ϛαυρικον τυπον αργυρο (ſic) κοσμει Δ αδελφου βασιλεως Ειρηνη θυγατηρ Παλαιολογινα, σωτηριας εντευξιν, λυτρον πταισματων.

Hunc mundo - adorabilem Crucis typum argento ornat D. (*Demetrii*) fratris Imperatoris Irene filia Palaeologina, ſalutis interpellationem, redemtionem peccatorum.

Dieſe Irene war die Tochter des Demetrius, Bruders des Kaiſers Michael IX. Paläologus. Die Tafel war viel älter; ſie ließ dieſelbe nur beſſer auszieren, wie Schioppalalba, in ſeiner Abhandlung, S. 33, 51 und 116, ſehr wohl dargethan hat. Es muß dieſes vor dem J. 1355 geſchehen ſeyn. Denn da ſie des Matthäus Cantacuzenus Gemahlinn war ([10]), der im be-

(8) Joh. Baptiſta Schioppalalba hat ſie ſehr ſchön beſchrieben: In perantiquam ſacram tabulam graecam inſigni Sodalitio Sanctae Mariae Caritatis Venetiarum ab Ampliſſimo Cardinali Beſſarione dono datam Diſſertatio. (Venet. 1746, f.) S. 113, f. 119. Tab. IV.

(9) *Phil. Venuti* diſſ. de Cruce Cortonenſi, 1751, 4. S. 6.

(10) *Cantacuz.* Hiſtor. L. 2, c. 38.

beſagten Jahre Kaiſer ward, ſo iſt glaublich, daß ſie ſich Αυγουϛη oder Βασιλις genannt haben würde.

Eine noch ältere griechiſche Kreuz-Schrift lieſet man auf dem ſilbernen Doppel-Kreuze des Kaiſers Manuel Komnenus, welches der Abtey von St. Germain des Près verehret worden iſt (11).



(11) D. *Bern, de Montfaucon* Palaeographia graeca, p. 309.

C
T
P
ω
Π
IC A X̄C
Γ
ει
C
υ
Ψ
ω
C
MAN̄ȣHλcT A EΦHΦOPOC
C
A
N
ω
N
Φ
V
C
IN
ΓP
A
Φ
ει
K
O
M
N
H
N
OC

Es ſind zwey Jamben.

Ιησυς Χριςος

Σταυρῷ παγεις ὑψωσας ανθρωπων φυσιν.

Γραφει Κομνηνος Μανουηλ ςεφηφορος. i. c.

Jeſus

Jeſus Chriſtus
Qui Cruci adfixus exaltauit hominum naturam.
Haec ſcribit Manuel Comnenus coronatus.
(A. C. 1143.)

Hrn. v. Murr Journal ꝛc. 16 Th. S. 313, fgg.

Siehe auch weiter unten, die Art. Kreuz-Erfindung, Kreuz-Erhöhung, Kreuz-Erſcheinung.

Conſtantin der Große verboth, aus Ehrfurcht gegen Chriſtum den Gekreuzigten, im ganzen römiſchen Reiche die Strafe des Kreuzes. Von der Zeit an, hat man, wenigſtens bey den Chriſten, von dieſer Strafe nichts mehr gehört. Das Kreuz iſt vielmehr ſeitdem ein Ehren-Zeichen geworden, und Conſtantin hat es ſchon auf ſeinen Fahnen, Standarten, und den Waffen ſeiner Armee geführt.

Das Zeichen des Kreuzes, ſo wie es mit den Fingern in der Luft gemacht wird, war frühzeitig in der erſten Kirche gewöhnlich, und es gedenkt ſchon Tertullian deſſelben. Es wurde zum Bekenntniß und zur Erinnerung des Todes Chriſti am Kreuze bey den öffentlichen und Privat-Gebeten, wie auch bey den meiſten gottesdienſtlichen Handlungen, als: bey der Aufnahme der Katechumenen, bey der Taufe, bey der Confirmation, bey dem Nachtmahle, und bey allen Conſecrationen und Ordinationen, gebraucht. Die Monophyſiten machen es mit 1 Finger, die übrigen Chriſten aber mit 3 Fingern. Die Griechen und andere Morgenländer machen es von oben herunter, und von der rechten zur linken Hand; die Abendländer aber von der linken zur rechten.

Das materielle Kreuz iſt theils gemahlt, theils geſchnitzt oder ſonſt geformt, und zwar aus allerley

Ma-

Materien, aus Holz, Elfenbein, Silber, Gold, auch wohl mit koſtbaren Steinen beſetzt. Die geformten Kreuze ſind entweder mit einem daran gehängten Körper und Bildniſſe Chriſti verſehen, oder nicht. Im erſten Falle heißen ſie vorzüglich Crucifixe; welches Wort aber doch in weitläuftiger Bedeutung auch ein jedes gemahltes und geſchnitztes Kreuz ohne ein angehängtes Bildniß anzeigt. Alle geſchnitzte oder ſonſt geformte Kreuze waren anfänglich bloße Kreuze, ohne ein daran gehängtes Bildniß; daher auch Kaiſer Julian die Chriſten beſchuldigte, daß ſie das Holz des Kreuzes anbeten. Im 5ten Jahrh. war es üblich, daß man auf den Bildern, worauf ein Kreuz gemahlt war, ein Lamm unter das Kreuz mahlte, aus deſſen Bruſt Blut heraus ſprützte. Allein, dieſes wurde in der 6ten allgemeinen Kirchen-Verſammlung zu Conſtantinopel, 680, verbothen, und befohlen, daß man an ſtatt des Lammes inskünftige Chriſtum in Geſtalt eines am Kreuze hangenden Menſchen abbilden ſollte. Dieſes gab Gelegenheit zu den Crucifixen, oder ſolchen Kreuzen, an welchen geſchnitzte Körper oder Bildniſſe angehängt waren. Allein dieſe wurden nur in der abendländiſchen Kirche üblich; denn unter den Griechen behielt man die bloßen Kreuze bey, und bediente ſich nur der Gemählde, auf welchen Chriſtus am Kreuze hangend vorgeſtellt wurde, weil man alle geſchnitzte oder ſonſt geformte Bilder für unzuläſſig hielt. Und dieſes iſt noch heutiges Tages die Meinung der griechiſchen und ruſſiſchen Kirche.

In der Dom-Kirche zu Lucca, befindet ſich, als das vornehmſte Heiligthum, das ſo genannte Volto ſanto, oder ein hölzernes Crucifix, welches Nikodemus verfertigt haben ſoll. Es iſt daſſelbe vor andern darin unterſchieden, daß 1. der Leib

(*) Von dem großen goldenen Kreuze, welches ſich unter den Reichs-Reliquien in Nürnberg befindet, auch einigen andern goldenen Kreuzen, ſ. oben, S. 39, fgg.

Leib mit einem damaſtenen oder ſammtenen, mit Golde geſtickten Rocke bekleidet; und 2. anſtatt der Dornen-Krone, eine koſtbare goldene, mit Edelſteinen beſetzte Krone auf ſeinem Haupte zu ſehen iſt. Die Einwohner von Lucca verehren es, mit einer ungemeinen Andacht, in einer mit vielem Porphyr und vortrefflichen Säulen von weißem Marmor gezierten Kapelle, worin ſehr viele maſſiv ſilberne Lampen Tag und Nacht brennen. Zu mehrerer Bezeugung ihrer Andacht iſt daſſelbe auch ſo gar auf den Münzen des States ausgedrückt.

Auf die berühmte Elb-Brücke zwiſchen Alt- und Neu-Dresden, welche, unter den Brücken über große Flüſſe, in ganz Europa wohl die ſchönſte iſt, ließ Kurfürſt Johann Georg II. im J. 1679, ein metallenes Crucifix ſetzen, worunter man folgende Schrift lieſet: Joh. Georg II. Dux & Elector Saxoniæ, S. R. J. Princeps, hanc Chriſti Servatoris Patientis ſtatuam remoto omni ſuperſtit. adorationis cultu, & æternæ memoriæ gratitudinisque prætereuntium in redemtorem generis humani provocandæ cauſa P. C. Anno Sal. MDCLXXIX. Dieſes Crucifix, welches 9 Ellen hoch iſt, hat im J. 1732 ſeinen Platz verändert, und ſteht nun an der Stelle, welche der Statuae equeſtri des Königs Auguſt II. gewidmet war. Von der alten Inſcription iſt nichts mehr zu ſehen; hingegen lieſet man es an dem künſtlich gearbeiteten Felſen, worauf es geſetzt worden iſt:

Joh. Georg. II.
Elector
Æro fudit
Frider. Auguſt.
Rex
Ornavit &
Lapide
ſubſtruxit.

Es haben Einige als einen Fehler am Körper des hier vorgeſtellten Heilandes ausſetzen wollen, daß an ſeiner linken Seite keine Wunde bemerkt wird; allein, es iſt hier der am Kreuze noch lebende Heiland abgebildet, wie er für ſeine Feinde bittet, welcher deswegen auch ſein Haupt aufgerichtet hält. Dieſes Crucifix iſt mit dem Geſichte nach Mor-

Morgen gerichtet, ſteht auf dem breiteſten Pfeiler, und weiſet den Schiffenden den breiteſten Schwib-Bogen an.

In einem Kloſter zu Neapolis, macht man viel Weſens aus einem kleinen Gemählde auf Holz, welches den gekreuzigten Heiland vorſtellt, und von Michael Angelo verfertigt ſeyn ſoll, als er einen armen Menſchen an ein Kreuz befeſtigt, und hernach mit einem Dolche erſtochen hatte, um deſto natürlicher eine in ſolchem Leiden ſterbende Perſon abbilden zu können. Das Stück iſt gar klein, und man kann nicht viel Beſonderes daran erkennen; es hält auch der ſterbende Heiland das Haupt, wider alle Wahrſcheinlichkeit, ſteif in die Höhe. In dem Pallaſte der Familie Borghese zu Rom, wird ein dergleichen Stück ebenfalls für das Original ausgegeben; und vielleicht iſt die ganze Erzählung eine Fabel. Wenigſtens würde ein ſo geſchickter Meiſter, als Michael Angelo war, eine ſolche Begebenheit, wenn er zu dergleichen barbariſchen Unternehmen fähig geweſen wäre, ſich beſſer, als in gedachtem Gemählde geſchehen iſt, zu Nutze gemacht haben. Was man vom Parrhaſius (*) erzählt, daß er nähmlich einen Menſchen eines gewaltſamen Todes habe ſterben laſſen, um den Prometheus nach ſolchem Originale deſto natürlicher vorſtellen zu können, mag vielleicht zu der Beſchuldigung, womit Angelo beleget wird, Gelegenheit gegeben haben.

In der Privat-Kapelle der Karmeliter zu Brüſſel, zeigt man ein Crucifix in Manns-Größe von gekäuetem Papier, welches ebenfalls nach dem Leben ſeyn ſoll, indem der Meiſter einen armen Menſchen gekreuzigt, und die Form, in welche hernach das Papier geknetet worden iſt, über ihm gemacht hat. Die daſigen Karmeliter geben vor, man habe ihnen für die Form 8000 Gulden gebothen, es ſey aber dieſelbe alsbald zerbrochen worden, nachdem man nur noch einen Abdruck, der à l'Hermitage des Carmes dechauſſés bey Namur iſt, davon genommen hatte.

Nach

(*) S. *Junius*, de pictura veterum.

Nach *Giovanni Mariti* (*) Bericht, werden in Bethlehem Kreuze aus allerley Holz, mit Perlmutter eingelegt, gemacht, welche Reiſende mit zu bringen, und an gläubige Seelen zu verkaufen pflegen. Alle dortige Chriſten, auch viele Muhamedaner, beſchäftigen ſich mit der Verfertigung dieſer heiligen Ware. Die europäiſchen Kaufleute in Acre verſchreiben die größte Menge, und verſenden ſie, wie nürnberger Puppenwerk, in Tonnen gepackt, nach Venedig. Die allerwenigſten ſind geweihet, und an heiligen Oertern geweſen, obgleich die Einfalt des Europäers es glaubt.

Bey Erb-Theilungen ſind Kreuze, welche man an den Hals hängt, (ſ. oben, S. 16) freylich Gerade, aber Crucifixe in den Bet-Stübchen und Kirchen bleiben bey dem Lehne; wären ſie aber in einer Stube bloß angenagelt, und nicht etwann durch den Schmid ſtark befeſtigt, ſo können ſie weggenommen werden. Denn wer wird ein Crucifix für einen Theil des Hauſes halten? Noch weniger iſt es unter die Gerade zu zählen, geſetzt daß es auch auf dem Nacht-Tiſche mit geſtanden hätte.

Nach der Conſtantin dem Großen wiederfahrnen Erſcheinung des Kreuzes, wovon ich im Art. Kreuz-Erſcheinung ſprechen werde, fing man an, die Wände in den Kirchen und Häuſern mit Kreuzen zu bemahlen. Auch ſetzte Conſtantin gemahlte und geformte Kreuze hin und wieder an öffentliche Oerter, zum Andenken jener Erſcheinung, in welcher Abſicht er auch ein Kreuz in ſeine Kriegs-Fahnen hatte ſetzen laſſen. Doch ſollen zu ſeiner Zeit noch keine gemahlte und geformte Kreuze in den Kirchen üblich geweſen ſeyn, wie man aus dem Stillſchweigen des Euſebius ſchließen will, welcher doch der Aufrichtung des Kreuzes an andern öffentlichen Oertern gedenkt. Nach Einigen iſt dieſe Gewohnheit in der lezten Hälfte des 4ten Jahrh., nach Andern erſt im fünften, aufgekommen,



(*) Viaggi per l'iſola di Cipro, e per la Soria e Paleſtina, fatti da *Giovanni Mariti* dall anno 1760 al 1768. To. I. 1769. 8.

men, wo vornehmlich auf die Altäre geformte Kreuze geſetzt wurden. Die Mönche pflegten hölzerne Kreuze zu tragen, welches aber Caſſian, welcher zu Anfange des 5ten Jahrh. lebte, mißbilligt. Nachher wurde auch den Biſchöfen ein Kreuz vorgetragen, doch nur in ihrer eigenen Dioces, bis in der Folge die päpſtlichen Legaten dieſes auch in den Dioceſen anderer Biſchöfe thaten.

Das **Kreuz-Vortragen**, iſt eine Ceremonie, welche zum Stat der hohen Geiſtlichkeit gehört. Bey öffentlichen Proceſſionen wird dem Papſte ein dreyfaches, den Patriarchen aber ein doppeltes Kreuz vorgetragen. Ein Erz-Biſchof zu Trier hat, kraft eines Privilegii v. J. 1120, das Recht, in einem roth gekleideten Wagen zu fahren, und das Kreuz vor ſich herfahren laſſen zu dürfen.

Der biſchöfliche oder erzbiſchöfliche Kapellan, oder ein anderer Geiſtlicher, der dieſen Prälaten bey feyerlichen Gelegenheiten das Kreuz vorträgt, wird der **Kreuz-Träger**, Fr. Porte-Croix, genannt. Der Papſt läſſet ſich allenthalben ein Kreuz vortragen, ausgenommen in Rom. Die Primaten, Metropolitanen, und alle Prälaten, die das Jus pallii haben, laſſen gleichfalls, in allen Oertern ihrer Gerichtbarkeit, ein Kreuz vor ſich her tragen, doch nicht in Gegenwart der Cardinäle. Das biſchöfliche Kreuz iſt einfach; das erzbiſchöfliche hat 2, und das päpſtliche 3 Quer-Schenkel.

Auch pflegte man an dem Orte, wo man eine Kirche errichten wollte, ein Kreuz einzuſtecken, daher Crucem figere ſo viel bedeutet, als eine Kirche errichten. Von dieſem Gebrauche mag es gekommen ſeyn, daß man überhaupt an jeden Platz, den man in Beſitz nehmen wollte, ein Kreuz aufſteckte. Solches geſchahe unter andern, wenn das Haus und der Hof eines Einwohners gerichtlich verkauft werden ſollte; ſ. oben, S. 15. Es geſchieht auch noch, wenn europäiſche Nationen in fremden Welt-Theilen unbewohnte, oder wenigſtens keiner europäiſchen Nation noch zuſtehende Länder in Beſitz nehmen.

Auf

Auf den Kleidern der vornehmern Geiſtlichen, als der Patriarchen, Erz- und Biſchöfe, waren auch viele gemahlte oder geſtickte Kreuze angebracht. Desgleichen trugen dieſelben, wie auch die Aebte, mit der Zeit gegoſſene Kreuze vor der Bruſt; welches noch heutiges Tages, auch in der griechiſchen Kirche, üblich iſt.

Bey Proceſſionen wurden Kreuze vorgetragen, wie noch jezt gewöhnlich iſt. Bey Leichen-Begängniſſen der Katholiken iſt noch jezt die Vortragung des Kreuzes üblich, welches in einigen Gegenden auch bey den Lutheranern beybehalten wird, bey den Reformirten hingegen abgeſchaffet worden iſt.

In der griechiſchen Kirche geſchahen die feyerlichſten Eide und Zuſagen durch das Küſſen des Kreuzes. Nach dieſer Gewohnheit richteten ſich auch die Liefländer, bey Gelegenheit der ruſſiſchen Eroberungen in Liefland. Daher lieſet man in allen Urkunden und Briefen: die liefländiſchen Bothen wären gekommen, ihre Häupter zu ſchlagen, (welches ein Zeichen der tiefſten Ehrerbiethung iſt,) und hätten das Kreuz geküſſet.

Im 4ten Jahrh. pflegte man Kreuze auf die Gräber der Märtyrer zu ſetzen, woher es gekommen iſt, daß man nachher ſolche auch auf den Gräbern anderer Verſtorbenen angebracht hat, wie ſolches unter den Katholiken, auch zum Theil unter den Lutheranern noch üblich iſt.

Das Kreuz war unter andern auch ein **Sinnbild der ägyptiſchen Gottheiten**, welches man auf ihren Obelisken und andern Denkmählern, beſonders auf der bekannten iſiſchen Tafel (ſ. Th. XXXI, S. 10, f.) antrifft. Hier findet es ſich auf den oberſten Streifen, von der linken Hand an gerechnet, wo man den Oſiris ſieht, der in der einen Hand einen Ring, daran ein wohlgebildetes Kreuz zu ſehen iſt, und in der an-

dern einen Stab, oder vielmehr einen Scepter, hält, welcher ſich oben mit einem Vogel-Kopfe endigt. Dieſer Kopf iſt ohne Zweifel von dem der Iſis heilig geweſenen Sperber.

Die Alterthums-Forſcher ſind über die eigentliche Bedeutung dieſes ägyptiſchen Kreuzes ſehr verſchiedener Meinung. Martin iſt dadurch, daß die von ihm erklärte heilige Wanne ziemlich eben dieſe Figur gehabt haben würde, wenn man die zuſammengedrückte Handhabe daran auf beyden Seiten wieder ausgebogen hätte, bewogen worden, zu muthmaßen, das Kreuz bilde dieſe in den Geheimniſſen ſo berühmte Wanne ab. Clayton behauptet: eben ſo wie Iſis und Oſiris noch andere zur Land-Wirthſchaft gehörige Werkzeuge in Händen hätten, ſo ſey auch dieſes Kreuz weiter nichts, als ein oben mit einer Handhabe verſehenes Pflanz-Holz, und das dabey oben angebrachte Quer-Holz, wodurch dieſes Pflanz-Holz die Geſtalt eines Kreuzes erhalte, ſolle nur verhindern, daß es nicht zu tief in die Erde gehe, welches in dem fetten Boden Aegyptens leicht möglich war. La Croze iſt endlich, nach Jablonsky Bericht, der Meinung, daß dieſes ägyptiſche Kreuz nichts anders, als eine Vorſtellung des Phallus, ſey, welche Meinung Jablonsky ſelbſt aus dem Diodor beſtätigt, in welcher dieſer Schriftſteller ſagt, daß man das Bildniß des Pan's, und alſo auch des Phallus, als ſeines Attributes, in allen Tempeln der Aegypter erblickt habe. Denn, ſagt Jablonsky, von dem Bildniſſe des Bockes finden wir eben nicht in den Reiſe-Beſchreibungen, daß er ſehr häufig auf den Ueberbleibſeln der ägyptiſchen Tempel zu ſehen ſey; aber überall haben ſie das Kreuz gefunden. Alſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß die Kreuze die Bildniſſe des Pan's ſind, von welchen Diodor redet; und Pan und der Phallus haben viel Verwandtſchaft mit einander.

Bey den Chriſten iſt es eine alte Gewohnheit, ein Zeichen des Kreuzes ſowohl bey den gottesdienſtlichen Handlungen, als auch bey mehrern andern Gelegenheiten zu machen. Und dieſe Gewohnheit iſt noch bey den Lutheranern hin und wieder, doch als eine Neben-Sache und unſchuldige Ceremonie,

nie, im Gebrauche. Nicht ſowohl das Kreuz, welches theils ein bloßes Holz, theils das Werkzeug des harten Todes war, und nach dem moſaiſchen Geſetze einen Fluch für denjenigen, welcher daran ſtarb, anzeigte, ſondern der Tod Chriſti enthält für den Menſchen das Tröſtliche und Heilſame, und nicht ſowohl des Kreuzes- als vielmehr des Verſöhnungs-Todes ſoll der Menſch ſich erinnern(*). Nach und nach erhielt die Achtung und auch die Verehrung der Crucifixe, oder der gemahlten und geſchnitzten Vorſtellungen des am Kreuze hangenden Chriſti und des Kreuzes, ein größeres Anſehen, nachdem es zuerſt eine bloße Erinnerung des Leidens und Sterbens Chriſti geweſen war. Nachdem die ſeltſamen Meinungen von Geiſtern und ihren Wirkungen aus den morgenländiſchen Gegenden von vielen bekehrten Chriſten beybehalten und mit der chriſtl. Religion vermenget wurden, ſo ſchrieb man alles Böſe ſogleich den böſen Geiſtern zu, und bildete ſich ein, daß ſie allenthalben und bey jeder Gelegenheit den Menſchen Schaden und Unglück bereiteten. Hierzu kamen noch in der Folge die Meinungen von den Hexen und Hexen-Meiſtern, oder ſolchen Menſchen, die mit den böſen Geiſtern oder dem Satan in einem Bündniſſe ſtänden, und vermittelſt derſelben viel Böſes in der Welt anrichteten. Gegen dieſe Geiſter, und nachher auch gegen die Hexen, ſuchte man ſich durch das Zeichen des Kreuzes zu verwahren, weil man glaubte, der böſe Geiſt könne das Zeichen des Kreuzes nicht ertragen, und er flöhe ſogleich, als er dieſes Zeichen vom Kreuze, woran Chriſtus durch ſei-



(*) Der Kloſter-Vogt in Marienſtein, in der Ober-Lauſitz, Hr. v. Schedwitz, ein aufgeklärter Mann, erlaubte einmahl zwar ſeinen Unterthanen, ein verfallenes Crucifix wieder zu erneuern, ließ aber auf einer Tafel die Worte darunter ſetzen: **Nicht was du ſieheſt, ſondern den Unſichtbaren, bete an.**

ſeinen Tod alle Macht des Satans und der böſen Geiſter überwunden habe, ſehe. Man machte alſo Kreuze auf Kirchen, auf und an Privat-Häuſern, über das Brod und die Speiſen, über ſein Geräth, u. ſ. w. und glaubte nun völlig dadurch gegen die Nachſtellungen und Bosheiten des böſen Geiſtes geſichert zu ſeyn.

In ganz Nieder-Deutſchland iſt noch unter dem gemeinen Manne die abergläubiſche Ceremonie, ſich des Morgens beym Aufſtehen drey Mahl vor die Stirn und Bruſt zu kreuzen, und dabey zu ſagen: es walte Gott Vater +; Gott Sohn +; Gott h. Geiſt + (*).

Die Landleute pflegen bey dem Abfeilen der Hörner des Rind-Viehes, auf jedes Horn ein Kreuz zu feilen. Durch das Zeichen des Kreuzes ſucht man die neugebornen Kinder vor der Taufe gegen die Behexungen zu verwahren; es wird bekreuzet, wenn es in das Bad gebracht wird, und wenn es wieder heraus kommt. Iſt etwa ein Grab zu machen, ſo würde es viel gewagt ſeyn, daſſelbe ſchon den Tag vorher, zumahl wenn es ſtark in die Erde gefroren hat, zu verfertigen. Was könnten nicht böſe Menſchen des Nachts thun, daß der Verſtorbene keine Ruhe im Grabe hätte! Es muß alſo das Grab allemahl am Tage der Beerdigung gemacht werden; und damit ſolchem Uebel vorgebeuget werde, legt man Schippe und Spaten kreuzweiſe über das verfertigte Grab. Wird geſäet, ſo macht man allemahl den Anfang mit

(*) Dies nennen ſie 'ſwaltern, und glauben feſt, durch dieſe Zauber-Formel für den ganzen Tag Schutz gefunden, ſich auch wohl für das Böſe, was ſie etwa gelüſten möchte, mit dem lieben Gott abgefunden zu haben. Wenn der Junge nicht gleich aufſtehen will, ſo weckt ihn der Vater mit der Formel: Jung ſtah up, un 'ſwaltre dich!

mit einem dreyfachen Kreuz-Wurfe. Soll ein friſches Brod angeſchnitten werden, ſo ſetzt man das Meſſer nicht eher an, es ſey denn erſt mit dem Meſſer 1, oder auch wohl 3 Kreuze über das Brod gemacht. Viele thun es auch ſchon über den Teig, wenn das Mehl eingeſäuert iſt. Am heil. Abend vor Weihnachten, und in der Walpurgis-Nacht, macht man, um die Hexen abzuhalten, 3 Kreuze mit Kreide oder Pech an die Stuben-, Kammer-, und Stall-Thüren. Das iſt aber vom Uebel, und verräth eine ſchimpfliche Unwiſſenheit in göttlichen und weltlichen Dingen. Das Kreuzes-Zeichen hat keinesweges die verborgene Kraft, daß es das Vieh vor Krankheiten und anderm Uebel bewahrt; ſonſt müßte faſt keinem Katholiken ein Stück fallen oder geſtohlen werden, weil bey den meiſten die h. drey Könige mit dazwiſchen geſetzten Kreuzen über den Ställen in weißer Kreide paradiren. Das ſind aber öfters nur Kapuziner-Stückchen, die man aus allerley Urſachen nicht gern abkommen laſſen will. So wie man in der lutheriſchen Kirche dergleichen mit Recht für Aberglauben hält, ſo ſieht man es doch für eine unſchuldige Ceremonie an, wenn man das Kreuzes-Zeichen bloß als eine bildliche Erinnerung an den Kreuzes-Tod Chriſti gebraucht, und dieſem allein alles Gute zuſchreibt. Daher geſchieht es an einigen Orten, daß z. B. bey der Conſecration im heil. Nachtmahl, wenn die Worte: „das iſt mein Leib, das iſt mein Blut,“ ausgeſprochen werden, über die ſichtbaren Stücke das Zeichen des Kreuzes gemacht wird, deßgleichen bey der Taufe über den Täufling, bey dem Ausſprechen des Segens; und Luther erinnert noch in ſeinem Formular zum Morgen- und Abend-Segen das Zeichen des Kreuzes an ſich zu machen. An verſchiedenen Orten ſetzen die Lutheraner auch Kreuze auf die Gräber der Verſtorbenen. Das Vortragen der Kreuze bey Begräbniſſen aber, iſt in

den Brandenburg-Preuſſiſchen Ländern verbothen (*).

Vom Aberglauben mit dem Gebrauch des Kreuzes, ſ. Hrn. Diacon. Goeze Natur, Menſchenleben und Vorſehung, 1 B. (Lpz. 1789, 8.) S. 475 — 485.

Wenn bey den Walachen im temeſchwarer Banat, zwey oder mehrere eine unverbrüchliche Freundſchaft errichten, ſo, daß ſie einander im Leben und Tode nicht verlaſſen wollen, pflegen ſie in das Geſchirr, woraus ſie eſſen und trinken, ein Kreuz zu legen, woraus ſie ſich ewige Treue zuſchwören. Daher kommen bey ihnen die Redens-Arten: Erate de cruce (Kreuz-Bruder), mangar cruce (das Kreuz eſſen). Man muß auf dieſe Handlungen wohl Acht haben. Meiſtentheils ſind es Vorbothen von Räubereyen. Eben ſo iſt es, wenn ſie jemand auf das kräftigſte zu etwas verbinden wollen, z. B. wenn die Räuber einen loslaſſen, und von ihm verrathen zu werden befürchten, ſo laſſen ſie ihn durch das Kreuz, Brod und Salz ſchwören, daß er es nicht thun wolle. Das nennen ſie: giurar pe cruce pe pita, pe ſare.

Daß das Kreuz den Juden von je her ein Aergerniß geweſen, und noch iſt, man mag nun entweder darunter den Kreuzes-Tod unſers Heilandes, oder das Holz des Kreuzes, woran er geſtorben iſt, oder auch die zum Andenken deſſelben gemachten Bilder und Figuren verſtehen, iſt eine bekannte Sache. Man erzählt allerley ſchimpfliche Behandlungen, die von den Juden an aufgeſtellten Crucifixen begangen worden ſeyn ſollen, die ich aber mit Stillſchweigen übergehe.

Sie

(*) Verordnung wegen Abſchaffung der Kreuze bey den Begräbniſſen, d. d. Potsd. 9 Jun. 1683, ſt. in Mylius Corp. Conſtit. March. 1 Th. 1 Abtheil. No. LI. Col. 407, f.

Verordnung an die Inſpectores, daß das Crucifix den evangeliſch-lutheriſchen Leichen nicht mehr vorgetragen werden ſolle, d. d. Berl. 26 Aug. 1729, ſt. eb. daſ. 1 Th. 2 Abtheil. No. CXXVII, Col. 247, f.

Sie nennen das Kreuz mit einem allgemeinen Nahmen, Zelem, oder Bild; unſern Char-Freytag nennen ſie in ihren Kalendern, Zelem- oder Bilder-Tag; die Gewohnheit der Chriſten, die Hände beym Gebet kreuzweiſe zuſammen zu legen, nennen ſie zum Spott: Zettel und Durchſchlag, welche Benennung von den Webern hergenommen iſt; eben alſo nennen ſie auch ein Kreuz, welches von Holz oder anderer Materie gemacht iſt: Scheti va-ref, Zettel und Durchſchlag, und halten ſolches für Abgötterey.

**In den Urkunden, Diplomen und andern Handſchriften,** kommen, nebſt den durch einander gezogenen und gekräuſelten Buchſtaben-Figuren (Chrismon, Chrismus), auch viele und verſchiedene Kreuze, ſchon von den älteſten Zeiten her, vor, und haben ganz unſtreitig aus einem wahren Andachts- und Religions-Eifer der erſten Chriſten ihren Urſprung, als welche, nach dem Rathe des Apoſtels, ſich allein in dem Kreuze ihres Erlöſers Jeſu Chriſti rühmten, welches auch daher in den Augen aller Gläubigen für ſo heilig gehalten wurde, daß man keine Urkunde auf eine höhere Stufe der Beglaubigung bringen konnte, als wenn man das Zeichen unſers Heils dazu ſetzte. Man weiß auch aus der Geſchichte, daß der Kreuz-Galgen, welcher ehedem ein ſchmachvolles Verdammungs-Zeichen der größten Verbrecher war, nach Conſtantin's des Großen Thron-Beſteigung, bey allen chriſtl. Nationen als das vorzüglichſte Ehren-Zeichen angeſehen, auf alle Reichs-Inſignien, Kronen, Scepter, Reichs-Aepfel und Kleider der Könige, auf ihre Wapen und Sigille, auf alle öffentliche Denkmähler, auf alle Briefe, Schriften und Bücher, gemacht worden iſt, und noch allenthalben in großer Achtung gehalten wird. In Deutſchland wenigſtens, war das Kreuz eines der vorzüglichſten Zeichen der kö-

nig-

niglichen und kaiſerlichen Würde beſtändig ſeit der Regierung Kaiſers Heinrich IV.; und unter andern ihm nach ſeiner Gefangenſetzung zu Jngelheim abgeforderten Kleinodien, that ſein Sohn und Nachfolger, Heinrich V. auch des Kreuzes Meldung. Dieſe allgemeine Hochachtung unſers Erlöſungs-Zeichens vermehrte auch den Gebrauch der Kreuze in den Urkunden; man findet ſie da oft in Menge und großer Verſchiedenheit, nicht nur an der Spitze derſelben, ſondern auch vor den Grüßen, vor den Zeit-Angaben, faſt bey jeder Unterzeichnung, und ſelbſt öfters im Context, ja auch in der Mitte und an den beyden Enden der eigenen Nahmen. Eine ſo bekreuzte Schrift hielten ſie auch für heilig und unverbrüchlich, da aus anderweitigen Gebräuchen der alten Chriſten bekannt iſt, daß ſie ein Kreuz-Zeichen und einen Eidſchwur gleich ſchätzten; ja, mit einem Kreuze ſich irgend unterzeichnen, bey ihnen eben ſo viel, als eigenhändig ſchwören, geweſen ſey. Und aus dieſem Grunde klagt Papſt Stephan V. in einem Schreiben v. J. 886, den berüchtigten Photius an, daß er das Kreuz unſers Herrn verſpotte, d. i. daß er ſeine Eide und ſeine mit Kreuzen begleitete Unterſchrift, gebrochen habe.

Daß aber dergleichen Kreuze ſtatt der wirklichen Nahmens-Unterſchrift gelten mußten, iſt aus Juſtinian's Verordnung Cod. 12 Tit. 30, L. 22, zu erſehen, wo es deutlich heißt: daß, wenn einer nicht ſchreiben könnte, er doch wenigſtens das ehrwürdige Zeichen des Kreuzes eigenhändig machen ſollte. Darüber hielt man auch im Orient ſo genau, daß man in Bithynien noch mit der Hand einer unter Verfertigung des Vermächtniß-Briefes verſtorbenen Frau dieſen ihren lezten Willen bekreuzte. Und ſchon unter dem Proconſulate des jüngern Fauſtus, im J. 503, beſtätigte eine Dame, die dem Johannes, Biſchofe zu Ravenna, gemachte Schenkung, bloß durch das Kreuz-Zeichen; dergleichen Beyſpiele Mabillon (*) noch mehre-re

(*) De re diplomatica, L. 2, c. 23.

re anführt. So haben wir auch, nebſt einigen merovingiſchen, ſelbſt von Pipin dem Kleinen, und ſeinem Sohne Karlmann, Diplome, die ſie mit bloßen Kreuz-Zeichen unterſchrieben. Deutſchland, Spanien und Italien liefern uns dergleichen Beyſpiele aus dem 8ten und frühern Jahrhunderten. Hr. Prof. Gruber, in Wien, beſitzt ein Originalſtück vom Herzog Rudolph aus Oeſtreich vom J. 1362, deſſen eigenhändige Unterſchrift: † Hoc eſt verum † an beyden Enden nur deswegen bekreuzt iſt, damit nicht etwann ein Verfälſcher noch etwas dazwiſchen ſchreiben könnte. Schöpflin irrt demnach ſehr, wenn er daraus dieſem Erz-Herzoge die Schreibe-Kenntniß abſprechen will, als von dem man noch ganz andere Unterſchriften aufzuweiſen hat.

Dergleichen Kreuze galten auch nach dem kanoniſchen oder Kirchen-Rechte ſtatt der eigenhändigen Unterſchrift. Selbſt die römiſchen Päpſte haben ſo manchmahl nur mit Kreuzen unterzeichnet; davon wurden einige vor dem gewöhnlichen End-Wunſche geſetzt, die andern zu Anfange des Spruches, der in zwey halben Zirkeln eingeſchloſſen war; andere ſtanden zu oberſt dieſer Zirkel. Im 11ten Jahrh. überließen ſie die Unterzeichnungen ihren Kanzlern, und ſeit dem 12ten Jahrh. vermuthlich auch die Kreuze. Man bemerkt auch in den Morgenländern eben dieſelbe Hochachtung des Kreuzes, und den Werth deſſelben bey biſchöflichen Unterſchriften. Von europäiſchen Biſchöfen mangelt es uns nicht an Zeugniſſen ſeit dem 8ten Jahrh.; und Mabillon betheuert, daß die Kirchen-Verſammlungen ſo manchmahl alles ihr Anſehen dahin wandten, alle mit dem Kreuz-Zeichen verſehene Schriften und Diplome gültig und unverletzlich zu machen.

Schon unter der Römer Herrſchaft findet man, daß im Nothfall einer für den andern unterſchrieb, und daß man ſich begnügte, denjenigen, der nicht ſchreiben konnte, ein ſelbſtbeliebiges Zeichen von ſeiner Hand dahin machen zu laſſen. Nach Einführung

des

des Chriſtenthumes war dieſes Zeichen gemeiniglich ein Kreuz, welches ein Jeder, auch des Schreibens Unkundige, doch mit leichter Mühe machen konnte. Und wie hätte man ſich anders behelfen ſollen, nachdem die unſchriftlichen Verträge alle ihre Gültigkeit verloren haben, und die Unterſchrift zur geſetzmäßigen Nothwendigkeit geworden iſt? Wie hätten denn ſo manche Könige und Kaiſer, ja ſo gar Biſchöfe und andere geiſtliche Perſonen, eigenhändig mit ihrer Nahmens-Fertigung Diplome beſtätigen ſollen, die da ſelbſt eingeſtehen, oder von denen doch bekannt iſt, daß ſie nicht einmahl ihren eigenen Nahmen ſchreiben konnten? In dieſem Falle mußte man ihnen nothwendig die Hand führen, oder nur ein Kreuz, oder gar nur einen Tüpfel, und, wie Abt Beſſel (*) ſagt, gar nur etliche Striche zu machen erlauben, um doch die Charte rechtsbeſtändig dadurch zu erklären.

Denn, daß aus den Laien nur wenige, ſelbſt ſo manche Fürſten, Könige und Kaiſer nicht ausgenommen, und nicht einmahl alle geiſtliche Perſonen des Mittel-Alters, ſchreiben konnten, lehrt die Geſchichte derſelben Zeiten. So waren Theodorik, der Oſtgothen König, und ſelbſt der Kaiſer Juſtin ein Thracier, und Baſilius der Macedonier, des Leſens und Schreibens unkundig. Zu dieſer Claſſe gehören auch aus den Merovingern: Clovis II. und III., Childerik II., und die Häupter des karolingiſchen Stammes, Pipin der Kurze, ſein Sohn Karlmann, und vielleicht auch Karl der Große ſelbſt, der es wenigſtens in ſeiner Jugend nicht erlernt hatte. Aus den angelſächſiſchen Königen konnte Withred, im Anfange des 8ten Jahrh., ſeinen Nahmen nicht ſchreiben; und ſelbſt Wilhelm der Eroberer hatte hierin keinen Vorzug vor ihm. Daß es wohl auch dergleichen deutſche Kaiſer gegeben habe, behauptet Ludwig (**), und von der Unwiſſenheit anderer deutſchen Fürſten im Leſen und Schreiben, überzeugen uns

(*) In ſeinem Prodromo Annalium Gottwicenſium, S. 310.

(**) Rel. MSC. To. 1, Præf. p. 92.

uns ihre urkundliche Formeln: Quia literas neſcio; characteres pingere ignoro; propter ignorantiam literarum; und im Deutſchen: Weil ich Schreibens unerfahren ꝛc. Und wie mögen wir von andern zweifeln, da ausgemacht iſt, daß Thaßilo, Herzog von Bayern, kaum die erſten Buchſtaben ſeines Nahmens ſchreiben; und Herbald, Comes Palatii, folglich das Haupt der Gerechtigkeit im röm. Reiche, um das J. 874, noch weniger konnte!

So ungereimt uns dieſes von weltlichen Obrigkeiten vorkommt, deſto unverdaulicher iſt gewiſſen neuen Schriftſtellern, welche die alten Sitten nach den unſrigen beurtheilen, das eigene Geſtändniß der Unwiſſenheit im Leſen und Schreiben ſo mancher geiſtlichen Perſonen, ſogar vom biſchöflichen und äbtlichen Range; der Mönche und andern Geiſtlichen nicht zu gedenken, als von welchen ſelbſt der h. Benedict nicht verlangte, daß ſie ſchreiben könnten. So konnten, nach dem Zeugniſſe der authentiſchen Acten ſelbſt auf der Zuſammenkunft in Karthago, im J. 411, ein Biſchof; auf der Verſammlung der irrgläubigen Geiſtlichkeit zu Epheſus, zwey, und auf der Kirchen-Verſammlung zu Chalcedon, wohl mehr als 40 Biſchöfe nicht eigenhändig ihre Nahmen unterzeichnen (*); ſie lieſſen dann durch ihre Mit-Biſchöfe unterſchreiben, oder mußten ihre Zuflucht zu ihren Prieſtern und Diakonen nehmen, die ſie auch öffentlich bezeugen laſſen, daß ſie nicht ſchreiben konnten. Daß aber auch dieſe Leztern nicht allezeit ſchreiben konnten, beweiſet ein Unter-Diakon Gratian, der die berühmte Charte zu Ravenna nicht unterzeichnen konnte, welche im Supplement-Bande zu Mabillon's Diplomatik bekannt gemacht und geſtochen iſt.

Von dergleichen unwiſſenden und im Schreiben ganz unerfahrnen Perſonen, redet nun eigentlich die oben erwähnte Verordnung des Kaiſers Juſtinian, deren Haupt-Worte aber: ſi ſcribere praepeditur, wie es gemeiniglich mit Radebrechung der Geſetze geſchieht, auch andere nicht ganz des Schreibens unkundige, theils aus Gemächlichkeit, theils auch aus Gewohnheit und Hochmuth, für ſich auslegten; daher ſie ge-

(*) S. Labbé Concil. T. 4, act. 6, p. 581.

gemeiniglich durch Andere ihre Nahmen hinſchreiben lieſſen, wozu ſie doch anfangs ihr eigenhändiges Kreuz oder ein anderes Zeichen ſetzten; welches ſie aber auch mit der Zeit den Kanzelliſten ſammt ihrer Nahmens-Unterſchrift überlieſſen, wie man aus gar vielen Urkunden vom 9ten bis zum 14ten Jahrh. erſehen kann. Erſt im 14ten Jahrh. fingen die Päpſte die eigenhändige Unterzeichnung wieder an, und die deutſchen Kaiſer unterſchrieben ſich ſelbſt ſeit dem Ende des 15ten Jahrhundertes. Kaiſer Maximilian unterſchrieb zuerſt eigenhändig, und ſchaffete die Monogramme gänzlich ab; wiewohl Secouſſe, gegen Herrgott's Meinung, ſchon Karl'n IV. 1366, eigenhändig unterſchreiben läſſet.

Weil ſodann die vielen Kreuze in den Diplomen, entweder vom Notarius ſelbſt alle, oder auch von verſchiedenen in der Urkunde erwähnten Perſonen ſelbſt eigenhändig gemacht worden ſind, darf man ſich über ihre höchſt verſchiedene und ſeltſame Form gar nicht verwundern. Denn nicht nur der Ausſpender der Urkunde, ſondern auch jener, dem zum Beſten ſie aufgeſetzt worden iſt, und ſelbſt der Kanzler, der Abſchreiber, und alle die zugezogenen Zeugen, machten, wenigſtens bis in das 12te Jahrh., ihre Kreuze eigenhändig hin. Daher ſieht man auch oft in einer und derſelben Charte bald ein ordentliches Kreuz (+); bald ein Andreas-Kreuz (X); bald das Stern-Kreuz (✳); desgleichen auch das punctierte, Fig. 2848, und das eingefaßte oder rhomboiſche, Fig. 2849, und dergleichen andere Kreuz-Figuren mehr. Für dieſe ſo vielfältige und verſchiedene Kreuze war nicht einmahl ein feſtgeſetzter Ort in den Diplomen. Man findet ſie meiſtens an der Spitze der Urkunden ſtatt des Chrismon, oder bey demſelben; man findet ſie auch zuweilen im Contexte, wiewohl ſie daſelbſt, eben wie vor dem Datum, ſeltener angetroffen werden. Dagegen erſchei-

ſcheinen ſie deſto öfter und faſt allezeit bey den gewöhnlichen Nahmen- oder Zeugen-Unterſchriften, bald vor, bald nach, und zuweilen wohl auch ſelbſt mitten in den Nahmen. Wenigſtens iſt der Gebrauch, das Kreuz-Zeichen zu den Nahmen zu ſetzen, uralt und allgemein, wie aus unterſchiedenen Acten der 5ten allgemeinen Kirchen-Verſammlung, aus dem lezten Willen des h. Remigius, und aus tauſend andern ſowohl geiſt- als weltlichen Aufſätzen Deutſchlandes, Italiens, Frankreichs, Spaniens und Englands, zu erſehen iſt. Vor den Unterſchrift-Kreuzen ſetzten ſie gemeiniglich das Wort Signum, oder ſetzten wenigſtens die erſten zwey oder drey Buchſtaben dieſes Wortes hin; aber auch hierin wurden ſie bald gemächlicher, zeichneten nur den einzelnen Anfangs-Buchſtaben davon, und durchſtrichen dieſe Sigla mit 1 oder auch 2 Diagonalen; Fig. 2850; welcher Schrift-Zug für das ganze Wort Signum, und zugleich für ein Andreas-Kreuz, gelten mußte. Hernach lieſſen ſie auch dieſen einzelnen Buchſtaben gar weg, und machten vor ihrem Nahmen ein bloßes Kreuz, wie noch heut zu Tage die Cardinäle thun; dafür in Urkunden mittlerer Zeiten wohl auch die tironiſche Note, Fig. 2851, ſtatt ſubſcripſi oder ſubſcriptio, vorkommt, welche, ihrer Geſtalt nach, ebenfalls für eine Art von Kreuz angeſehen werden kann. Ja, ſo gar am äuſſerſten Rande der Urkunden, wo ſie gerade abgeſchnitten, partita, diuiſa, oder auch ausgezackt, indentata, ſind, findet man halbe oder auch $\frac{2}{3}$ eines oder auch etlicher hingemachten Kreuze, ſowohl ohne, als auch mit dem ganzen oder halben Bildniſſe des Gekreuzigten, welche Art beſchriebener Papiere man eigentlich Chirographa, in deutſcher Sprache Zerten, nennt, und welche man, zur Verhütung alles Betruges, in die Stelle gleichlautender Ur- und Abſchriften geſetzt hat. Bey dergleichen Inſtrumenten konnte zwar alles beobachtet wer-

werden, was man ſonſt bey den Chartis pariclis, oder pariculis, d. i. bey gleichlautenden Abſchriften, gewohnt war; nur war dieſes noch dazu erforderlich, daß, ſo viel Exemplare man haben wollte, alle dieſelben, folglich mit kleinern Lettern, auf ein Pergament-Blatt geſchrieben, und doch zwiſchen allen und jeden ein gleich großer leerer Raum mußte gelaſſen werden. Dieſer leere Raum nun, wo eben hernach der gerade Durchſchnitt, Diuiſio, oder der zackichte Ein- und Abſchnitt, Indentura, geſchahe, wurde, ehe noch mit verſchiedenen Kreuzen, oder auch mit dem Bildniſſe des Gekreuzigten, mit größern Alphabet-Buchſtaben, mit dem Worte Cyographum, oder auch mit andern heiligen Nahmen, als: Jheſus ſancta Maria, und dergleichen noch größerer Schrift-Art angefüllet, ſo, daß nach dem Durchſchnitte, bey einer künftigen Zuſammenhaltung, die eine abgeſonderte kleine Charte gerade mit der andern zuſammen paſſen, und die getheilte Schrift wieder ein Ganzes ausmachen mußte. Man bediente ſich ſolcher Vortheile beſonders in England, Frankreich, Spanien, und vornehmlich in Aragonien. Im 15 und 16ten Jahrh. wurden ſie auch in Deutſchland üblich, um allen Betrug zu verhüten; dauerten auch bis in das 17te Jahrh., wie aus einer Stelle der ulmiſchen Gerichts-Ordnung v. J. 1621, erhellt. War der leere durch- oder abgeſchnittene Raum beſchrieben, ſo nannte man ſie eigentlich **Cirographen**, und bey den Deutſchen **Zerten**, **Certen**, **Zerter** oder **Zarter**, übrigens nur **ausgeſchnittene Zettel**, aus **einander gefelt Zeddel**, **Kerbbriefe** und **Kerbzettel**.

Uebrigens iſt von den **diplomatiſchen Kreuzen** noch anzumerken, daß ſie nicht allemahl von derſelben Tinten-Farbe ſind, als der übrige ganze Inhalt der Urkunde. Die griechiſchen Kaiſer mahlten ihre Kreuze mit Purpur-Tinte, welches jedem andern bey Leib-

und

und Lebens-Strafe verbothen, und nur etwa den kaiſerlichen Prinzen und erſten Miniſtern oder Lieblingen zuweilen aus beſonderer Gnade vergönnt war. So bekreuzten auch die normänniſchen Könige beyder Sicilien ihre Diplome mit rother Tinte, welches auch einige der römiſchen Kaiſer, inſonderheit Karl der Kahle, und zuweilen auch Ferdinand III., desgleichen die kapuaniſche Fürſten und Erz-Biſchöfe, nebſt einigen andern Königen und Landes-Herren, öfters nachgeahmet haben. Ja, die engliſchen Könige vor den Normännern haben ihre Urkunden ſo gar mit goldenen Kreuzen bezeichnet.

Einige dieſer diplomatiſchen Kreuze ſind gar ſchlecht, und öfters recht ungeſchickt hingezeichnet, woran gewiß die Eilfertigkeit, die Unwiſſenheit, oder auch, wie bey den Schriften ſelbſt, eine unverzeihliche Nachläſſigkeit Schuld haben mag; andere dagegen ſind recht nach der Kunſt, und, wie man zu ſagen pflegt, wie nach dem Zirkel gemacht. Und was dabey noch wunderbarer iſt, ſind oft die eigenhändigen Kreuz-Zeichen der Könige und anderer hohen Perſonen, von denen man billig zweifelt, ob ſie jemahls ſchreiben gelernt haben, weit zierlicher ausgefallen, als die Kreuze ihrer eigenen Notarien und Kanzelliſten. Von dieſen und andern artigen oder regelmäßigen Kreuzen großer Herren, Fürſten und Könige, iſt zu wiſſen, daß ſie dazu eigene Stämpel, ihre Nahmen und Kreuze aufzudrücken, hatten, welches Einige, gewiß wegen der Schrift-Richtigkeit und Verſchönerung gethan haben, und bey Manchen wohl auch aus Unwiſſenheit oder Mangel der Schreibe-Kunde geſchehen ſeyn mag. An ſtatt des Stämpels bedienten ſie ſich auch durchgeſchnittener Bleche, um den richtigen Zugen deſſelben mit der Feder nachzufahren. Dergleichen hatte von Gold Theodorik, der Oſtgothen König;

von Holz, Kaiſer Juſtinus; und andere hatten es von Elfenbein.

Auſſer den bisher erklärten diplomatiſchen Kreuzen, findet man ſie auch auf den Sigillen, welche gemeiniglich dem Diplome aufgedruckt oder angehänget werden. Dieſe daher ſo genannte ſphragiſtiſche Kreuze haben mit den übrigen urkundlichen gleiche Figur und Abſicht. Sie erſcheinen öfters auch im Mittel-Felde und zu beyden Seiten königlicher Häupter; ja, man findet nicht leicht ein Sigill mittlerer Zeiten, bis zu Anfange des 14ten Jahrh., deſſen Inſchrift nicht mit einem Kreuze anfinge. In gedachtem Jahrh. werden die Kreuze ſchon ſeltener, und gegen den Anfang des 15ten gab der Verfall der Gottſeligkeit die Veranlaſſung, ſtatt der bisherigen Kreuze, die eben nichts als offenbare Zeichen göttlicher Anrufung waren, Sterne und Röschen einzuführen.

Ungeachtet der nach und nach, inſonderheit ſeit den ſo berufenen Kreuz-Zügen, unter den Chriſten eingeriſſenen Laulichkeit, ſtieg doch die Hochachtung diplomatiſcher Kreuze bey ſo manchen andern zum Irrthum und Aberglauben hinan. Denn die dazu gebrauchte Tinte pflegte in vielen Gemeinden vorher mit allen feyerlichen Ceremonien geweihet zu werden; ja, einige gingen in ihrer frommen Einfalt ſo weit, daß ſie die Tinte, womit die Kreuze in den Urkunden gezeichnet werden ſollten, ſo gar mit den conſecrirten oder euchariſtiſchen Wein-Geſtalten miſchten. So wurde auch die allgemeine Verdammung des Ketzers Photius mit dem wahren Blute Jeſu Chriſti unterſchrieben.

Eine ganz andere Bewandtniß hat es mit den meiſten Kreuzen in den geſchriebenen, oder auch gedruckten, alten Büchern. Denn obgleich ordentliche Kreuze in den Titeln der Bücher und Hauptſtücke als Anrufungs-Formeln gelten mögen, ſieht man doch auch allein oft bey ſehr anſtößigen und ziemlich ſchmutzigen

Stel-

Stellen punctierte Andreas-Kreuze, Fig. 2852, oder auch Sterne ✱, Aſteriscus, Ceraunion, und andere Zeichen, die alle nur ihre beſondere, den Leſer angehende Bedeutung haben.

Gregor Grubers Lehrſyſtem einer allgemeinen Diplomatik, 1 Th. (Wien, 1783, gr. 8.) S. 156, fgg.

Die Unterſchrift durch Kreuze, war, erwähnter Maßen, ſchon im 6ten Jahrh. ſowohl im Orient, als Occident, beſonders aber in Italien, Spanien, Frankreich, England und Deutſchland, üblich. Es bedienten ſich ihrer nicht nur des Schreibens unerfahrne Perſonen, ſondern auch andere, Alters oder Schwachheit halber, oder weil ſie mit zu vielen Geſchäften überladen, oder gar zu bequem waren, und einige ſo gar aus Stolz. Ueberhaupt iſt dieſe Art der Unterſchrift ſehr alt, und wurde zu allen Zeiten, nach den verſchiedenen Verhältniſſen der Perſonen, häufig gebraucht. Daß dieſe eigenhändige Unterſchrift durch Kreuze von eben dem Gewichte ſey, als die buchſtäbliche Ausdrückung des Nahmens, kann 1. aus dem Begriffe der Schrift und Unterſchrift ſelbſt dargethan werden. Eine Schrift iſt nichts anders, als die Erklärung unſerer Geſinnungen durch gewiſſe auf dem Papiere ausgedrückte Zeichen. Dieſe Zeichen heißen Buchſtaben, ſind nach der Verſchiedenheit der Nationen verſchieden, und werden faſt in jedem Jahrhunderte wieder abgeändert. Derjenige alſo, welcher ſolche Zeichen auf dem Papiere ausdrückt, und dadurch ſeine Geſinnungen Andern zu erkennen gibt, ſchreibt; jene Zeichen mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen, wenn ſie nur angenommen und gebräuchlich ſind, und derjenige, der mit ſolchen Zeichen, ſie ſeyen ordentliche oder auſſerordentliche, ſeinen Nahmen auszudrücken die Abſicht hat, unterſchreibt. Ueberdies iſt dieſe Art der Unterſchrift zu einem ſolchen Anſehen gekommen, daß ſie bey einem jeden Geſchäfte oder

Contracte, den man mit einem des Schreibens Unerfahrnen errichtet, und der entweder zu ſeinem Weſen, oder auch zu großerer Sicherheit und zu beſſerm Beweiſe die Unterſchrift erheiſcht, als gültig anerkannt, und noch heut zu Tage dafür gehalten wird. Ehemahls wurde ſo gar dieſe Unterſchrift durch Kreuze, unter den Chriſten als eine mit einem Eidſchwure bekräftigte Unterſchrift betrachtet, und diejenigen wurden für Meineidige angeſehen, welche den Vertrag, den ſie mit Kreuzen unterzeichnet hatten, nicht erfülleten. Auch werden auf ſolche Unterzeichnungen bey den Gerichten Proceſſe erkannt und entſchieden, zum offenbaren Beweiſe, daß ſie für eine wahre Unterſchrift angenommen werden. Selbſt der Kaiſer Leo erklärt ſie, in der Novelle 72, nicht nur für eine gültige und wahre Unterſchrift, ſondern legt ihr noch die Kraft bey, daß durch ſie ſo gar Verordnungen gemeiner Rechte aufgehoben werden können. Dieſer Art der Unterſchrift kann man auch bey Teſtamenten ihren innern Werth nicht abſprechen, da ſie bey Schriften von größerer Wichtigkeit, als: Urkunden, Synodal-Briefen, u. d. gl. von aller Wirkung iſt. Die Unterſchrift des Teſtators wird nur zum Beweis ſeines Willens erfordert; die Geſetze verlangen bey einem Teſtamente nur die gewöhnliche Unterſchrift des Teſtators, deren er ſich in andern Fällen bedient. Die Unterſchrift durch Kreuze wird ferner bey denen, die nicht ſchreiben konnen, gewöhnlich gebraucht; daher muß ſie auch bey einem Teſtamente, wie bey andern Urkunden gültig ſeyn. Bey Teſtamenten, welche der Teſtator nicht ſelbſt, ſondern ein Anderer für ihn geſchrieben hat, iſt keine andere Unterſchrift erforderlich, als diejenige, deren ſich der Teſtator gewöhnlich und in andern Fällen bedient hat. Die Art und Form derſelben iſt nirgends vorgeſchrieben; daher liegt nichts daran, durch was für eine Art der Unter-

Schrift der Teſtator dasjenige, was von einem Andern geſchrieben iſt, als ſeine wahre Willens-Meinung genehmige, wenn nur die beygeſetzte Unterſchrift die gewöhnliche deſſelben iſt, und in der Abſicht, den Inhalt des von einem Andern geſchriebenen Teſtamentes zu genehmigen, beygefüget werde. Aus dieſer Urſache darf man alſo in Anſehung der Unterſchrift gar nicht ängſtlich ſeyn; und es iſt gleichgültig, ob der Teſtator entweder ſelbſt, oder durch einen Andern, ob er entweder ſeinen ganzen Nahmen, oder nur die Anfangs-Buchſtaben deſſelben, z. B. E. D. S. †, oder, wenn er gar nicht ſchreiben kann, durch drey Kreuze † † †, oder andere angenommene und gewöhnliche Zeichen, welche ſeine Unterſchrift andeuten, ſeinen ſchriftlich abgefaßten lezten Willen unterſchreibe. In einem mit Kreuzen von dem Teſtator unterſchriebenen Teſtamente, wird gemeiniglich von demjenigen, der das Teſtament niedergeſchrieben hat, oder auch bisweilen von einem Andern, der des Schreibens kundig iſt, oder gar von zwey oder drey Zeugen, die Anmerkung beygeſetzt: „Weil N. N. nicht ſchreiben und leſen kann, (des Schreibens unerfahren iſt,) hat er „ſich mit 3 Kreuzen unterſchrieben."

Diſſ. de ſubſcriptione teſtatoris analphabeti per cruces. Præſ. *Jo. Franc. Wieſen.* Reſp. Auct. *Franc. Joſeph. Müller.* Wirceb. 1778. 4. 4 B.

Was das Kreuz auf Münzen betrifft, ſo erſcheint daſſelbe faſt auf allen denjenigen, ſo unter chriſtlichen Völkern im 11ten Jahrh. geſchlagen worden ſind, eben zum Zeichen, daß ſie ſich zum Chriſtenthum bekenneten, und darin ihre größte Ehre ſuchten. Die Engländer nennen daher auch noch die andere Seite einer Münze Kroſs-Side, d. i. Kreuz-Seite. Man erblickt daher faſt auf den meiſten Münzen der erſten chriſtlichen Kaiſer, und faſt aller chriſtlichen Könige und Fürſten, ein Kreuz. Es war dieſes ein gewöhn-

liches Zeichen der chriſtlichen Religion, und es bemü- hen ſich diejenigen vergebens, welche darunter ver- ſchiedene Geheimniſſe und Ausdeutungen ſuchten. Kaiſer Karl der Dicke, welcher ſich ſehr angelegen ſeyn ließ, das Münzweſen im guten Stand zu ſetzen, befiehlt: vt in denariis ex altera parte in medio Crux habeatur (*). Köhler (**) hält dafür, man hätte das Kreuz deswegen auf die Münzen gepräget, daß die Geld-Verderber ſich ein Bedenken machen ſollten, ſich daran zu vergreifen. Auch in der ſeltſamen Ge- ſtalt, unter welcher zuweilen dieſe Kreuze erſcheinen, iſt kein Geheimniß zu ſuchen, weil die Münz-Meiſter eben ſo, als die Wapen-Könige damahliger Zeiten, in den Abänderungen und Verzierungen deſſelben die Feinheit ihres Witzes und die Geſchicklichkeit in ihrer Kunſt vorzüglich an den Tag zu legen ſuchten. Man hat auch ſehr viele Beyſpiele, daß auf alten Münzen und Siegeln, Kreuze an ſtatt der Scepter, den chriſt- lichen Kaiſern, Königen und Fürſten in die Hände ge- geben werden (***); ja, ſo gar Kreuze in beyde Hände (****).

**Auf den alten runiſchen Münzen** befindet ſich zwar auch ein Kreuz, welches aber noch gar kein Beweis ihrer chriſtlichen Zeiten iſt; denn bey den alten nord- iſchen Heiden war das Kreuz ſehr im Gebrauche, und ein Zeichen ihres größten Abgottes, des Thor. Der erſte norwegiſche chriſtliche König, Haquin, beſänft- igte die, wegen ſeiner Glaubens-Veränderung, faſt auf-

(*) *Baluz.* T. II. Capitul. L. I. c. 8. L. II. c. 18. S. Jac. Gret- *ſeri* Commentar. de Cruce, & nummis crucigeris.

(**) Im 10 Th. der Münzbeluſt. S. 10.

(***) *Ludewig* Reliq. Manuſcript. T. VII. Tab. II. n. 39. Tab. III. n. 74 und 79.

(****) Eb. daſ. Tab. III. n. 87, 88. Groſchencabinet, V Fach. Tab. XXII. n. 35. 37 — 41.

aufrühriſchen Land-Stände damit, daß er auf ſeinen Becher das Zeichen des Kreuzes machen ließ, indem ſie ihn hierauf noch für einen guten Diener des Thor hielten. Indeſſen haben dieſe Völker alle diejenigen Dinge, welche ſie in ihrem Heidenthume mit dem Kreuze bezeichneten, auch mit dem Nahmen eines Abgottes geziert, welches man noch auf ihren alten Runen oder Grab-Steinen findet. Wo man dieſen Umſtand nicht mit antrifft, da iſt das Kreuz gewiß eine Anzeige chriſtlicher Zeiten.

Dieſes heidniſche Kreuz iſt eigentlich kein Kreuz, ſondern die Vorſtellung eines großen Hammers, mit welchem der alte nordiſche Abgott Thor gebildet wurde, und welches vermuthlich eben das hat ausdrücken ſollen, was die Griechen und Römer mit den Donner-Strahlen in der Hand des Jupiters haben anzeigen wollen, nähmlich die oberſte Macht des höchſten Gottes. Wie denn der Streit-Hammer, in ältern Zeiten, bey manchen Völkern, von ihren Fürſten als ein Zeichen des Commando-Stabes oder des königl. Spießes, geführt worden, und er ſonderlich eine alte Waffen-Art der barbariſchen ſcythiſchen Völker geweſen iſt.

In der Wapen-Kunſt (Heraldik), iſt das Kreuz ein Schild-Stück in Geſtalt eines Kreuzes, und eines der vornehmſten Ehrenſtücke, welches in ſehr vielen Wapen vorkommt, weil es das gemeine Zeichen der Chriſten war, welche einen Kreuz-Zug zu thun ſich verpflichtet hatten. Eben daher kommen auch die vielen Veränderungen in ſeiner Zeichnung, weil ſich die angeſehenen Kreuz-Fahrer doch einer von dem andern unterſcheiden wollte. Die Mitte des Kreuzes wird im Franz. Coeur, und die Winkel werden Cantons genannt. Ueberhaupt iſt daſſelbe zweyerley: ein gemeines, und ein Andreas-Kreuz.

Das aufrechte, gemeine, gleiche, platte oder ſchlechte Kreuz, L. Crux ordinaria, Fr. Croix ordi-

ordinaire, oder plaine, beſteht aus einem Pfahle, au deſſen Mitte ein Quer-Balken liegt; Fig. 2853.

Die Ulfft am Nieder-Rhein, führen im goldenen Schilde ein rothes gemeines Kreuz.

Das **Andreas-Kreuz**, **geſchobene Kreuz**, **Ueberzwerch-Kreuz**, L. Crux St. Andreae oder Andreana, Decuſſis, Fr. Croix de St. André, Sautoir, beſteht aus einem rechten und linken Quer- oder Schräg-Balken. Jeder Schräg-Balken nimmt gemeiniglich ein Drittel des Schildes ein, ſo, daß durch die Figur das ganze Feld beynahe bedeckt wird; Fig. 2854. Es wird auch **burgundiſches Kreuz**, L. Crux Burgundica, Fr. Croix de Bourgogne, genannt, weil die Könige von Burgund zuerſt zu Ehren des h. Andreas daſſelbe im Wapen ſollen geführt haben.

Von dem hiervon ſo genannten burgundiſchen Kreuz-Orden, ſ. unten, im Art. Kreuz-Orden.

Von dem auf den Albertus-Thalern befindlichen burgundiſchen Kreuze, werden dieſelben auch burgunder Thaler genannt; ſ. unten, Kreuz-Thaler.

Die von Hattſtatt führen im goldenen Felde ein rothes Andreas-Kreuz.

Wenn ein Kreuz ſeine gewöhnliche Größe nicht hat, wird es ein **Kreuz-Faden** genannt. Fig. 2855, iſt ein rother gemeiner Kreuz-Faden; und Fig. 2856, ein rother St. Andreas-Kreuzfaden.

Ferner gibt es auf unterſchiedene Weiſe geformte Kreuze; als:

Ein **gekerbtes**, **ausgekerbtes**, oder **ausgeſpitztes**, L. Crux dentata, denticulata, Fr. Croix denchée, oder dentelée, Fig. 2857.

Die Gymnich und Mutterſpach, führen im ſilbernen Felde ein rothes gekerbtes Kreuz.

Ein **ausgeſchupptes Kreuz**, L. Crux ingradata, ſtriata, Fr. Croix engrelée, Fig. 2858.

Die Römersthal führen im ſilbernen Felde ein ſchwarzes ausgeſchupptes Kreuz.

Ein

Ein gezinntes Kreuz, Zinnen-Kreuz, welches ſowohl an dem Pfahle, als auch an dem Quer-Balken, hervorragende Mauer-Zinnen hat, L. Crux pinnata, Fr. Croix breteſſée; Fig. 2859.

Die Saliceti führen im goldenen Felde ein grünes gezinntes Kreuz.

Ein mit verſchobenen Zinnen formirtes Kreuz; Fig. 2860.

Ein geſtümmeltes, geäſtetes oder Aſt-Kreuz, L. Crux nodoſa, ramoſa, truncata, Fr. Croix arborée, clavelée, écotée; Fig. 2861.

Die Freyherren von Sandes führen im ſilbernen Felde ein ſchwarzes geäſtetes Kreuz.

Ein ausgerundetes Kreuz, welches Einige mantuaniſches Kreuz, oder Tatzen-Kreuz nennen, iſt ein gemeines, an den 4 Enden ausgebogenes Kreuz, Lat. Crux patens, patula, oder pedata, Fr. Croix pattée; Fig. 2862.

Die Herzoge zu Mantua führen im ſilbernen Felde ein rothes ausgerundetes Kreuz, von 4 gegen einander gekehrten ſchwarzen Adlern begleitet.

Die Rotthal, im rothen Felde ein ſilbernes ausgerundetes Kreuz.

Die Partenay, im ſilbernen Felde ein ſchwarzes ausgerundetes Kreuz.

Ein wellenweiſe formirtes Kreuz, Fig. 2863.

Ein unten zugeſpitztes Kreuz, Fig. 2864.

Ein getheiltes, geſpaltenes und durchſchnittenes Kreuz. So iſt z. B. Fig. 2865, ein mit Silber und Blau getheiltes, geſpaltenes, und in der Mitte rechts und links durchſchnittenes Kreuz.

Ein geſchachetes, geſchachtetes oder Schach-Kreuz, welches, wie ein Schach-Bret, in gleich-

seit-

ſeitige Vierecke getheilt iſt, L. Crux teſſellata, Fr. Croix echiquetée; Fig. 2866.

Die Ingelheim führen im ſchwarzen Felde *ein von* Silber und roth geſchachtes Kreuz.

**Ein gebrochenes oder ausgebrochenes Kreuz,** L. Crux evacuata, Fr. Croix vuidée; Fig. 2867.

Die von Marcilly, in Frankreich, führen im goldenen Felde, ein rothes ſchwebendes ausgebrochenes Kreuz.

**Ein in der Mitte ausgebrochenes Kreuz,** L. Crux in medio evacuata, Fr. Croix ajourée au coeur, wenn ein ſchmahles Kreuz in der *Mitte ein* viereckiges Loch hat; Fig. 2868. Es muß ſchmahl ſeyn, denn bey der ordentlichen Breite würde ein Schach von 9 Feldern daraus.

Die Kotſchen, in Schwaben, führen im goldenen Felde ein rothes mitten ausgebrochenes Kreuz.

**Ein bordirtes oder eingefaßtes Kreuz,** Fr. Crux fimbriata, limbo circumdata, Fr. Croix bordée; Fig. 2869.

**Ein in der Mitte und in den Winkeln beſetztes Kreuz;** ſo iſt z. B. Fig. 2870, ein in der Mitte oder im Herzen mit einem goldenen Kreuze und in den Winkeln mit einem goldenen Sterne begleitetes Kreuz.

**Ein belegtes Kreuz;** ſo iſt z. B. Fig. 2871, ein blaues, mit einem ſilbernen Kreuz-Faden belegtes Kreuz.

**Ein gegittertes Kreuz,** L. Crux clathrata, Fr. Croix fretée; ſo iſt z. B. Fig. 2872, ein rothes mit goldenem Gitter belegtes Kreuz.

**Ein rund durchbrochenes Kreuz,** L. Crux perforata, Fr. Croix percée; ſo iſt z. B. Fig. 2873, ein ſchwarzes fünf Mahl durchbrochenes, und mit Gold eingefaßtes Kreuz.

**Ein quadrirtes Kreuz,** L. Crux quadrata, quadrifida, Fr. Croix écartelée; Fig. 2874.

Die

Die von Hattenheim, am Rhein, führen im goldenen Felde ein von Roth und Silber quadrirtes Kreuz.

Ein ſchwebendes oder abgekürztes Kreuz, L. Crux marginem ſcuti non tangens, Crux à margine deiuncta, Fr. Croix alaiſée, coupée, oder raccourcie; Fig. 2875.

Die Petſchach, in Oeſtreich, führen im blauen Felde ein goldenes ſchwebendes Kreuz.

Endlich bekommen auch die Kreuze, nach Beſchaffenheit der Enden, oder nach demjenigen, was etwann daran erſcheint, verſchiedene Nahmen, als:

Ein Lilien- oder Scepter-Kreuz, welches an den Enden mit Lilien geziert iſt, L. Crux liliata, Fr. Croix fleurdeliſée, oder florancée de France, Fig. 2876.

Die de Villequier, in Frankreich, führen im rothen Felde ein goldenes Lilien-Kreuz, von 12 goldenen ſtehenden Schindeln begleitet.

Ein Kleeblatt-Kreuz, Dreyblatt-Kreuz, oder St. Lazarus-Kreuz, welches an den Enden als ein Klee-Blatt geſtaltet iſt; L. Crux trifoliata, Fr. Croix trefflée; Fig. 2877.

Die Walier von Grießbach, in der Schweiz, führen im blauen Felde ein goldenes Kleeblatt-Kreuz.

Ein Krücken-Kreuz, L. Crux patibulata Fr. Croix potencée, hat an den Enden kleine Quer-Balken.

Das Königreich Jeruſalem führt im ſilbernen Felde ein goldenes Krücken-Kreuz mit 4 Krücken-Kreuzchen von eben dieſem Metalle begleitet; Fig. 2878 a). Es wird daher auch das Jeruſalems-Kreuz genannt.

Das Wapen von Kalabrien, iſt im ſilbernen Felde ein ſchwarzes Krücken-Kreuz; Fig. 2878 b).

Ein wiedergekrücktes Krücken-Kreuz, Wieder-Kreuz, L. Crux patibulata & repatibulata, Crux

Crux brachiata, oder cruciata, Fr. Croix potencée & repotencée, contrepotencée, croiſée, recroiſetée.

Die von Byerley, in England, führen im ſilbernen Felde ein rothes Wieder-Kreuz; Fig. 2879.

Bisweilen iſt es unten nicht gekreuzt; alsdann heißt es mit gemeinem Fuße, pede conſueto, Fr. au pied ſimple.

Ein halbgekrücktes Kreuz, L. Crux ſemipatibulata, Fr. Croix cramponnée, mit Stollen oder halben Krücken.

Die von Tſchotſchke, in Schleſien, führen im blauen Felde ein ſilbernes Patriarchen-Kreuz, deſſen unterer Quer-Balken zur Linken eine unterwärts gehende halbe Krücke hat.

Eine ganz ſonderbare Art von Krücken-Kreuz führen die Squarciafichi, in Genua, nähmlich in rothem Felde ein goldenes Krücken-Kreuz, welches oben zur Linken und zur Rechten, und unten zu beyden Seiten ein nach des Schildes Ecke gelehntes St. Antonius-Kreuz hat.

Ein Anker-Kreuz, L. Crux ancorata, Fr. Croix ancrée, iſt dasjenige, deſſen 4 Enden in der Mitte eingekerbet, und an den Ecken zu beyden Seiten, wie ein Anker zugeſpitzt ſind; Fig. 2880.

Die Markgrafen zu Brandenburg führen, wegen des Fürſtenthumes Camin, im rothen Felde ein ſilbernes Anker-Kreuz.

Die von Hofwart, im ſchwarzen Felde ein goldenes Anker-Kreuz.

Ein Gabel-Kreuz, L. Crux furcata, Fr. Croix fourchée, oder fourchettée, ſieht an den Enden wie eine Gabel aus; Fig. 2881.

Die Truchſeßen von Kühlenthal, in Schwaben, führen im goldenen Felde ein ſchwarzes Gabel-Kreuz.

Ein umgebogenes Gabel-Kreuz, oder Zirkel-Kreuz, L. Crux circinata, circulata, Fr. Croix cercelée, recercelée, iſt dasjenige, deſſen Spitzen weit umgebogen, und in ſich ſelbſt eingewickelt ſind.

Die

Die Weyer am Nieder-Rhein, führen im goldenen Felde ein ſchwarzes umgebogenes Gabel-Kreuz, auf deſſen Mitte ein ſchwarzes Schildchen mit 3 goldenen Pfennigen ruhet; Fig. 2882.

Ein Haken-Kreuz, L. Crux hamata, Fr. Croix hameçonnée, oder garnie d'hameçons, hat an den Enden Haken; Fig. 2883 a).

Die Rückersfelder, in Frankfurth am Mayn, führen von Silber und Grün quer getheilt, oben mit einem gekrüpft ſitzenden rothen Einhorn, unten mit einem goldenen Haken-Kreuze; Fig. 2883 b).

Ein Kugelſtab-Kreuz, oder Pilgrimsſtab-Kreuz, L. Crux columnaris, Fr. Croix bourdonnée, iſt dasjenige, deſſen Enden einer Säule, worauf eine Kugel ruhet, ähnlich ſehen.

Die de l'Isle, in Frankreich, führen im rothen Felde ein goldenes Kugelſtab-Kreuz; Fig. 2884.

Hiervon iſt unterſchieden: 1. das mit Kugeln gezierte Kreuz, Apfel-Kreuz, L. Crux globata, pomis ornata, Fr. Croix pommetée, wenn an den Ecken der Enden eine Kugel ſteht. Dergleichen führen die Manfredi zu Lucca. 2. Das an den Enden mit Kugeln begleitete Kreuz, adiunctis globis, Fr. accompagnée de boules, wenn die Kugeln nicht an die Enden ſtoßen.

Ein Nagelſpitz-Kreuz, L. Crux cuſpidem inferius habens, Fr. Croix au pied aiguiſée ou fichée, hat unten im Fuße eine Spitze oder einen Nagel; Fig. 2885.

Die Freſen führen im rothen Felde ein ſilbernes Nagelſpitz-Kreuz.

Damit iſt das zugeſpitzte Kreuz, welches am untern Ende ſpitzig iſt, L. Crux ſpiculata, ſ. oben, S. 75, Fig. 2864, nicht zu verwechſeln.

Der König in Schweden führt, wegen des Herzogthumes Verden, im ſilbernen Felde ein ſchwebendes, unten zugeſpitztes, ſchwarzes Kreuz.

Ein

Ein **Pfeil-Kreuz**, L. Crux barbata, ſ. ſagittalis, Fr. Croix barbée.

Ein **Rauten-Kreuz**, L. Crux rhombis conſtans, Fr. Croix lozangée, iſt aus Rauten zuſammengeſetzt, oder beſteht aus an einander ſtoßenden Rauten; Fig. 2886 a).

Auch wenn ein Kreuz gerautet iſt, in welchem Falle zwey Tincturen ſind, Fig. 2886 b), wird es ein **Rauten-Kreuz**, L. Crux cuneata, genannt.

Ein **rautenförmiges Kreuz**, L. Crux in rhombi figuram deſinens, Fr. Croix retranchée, iſt nur an den Enden wie Rauten geſtaltet.

Die Manfredi zu Lucca führen im ſilbernen Felde ein blaues rautenförmiges Kreuz, welches an jeder Ecke mit einer ebenfalls blauen Kugel geziert iſt.

Ein **Schlangen-Kreuz**, L. Crux ſerpentibus dimidiis conſtans, Fr. Croix guivrée, beſteht aus 4 halben Schlangen; Fig. 2887.

Ein **doppeltes Schlangen-Kreuz**, L. Crux ſerpentibus bicipitibus conſtans, ſerpentum capitibus anchorata, Fr. Croix gringolée, beſteht aus 4 zweyköpfigen halben Schlangen.

Wenn nur aus jedem Ende zwey Schlangen-Köpfe hervor gehen, und das Kreuz nicht aus 4 zweyköpfigen Schlangen beſteht, ſo heißt es: ein **Kreuz mit 2 Schlangen-Köpfen an jedem Ende.**

Ein **Stufen-Kreuz, Abſatz-Kreuz, Säulen-Kreuz, Staffel-Kreuz**, L. Crux graduata, Fr. Croix enſerrée de degrès, perronée, hat an den Enden Stufen; Fig. 2888.

Hiervon iſt ein **auf Stufen erhöhetes Kreuz**, L. Crux gradibus inſiſtens, Fr. Croix à degrès, zu unterſcheiden.

Ein **St. Antonius-Kreuz**, L. Crux S. Antonii, Fr. Croix de S. Antoine, iſt dasjenige, dem der obere Theil des Pfahles fehlt, oder wo der Quer-Balken

ken oben auf den Pfahl gelegt iſt, ſo daß es beynahe die Geſtalt eines lateiniſchen T bekommt, daher es auch die Franzoſen Tau nennen; Fig. 2889 a).

Zuweilen wird es gegen die rechte oder linke Seite ſchräg geſtellt, und heißt ein **gelehntes Antonius-Kreuz**, L. Crux Antoniana inclinata, Fr. Tau en bande, en barré, und alsdann ſcheint es einen Hammer oder eine Art von Zimmer-Axt vorzuſtellen; Fig. 2889 b).

Die Grafen zu Rotthal führen im rothen Felde ein ſilbernes ſchrägrechts gelehntes Antonius-Kreuz.

Ein **hohes Kreuz**, oder **Paſſions-Kreuz**, L. Crux alta, Crux paſſionis, Fr. Croix hauſſée, oder longue, iſt allezeit ſchwebend, und entweder ein ſchmahles Kreuz oder ein Kreuz-Faden, wenn der Pfahl länger iſt als der Quer-Balken. In Fig. 2890, ſieht man zwey, unten zugeſpitzte Kleblatt-Cruciſire.

Das Wapen der Landſchaft Wlodimirien, iſt im rothen Felde ein goldener gekrönter Löwe, welcher mit den beyden vordern Branken ein ſilbernes hohes Kreuz hält.

Ein **ſparrenweiſe gebogenes hohes Kreuz**, oder **zerbrochenes Kreuz**, heißt, wenn der Pfahl in Form eines Sparrens gebogen, und an dem einen kürzern Ende dieſes Sparrens der Balken befeſtigt iſt.

Die von Mayerhofen, in Bayern, führen im ſilbernen Felde ein blaues ſparrenweiſe links gebogenes hohes Kreuz.

Ein **Patriarchen-Kreuz**, **doppeltes Kreuz**, **lothringiſches**, **ſpaniſches** oder **ungariſches Kreuz**, L. Crux patriarchalis, archiepiſcopalis, hiſpanica, hungarica, ſ. lotharingica, Fr. Croix patriarchale, à double traverſe, de Lorraine, hat zwey Quer-Balken, von welchen der obere der kürzeſte iſt, und iſt faſt allezeit ſchwebend; Fig. 2891.

Die Land-Grafen zu Heſſen führen, wegen des Fürſtenthumes Hersfeld, im ſilbernen Felde ein rothes Patriarchen-Kreuz.

Im ungariſchen Wapen, iſt im rothen Felde ein ſilbernes Patriarchen-Kreuz.

Ein **gewundenes Kreuz**, oder **Seil-Kreuz**, **Schiffſeil-Kreuz**, L. Crux chordata, Fr. Croix cablée, cordée, beſteht aus zwey in einander geflochtenen Seilen; Fig. 2892.

Eine Familie in England, deren Upton (*) ohne ihren Nahmen gedenkt, führte, zum Andenken, daß ihr Ahn-Herr ein Seiler geweſen war, im rothen Felde ein ſilbernes gewundenes Kreuz.

Ein **Hermelin-Kreuz**, L. Crux velleris pontici compoſita, Fr. Croix d'Hermines, herminée, beſteht aus vier, mit dem obern Theile gegen einander gekehrten Hermelin-Schwänzen; Fig. 2893.

Trier hält es für beſſer, daſſelbe vier Hermelin-Schwänze zu nennen, weil die Theile deſſelben nicht, wie bey andern Kreuzen, zuſammen hängen.

De Hurleſton, in England, führen dergleichen Kreuz im ſilbernen Felde.

Ein **St. Jacobs-Kreuz**, L. Crux S. Jacobi, Aviſia, Fr. Croix de St. Jaques, iſt ein hohes Kreuz, deſſen drey obere Enden lilienförmig ausgehen, der untere Theil hingegen ausgeſchweift iſt, und ſich wie ein Kugelſtab-Kreuz mit einer Kugel endigt. Dergleichen iſt das Ordens-Kreuz der Ritter St. Jacob's in Spanien; ſ. im XXVIII Th. S. 18, fgg. und die dazu gehörige Fig. 1594.

Ein **Malteſer-Kreuz**, L. Crux equitum melitenſium, Crux melitenſis, Fr. Croix de Malte, beſteht aus vier, mit den Spitzen zuſammen geſetzten, an den Enden eingeſchnittenen Dreyecken; Fig. 2894.

Ein **Mühleiſen-Kreuz**, L. Crux molendinaris, Fr. Croix de moulin, Croix nilée, anilée, niſlée, niglée,

(*) *Nicol. Vpton* de milit. officio.

glée, iſt eine Art von Anker-Kreuz, nur daß es nicht ſo dick und breit iſt; Fig. 2895.

Ein Münz-Kreuz, L. Crux nummis conſtans, Fr. Croix bezantée, beſteht aus an einander ſtehenden Pfennigen.

Upton führt ein Beyſpiel einer ungenannten engliſchen Familie an, welche im rothen Felde ein goldenes Münz-Kreuz führt.

Wenn die Pfennige nicht an einander ſtoßen, ſo ſind es kreuzweiſe gelegte Münzen.

Ein Stern-Kreuz, oder Strahl-Kreuz, L. Crux ſtellaris, Fr. Croix étoilée, iſt gegen die vier Enden zugeſpitzt, und präſentirt einen Stern von vier Strahlen; Fig. 2896.

Ein Schlüſſelring-Kreuz, toloſaniſches Kreuz, L. Crux claviculata, ſ. Toloſana, Fr. Croix clechée, Croix de Toulouſe, beſteht aus vier kreuzförmig zuſammen gefügten, dreyeckigen Schlüſſel-Ringen, wie man die Schlüſſel des h. Petrus zu mahlen pflegt; oder, es beſteht an den Enden aus vier kleinen Vierecken, und hält an jedem 3 Aepfel oder Kugeln.

Die Grafen von Toulouſe führen im rothen Felde ein goldenes toloſaniſches Kreuz, an jeder Ecke mit einer Kugel von eben dieſem Metalle geziert; Fig. 2897.

Ein Schächer-Kreuz, gegabeltes Kreuz, Winkelſtreif, L. Crux furcata, Littera Pythagorica, Fr. Pairle, heißt dasjenige, wo der Pfahl ſich in zwey Schräg-Balken gegen die beyden obern Ecken des Schildes endigt; Fig. 2898.

Die Deichsler, zu Nürnberg, führten im rothen Felde ein ſilbernes Schächer-Kreuz.

Es iſt bisweilen gefüllt, Culpis inverſa in palum deſinens, Fr. Gouſſet.

Die Aerzte und Apotheker bedienen ſich in ihren Recepten, unter vielen andern Zeichen, auch der Kreu-

ze. Wenn es X gemacht wird, bedeutet es Talk; wenn es hingegen + gebildet iſt, Eſſig, oder einen Tiegel; und wenn es in jedem Winkel einen Punct hat, wie Fig. 2848, deſtillierten Eſſig; durch ein doppeltes oder ſpaniſches Kreuz aber, wie Fig. 2891, wird gemeiniglich Bleyweiß verſtanden.

**In der Muſik**, iſt das **Kreuz** * ein Erhöhungs-Zeichen. Durch daſſelbe wird der ſiebente Ton f zum G eben ſo erhöhet, als h zum C ſchon natürlich gelegen war, u. ſ. w. Alle Töne, die durch ein Kreuz entſpringen, nehmen die Endigung is an; z. B. cis, dis, eis, fis, gis, ais, his, zum Unterſchiede derjenigen, die durch ein b entſpringen, und ſich in es endigen.

Die Fortſchreitung der Kreuze, ihr Anwachs geht alles fünftenweiſe. So iſt: cis das zweyte Kreuz, und die Fünfte (Quinte) vom fis. D hat 2 Kreuze, und iſt der 5te Ton vom G. gis, das dritte Kreuz und die Quinte vom cis, A hat drey Kreuze, und iſt der 5te Ton vom D.

* * *

**In der Aſtronomie** iſt das **Kreuz** ein kleines ſüdliches Geſtirn oder Stern-Bild, nahe bey dem Pole der Ekliptik, bey den Hinter-Füßen des Centaurus, welches aus 4 Sternen, nähmlich 3 von der zweyten, und einem von der ſechsten Größe, beſteht. Die Schiffer nennen dieſe Sterne Croiſade, im Span. Cruzero. Dieſes Geſtirn lehrt die Seefahrenden im ſüdlichen Hemiſphärio eben ſo den Süd-Pol unterſcheiden, wie im nördlichen der kleine Bär den Nord-Pol. Es iſt dem Kaiſer Conſtantin dem Großen zu Ehren eingeführt worden, um das Andenken desjenigen hellglänzenden Kreuzes zu erhalten, welches die

dieſer Kaiſer, nach der bekannten Erzählung, in der Luft mit der Ueberſchrift: εν τȣ́τῳ νίκα, d. i. in dieſem ſollſt du überwinden, erblickt haben ſoll, als er bey Rom dem Maxentius ein Treffen lieferte, und der Sieg ziemlich zweifelhaft ſchien.

* *
*

Zu einem **künſtlichen** oder **magiſchen Kreuze**, müſſen ſechs verſchiedentlich ausgeſchnittene Säulchen aus feſtem Holze verfertiget werden. Sie müſſen ſämmtlich von gleicher Länge und Dicke nach der Zeichnung, Fig. 2899, ABCDEF, genau geſchnitten ſeyn. Ihre künſtliche Zuſammenſetzung zu einem doppelten Kreuze geſchieht auf folgende Art. Man nimmt zuerſt das Stück A zwiſchen die Finger der linken Hand, dergeſtalt, daß der darauf bemerkte Buchſtabe A recht in die Augen fällt. Alsdann nimmt man das folgende Stück B, und legt es in den Ausſchnitt des erſten Stückes quer über, ſo daß von demſelben der Buchſtabe A bedeckt wird, und auf dem zweyten Stücke der Buchſtabe B ſich in ſeiner ordentlichen Stellung zeigt. Hierauf hält man beyde Stücke mit der linken Hand zuſammen, und nimmt das folgende Stück C, in der Richtung, wie es gezeichnet iſt, ſetzt es von der rechten Seite alſo ein, daß daſſelbe halb über und halb unter der rechten Seite des Stückes B hängt, und daß der auf demſelben gezeichnete Buchſtabe C ſich oben dem Auge darbiethet. Indem man nun dieſe drey Stücke mit den Fingern zuſammen gefaßt hat, nimmt man jezt das folgende vierte Stück D, und ſetzt es zur Linken halb über und halb unter das Stück B, neben dem dritten Stücke aufwärts hin, ſo, daß die beyden Buchſtaben DC oben neben einander, in gerader Richtung zeigen. Jezt müſſen nun ſämmtliche vier Stücke, mit der linken Hand zuſammen gehalten werden, und man nimmt ferner das fünfte, D, legt es

quer über das erſte Stück, A, dergeſtalt, daß es mit dem Stücke B parallel liegt, auch zugleich die beyden Stücke DC mit einſchließt, und der Buchſtabe E im viereckigen Loche mit dem Buchſtaben B recht zu ſehen iſt. Wenn nun alles recht vorgegangen iſt, ſo wird nur noch ein einziges Quadrat-Loch unter dem Buchſtaben CD erſcheinen, worein jezt das Stück F eingeſchoben, und zugleich damit das ganze Kreuz vollkommen verriegelt und ſo befeſtigt wird, daß es ein unauflösliches Ganze zu ſeyn ſcheint.

Es ſind hier, nur um der deutlichen Beſchreibung willen, die Säulchen mit Buchſtaben bezeichnet; ſie müſſen aber, ſo bald der Mechanismus begriffen worden iſt, davon weggelaſſen werden.

Jo. Chr. Wiegleb's natürliche Magie, 2 B. (Berl. und Stett. 1786, gr. 8.) S. 308, f.

Kreuz, (abgekürztes) ſiehe oben, S. 77.
— — (abgeſchliffenes oder abhangendes) bey Pferden, ſ. oben, S. 4, f.
— — (Abſatz-) ſ. oben, S. 80.
— — (Andreas-) ſ. oben, S. 12, 21, und 74.
— — (Anker-) ſ. oben, S. 78.
— — (Antonius-) ſ. oben, S. 12, 22, und 80.
— — (Apfel-) ſ. oben, S. 79.
— — (As-) ſ. oben, S. 11.
— — (Aſt-) ſ. oben, S. 75.
— — (aufrechtes) ſ. oben, S. 73.
— — (ausgebrochenes) ſ. oben, S. 76.
— — (ausgekerbtes oder ausgeſpitztes) ſ. oben, S. 74.
— — (ausgerundetes) ſ. oben, S. 75.
— — (ausgeſchupptes) ſ. oben, S. 74.
— — (belegtes) } ſ. oben, S. 76.
— — (beſetztes) } ſ. oben, S. 76.
— — (bordirtes) } ſ. oben, S. 76.
— — (burgundiſches) ſ. oben, S. 74.
— — (diplomatiſches) ſ. oben, S. 66.

Kreuz, (doppeltes) ſ. oben, S. 81.
— — (Dreh=) ſ. Dreh=Baum, im IX Th. S. 502.
— — (Dreyblatt=) ſ. oben, S. 77.
— — (durchbrochenes) ſ. oben, S. 76.
— — (durchſchnittenes) ſ. oben, S. 75.
— — (eingefaßtes) ſ. oben, S. 76.
— — (Fenſter=) ſ. oben, S. 13.
— — (Gabel=) ſ. oben, S. 12, und 78.
— — (geäſtetes) ſ. oben, S. 75.
— — (gebrochenes) ſ. oben, S. 76.
— — (geformtes) ſ. oben, S. 47.
— — (gegabeltes) ſ. oben, S. 83.
— — (gegittertes) ſ. oben, S. 76.
— — (gemahltes) ſ. oben, S. 47.
— — (gemeines) ſ. oben, S. 73.
— — (geſchachetes oder geſchachtetes) ſ. oben, S. 75.
— — (geſchnitztes) ſ. oben, S. 47.
— — (geſchobenes) ſ. oben, S. 74.
— — (geſpaltenes) 1. bey Pferden; ſ. oben, S. 6.
— — ( — — ) 2. in der Wapen=Kunſt; ſ. oben, S. 75.
— — (geſtümmeltes) } ſ. oben, S. 75.
— — (getheiltes) }
— — (gewundenes) ſ. oben, S. 82.
— — (gezinnetes) ſ. oben, S. 75.
— — (gleiches) ſ. oben, S. 73.
— — (Göpel=) ſ. im XIX Th. S. 258.
— — (Groß=) ſ. im XX Th. S. 140.
— — (Haken=) ſ. oben, S. 79.
— — (Hals=) ſ. oben, S. 16.
— — (Haus=) ſ. oben, S. 17.
— — (heidniſches) ſ. oben, S. 73.
— — (Hermelin=) ſ. oben, S. 82.
— — (hohes) ſ. oben, S. 81.
— — (St. Jacobs=) ſ. oben, S. 82.

quer über das erſte Stück, A, dergeſtalt, daß es mi dem Stücke B parallel liegt, auch zugleich die beyden Stücke DC mit einſchließt, und der Buchſtabe E im viereckigen Loche mit dem Buchſtaben B recht zu ſehen iſt. Wenn nun alles recht vorgegangen iſt, ſo wird nur noch ein einziges Quadrat-Loch unter dem Buchſtaben CD erſcheinen, worein jezt das Stück F eingeſchoben, und zugleich damit das ganze Kreuz vollkommen verriegelt und ſo befeſtigt wird, daß es ein unauflösliches Ganze zu ſeyn ſcheint.

Es ſind hier, nur um der deutlichen Beſchreibung willen, die Säulchen mit Buchſtaben bezeichnet; ſie müſſen aber, ſo bald der Mechanismus begriffen worden iſt, davon weggelaſſen werden.

Jo. Chr. Wiegleb's natürliche Magie, 2 B. (Berl. und Stett. 1786, gr. 8.) S. 308, f.

Kreuz, (abgekürztes) ſiehe oben, S. 77.

— — (abgeſchliffenes oder abhangendes) bey Pferden, ſ. oben, S. 4, f.

— — (Abſatz-) ſ. oben, S. 80.

— — (Andreas-) ſ. oben, S. 12, 21, und 74.

— — (Anker-) ſ. oben, S. 78.

— — (Antonius-) ſ. oben, S. 12, 22, und 80.

— — (Apfel-) ſ. oben, S. 79.

— — (As-) ſ. oben, S. 11.

— — (Aſt-) ſ. oben, S. 75.

— — (aufrechtes) ſ. oben, S. 73.

— — (ausgebrochenes) ſ. oben, S. 76.

— — (ausgekerbtes oder ausgeſpiztes) ſ. oben, S. 74.

— — (ausgerundetes) ſ. oben, S. 75.

— — (ausgeſchupptes) ſ. oben, S. 74.

— — (belegtes), (beſetztes), (bordirtes) ſ. oben, S. 76.

— — (burgundiſches) ſ. oben, S. 74.

— — (diplomatiſches) ſ. oben, S. 66.

Kreuz,

Kreuz, (doppeltes) ſ. oben, S. 81.
— — (Dreh=) ſ. Dreh=Baum, im IX Th. S. 502.
— — (Dreyblatt=) ſ. oben, S. 77.
— — (durchbrochenes) ſ. oben, S. 76.
— — (durchſchnittenes) ſ. oben, S. 75.
— — (eingefaßtes) ſ. oben, S. 76.
— — (Fenſter=) ſ. oben, S. 13.
— — (Gabel=) ſ. oben, S. 12, und 78.
— — (geäſtetes) ſ. oben, S. 75.
— — (gebrochenes) ſ. oben, S. 76.
— — (geformtes) ſ. oben, S. 47.
— — (gegabeltes) ſ. oben, S. 83.
— — (gegittertes) ſ. oben, S. 76.
— — (gemahltes) ſ. oben, S. 47.
— — (gemeines) ſ. oben, S. 73.
— — (geſchachetes oder geſchachtetes) ſ. oben, S. 75.
— — (geſchnitztes) ſ. oben, S. 47.
— — (geſchobenes) ſ. oben, S. 74.
— — (geſpaltenes) 1. bey Pferden; ſ. oben, S. 6.
— — ( — — ) 2. in der Wapen=Kunſt; ſ. oben, S. 75.
— — (geſtümmeltes) ſ. oben, S. 75.
— — (getheiltes) ſ. oben, S. 75.
— — (gewundenes) ſ. oben, S. 82.
— — (gezinnetes) ſ. oben, S. 75.
— — (gleiches) ſ. oben, S. 73.
— — (Göpel=) ſ. im XIX Th. S. 258.
— — (Groß=) ſ. im XX Th. S. 140.
— — (Haken=) ſ. oben, S. 79.
— — (Hals=) ſ. oben, S. 16.
— — (Haus=) ſ. oben, S. 17.
— — (heidniſches) ſ. oben, S. 73.
— — (Hermelin=) ſ. oben, S. 82.
— — (hohes) ſ. oben, S. 81.
— — (St. Jacobs=) ſ. oben, S. 82.

Kreuz, (Jeruſalems-) 1. Lychnis chalcedonica; ſ. Lychnis.
— — ( — — ) 2. In der Wapen-Kunſt; ſ. oben, S. 77.
— — (Kleeblatt-)
— — (Krücken-) } ſ. oben, S. 77.
— — (Kugelſtab-) ſ. oben, S. 79.
— — (künſtliches) ſ. oben, S. 85.
— — (St. Lazarus-)
— — (Lilien-) } ſ. oben, S. 77.
— — (lothringiſches) ſ. oben, S. 81.
— — (magiſches) ſ. oben, S. 85.
— — (Malteſer) ſ. oben, S. 82.
— — (mantuaniſches) ſ. oben, S. 75.
— — (materielles) ſ. oben, S. 47.
— — (Mauleſel-) bey Pferden; ſ. oben, S. 5.
— — (Mühleiſen-) ſ. oben, S. 82.
— — (Münz-) ſ. oben, S. 83.
— — (Nagelſpitz-) ſ. oben, S. 79.
— — (Ordens-) ſ. in O.
— — (Paſſions-)
— — (Patriarchen-) } ſ. oben, S. 81.
— — (Pfeil-) ſ. oben, S. 80.
— — (Pilgrimsſtab-) ſ. oben, S. 79.
— — (Planier-) ſ. oben, S. 12.
— — (plattes) ſ. oben, S. 73.
— — (quadrirtes) ſ. oben, S. 76.
— — (Rauten-)
— — (rautenförmiges) } ſ. oben, S. 80.
— — (Säulen-)
— — (Scepter-) ſ. oben, S. 77.
— — (Schach-) ſ. oben, S. 75.
— — (Schächer-) ſ. oben, S. 12, und 83.
— — (Schar-) ſ. oben, S. 11.
— — (Schiffſeil-) ſ. oben, S. 82.

Kreuz,

Kreuz, (Schlangen⸗) ſ. oben, S. 80.
— — (ſchlechtes) ſ. oben, S. 73.
— — (Schlüſſelring⸗) ſ. oben, S. 83.
— — (ſchwebendes) ſ. oben, S. 77.
— — (Seil⸗) ſ. oben, S. 82.
— — (ſpaniſches) ſ. oben, S. 81.
— — (ſphragiſtiſches) ſ. oben, S. 68.
— — (ſpitziges) bey Pferden; ſ. oben, S. 5.
— — (Staffel⸗) ſ. oben, S. 80.
— — (Stern⸗) } ſ. oben, S. 83.
— — (Strahl⸗) }
— — (Stufen⸗) ſ. oben, S. 80.
— — (Stunden⸗) Crux gnomonica, ſ. Sonnen⸗Uhr.
— — (Tatzen⸗) ſ. oben, S. 75.
— — (toloſaniſches) ſ. oben, S. 83.
— — (Ueberzwerch⸗) ſ. oben, S. 74.
— — (ungariſches) ſ. oben, S. 81.
— — (unten zugeſpitztes) } ſ. oben, S. 75.
— — (wellenweiſe formirtes) }
— — (Wieder⸗) ſ. oben, S. 77.
— — (Winkel⸗) ſ. oben, S. 11.
— — (zerbrochenes) ſ. oben, S. 81.
— — (Zinnen⸗) ſ. oben, S. 75.
— — (Zirkel⸗) ſ. oben, S. 78.
— — (zugeſpitztes) ſ. oben, S. 75, und 79.

Kreuz⸗Abnehmung, Fr. Deſcente de croix, iſt ein Kupferſtich mit der Vorſtellung der Abnahme Chriſti vom Kreuze.

Man nennt auch Kreuz⸗Abnehmung ein Gemählde, wo der Leichnam Chriſti über den Knien der Jungfrau Maria liegend, oder ſonſt von ihr gehalten oder betrachtet, vorgeſtellt wird.

Die Kreuz⸗Abnehmung des Dan. v. Volterra, und eine andere des le Brün, ſind die beyden ſchönſten Stücke, welche wir in der erſten Art haben. In der zwey⸗

ten Art hat Cazes ein ſehr ſchönes am Chore der O-
dens=Geiſtlichen der Abtey St. Germain in Paris g-
mahlt.

**Kreuz=Armee**, ſiehe **Kreuz=Zug**.

**Kreuz=Axt**, bey den Zimmerleuten, eine Axt, in G-
ſtalt eines latein. T, an welcher die eine Schneide m-
dem Stiele (Helme) gleichlaufend, die andere aber au-
deſſen Richtung ſenkrecht iſt. Der Zimmermann be-
dient ſich ihrer, wenn er die Zapfen=Löcher aushauet,
mit Vortheile, weil er ſie nur in der Hand umwenden
darf, da er ſonſt immer eine weglegen, und die andere
ergreifen müßte. Siehe Th. III, S. 314.

**Kreuz=Band**, ein jedes Band, welches in das Kreuz
geht, oder ein anderes nach einem rechten Winkel
durchſchneidet.

**In der Bau= und Zimmermanns=Kunſt**, kreuz-
weiſe über einander liegende Bänder oder Zimmer-
Hölzer, welche die Säulen oder Pfoſten und Sparren
zuſammen halten; zwey, in einer Wand oder in einem
Dache, wie ein Andreas=Kreuz aufgeſtellte Stützen,
welche ihn verhindern, daß weder Wand noch Dach
ſich ſchieben oder umwerfen läſſet; Fr. Contre fiche.
Siehe Th. III, S. 511.

**Auf Bergwerken**, zwey kreuzweiſe über den Bo-
den einer Göpel=Tonne von auſſen angeſchlagene ei-
ſerne Schienen.

**Bey den Webern**, iſt ein Kreuz=Band machen,
Fr. fornouer, fortnouer, ein Fehler, welcher entſteht,
wenn man einen Faden vom Vorder=Sprunge mit ei-
nem andern vom Hinter=Sprunge zuſammen knüpft.

**Kreuz=Batterie**, ſ. im XXXIV Th. S. 431.

**Kreuz=Baum**. 1. Im gem. Leben, ein Gränz=Baum,
ſo fern er, wie gemeiniglich zu geſchehen pflegt, mit ei-
nem Kreuze gezeichnet iſt. Siehe im XIX Th. S.
641.

2. Bey

Bey Einigen führt der gemeine Wunder-Baum, Ricinus communis *L.* dieſen Nahmen; ſiehe dieſes Wort.

3. **Bey Pferde-Göpeln und Roß-Künſten** hat man Spindeln, an welche ein großes Kamm-Rad befeſtigt iſt, welches einen Drilling, der das Schacht-Geſtänge in Bewegung ſetzt, treibt. Ueber dem Kamm-Rade werden Bäume in das Kreuz gelegt und mit dem Kamm-Rade verbunden; an dieſe ins Kreuz gelegte Bäume, welche man **Kreuz-Bäume** nennt, werden Pferde geſpannt. S. Th. XIX, S. 259, fgg.

**Kreuz-Beere.** 1. **Die Beeren des Kreuz-Dornes,** Rhamnus catharticus *Linn.* aus welchen das Saftgrün bereitet wird; ſiehe **Kreuzbeer-Strauch.**

An einigen Orten werden auch die **blauen Kratz-Beeren, Kraſſel- Bocks- Fuchs- oder Trauben-Beeren,** Rubus caeſius *L.* (ſ. Th. VI, S. 785), inglei-chem die **Stachelbeeren,** Ribes Groſſularia *Linn.* **Kreuz-Beeren** genannt.

**Kreuzbeer-Strauch,** Rhamnus. Unter dem Nah-men Rhamnus vereinigt Linné verſchiedene Bäume und Sträuche, welche ich aber als ſo viel beſondere Gattungen beſchrieben habe, und zum Theil noch be-ſchreiben werde, als: die **Alatern-Staude,** Rhamnus Alaternus, welche unter dem Art. Phillirea vorkom-men wird; der **Bruſtbeeren-Baum,** Rhamnus aculeis geminatis, ſ. im VII Th. S. 130, fgg.; der **Chriſt-Dorn,** Rhamnus Paliurus, ſiehe **Kreuz-Dorn;** und **Faul-Baum,** Rhamnus Frangula, ſ. im XII Th. S. 294, fgg. Die wahren Rhamni, welche ich hier un-ter dem Nahmen **Kreuzbeer-Strauch** verſtehe, unterſcheiden ſich ſowohl durch die Beeren mit 4 Sa-men-Körnern, als auch, und vorzüglich durch den vierfachen Staubweg, von den übrigen damit verein-igten Gattungen. Die Frucht hat mit dem Faul-

Baume viel åhnliches; dieſer aber iſt ohne Stacheln, da jene gemeiniglich mit Dornen beſetzt ſind. In Beſchreibung der Blumendecke kommen die Schriftſteller nicht mit einander überein. Linné gibt der Blume keinen Kelch, ſondern ein undurchbohrtes, trichterförmiges, in 4 oder 5 ſpitzige Einſchnitte getheiltes Blumenblatt, und verbindet mit dieſem die 5 ungemein kleinen, ſchuppenförmigen Blättchen, welche ſich einwärts biegen, und die Staubfäden bedecken. Ludwig und Scopoli hingegen nehmen dieſe leztern für die 5 Blumenblätter, und das erſtere für den Kelch, an. Nach dem der Kelch 4 oder 5 Einſchnitte hat, zählt man auch 4 oder 5 pfriemenförmige Staubfäden, welche unter den kleinen ſchuppenförmigen Blättern entſpringen, und keine Staubbeutel haben. Der einfache Griffel endigt ſich mit 4 Staubwegen, und die rundliche Beere enthält 4 Samen.

1. **Großer purgierender Kreuzbeer-Strauch**, gemeiner purgierender Kreuz-Dorn, Amſelbeer-Dorn, Färbe-Dorn, Färber-Wegedorn, Hirſch-Dorn, Hirſe-Dorn, Hundsbaum-Holz, Hunds-Holz, Kreuz-Holz, Purgier-Dorn, Stech-Dorn, Tintenbeer-Strauch, Wachenbeer-Dorn, Wege-Dorn, Weh-Dorn, Wiedorn, Werſen oder Werſtenbeer-Strauch, Rhamnus catharticus ſ. ſolutivus *Dod. Thal. Ger.* Rhamnus ſolutivus *Offic.* Rhamnus catharticus *C. B. Dalech. Tourn. Raj.* Rhamnus ſolutivus, ſ. Spina infectoria vulgaris *Park.* Spina infectoria *Matth. Bellon. Lob. Cluſ.* Spina cervina vulgo *Geſn.* Spina cervalis, Cerviſpina, Spina tinctoria, Spina Merula *Quorund.* Rhamnus foliis ſpinoſis ovato-lanceolatis ſerratis, ſ. Rhamnus ſpinoſus, foliis ovatis acuminatis ſerratis *Hall.* Rhamnus foliis axillaribus, foliis ovato-lanceolatis ſerratis nervoſis *Mill.* Rhamnus catharticus, ſpinis terminalibus, floribus quadrifidis dioicis, foliis ovatis, caule

erecto

erecto *Linn.* Burgaſpina, Nerprunum; Fr. Bourg-Epine, Nerprun, oder Noirprun; Engl. Buck-thorn, purging Thorn. Er iſt ein, in vielen Ländern Europens wild wachſender Strauch, welcher ſich zwar nicht ſo häufig als der Schwarz-Dorn und die wilde Roſe allenthalben einſtellt, doch in etwas tiefen Gründen, und in gutem Boden an Zäunen, Dämmen, Wegen, und in Hecken, Feld-Büſchen und feuchten Vorhölzern nicht fremd iſt, auch ſo gar an trocknen ſteinigen Bergen, wiewohl etwas ſchmachtend, zum Vorſchein kommt, ſonſt aber auch als ein Baum gefunden wird. So unbeträchtlich er aber zu ſeyn ſcheint, ſo gewährt er doch mancherley Nutzen.

Der Stamm bekommt die Höhe eines mittelmäßigen Pflaumen-Baumes, ſelten aber, nach Düroi Angabe, über 5 bis 6 Zoll Dicke im Durchmeſſer. Daß er indeſſen auch bisweilen beſonders dick werden kann, bezeugt der in Schweden bemerkte Stamm von 3 Faden Höhe, und $1\frac{1}{4}$ Faden Dicke im Umkreiſe (*).

Die Rinde iſt glatt, braun, und ſehr faſerig. Das Holz iſt feſt, zähe, blaßgelb, und ſpielt bey den ältern Stöcken in das Röthliche. Ein jeder Schuß des Zweiges endigt ſich mit einem geraden ſpitzigen Dorne; und weil beſonders die untern Zweige faſt gegen einander über ſtehen, und ein Kreuz formiren, ſo hat man daher dem Strauche oder Baume den Nahmen Kreuz-Dorn gegeben.

Die Blätter brechen im April aus; ſie ſtehen bisweilen gegen einander über, zuweilen aber auch wechſelsweiſe an den Zweigen. Sie ſind oval zugeſpitzt, von hellgrüner Farbe, am Rande fein gekerbt, und die Adern der untern Fläche fließen in einander. Ihr Ge-

(*) Abhandl. der kön. ſchwed. Acad. der Wiſſ. v. J. 1742, No. 6.

Geſchmack iſt herbe, und der Geruch unmerklich. Im October fallen ſie ab.

Die **Blumen** kommen im May büſchelweiſe hervor, und ſind öfters Zwitter; zuweilen aber findet man auch weibliche und männliche Blumen auf verſchiedenen Stämmen. Bey dem Baume, welcher Zwitter-Blumen trägt, ſollen auch die Blätter, nach Scopoli Wahrnehmung (*), kleiner ausfallen. Der gelbgrünliche Kelch hat 4 bräunliche Einſchnitte; der Staubweg iſt vierfach getheilt.

Die **Früchte**, welche **Färbe-** oder **Färber-Beeren**, **Farbe-Körner**, **Felb-Beeren**, **Hunds-Beeren**, **Kreuz-Beeren**, **Rain-Beeren**, **Scheiß-** oder **Schieß-Beeren**, **Schlag-Beeren**, L. Baccae Spinae cervinae, genannt werden, ſind runde, wie Erbſen oder Heidel-Beeren große, und glänzende Beeren; ihre Krone beſteht aus einer erhabenen Narbe; im September werden ſie reif, ſehen alsdann ſchwärzlich aus, und enthalten ein ſaftiges, dunkelgrünes Mark, welches widerlich riecht, bitterlich und etwas ſcharf ſchmeckt, und 4 eyrunde, etwas dreyeckige **Samen** einſchließt.

Den Baum ſelbſt, da derſelbe faſt in jedem Boden, nur den moraſtigen ausgenommen, gut und leicht fortkommt, könnte man zu hohen lebendigen Zäunen gebrauchen. Man kann in Gärten ſchattige Bogen-Gänge davon ausſetzen; man nimmt ihn zu zierlichen grünen Wänden; man überzieht auch wohl Hütten damit, und trifft wehrhafte, lange dauernde wilde Hecken, an Gärten, Wieſen und Feldern, davon an, die ihres angenehmen Grünes, des Schnittes, den ſie wohl vertragen, und der Dichtigkeit wegen, unter die beſten mit gerechnet werden. Er wird mit anderm Strauch- und Hecken-Holze, alle 6, 10, 12 bis 15 Jahr

(*) In ſeiner Flora Carniolica, S. 288.

Jahr abgehauen. Man hauet zwar dergleichen Strauchwerk auch früher, und zwar, des baldigen Wiederwachſes wegen, zu Ausgange des Winters, läſſet aber vom Kreuzbeer-Strauche die ſtärkſten, geradeſten, und wohlgewachſenen Stämme, wegen des beſondern Gebrauches ihres vortrefflichen Holzes, bey der 2, 3, bis 4ten Hauung ſtehen.

Bomare, und vor ihm längſt Mizaldus, haben angerathen, auf die Kreuzdorn-Stämme Kirſchen und Pflaumen zu pfropfen, um hierdurch purgierende Kirſchen und Pflaumen zu erhalten. Garidel berichtet, daß jemand dergleichen auf den Kreuzbeer-Strauch gepfropfte Pflaumen beſeſſen, den Stamm aber habe abhauen müſſen, weil die Früchte denen, die ſie gegeſſen, öfters übermäßiges Purgieren und heftiges Erbrechen verurſachet hätten. Es läſſet ſich aber an dieſer Erfahrung billig zweifeln, indem, bekannter Maßen, der untere Stamm dem darauf gepfropften, ſich immer gleich bleibenden Reiſe keine beſondere und fremde Kraft mittheilen kann.

An experiment propoſed of grafting pears upon Spina cervina, ſt. im II B. der *Philoſ. Transact.* for the year 1667, No. 23, S. 424.

Aus den Kernen vermehrt ſich dieſer Dorn-Strauch ſehr häufig von ſelbſt, und am beſten in lockerm guten Grunde im Schatten; auch geſchieht ſeine Vermehrung öfters durch Vögel, die ihn hin und wieder ausſtreuen. Will man ihn aber mit Fleiß ziehen, und etwa in Luſt-Gebüſche aufnehmen, weil er ſowohl im Sommer, als auch im Winter, ein anſehnlicher Baum iſt, und ſeine ſchwarze Beeren im Herbſte keine geringe Zierde ſind, ſo kann er aus Samen gezogen, und durch Ableger, oder auch durch abgeſchnittene Zweige, vermehret werden. Der Same muß im Herbſte, ſo bald er reif iſt, oder ſo bald man ihn zu bekommen Gelegenheit hat, in leichte Erde geſäet, und beynahe 1 Z. tief mit Erde bedeckt werden. Wenn er zeitig im

im Herbſte geſäet iſt, geht er bisweilen ſchon im folgenden Frühlinge auf, ſonſt aber erſt im zweyten Frühlinge nachher; und in dieſem Falle muß das Samen-Beet ſo lange ungeſtört liegen bleiben, und beſtändig vom Unkraute rein gehalten werden. Die jungen Pflanzen müſſen nachher, wenn ſie 1 oder 2 Jahr alt ſind, in geringer Entfernung von einander reihenweiſe in die Pflanz-Schule geſetzt werden, wo ſie binnen 2 bis 3 Jahren die zur förmlichen Verpflanzung nöthige Größe zu erlangen pflegen. Will man ihn **durch Ableger vermehren**, ſo ſucht man dazu im Herbſte junge Schüſſe aus, und drehet ſie an dem Gelenke ein wenig um, oder macht in die Rinde an dem Gelenke einen kleinen Einſchnitt, und legt ſie nach der gewöhnlichen Methode ein, da ſie dann binnen einem Jahre bewurzelt zu ſeyn pflegen. Endlich läſſet ſich auch die **Vermehrung durch abgeſchnittene Zweige** bewerkſtelligen. Man nimmt dazu im Herbſte junge Zweige, und ſteckt dieſelben reihenweiſe, da ſie dann größten Theils Wurzeln ſchlagen. Wenn ſie weit genug von einander geſteckt ſind, können ſie bis zur förmlichen Verpflanzung ſo ſtehen bleiben. Wenn man aber eine große Menge Zweige ſtecken will, und doch nur wenig Raum hat, ſo kann man ſie zwar dichter beyſammen ſtecken, man muß ſie dann aber im folgenden Winter nach ihrer Bewurzelung aufnehmen, und ſie, gleich den Samen-Pflanzen, in die Pflanz-Schule ſetzen, aus welcher ſie erſt nach 2 oder 3 Jahren förmlich verpflanzet werden können.

Das Holz iſt dicht, zähe, ſchwer, und läſſet ſich recht ſauber und glatt bearbeiten. Ganz jung, iſt es von Farbe weiß, hernach angenehm gelblich; im Alter vorzüglich nach der Mitte ſchön röthlich, glänzend, und gleichſam wie mit ſeidenhaften Fäden der Länge nach durchzogen; unter den einheimiſchen Hölzern, nach dem Taxus, eines der ſchönſten; beſonders ſind

die röthlichen Wurzeln und Maſern ſchön. Dieſer Eigenſchaften wegen empfiehlt ſich vornehmlich das maſerige, und das von der Wurzel, zur ſaubern Furnierung. Die Drechsler können Stock-Knöpfe, Meſſer-Stiele, und mehrere feine Stücke ihrer Arbeit, davon darſtellen. Es gibt allerley Handgriffe zu verſchiedenen ſchneidenden Inſtrumenten, und maſerigen Tobakspfeiffen-Köpfe, die ſich vorzüglich gut ausnehmen. Man bildet Hand-Stöcke davon, und dieſe bekommen ihre Farbe, wenn man ſie in ungelöſchten Kalk, in dem Augenblicke da er ſich löſcht, wirft. Die jungen, noch biegſamen, gerade aufgewachſenen Reiſer, werden zu Angel-Ruthen genommen. Die Landleute ſuchen die geraden Stangen zu Butter-Stampfen auf. Das Reiſig ſowohl, als auch das Stamm-Holz, hitzt gut, gibt eine harte ziemlich lange in Feuer anhaltende Kohle, und ſehr gute brauchbare Aſche.

Die mittlere oder innere grüne Rinde erregt, ſo wie die von dem Flieder-Baume, heftiges Purgieren, mit Erbrechen begleitet. Mortimer und Ellis wollen die bittere gelbe Brühe dieſer mit Milch ſtark gekochten Rinde als ein gutes Mittel wider die Wut der Hunde anpreiſen; vermuthlich hat ſich aber die Wirkung dem Vorgeben nicht gemäß gezeigt. Dieſes iſt richtig, daß ſie, in Waſſer eingeweicht und gekocht, abführende Kräfte beſitzt, und Erbrechen verurſachet, auch nebſt einigen Zuſätzen wider die Verſtopfung des Rindviehes ſich brauchbar beweiſet. Am gewöhnlichſten bedient man ſich dieſer Rinde nur zum Färben. Sie gibt auf dem Zeuge eine matte gelbe Farbe, die aber bey dem Waſchen nicht viel verliert. Von Andern wird dieſe Rinde der hohen und ſchönen Curcuma in der Farbe faſt ähnlich beſchrieben, ſcheint aber nicht, wie jene, durch Alaun, Weinſtein und Koch-Salz beſtändiger zu werden. Wenn die Rinde mit verdünntem Sal-

peter-Geiſte extrahirt worden iſt, verſchafft ſie dem Aeſchen-Holze einen guten gelben Anſtrich; ja es ſollen auch die Kattun- und Zeug-Drucker dieſelbe zu eben der Farbe in Manufacturen gebrauchen können. Kauſtiſche Lauge färbt mit der Rinde den Zeug röthlichbraun. Man hat auch noch eine in das Purpur fallende braune Farbe dadurch zu Wege gebracht, wenn die Rinde getrocknet, in einer ſchwachen Lauge gebeizt, und der zum Färben beſtimmte Zeug damit gekocht worden iſt. Die Brühe dieſer Rinde mit Lauge von reinem Eiſen-Vitriol und Koch-Salz, gibt endlich dem leinen und wollenen Zeuge eine grüne Farbe, die aber mit der Zeit dunkler und ſchwarzgrün wird.

Pferde, Ochſen, Ziegen, überhaupt alles Vieh, frißt die, obgleich herbe ſchmeckenden Blätter; ſie befördern, beſonders wenn ſie jung ſind, den Urin, und reinigen die Säfte.

Vorzüglich ſucht man die Beeren zu nutzen. Da die Krammets-Vögel, Droſſeln, Amſeln, und andere Vögel ihnen ſehr nachgehen, bedient man ſich ihrer, beſonders im Winter, als einer Lock-Speiſe, auf Vogel-Herden. Nach Ehrhart's Vorgeben, ſoll das Fleiſch der Vögel von dieſer Nahrung eine purgierende Kraft erhalten. Ob dieſes wirklich geſchehe, will ich nicht behaupten; daß aber die Beeren eine ſtarke purgierende Eigenſchaft beſitzen, iſt zur Genüge bekannt; und der Nahme dieſes Strauches zeigt ſchon an, daß man ſie ſchon lange wegen dieſer Eigenſchaft gekannt hat. Einige Menſchen können ſie, ohne heftiges Bauch-Grimmen zu erleiden, nicht vertragen, wenn ſie nicht ein ſchickliches verdünnendes Getränk nachtrinken; und doch iſt eine Trockenheit des Mundes und Halſes ihr gewöhnlicher Begleiter. Einige erwählen, zu dieſem Endzwecke des Purgierens, die reifen, getrockneten und zu Pulver geriebenen Beeren,

ren, nehmen davon 1 oder 1½ Quent, vermiſchen ſolches mit einem Syruppe, und machen einen Biſſen daraus. Andere laſſen 15 bis 20 getrocknete Beeren in einer Brühe kochen, und dieſe den Kranken trinken. Noch Andere bedienen ſich, zu dieſer Abſicht, einer Unze des aus den friſchen Beeren gepreßten Saftes. Der gewöhnlichſte Gebrauch iſt, aus den friſchen Beeren einen Syrupp zu verfertigen, und denſelben von 1 bis zu 2 Unzen zu verordnen. Einige Aerzte laſſen ihn auch neugebornen Kindern, zur Abführung des Erb-Kothes, geben. Der **Kreuzbeer-Saft**, Syrupus de rhamno cathartico, ſ. de Spina cervina, oder Syrupus domeſticus, enthält, nach Vorſchrift des würtembergiſchen Apotheker-Buches (*), auſſer dem Safte dieſer Beeren, noch viele andere Gewürze. Weniger zuſammengeſetzt iſt das londoner (**). Ohne Zweifel ſoll dieſer Zuſatz den Geſchmack dieſes Syruppes verbeſſern, und das Bauch-Grimmen verhüten; doch ſchmeckt er unangenehm. Der weniger zuſammen geſetzte (***), welcher nähmlich bloß aus dem gereinigten Safte und Zucker gekocht wird, verdient den Vorzug. Er iſt ein ſtarkes Purgier-Mittel, welches aber, erwähnter Maßen, zugleich Bauch-Grimmen verurſachet. Ich möchte ihn daher nicht bey neugebornen Kindern gebrauchen, ungeachtet er von Einigen zu dieſer Abſicht empfohlen wird. Wider die Waſſerſucht vornehmlich, ja ſelbſt wider die Bauch-Waſſerſucht, rühmen ihn Viele als ein wirkſames Mittel, entweder ſo bloß vor ſich, zu 1 bis 2 Unzen, oder mit andern Purgier-Mitteln verbunden. Allein, er hat dieſe Wirkung nicht, auch iſt er nicht



(*) Pharmacop. Würtemb. S. 210.

(**) Pharmacop. Lond. S. 82.

(***) Pharm. Edinb. S. 62. Cod. med. Pariſ. S. 32.

zuträglich, wenn der Körper nicht vorher zubereitet iſt, ja er macht ſogar die Waſſerſucht hartnäckiger; ſelbſt Sydenham bekennt aufrichtig, daß er, durch ſein zu frühzeitiges Zutrauen auf ſeine Wirkſamkeit verführt, indem er, in einem beſondern Falle, dem Erwarten entſprochen hatte, kurz nachher auf eine unangenehme Art das Gegentheil erfahren habe. Auch hier trifft die Warnung zu, daß man, im Ganzen genommen, bey der Waſſerſucht, zur Ausführung des angeſammelten Waſſers, urintreibende und Purgier-Mittel mit einander verbinden müſſe.

Da der Syrupp allezeit etwas unangenehm bleibt, ſo hat man in England (*) den aus den Beeren gepreßten Saft zur Honig-Dicke einzukochen, und ſolcher Geſtalt ein **Kreuzbeer-Mus**, Rob baccarum rhamni cathartici, zu verfertigen, gelernt. Es iſt eine wirkſame Arzeney, die ſich auſſerdem noch durch ihren wohlfeilen Preis für Arme empfiehlt. Mit einem Pulver zu Pillen gemacht, läſſet es ſich bequem nehmen; ſelbſt die Kreide iſt zu dieſer Abſicht ſchon hinreichend. Nur ſind dieſe Pillen in Fiebern, wobey ſie zu hitzig ſind, und Durſt erwecken, eben ſo wenig, als der Syrupp, zu verordnen; auch denen nicht zu reichen, die von einer ausgeſtandenen Krankheit noch allzu entkräftet ſind.

Kreuz-Dorn mit Jalape vermiſcht, ſollen die Beſtand-Theile des **Ailhaudiſchen Pulvers** ſeyn; ſ. Th. XXVIII. S. 709.

Einen andern, und faſt wichtigern, Nutzen haben die Beeren in der Färbe-Kunſt. Die grünen Beeren, ehe ſie reif, d. i. ſchwarz zu werden anfangen, im Auguſt, mit Waſſer und Alaun zerſtoßen, färben, ſowohl

(*) Gentlem Magazine, Sept. 1759, S. 401, f. Hamburg. Magaz. 24 B. 6 St. S. 585, fgg. Berlin. Sammlungen, 5 B. 6 St. S. 601, fgg.

ſowohl friſch als getrocknet, ſchön ſaffrangelb, und werden in den Kattun- und Leinenzeug-Druckereyen zu derjenigen gelben Farbe genommen, die man auch von den Beeren des kleinen purgierenden Kreuzbeer-Strauches (Grains d'Avignon) erhält. Man nimmt zum Kattun-Drucken 1 Pfund trockne Kreuz-Beeren, und 4½ Loth Pomeranzen-Schalen, kocht ſie 2 Stunden in reinem Waſſer, thut hernach 4 Loth in ¼ Quart Eſſig aufgelöſeten Alaun hinzu, und verdickt es mit Gummi.

Schon vor Zeiten haben die Färber mit dieſen Beeren, der mit Alaun zugerichteten Ware eine gelbe, obgleich vergängliche, Farbe gegeben. Durch Kulenkamp's Bemühung aber iſt man mit den ſonſt nicht feſt färbenden Beeren des kleinen purgierenden Kreuzbeer-Strauches, oder ſo genannten Grains d'Avignon, und mit dieſen Beeren, ſo weit gekommen, daß die daraus gezogene Farbe auf dazu angeſottenes Wollen ſehr dauerhaft und beſtändig geworden iſt, wenn man nähmlich gedachte Beeren mit Waſſer ausgekocht, und die Farben-Lauge mit Weinſtein und in Königs-Waſſer aufgelöſetem Zinn vermiſcht hat. Es werden unſere Kreuz-Beeren zwar nachgeſetzt, ſollen aber doch durchdringender in der Farbe, als jene von Avignon für die Färber und Mahler kommenden Beeren, ſeyn. Sie liefern auch, mit Alaun-Waſſer vermiſcht, eine ſchöne gelbe Farbe auf Seide, wenn man ihnen die gehörige Feſtigkeit gibt. Aus den Werkſtätten der Buchbinder haben ſie, als ein gelbes Färbe-Material, ihren Abſchied größten Theils damahls erhalten, als die mineraliſchen gelben Farben bekannter wurden. Es iſt aber das Papier gelb damit zu färben, wenn man auf die zerſtoßenen Beeren und Alaun ſiedendes Waſſer gießt, und entweder dieſes allein nimmt, oder die mit Alaun gekochte Beeren-Brühe, mit weißer Stärke geſotten, nachher erkaltet, auf das

Papier vermittelſt eines Schwammes trägt. Die grüne Farbe gibt man dadurch, daß man Lackmus und Pottaſche, oder in Branntwein abgeriebenen Indig, auf gewiſſe Art noch hinzu fügt. Unter andern dienen dieſe unreife Beeren, den Saffian damit gelb zu färben. Sie werden dazu in ganzen Pfunden, mit einer gleichen Quantität Alaun, verwendet; je dunkler man die Farbe haben will, deſto mehr Beeren nimmt man dazu, wodurch es bis zur Orange-Farbe zu bringen iſt. Mit $1\frac{1}{2}$ Pfund Beeren, und eben ſo viel Alaun, können 4 Dutzend Häute gefärbet werden. Die Karten ſind auch damit zu mahlen. Preſſet man aber aus den Beeren, wenn ſie ſchwarz zu werden anfangen wollen, unter Beymiſchung von gepülvertem Alaun, den Saft aus, und läſſet ihn eintrocknen, ſo bekommt man zum Illuminiren eine ſchöne gelbe Saft-Farbe. Eine Art gelber Tinte erhält man dadurch, wenn man die unreifen getrockneten Beeren in Eſſig mit Weinſtein und Alaun kocht, allenfalls Gummi hinzu ſetzt, und ſolches aufklären läſſet. Man bekommt ein helles Schütt-Gelb, wenn man, wie bey Verfertigung der ſo genannten Stils de grain de Troyes, verfährt, und fein pulveriſirte Kreide, allenfalls präparirten Märgel, nebſt Alaun, mit dieſen Beeren in Waſſer kochen läſſet; dieſer hernach im Schatten getrocknete Bodenſatz, oder Schütte, iſt bey Mahlern in Miniatur und anderer Farbe einiger Maßen brauchbar; die Farbe aber verſchwindet, wie bey mehrern Schütten, und iſt eben ſo wenig, als jene, an der Luft und Sonne beſtändig. Endlich verſchaffen auch die unreifen Beeren, mit Vitriol und Waſſer, auf Papier eine braune, aber eben nicht feine Farbe. Es ſoll auch von dieſen, oder den reifen Beeren der Wollen-Zeug, unter gewiſſen Zuſätzen, eine braune Farbe erhalten.

Mit

Mit den reifen ſchwarzen Beeren hingegen, kann man, in Ermangelung anderer ächter Farbe, Linnen grün färben, wenn man dieſelben um Michaelis ſammelt, in Eſſig abreibt, über dem Feuer ſieden läſſet, und, nachdem Alaun hinzu gekommen iſt, den Saft durch ein Tuch preſſet. Auch färbt die Beeren=Brühe, mit etwas Grünſpan und Koch=Salz, das Garn grün. Auch gibt man demſelben mit dem Safte der Beeren die grüne Farbe, nachdem es mit Birken=Blättern abgeſotten oder gefärbt worden iſt.

Die gehörig reifen Beeren geben eine grüne Saft=Farbe, welche ſich dem Oliven= oder Lauch=Grün nähert, oder das ſo genannte Saft=Grün. Die mehreſten Apotheker kaufen ihr Saft=Grün von den Materialiſten, da ſie es doch ohne Schwierigkeit ſelbſt bereiten könnten. Zur Bereitung dieſer Farbe ſammelt man eine gute Quantität, als: 3 bis 4 Körbe voll, ſolcher Beeren, wenn ſie im Sept. reif geworden ſind, zerſtößt ſie in einem großen ſteinernen, oder allenfalls auch meſſingenen, Mörſer, und läſſet ſie, ſo zerſtoßen, 6 bis 8 Tage lang, in irdenen Gefäßen im Keller ſtehen, damit die ſchleimigen Theile ſich abſondern, und der Saft ſich bequem auspreſſen laſſe. Nach Verlauf dieſer Zeit, preſſet man den Saft dieſer Beeren durch einen groben leinen Sack, vermittelſt einer gewöhnlichen Schrauben=Preſſe, aus, gießt hernach auf das zurück gebliebene Mark etwas Waſſer, rührt alles durch einander, und ſucht alle Farbe=Theile durch nochmahliges Auspreſſen gänzlich davon abzuſondern. Dieſen ſämmtlichen Saft läſſet man, um ihn von aller Unreinigkeit zu befreyen, nochmahls durch ein wollenes Tuch laufen, und ihn ſodann in einem kupfernen Keſſel, bey beſtändigem Umrühren mit einem unten breiten hölzernen Werkzeuge, bis zur Honig=Dicke abrauchen. Gegen das Ende des Abrauchens muß das Feuer ſehr gelinde ſeyn, weil man ſonſt be=

befürchten muß, daß alles im Keſſel ſchnell hart werden und verderben möchte. Um daher den Zeitpunct des gehörigen Abdampfens recht zu treffen, iſt nöthig, wenn man bemerkt, daß der Saft dicklicher, als er im Anfange war, zu werden anfängt, daß man von Zeit zu Zeit, etwann alle halbe Viertel-Stunden, einen Löffel voll zur Probe auf einen zinnernen Teller ſchöpfe, und ihn darauf ganz kalt werden laſſe, da man dann aus ſeiner angenommenen Conſiſtenz am ſicherſten urtheilen kann. Vom Anfange des Auspreſſens an, bis zu dieſem lezten Zeitpuncte, hat der Saft immer eine unangenehme bräunliche Farbe, woran man ſich doch nicht ſtoßen darf. So bald aber das Abrauchen ſo weit erfolgt iſt, daß die erkaltete Probe auf dem Teller die Conſiſtenz des bekannten Hohlunder-Saftes hat, muß man augenblicklich auf beſagte Quantität $\frac{1}{2}$ Pfund fein pulveriſirten Alaun, den man ſchon dazu zum voraus bereit haben muß, oder eben ſo viel gereinigte Pott-Aſche, in den Keſſel ſchütten, alles ſchnell durch einander miſchen, und darauf unverzüglich den ganzen Saft ausſchöpfen. So bald eines von dieſen Salzen in den Saft geſchüttet wird, verändert ſich auch augenblicklich die vorige ſchmutzige Farbe in ein ſchönes Grün. Der Saft kann entweder in irdene Geſchirre, die nicht allzu hoch ſind, gefüllet werden, die man im folgenden Winter, mit einfachem Papiere für den Staub verbunden, auf den Stuben-Ofen ſetzt, und daſelbſt bis zur völligen Austrocknung ſtehen läſſet. Oder man füllet ihn in große Schweins- oder Rinds-Blaſen, ſteckt in die obere Oeffnung einer jeden derſelben ein Stück ausgehöhltes Höhlunder-Holz, damit die noch übrige Feuchtigkeit ausdünſten könne, ſchnürt um ſelbiges die Blaſen feſt zu, und hängt ſie den Winter durch um den Stuben-Ofen herum, bis auch darin der Saft ganz trocken und conſiſtent geworden iſt. Er pflegt gemeiniglich

iglich im Ganzen ſammt den Blaſen verſchickt und verkauft zu werden, und deswegen hat dieſe Farbe auch den Nahmen Blaſen-Grün, Fr. Verd de veſſie, erhalten, wie denn auch der Kreuzbeer-Strauch ſelbſt zuweilen Blaſen-Grün genannt wird. Dieſes Saft-Grünes nun bedienen ſich die Färber und Mahler. Man wählt das harte, dichte, ſchwere, dunkelgrüne oder ſchwarze, welches auswendig glänzend iſt, wenn man es aber zerbricht oder reibt, ſogleich grün wird, und einen ſüßlichen Geſchmack hat.

Wenn man Wein-Eſſig und Halb-Bier, in gleicher Quantität, zu den Beeren, nebſt etwas fein pulveriſirtem Allaun, nimmt, ſolches 14 Tage lang ſtehen läſſet, unterdeſſen aber es einige Mahl umrührt, hernach auspreßt, und auf obige Art eintrocknet, ſo bekommt man ein ſchönes Grün, welches in Wein-Eſſig wieder aufgelöſet, zum Leder-Färben dienlich iſt. Mit andern Zuſätzen und Salzen können noch andere Schattierungen von grünen Farben aus dieſen Beeren hervor gebracht werden.

Dieſe in nördlichen Ländern ziemlich theure Saft-Farben, erſcheinen bey dem Mahlen durchſichtig, werden aber, wie alle dergleichen Farben, vom Oehl zerſtöret; indeſſen dienen ſie doch zum Färben des mit Bimſtein zuvor aufgekratzten weißen und gelben Leders, des Papieres, der Tapeten, zum Miniatur-Mahlen und Illuminiren, zu einer grünen Tinte, zu Vertiefung des Grünſpanes bey dem Lackieren, den Buchbindern zum Beſprengen des Schnittes der Bücher; auch bedienen ſich die Tiſchler deſſelben zum Grünfärben. Bey der Fresco-Mahlerey, wird das Saft-Grün vom Kalke gelbgrün, pflegt aber ziemlich zu verſchießen. Bey der Marmor-Mahlerey hingegen geräth es ſehr wohl, wenn es in Urin mit ungelöſchtem Kalk, und ziemlich, wenn es in Wein-Geiſt aufgelöſet, und ſo auf den am Feuer erhitzten

Marmor getragen wird. Wenn man klare reine glühende Kryſtalle in dem Kreuzbeer-Safte ablöſcht, ſo werden ſie, nach Wallerius Zeugniß, violet wie Amethyſt-Flüſſe.

2. **Kleiner purgierender Kreuzbeer-Strauch, Zwerg-Kreuzdorn, färbender Wegedorn**, Rhamnus catharticus minor *C. B.* Rhamnus ſolutivus pannonicus alter *J. B.* Rhamnus ſolutivus minor *J. Camer.* Rhamnus ſpinis terminalibus, floribus quadrifidis dioicis, corollarum laciniis longitudine tubae *Gerard.* Rhamnus minor, floribus axillaribus, foliis ovatis acuminatis nervoſis integerrimis *Mill.* Engl. Dwarf-Buckthorn, welchen Einige auch Lycium, und im Deutſchen **Buchs-Dorn** nennen (*), iſt mit dem vorher beſchriebenen ganz nahe verwandt; doch iſt noch nicht entſchieden, ob er eine ganz verſchiedene Art, oder nur eine, von dem Geburts-Orte verurſachte, Varietät ſey. Gerard, in der Flora Gallo-Prouinciali, hat einigen Unterſchied angegeben. Bey dem erſtern, oder größern, ſind die Einſchnitte des Blumen-Kelches länger, als deſſen Röhre, hingegen bey dieſem kleinern haben die Einſchnitte mit der Röhre des Kelches gleiche Länge. Nach andern Nachrichten ſoll bey dieſem der Stamm geſtreckt ſeyn, da er bey dem gemeinen aufrecht ſteht. Auch die Blätter ſind bey der kleinen Art unterwärts etwas wollicht; und daher hat auch endlich Linné denſelben als eine wirkliche Art, unter folgendem Nahmen und Beſchreibung: Rhamnus infectorius, ſpinis terminalibus, floribus quadrifidis dioicis, caulibus procumbentibus, angenommen. Er wächſt in Spanien, Frankreich, Krain, Italien ꝛc. wild; und da

(*) Lycium und Buchs-Dorn, ſind eigentlich die Benennungen des im XXIX Th. S. 191, fgg. beſchriebenen Jasmin-Dornes.

da nicht zu zweifeln iſt, daß er auch bey uns ausdauern werde, ſo verdient er wegen der Früchte gepflanzt zu werden. Dieſe Früchte werden in Avignon und andern Gegenden Frankreichs geſammelt, getrocknet, und verſchickt, und zuweilen Graines jaunes, **Gelb-Beeren**, genannt; bekannter aber ſind ſie unter dem Nahmen Graines d'Avignon, **Körner von Avignon**, oder **Avignonſche Beeren**. Sie werden zum Gelb-färben, inſonderheit zum gelben Saffian, gebraucht. Es ſoll auch hieraus das bekannte Schütt-Gelb verfertiget werden; ſ. oben, S. 102. In Nicoſien, der Haupt-Stadt der Inſel Cypern, gebrauchen die Handwerksleute dieſe Beeren gleichfalls, und werden daſelbſt **Halanger** genannt. Sie werden dahin von Caramine gebracht, und von dannen nach Aegypten und in die Inſeln auf dem Archipelagus verführt, indem auch daſelbſt der Saffian damit gelb gefärbet wird. Die Holländer machen eine gelbe Maſſe von Kreide und Märgel, färben ſolche mit dieſen Beeren, die ſie mit Alaun in Waſſer kochen, verfertigen hieraus kleine gewundene Stängel, trocknen ſie an der Sonne, und verſenden ſie unter dem Nahmen Stil ou Stile de graine ou de Gran. Sie werden zur Mahlerey in Oehl gebraucht.

Ob der ſo genannte **Buchsdorn-Saft**, Succus Lycii, von einem ähnlichen, oder ganz verſchiedenen, Baume verfertigt werde, läſſet ſich nicht beſtimmen. Es ſoll derſelbe von einem kleinen ſtacheligen Baume, welcher in Lycien, einer aſiatiſchen Provinz, häufig wächſt, durch das Kochen, vermuthlich der Frucht, zubereitet werden. Dieſer ſchwarze eingetrocknete Saft hat einen bittern, herben, zuſammenziehenden Geſchmack, und wird bey den Geſchwüren des Mundes und des Zahnfleiſches gebraucht.

3. **Kleiner langblätteriger purgierender Kreuzbeer-Strauch**, Rhamnus foliis oblongis ſerra-

ratis *C. B.* Rhamnus batavicus *J. B.* Rhamnus bavaricus *Dalech.* Rhamnus catharticus minor, folio longiore *Tourn.* Rhamnus longifolia, foliis lanceolatis, floribus axillaribus *Mill.* Rhamnus ſpinoſus, foliis ovato-lanceolatis ſerratis glabris, floribus androgynis, baccis tetrapyrenis *Hall.* Engl. long-leaved Dwarf-Buckthorn, unterſcheidet ſich von dem vorhergehenden nur dadurch, daß er ein größerer Strauch iſt, und längere Blätter hat. Er wächſt 5 bis 6 F. hoch. In den neuern Ausgaben der Linnéiſchen Schriften kommt er gleichfalls, als eine beſondere Art, unter folgendem Nahmen und Beſchreibung vor: Rhamnus ſaxatilis, ſpinis terminalibus, floribus quadrifidis hermaphroditis; Stein-Wege-Dorn. Er wächſt auf den Bergen in Baden, Italien und der Schweiz. Seine Beeren kann man, wie die Beeren der vorhergehenden Art, zum Mahlen gebrauchen.

**Der Meer-Kreuzbeer-Strauch, See-Kreuzbeer-Strauch, See-Kreuzdorn, Haf-Dorn, Haff-Dorn, Haft-Dorn,** Hippophaë, Hippophaës, Engl. Sea-Buckthorn, Sallow-Thorn, iſt bey Linné, Miller'n, Ludwig, Böhmer'n, Haller'n, und Düroi, eine Gattung Pflanzen mit ganz getrennten Geſchlechtern und ohne Blumenkrone, deren männliche Blumen einen entzwey getheilten Kelch und einen Griffel haben, und eine einſamige Beere hinterlaſſen. Linné hat zwey Arten, welche ſehr dauerhafte, im Winter unbelaubte Sträuche für Luſt-Gebüſche ſind, die im Sommer mit ihren ungetheilten, auf der Oberfläche dunkelgrünen, auf der Unterfläche aber weißgrau-weißen Blättern, und im Winter mit den aufgeblaſenen, irregulären, ſchuppigen Knoſpen ihrer jungen Schüſſe eine ſonderbare Mannigfaltigkeit

keit machen, und vom Oct. bis zum März gepflanzet werden können.

1. **Wegedornartiger Meer=Kreuzbeer=Strauch, Beſing=Strauch, Dünen=Beſingſtrauch,** finniſche **Beeren, Sand=Dorn, rothe Schleben,** deutſcher oder **ſchmahler Stech=Dorn, weidenblätteriger** Stech=**Dorn, Streit=Beſienſtrauch, Weiden=Dorn,** Oleaſter germanicus *Cord.* Rhamni alterum genus *Caeſalp.* Rhamnus primus Dioſcoridis; primus Dioſcoridis creditus *Pen.* & *Lob.* Rhamnus ſalicis folio, fructu flaveſcente *C. B.* Rhamnoides ſalicis folio *Tourn.* Hippophaë foliis linearibus, ſubtus rubiginoſis *Hall.* Hippophaë rhamnoides, foliis lanceolatis *Linn.*; Fr. Rhamnoides à feuilles de Saule; Engl. Sea Buckthorn with a Willow Leaf. Ob er gleich ſeinen erſten Stand an den See=Küſten von England, Holland, deſſen Nachbarn, und in den niedrigen Ländereyen hat, wo ſich ein feuchter Sand, oder doch ein ſehr lockerer ſandiger Schlick häuft, ſo wächſt er doch auch in ſehr groſſer Menge an den Ufern ſtarker Ströhme und kleiner Flüſſe oder Bäche, als: am Rhein, der Donau, der Rhone, der Aar, wo es ſandig, ſteinig, zugleich aber feucht iſt, bis unter die Klippen und Felſen. Die Wurzel iſt ſtark, äſtig, läuft ſtark aus, und treibt, wie der Stamm ſelbſt, Loden. Die Blätter ſind ſchmahl, länglich, gehen am Ende in eine runde Spitze aus, ſind auf der obern Fläche meer= oder dunkelgrün, auf der untern weißgrau oder ſilberfarbig, und der Länge nach mit einer erhabenen Ader verſehen, auf beyden aber glatt und glänzend. Sie ſtehen an den Enden der Zweige dicht bey einander und rund umher, an den übrigen Stellen aber wechſelsweiſe. Ihre Länge beträgt 2, und ihre Breite beynahe $\frac{1}{4}$ Zoll. Sie bleiben ſpät, und bisweilen bis zum Anfange des Decembers, und ſterben endlich mit einer

einer hellbraunen Farbe ab. Die **Blumen** kommen im April und May hervor, und zwar findet man männliche und weibliche auf beſondern Stämmen. Die männlichen ſtehen in kleinen Büſcheln, und haben einen einblätterigen, runden, in zwey unten zuſammen gewachſene und oben mit den Spitzen zuſammen hängende Einſchnitte getheilten, Kelch von einer grünlichen Farbe. Nach gerade löſen ſich die Spitzen von einander, und breiten ſich mehr aus. Eine Blume iſt nicht vorhanden, ſondern man findet nur 4 kurze Staubfäden mit länglichen eingebogenen gelben Staubbeuteln. Die weiblichen ſind einzeln zwiſchen den untern Blättern anzutreffen. Der kleine Kelch iſt ebenfalls einblätterig, oval länglich, röhrenförmig geſtaltet, und oben in zwey Theile getheilt. Er iſt grün ſilberfarbig, nur an den Spitzen etwas bräunlich, und fällt ab. Der Knopf iſt rund und ſehr klein, der Griffel überaus kurz, der Staubweg hingegen iſt deſto länger, indem er noch einmahl ſo lang als der Kelch, und dabey ſo dick iſt, daß er als ein hellgelber, fleiſchichter Körper aus dem Kelche hervor raget. Die **Beeren** haben die Größe der Erbſen oder Spargel-Beeren, erhalten im Herbſte ihre Reiſe, ſind goldgelb, mit einer dünnen glatten Haut umzogen, und mit einem gelben, im Geſchmack herben, ſauern und färbenden Safte angefüllt. In der Mitte liegt ein einzelner rundlicher, brauner, und inwendig weißer **Kern**. Die **Rinde** iſt hellbraun; das **Holz** weiß, und die **Zweige** ſind hin und wieder mit ſteifen Stacheln beſetzt, deren jeder ſich mit einer gerade ausgehenden Spitze endigt. Die **Zweige** wachſen unordentlich ſperrhaft durch einander, und der **Stamm** erhält 8 bis 10 Fuß Höhe.

Dieſer Strauch wird vorzüglich wegen ſeines ſonderbaren Anſehens im Winter geſchätzt, indem ſeine vierjährige Schüſſe alsdann an allen Seiten ſehr dicht

mit

mit großen, aufgeblaſenen, unebenen, ſchuppigen Knoſpen beſetzt ſind, welche eine dunkelbraunere, oder vielmehr eine chocolatebraunere Farbe haben, als die Zweige, und ihm ein ſo ſonderbares Anſehen geben, daß er die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, und ſo ſtark, wie irgend ein anderer Plantage-Strauch, geſucht wird. Um das Ende des Febr. pflegen dieſe Knoſpen an Größe ſtark zugenommen zu haben; und wenn man kurz vorher, ehe ſie ſich öffnen, mit einem Stabe an den Strauch ſchlägt, einen gelben Staub, wie Schwefel, herunter fallen zu laſſen. Einige halten zwar dafür, ſeine Schönheit ſey nachher, wenn ſeine Blätter ausgebrochen ſind, geringer; indeſſen machen dieſelben mit ihren zwey Farben doch einen guten Effect.

Der Meer-Kreuzbeer-Strauch kommt in jedem Boden, doch am liebſten in ſolchem, der ein wenig feucht iſt, fort, und läſſet ſich im Herbſte, Winter und Frühlinge **fortpflanzen**: 1. **durch den Samen**; 2. **durch Stecklinge** von jungen Schüſſen, die im Oct. auf ein ſchattiges Beet geſtecket werden müſſen, doch nicht ſo zuverläſſig Wurzel ſchlagen, als Ableger. 3. **Durch Ableger.** Man gräbt die Erde umher gehörig um, macht dieſelbe fein, reinigt ſie von Unkraut-Wurzeln, ſpaltet die Haupt-Zweige auf der obern Seite, biegt dieſelben zur Erde, und legt dann alle ihre junge Zweige, nachdem ihnen zuvor die Spitze mit einem Meſſer genommen worden iſt, ſo ein, daß ſie nur ſo eben aus der Erde hervor ragen. Wenn dieſes im Herbſte geſchieht, ſo pflegen die Ableger ſchon im folgenden Herbſte ſo gut bewurzelt zu ſeyn, daß ſie alsdann abgenommen, und entweder erſt in die Pflanz-Schule, oder auch ſogleich auf die ihnen beſtimmten Stellen gepflanzet werden können. 4. **Durch Neben-Schüſſe**; deren pflegt dieſer Strauch ziemlich viele, und oft in ziemlicher Entfernung, zu treiben;

man

man bedient ſich ihrer aber nicht gern, weil ſolche Pflanzen hernach wieder gar zu bald Neben-Schüſſe treiben, und ſich zu weit umher ausbreiten. Wenn der Strauch verpflanzt wird, blüht er ſelten.

Wegen der vielen Stacheln könnte man dieſen ſtrauchartigen Baum mit Vortheil zu Umzäunungen und Hecken, beſonders am Ufer, anwenden, welche ein friſches und dabey ganz ſonderbares Anſehen haben würden. Eben dieſen Nutzen kann man, nach Dühamel, von trocknen Zweigen in geringerm Maße erwarten, weil ſie nur einige Jahre dauern.

Nach Düroi und Walter'n, iſt er für die härteſten Winter in Deutſchland hinreichend dauerhaft, allein, er ſtirbt in harten Wintern gar öfters ab (*); daher man, aus Vorſorge, dergleichen in Töpfen aufbehalten, und zur Winters-Zeit in ein Glas-Haus ſetzen muß.

Die Beeren färben gelb, und ſcheinen durch die Gährung Wein und Eſſig zu geben. Die Lappländer gebrauchen ſie als ein ſaures Gewürz. Die Fiſcher des bothniſchen Meerbuſens bereiten aus denſelben einen dicken Saft, welcher den friſchen Fiſchen einen angenehmen Geſchmack verſchaffet, und mit unſern Wein-Brühen einige Aehnlichkeit hat (**). In Norwegen gebraucht man einen Aufguß oder Trank von dem Holze, den Blättern und den Blumen, ſtatt des Holz-Trankes. Daſelbſt freſſen auch Ziegen und Schafe die Blätter begierig.

2. Canadiſcher Meer-Kreuzbeer-Strauch, Hippophaë Canadenſis, foliis ovatis *Linn.* gleicht, dem

(*) Hr. Hofr. **Beckmann** ſagt, im 3 St. des 14 B. ſeiner Biblioth. S. 404: „Noch dieſes Frühjahr (1786) hat mir „die lezte Kälte ein Par große Bäume von Hippophaë rham„noides getödtet.“

(**) *Linn.* Fl. Lappon. S. 206.

dem Anſehen nach, dem vorigen gänzlich; nur ſind die Blätter etwas breiter, kürzer, und mehr eyrund. Die Aeſte ſtehen einander gerade gegen über. Die einfachen Blumentrauben ſtehen zwiſchen den erſten Blättern aufrecht, und ſind nur halb ſo lang als die Blätter; dieſe ſind auf der obern Fläche grün, und mit büſchelförmigen, aus einander laufenden Haaren beſetzt, auf der untern aber ſind ſie ſilberfarbig, und haben eiſenroſtfarbige Schuppen, Haare und Tüpfelchen. Er kann eben ſo, wie die erſte Art, gezogen werden.

Kreuz=Bein, ſ. oben, S. 2.

Kreuzberg, ſ. Kreuzburg.

Kreuz=Bignonie, Bignonia crucigera *Linn.* Kreuz=Wein, Engl. Croſs vine; ſ. in den Supplem. Bignonie.

Kreuz=Blatt, Crucianella *Linn.*; ſ. Kreuz=Kraut 1.

Kreuz=Blech, ſ. oben, S. 13.

Kreuz=Blume, Polygala, Polygalon, iſt nicht nur die Benennung, unter welcher Matthiolus, Theodor und Dalechamp die linſenartige Kron=Wicke, Coronilla (ſ. Wicke), Gesner eine größere Spiel=Art des kleinen Vögelfußes, Ornithopus (ſ. Vogel=Fuß), J. Camerer den dunkeln Süß=Klee, Hedyſarum obſcurum (ſ. im XXXIX Th. S. 712, f.), anderwärts aber nebſt Anguillara eine gelbe Art der Kreuz=Blume, C. Durante das quirlförmige Nagel=Kraut, Illecebrum verticillatum (ſ. Nagel=Kraut), Dodonäus aber, Turner, Lonicer, Thalius, Theodor und Gerard, die gemeine Kreuz=Blume verſtehen, ſondern auch bey den neuern Schriftſtellern eine Gattung Pflanzen, deren botaniſcher Character folgender iſt. Der Kelch beſteht aus 3 kleinen, eyförmig zugeſpitzten, ſtehenbleibenden Blättern, deren zwey unter und eines über den Blumenblättern ſitzt. Die Blumenblätter vergleicht Linné mit den

ſchmetterlingsförmigen, obgleich die Anzahl derſelben verſchieden iſt. Der kleine röhrenförmige Helm iſt mit dem kurzen, getheilten Rande rückwärts gebogen; die zwey, viel größern, eyförmigen, platten Flügel ſtehen gleichſam auſſerhalb der Blume, und fallen nicht ab, daher dieſelben, ob ſie gleich gefärbt ſind, von Einigen zu dem Kelche gerechnet, und dieſem 5 Blättchen zugeeignet werden. Der zuſammengedrückte Kiel iſt gegen das Ende bauchicht; an dieſem ſitzen bey den mehreſten Arten 2, dreyfach getheilte, blätterige Anſätze, welche gleichſam einen Bart oder Pinſel vorſtellen. Die 8 Staubfäden ſind unter ſich in zwey Bündelchen oder Haufen verwachſen, und tragen 8 einzelne Staubbeutel. Der einfache, aufrecht ſtehende Griffel hat einen etwas dickern, getheilten Staubweg. Das herzförmige Samenbehältniß iſt platt gedrückt, und mit einem ſcharfen Rande verſehen, öffnet ſich mit 2 Klappen, und hat 2 Fächer, in deren jedem ein Same liegt. Linné hat 26 Arten. Die 8 erſten und die 2 lezten haben an ihrer Blumen=Krone einen pinſelförmigen Anhang, die übrigen aber nicht; dieſe theilen ſich wieder in ſolche, welche einen holzigen Stängel haben, wie die 9te bis zur 15ten; in ſolche, welche einen weichen und ganz einfachen Stängel haben, wie die 5 folgenden; und endlich in ſolche, welche zwar einen weichen, aber äſtigen Stängel haben, wie die 4 übrigen.

1. **Fleiſchfarbige oder fleiſchrothe Kreuz=Blume, mit Blumenähren, und einem krautartigen, äſtigen und aufrechten Stängel, an welchem die pfriemförmigen Blätter wechſelsweiſe ſtehen;** Polygala mariana, anguſtiori folio, flore purpureo *Pluken.* Polygala marilandica, foliis tenuiſſimis, ſpica parva compacta in ſummo caule, floſculis carneis *Raj.* Polygala incarnata, floribus criſtatis ſpicatis, caule herbaceo ramoſo erecto, foliis alternis ſubu-

ſubulatis *Linn.* Engl. Carnation-Milkwort. Sie kommt aus Virginien und Canada. Ihre Wurzel iſt jährig. Ihr Stängel wächſt 8 bis 10 Zoll hoch, iſt fadenförmig und eckig, und treibt in den Winkeln der oberſten Blätter gemeiniglich 3 lange und ſchmahle Aeſte. Die Blätter ſind pfriemförmig, ſehr ſcharfgeſpitzt, und ſtehen in einiger Entfernung von einander, oft kaum zu 8 an dem Stängel. Die Blumen-Aehren ſtehen einzeln an dem Gipfel des Stängels und der Aeſte, und ſind länglich und ſehr lebhaft fleiſchroth. Die Blumenkronen ſind 3 Mahl ſo lang, als die Seitenblättchen des Blumenkelches, und haben einen in viele Stücke zerſpaltenen, erweiterten und fleiſchrothen Pinſel, welcher, wie die Blumenkrone ſelbſt, aufrecht ſteht. Sie iſt ſehr dauerhaft, und kommt an einem warmen Orte und in leichtem Boden gar wohl in freyer Luft fort. Man kann ſie ſehr leicht aus dem Samen ziehen, und muß die Pflanzen, welche davon aufgehen, von Unkraut rein halten, und bey ſehr trocknem Wetter fleißig begießen.

2. **Gemeine Kreuz-Blume, mit Blumen-Trauben, krautartigen, einfachen und daniederliegenden Stängeln, und gleichbreit-lanzenförmigen Blättern; Kreuz-Blümchen, Himmelfahrts-Blümchen, Negel-Kraut, Milch-Blume, Milch-Wurzel, Natter-Blume, Natter-Zünglein, Ramſel, Ramſel-Blume, Vogel-Kraut,** Flos crucis *Geſn.* Flos ambarvalis *Dod.* Polygala maior *Theod. & C. B.* Polygala vulgaris maior *J. B. & Raj.* Polygala rubeis floribus *Lobel.* Polygala Tragi *Thal.* Polygala tetrapetala ſiliculoſa bicapſularis, longo anguſto folio, maior *Moriſ.* Polygala foliis lineari-lanceolatis, caulibus diffuſis herbaceis *Royen.* Polygala caule erecto, foliis linearibus acutis, ſ. Polyg. foliis omnibus acutis *Hall.* Polygala vulgaris, floribus criſtatis racemoſis, caulibus herba-

ceis ſimplicibus procumbentibus, foliis lineari-lanceolatis *Linn.* Engl. common Milkwort. Man findet ſie in ganz Europa auf Wieſen, trocknen Weiden, und in den Heiden, häufig. Sie iſt eine niedrige, öfters nur einen Finger hohe, Pflanze. Die lange, dünne, weiße, holzige und dauerhafte Wurzel treibt viele dünne, 6 bis 8 Z. lange, krautartige, einfache Stängel, welche theils aufgerichtet ſtehen, theils, zumahl mit dem untern Theile, auf der Erde liegen, und etwas in das Röthliche fallen. Die kleinen, länglichen, glatten, glänzend grünen Blätter ſtehen am untern Theile des Stängels faſt wirtelförmig, weiter hinauf aber werden ſie ſchmähler, ſpitziger, und ſtehen wechſelsweiſe. Jeder Stängel endigt ſich mit einer blauen (*) Blumen-Aehre, welche im May, Jun. und Jul. erſcheinen. Zuweilen ſind alle Blätter einander ähnlich und ſpitzig. Die Blumen ſind beſtändig mit dem pinſelförmigen Anhange geziert. Der Same wird im Aug. reif, und es läſſet ſich aus demſelben dieſe und die folgende Art leicht ziehen, indem man nur den Samen, ſo bald er reif iſt, ſäen, und die Pflanzen nachher verdünnen darf.

Dieſes Pflänzchen iſt zwar bis jezt in den Apotheken nicht zu finden, verdient aber vor vielen andern einen Platz unter den Arzeney-Mitteln. Nach Detharding's Anzeige, iſt ein Trank, von einer Handvoll

(*) Man findet auch Pflanzen;
- mit weißer kleiner Blume; Polygala alba, ſ. Polygala albis floribus *Theod. Gerard.*
- mit fleiſchrother Blume; Polygala carnea *C. B.*
- mit kleiner röthlicher Blume; Polyg. latifolia humilior, ſpicis brevioribus, floribus dilute purpurascentibus *Zanichell.*
- mit purpurrother Blume; Polygala maior purpurea *Theod.*
- mit kleiner mattgefärbter Blume; Polyg. obſoleto flore *Gerard.*
- mit violetter Blume; Polyg. violacea *Boerh.*

voll Kraut in einer Kanne Waſſer abgekocht, und alle Stunden etliche Löffel davon eingegeben, in dem Seitenſtech=Fieber von großem Nutzen; es wird dadurch der Auswurf ungemein erleichtert, und Schweiß und Urin befördert. Sehr merkwürdig ſind auch die Verſuche, die man in Frankreich mit der einheimiſchen Kreuz=Blume wider inflammatoriſche Bruſt=Krankheiten gemacht hat, ungeachtet v. Haller (*) ſie der bittern Kreuz=Blume, Polygala amara *Linn.* (ſ. unten, No. 3.) anrechnet. Dühamel (**), der dieſe Pflanze zuerſt verſucht hat, ſchreibt ihr einen etwas ſcharfen und kaum zu bemerkenden bitterlichen Geſchmack zu, da die andere hingegen eine merkliche Bitterkeit beſitzt; jene purgiert auch nicht, wie leztere thut. Er gebrauchte die Wurzel mit dem Kraute von erwähnter Art bey zwey Kranken, nachdem vorher einige Aderläſſe und andere Mittel vergeblich waren angewandt worden, in einer Ptiſane, mit dem gewünſchten Erfolge. Allein, die heilſame Wirkung dieſer zwey Kranken iſt Hrn. Ritter Murray (***) mit Recht zweifelhaft, weil die Ptiſane zugleich auch die Quecken= und Süßholz=Wurzel und die Huflattich=Blume enthielt. Mehrere Fälle aber hat Dühamel uns nicht zergliedert aufgezeichnet. In der Vergleichung, die er nachher zwiſchen der Senega (ſ. unten, No. 16.) und dieſer Kreuz=Blume anſtellte, geſteht er, daß jene den Auswurf weit kräftiger befördere, als dieſe. Man muß ſie auch unſtreitig, wenn man



(*) Hiſt. ſtirp. helvet. n. 343.

(**) Eſſais ſur l'uſage de la plante, nommée par C. Bauhin *Polygala vulgaris*, pour la gueriſon des maladies inflammatoires de la poitrine, par Mr. DU HAMEL, ſt. in den *Memoir. de l'Acad. de Paris*, A. 1739, S. 135 — 139.

(***) Im Arzneyvorrath, nach Hrn. D. Seger Ueberſetz. 2 B. (Brſchw. 1782, 8.) S. 551.

Wirkung von ihr ſehen will, in reichlicherer Doſe gegeben, als jene; denn die 12 Gran, worauf Geoffroy (*) ſie einſchränkt, ſind wohl zu ſchwach. Linné hält auch dafür, daß die Wurzel dieſer gemeinen Kreuz-Blume mit der Senega gleiche, nur aber ſchwächere Kräfte beſitze.

Wenn man die Blätter dieſer Pflanze im Frühlinge auf hohen trocknen Wieſen, oder auf Gehängen der Hügel und Berge, wo ſie gern wächſt, und im beſten Zuſtande gefunden wird, ſammelt und im Schatten trocknet, vertreten ſie die Stelle des chineſiſchen Thees dergeſtalt, daß auch eine an den Thee gewöhnte Zunge nicht leicht einen Unterſchied unter dem aus dieſem Kraute bereiteten Thee, und dem gewöhnlichen Thee-Tranke, finden wird. Es wird derſelbe ſowohl wegen ſeines angenehmen Geſchmackes, als auch wegen ſeiner Heil-Kräfte, gerühmt (**).

Uebrigens iſt dieſe ſowohl, als auch die folgende Pflanze ein milchreiches Futter für das Vieh, welches zu ihren Benennungen im Griechiſchen: Eugalacton und Polygala, im Deutſchen: **Milch-Blume, Milch-Wurzel, Milchwurz-Pflanze,** und im Franzöſiſchen: Herbe à lait, Anlaß gegeben hat.

3. **Bittere Kreuz-Blume, mit Blumentrauben, ziemlich aufrechten Stängeln, und größern umgekehrt eyrunden Wurzelblättern;** Polygalae ſpecies, foliis circa radicem rotundioribus, ſapore perquam amaro *Thal.* Polygala vulgaris, foliis circa radicem rotundioribus, flore caeruleo, ſapore admodum amaro *C. B.* Polyg. minor, foliis ad radicem rotundiuſculis *Helwing.* Polyg. buxi minoris folio, flore caeruleo; & Polyg. minor, foliis circa radicem rotundioribus *Vaill.* Polyg. procumbens, fo-

(*) Mat. med. To. 2, p. 244.

(**) Lübeckſche Anzeigen, 4tes St. v. J. 1768.

foliis imis ſubrotundis, ſupremis linearibus *Hall.* Polygala amara, floribus criſtatis racemoſis, caulibus erectiuſculis, foliis radicalibus obouatis maioribus *Linn.* Engl. bitter Milkwort. Sie wächſt in Schwaben, Oeſtreich, in der Schweiz und in Frankreich, an etwas bergigen Oertern. Sie kommt der gemeinen (No. 2.) ſehr nahe, unterſcheidet ſich aber von derſelben durch ihren bittern Geſchmack, und durch ihre größere Blätter, beſonders die Wurzel-Blätter, welche wohl 10 Mahl größer ſind, als bey der gemeinen. Der Stängel iſt krautartig, aufrecht, 6 bis 8 Z. hoch. Die Blumen ſind meiſtens blau, zuweilen auch roth, oder weiß.

Das **Kraut** hat einen ſtarken, lange auf der Zunge anhaltenden, bittern Geſchmack, wodurch ſie leicht von einem, der auch nicht Botaniker iſt, von der gemeinen Kreuz-Blume unterſchieden werden kann. Conr. Gesner (*) nennt ſie daher auch Amarella. Eine Handvoll Kraut des Nachts in Wein eingeweicht, iſt ein ſicheres Purgier-Mittel, wie Gesner an ſich ſelbſt erfahren hat. Die aus 4 Unzen Kraut, und 1 Pfund Canarien-Wein, bereitete Tinctur ſchmeckt höchſt bitter, und ſieht bräunlich aus (**).

Die **Wurzel** iſt dünn, in viele zaſerige Aeſte getheilt, holzig, auswendig gelbgrau, inwendig weißlich. Jacquin ſagt, ſie ſey nicht bitter; Collin (***) hingegen ſagt, ſie habe einen balſamiſchen, gelinde



(*) Epiſt. L. 3, p. 121, a.

(**) *Jacquin* Fl. Vind. p. 262, n. 60.

(***) Obſſ. circa morbos. P. 2. p. 293.

**Heinr. Joſ. Collin** Wahrnehmungen von den heilſamen Kräften der bittern Kreuzblumenwurzel in der Eiterung der Lungen, und von den Wirkungen des Kampfers. Aus dem Lat. überſetzt, und mit neuen Erfahrungen vermehrt, von D. Paſcal Joſ Ferro Wien, 1780, gr. 8.

bittern, ſüßlichen Geſchmack. Sie iſt derjenige Theil dieſer Pflanze, mit welchem einige wiener Aerzte Verſuche in der eiternden Lungenſucht gemacht haben. Vorzüglich iſt die Rinde dieſer Wurzel wirkſam (*). Der Erſte, der ſie in den wiener Kranken⸗Häuſern gebraucht, und zu verſuchen angerathen hat, war der Bar. v[illegible] Swieten Schon im J. 1762 wurde uns der glückliche Erfolg von 4 Kranken erzählt (**), die nach einer inflammatoriſchen Bruſt⸗Krankheit oder Blut⸗Speyen, lungenſüchtig geworden waren; und 10 Jahr nachher noch 15 andere Fälle, die aus vielen andern waren ausgeſucht worden. Bey dieſen war die Krankheit gleichfalls nach einer heftigen Entzündung, oder langſam nach einem kleinen Huſten entſtanden. Wie tief ſie ſchon bey vielen eingewurzelt war, haben die Abzehrung, der häufige Auswurf des Eiters durch den Mund, die nächtlichen Schweiße, und die Gegenwart des Fiebers, zu erkennen gegeben; dem ungeachtet ſind ſie der Gefahr, hauptſächlich durch die Kreuz⸗Blume entriſſen worden. Zuweilen ſchickte man den Gebrauch erweichender ſchleimiger Mittel, vornehmlich der Salap⸗Wurzel, und beruhigender Mittel, voran, oder gab ſie auch in den Zwiſchen⸗Zeiten. Collin ſchreibt dieſer Wurzel daher balſamiſche, heilende, ſtärkende und demulcirende Eigenſchaften zu, und hält ſie für das vornehmſte unter allen gegen dieſe Krankheit verſuchten Mitteln. Auch Coſte und Willemet (***) haben bey 10 Kranken dieſelbe mit dem glücklichſten Erfolge angewandt; die Krankheit war zwar bey dieſen noch nicht aufs höchſte ge⸗

(*) *Coſte* und *Willemet* Eſſais ſur quelques plantes indigenes, p. 75.

(**) *Candon* diſſ. de Polygala in Phthiſi, Vienn.

(***) Am ang. O.

geſtiegen; nach vorher gegangenem Blut-Speyen aber waren doch ſchon Schmerzen in den Seiten oder im Rücken, Huſten, Beklemmung der Bruſt, ſchleichendes Fieber, Abzehrung ꝛc. da; im hartnäckigen und trocknen Huſten war ſie in einem Decocte mit Milch zuträglich. Die zwey oder drey, von Wilhelmi (*) erzählten Fälle einer glücklich geheilten Lungenſucht, kann ich hier nicht aufführen, weil man auſſer dieſem Mittel noch andere, als: Milch, China-Rinde, isländiſchen Mos, u. a. zugleich gebraucht hat. Die Unparteylichkeit aber erfordert auch das Bekenntniß, daß viele Lungenſüchtige nicht durch dieſes Mittel geheilt worden ſind. Selbſt Collin geſteht dies; man fand aber bey den Leichen-Oeffnungen die Urſache dieſer Unwirkſamkeit, nähmlich verhärtete, ſkirrhöſe oder verzehrte Lungen, oder Verſtopfungen in verſchiedenen Eingeweiden des Unterleibes. Viele aber, wenn ſie auch nicht geheilt wurden, wurden doch erleichtert. Man könnte ſie, wegen der Verwandtſchaft mit der Senega, auch für wirkſam im Seitenſtechen und in der Waſſerſucht halten; allein, in jenem hat ſie die Zufälle verſchlimmert, und in dieſer nichts ausgerichtet. Einige aber eignen ihr ſolche Heil-Kräfte zu.

Es iſt mehr als Eine Art, dieſe Kreuz-Blume zu geben, üblich. Man kann ſie entweder des Morgens und Abends, zu ½ Quent in Pulver geben, oder in einer Latwerge mit Honig alle 4 Stunden, indem man allmählich bis zum Quent mit der Doſe ſteigt. Man hat auch den Aufguß des Krautes, mit Honig verſüßt, gereicht. Am meiſten aber hat man das Decoct der Wurzel gebraucht, welches aus 3 Unzen von ihr mit 3 Pfund Waſſer, bis zur Hälfte eingekocht, beſtand, und welches man mit 1 Unze Iſopp-



(*) Diſſ. de phthiſi, Wirceb. 1777. p. 29. Caſ. 2. 3.

und eben ſo viel Mohnkopf-Syrupp verſüßte; auf dieſe Art wurden täglich 2 Unzen von der Wurzel, zuweilen aber auch weniger, verbraucht.

Die Lobes-Erhebungen des Sarcone von der Kreuz-Blume, werde ich unten bey der Senega (No. 16) anführen. Es wäre aber zu wünſchen, daß er den Fehler mancher anderer Praktiker nicht begangen hätte, die, wegen mangelhafter Kenntniß in der Kräuter-Kunde, ſich zweifelhafter Nahmen bedienen, wodurch ſie verurſachen, daß Andere ſie nicht deutlich genug verſtehen, und ihre ſonſt herrliche Erfindungen nicht nutzen können.

4. **Kreuz-Blume von Montpellier, mit Blumentrauben, einem aufrechten Stängel, und lanzenförmig gleichbreiten und ſpitzigen Blättern;** Onobrychis tertia *Dalech.* Polygala acutioribus foliis, monspeliaca *C. B.* Polyg. vulgaris, coloris obſoleti, foliis anguſtiſſimis *J. B.* & *Raj.* Polyg. annua erecta anguſtifolia, floribus coloris obſoleti carneis lineis virgatis *Magnol.* Polyg. monspeliaca, floribus criſtatis racemoſis, caule erecto, foliis lanceolato-linearibus acutis *Linn.* Engl. Montpellier-Milkwort. Sie wächſt bey Montpellier auf unfruchtbaren Hügeln. Gerard hält ſie für eine bloße Spiel-Art der gemeinen; ſie ſcheint ſich aber doch von derſelben durch ihre jährige Wurzel, durch ihren aufrechten Stängel, welcher viele wechſelsweiſe ſtehende Zweige treibt, durch ihre ſehr ſchmahle Blätter, und durch ihre fleiſchrothe Blumen (*), zu unterſcheiden. Sie blüht, wie die beyden vorhergehenden Arten, im May.

5. **Riſpenförmige Kreuz-Blume, mit krautartigen, aufrechten und nach oben zu äſtigen Stängeln, gleichbreiten Blättern, und nackten Blumentrauben;** Polyg. herbacea minor erecta, foliis line-

(*) Es gibt auch eine Sorte mit blauer Blume; Polygala acutioribus foliis, monspeliaca, floribus caeruleis *Tourn.*

linearibus, ſpica multiplici terminali folioſa *Brown*. Polyg. paniculata racemis nudis, caulibus herbaceis erectis, ſuperne ramoſis, foliis linearibus *Linn*. Ihr Vaterland iſt Jamaika. Sie iſt klein. Ihre Aehren ſtehen an dem Gipfel des Stängels und der Aeſte, und zertheilen ſich in mehrere kleinere.

6. **Sibiriſche Kreuz=Blume, deren Stängel krautartig, deren Blätter lanzenförmig, und deren Blumentrauben nacket ſind und zur Seite ſtehen;** Polyg. multicaulis *Amman*. Polyg. ſibirica, racemo laterali nudo, caulibus herbaceis, foliis lanceolatis *Linn*. Sie kommt aus Sibirien, und hat ihre Stellung mit der vorhergehenden gemein. Ihre untere Blätter ſind eyrund, und die obern lanzenförmig. Die Blumentraube ſteht einzeln, oder höchſtens zu zwey; iſt locker, und hat keine Blattdecke zwiſchen den Blumen.

7. **Aethiopiſche Kreuz=Blume, deren Stängel ſtaudig iſt, deren Blätter gleichbreit=lanzenförmig ſind, und deren Blumen gleichſam an Traubenkämmen ſtehen, und aus drey Blättchen beſtehende Blattdecken zwiſchen den Blumen haben;** Polygala fruteſcens anguſtifolia, ramoſis floribus in ſummitate velut vmbellatis *Raj*. Polyg. africana glabra, florum galea binis criſtis fimbriatis ornatá, ex involucro magno dipetalo erumpente *Pluken*. Polyg. bracteolata, floribus racemoſis, bracteis triphyllis, foliis lineari-lanceolatis, caule fruticoſo *Linn*. Sie hat ſehr viele Spiel=Arten unter ſich. Ihr Stängel iſt zuweilen ganz einfach, zuweilen treibt er einige wenige Zweige. Die Blätter ſind ſpitzig, zuweilen auch ſtumpf, bald glatt, bald zottig, bald ſchmähler, bald breiter, bald pfriemenförmig, bald gleichbreit, bald gleichbreit=lanzenförmig, bald lanzenförmig. Die Blumen ſind ſchön purpurroth,

oder

oder mattroth, oder weißlich, bald größer, bald kleiner.

8. **Kreuz=Blume mit Myrten=Blättern, mit ſtaudigem Stängel, glatten, länglichen und ſtumpfen Blättern, und Blumenkronen, deren Schiffchen die Geſtalt eines halben Mondes hat;** Polyg. arborea myrtifolia, floribus albis intus purpureis *Commel* & *Raj.* Polyg. arborea, myrtilli ſubrotundis foliis, fructu magno tordylii *Pluken.* Pol. frutescens, foliis oblongis glabris, flore purpureo *Burm.* Polyg. myrtifolia, floribus carina lunulata, caule fruticoſo, foliis laevibus oblongis obtuſis *Linn.* Sie hat mit der äthiopiſchen ihr Vaterland gemein. Die Blätter ſind lanzenförmig; die Blumen weiß und inwendig purpurroth.

9. **Baumartige Kreuz=Blume, deren Stamm baumartig iſt, deren Blätter ſtumpf ſind, und auf eigenen Stielen, und deren Blumen einzeln zur Seite ſtehen;** Polyg. Penaea, floribus lateralibus ſolitariis, caule arboreo, foliis obtuſis petiolatis *Linn.* Sie kommt aus dem ſüdlichen Amerika, und hat rauhe, den Buchs=Blättern nahe kommende Blätter.

10. **Kreuz=Blume mit verſchiedenen Blättern, deren Stamm baumartig, deren ältere Blätter länglich=eyrund, die friſchen aber ziemlich eyrund ſind, und deren Blumen an Traubenkämmen beyſammen ſtehen;** Polyg. fruticoſa, foliis glabris ovatis, capſulis ſubrotundis emarginatis, racemis minoribus laxis alaribus *Brown.* Polyg. diverſifolia, floribus racemoſis, caule arboreo, foliis ſenioribus oblongo-ovatis, recentibus ſubovatis *Linn.* Ihr Vaterland iſt das heißere Amerika. Ihre Blätter ſind glatt; die Blumentrauben ſind klein und locker, und ſtehen in den Winkeln der Blätter; die Samen=Kapſeln ſind rundlich und ausgeſchnitten.

11. Sineſiſche Kreuz-Blume, mit ſtrauchigen Stängeln und ovalen Blättern, in deren Winkeln die Blumenähren ſtehen; Polyg. arborea, foliis lanceolato-ovatis, capſulis compreſſis bilobis vltra medietatem diviſis *Brown.* Polyg. chinenſis, floribus ſpicatis axillaribus, caulibus ſuffruticoſis, foliis ovalibus *Linn.* Sie iſt in Oſt-Indien zu Hauſe. Ihre Stängel werden ungefähr 1 F. lang, liegen auf der Erde, treiben ſehr wenige Aeſte zur Seite, und ſind nicht glatt. Die Blätter haben einen ganz glatten Rand und eine ſteife Spitze, ſind nackt, ſtumpf, und ſo groß als das äuſſerſte Glied des Daumens, und ſtehen auf ganz kurzen Stielen. Die Blumenähren ſind grün, und oft länger als die Blätter.

12. Portugieſiſche Kreuz-Blume, mit ſtaudigen Stängeln, ovalen und ſehr kleinen Blättern, und Blumentrauben, kleinblätterige Kreuz-Blume; Polyg. luſitanica frutescens, magno flore, foliis minimis *Tourn.* Polyg. microphylla, floribus imberbibus racemoſis, caulibus fruticoſis, foliis minutiſſimis ellipticis *Linn.* Ihr Vaterland iſt Portugal und Spanien. Ihre Stängel werden beynahe 1 F. lang, und ſind ruthenartig, fadenförmig, grün, und von den Trümmern der abgefallenen Blätter gleichſam gezahnt. Die Blätter ſind ſehr klein, elliptiſch, pfriemförmig, ungeſtielt, ſtehen wechſelsweiſe in einiger Entfernung von einander, und fallen bald ab. Die Blumen ſind ziemlich groß, ohne einen Anhang, oft von 2 bis 3 Farben, bilden an dem Gipfel des Stängels und der Aeſte kurze Trauben, und dauern lange.

13. Kreuz-Blume mit Buxblättern, Zwergbux-Kreuzblume; Chamaebuxus flore Coluteae *C. B.* Pſeudo-Chamaebuxus *Beſler.* Rhus myrtifolius Plinii & Geſneri *J. Camer.* Polygaloides

*Dillen.*

*Dillen. Hall.* Polyg. aſtragaloides vulgaris, buxi folio *Brown.* Polyg. fruteſcens maior, folio buxi *Menzel.* Polyg. fruticoſa, buxi folio, flore flaveſcente *Tourn.* Polyg. Chamaebuxus, floribus imberbibus ſparſis, carina apice ſubrotundo, caule fruticoſo, foliis lanceolatis *Linn.* Engl. dwarf Box-Milkwort. Man findet ſie in Oeſtreich, im Elſaß, in der Schweiz, auch in Deutſchland, auf Gebirgen. Die Stängel ſind holzig, dünn, äſtig, 1 F. hoch, und liegen halb auf der Erde. Die Blätter ſind zahlreich, lanzenförmig, ſteif, glatt, glänzendgrün. Die Blumen ſitzen an den Seiten der obern Theile der Stängel, auf kurzen Stielen, zerſtreut; die Spitze der Schiffchen iſt rundlich, ohne Anhang, die Auſſenſeite weiß, inwendig eine Miſchung von Purpurroth und Saffrangelb, ſehr vortrefflich von Geruch, und kommen im May zum Vorſchein. Die Samen werden bisweilen in England reif.

Wenn der Same dieſer und der vorhergehenden Pflanze erſt im Frühlinge geſäet wird, geht er ſelten eher, als im folgenden Frühlinge, auf. Man ſäe ihn alſo, ſo bald er reif iſt, auf einen ſchattigen und gut geſchützten Platz, in leichte, ungedüngte, ſandige Erde, begieße die Pflanzen im Sommer bey trockner Witterung fleißig, und ſchütze ſie im folgenden Winter gegen gar zu ſtrengen Froſt, vermittelſt einer, in einer Entfernung von etwann 3 F. rings um das Beet her geſteckten doppelten Reihe Scorpionkraut-Büſche. Wenn der Same nicht reif wird, und man ihn aus ihrem Vaterlande bringen läſſet, ſo laſſe man ihn daſelbſt, ſo bald er reif iſt, in Kaſten ſäen, die mit ſolcher Erde gefüllt ſind, in welcher ſie einheimiſch ſind, ſtelle dieſe Kaſten bey ihrer Ankunft auf einen ſchattigen, doch warmen Platz; begieße die Pflanzen, wenn ſie aufgegangen ſind, fleißig; pflanze ſie, wenn ſie 3 bis 4 Z. groß ſind, in Töpfe in leichte ſandige Erde;

ſenke die Töpfe auf einem ſchattigen Platze in die Erde; ſtelle ſie am Ende des Novemb. unter einen Miſtbeet-Kaſten, gebe ihnen aber allezeit volle Luft, und ſtelle ſie bey gelinder Witterung immer wieder heraus; und endlich im Frühlinge pflanze man ſie aus den Töpfen mit voller Erde auf die ihnen beſtimmten Stellen.

14. **Stachelige Kreuz-Blume, deren Stamm baumartig und ſtachelig, deren Blätter oval ſind, und ſich in ſteife Spitzen endigen, und deren Blumen zur Seite ſtehen;** Polyg. ſpinoſa, floribus lateralibus, caule arboreo ſpinoſo, foliis ovalibus mucronatis *Linn.* Ihr Vaterland iſt Aethiopien.

15. **Heiſteriſche Kreuz-Blume, deren Stamm baumartig iſt, deren Blätter dreyſeitig ſind, und ſich in ſteife Spitzen oder Stacheln endigen, und deren Blumen zur Seite ſtehen;** Polyg. Heiſteria, floribus lateralibus, caule arborescente, foliis triquetris mucronato-ſpinoſis *Linn.* Spartium africanum frutescens, Ericae folio *Commel.* & *Sebae.* Thymbra capenſis, Nepethae Theophraſti foliis aculeatis, flore parvo purpureo *Pluken.* Sie kommt aus Aethiopien. Die Geſtalt ihrer Blätter iſt nach ihrem Alter ſehr unterſchieden; bald ſind ſie eyrund, und am Rande und an der Rücken-Schärfe mit Haaren beſetzt; bald gleichbreit und rauh; bald pfriemförmig und haarig. Ihre Blumen ſind klein und purpurroth.

16. **Senega-Kreuz-Blume, mit Blumen die eine Aehre bilden, aufrechtem, krautartigen, ganz einfachen Stängel, und breit-lanzettförmigen Blättern;** Polyg. Senega, floribus imberbibus ſpicatis, caule erecto herbaceo ſimpliciſſimo, foliis lato-lanceolatis *Linn.* Polyg. caule ſimplici erecto, foliis ovato-lanceolatis alternis integerrimis, racemo terminali erecto *Gronov.* Polyg. virginiana, foliis oblon-

longis, floribus in thyrſo candidis, radice alexipharmaca *Mill.* Engl. Senega-Milkwort. Sie iſt in Virginien, Penſylvanien und Maryland zu Hauſe, und iſt unter dem indianiſchen Nahmen Senega, Senegau, oder Seneka, in neuern Zeiten den Aerzten bekannt geworden. Die dauerhafte, faſerige, holzige, verſchiedentlich gebogene und in viele Aeſte getheilte Wurzel verbreitet ſich oberwärts gleichſam in einige Knollen, woraus viele einfache, rundliche, ſchwache, etwann 1 F. hohe Stängel treiben. Die obern Blätter ſind größer und länglich, mitten am Stängel aber lanzettförmig und ſchmähler, die unterſten am kleinſten; alle ſind merklich geſtielt, völlig ganz, am Rande etwas rauh, auf beyden Seiten glatt und grün. Jeder Stängel endigt ſich mit einer weißen Blumen-Aehre. Bey den Blumen fehlt der pinſelförmige Anhang; ſie kommen im Jul. zum Vorſchein, und hinterlaſſen bey uns ſelten Samen.

Dieſe Pflanze wird aus Samen gezogen, welcher, ſo bald er aus Amerika ankommt, auf eine gut geſchützte Stelle, in einem warmen, trocknen, leichten, ſandigen, und, damit die Wurzeln der Pflanzen deſto tiefer eindringen und deſto ſtärker werden können, zwey Spaten-Stiche tief, und möglichſt fein gegrabenen Boden, geſäet werden muß. Wenn der Winter ſtrenge zu werden ſcheinen ſollte, muß das Beet mit einer doppelten Reihe von Scorpionkraut-Büſchen umſteckt, oder es muß ein wenig leichtes Stroh überher geleget, dieſes aber bey wieder eintretender milder Witterung allezeit wieder weggenommen, und die Pflanzen nachher im Sommer nur von Unkraute rein gehalten werden, welches ihre ganze Wartung iſt.

Die Wurzel verdient, in Anſehung ihrer kräftigen Wirkung, alle Aufmerkſamkeit. Sie iſt holzig, in viele Aeſte getheilt, ungefähr einen Finger dick, knotig, auswendig braungelb, inwendig weiß oder blaß-

blaßgelb, und mit einer dicken gelblichen, gleichſam mit Harz getränkten Rinde, die ein ſehr feines aſchgraues Oberhäutchen hat, überzogen (¹). Der Geſchmack ſcheint anfangs nur mehlicht zu ſeyn, und hat vieles von bittern Mandeln, wird aber auf der Zunge und im Halſe nach und nach ſäuerlich, endlich durchdringend, reizend, und recht brennend ſcharf, ſo, daß er einen kleinen Huſten verurſachet, und die Kehle zuſammen zieht. Während dieſer Empfindungen erregt ſie auch einen häufigen Zufluß des Speichels. An einem andern Orte wird der Geſchmack bitterlich und etwas gewürzhaft beſchrieben (²); ja, Duhamel nennt ihn ſtark gewürzhaft (fort aromatique). Andere hingegen haben nicht das geringſte Gewürzhafte empfunden. Einen Geruch hat ſie nicht, als etwa einen ekelhaften, wenn eine ganze Menge Wurzeln in einem verſchloſſenen Behältniſſe aufbewahret werden. Einzeln kommt der Geruch auch dem von bittern Mandeln nahe. Der Geſchmack ſitzt faſt einzig und allein in der Rinde der Wurzel, die in dicken Wurzeln ungefähr $\frac{1}{3}$, in zartern aber $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{6}$ des ganzen Gewichtes ausmacht.

Chemiſch iſt ſie ſehr ſorgfältig von Keilhorn (³) und Burckhard (⁴) zergliedert worden. Der wäſſerige Aufguß der Rinde ſchmeckt bitterlich, alsdann ſcharf, welche

(1) Ein Haupt-Kennzeichen, dieſe Wurzel von ähnlichen zu unterſcheiden, iſt ein membranöſer Rand, welcher nach der Länge der Wurzel herunter läuft, ſich aber in der inwendigen Seite der Biegungen, welche die Wurzel macht, befindet. Die virginiſche Schlangen-Wurzel wird oft ſtatt dieſer verkauft, die man aber leicht nach den angegebenen Kennzeichen von dieſer unterſcheiden wird.

(2) GEOFFROY *Mat. med.* T. 2, p. 239.

(3) GE. SIM. KEILHORN *diſſ. de radicibus Senega & Salab.* Frf. a. V. 1765, 4. 4. u. e. v. B.

(4) *Diſſ. de radice Seneka*, Argent. 1750.

welche Empfindung, mit einer Zuſammenziehung des Halſes, vornehmlich der Gegend des Zäpfchens mitgetheilt wird. Eben ſolchen Geſchmack hat auch das wäſſerige Extract, wovon man $\frac{1}{3}$ erhält. Vom ſpirituöſen Extracte bekommt man weniger, nähmlich nur $\frac{1}{4}$, welches ſo bitter wie Myrrhe, aber weit gelinder, als das erſte, ſchmeckt. Auch der holzige Theil der Wurzel gibt ein wäſſeriges und geiſtiges Extract, von welchen jenes bitterlich und ſcharf ſchmeckt, dieſes aber in beyden Empfindungen gelinder iſt. Wenn ſolche Zergliederungen mit der ganzen Wurzel vorgenommen werden, iſt das Reſultat etwas verſchieden.

Bis jezt iſt dieſe Wurzel nur noch in wenigen Apotheken zu haben, obgleich dieſes wirkſame zertheilende, und die fremdartigen Dinge durch verſchiedene Ausführungswege ausleerende Mittel, mit mehrerm Rechte, als ſo viele andere, in ihnen befindlich ſeyn müßte. Die Kenntniß dieſer Arzeney haben wir dem ſchottiſchen Arzte Tennent (5) zu danken, der, nachdem er lange die glücklichen Curen der Wilden in Penſylvanien bey dem Biſſe der giftigſten Schlange, nähmlich der Klapper-Schlange, (daher ſie auch den Nahmen **Klapper-Schlangen-Kraut**, oder **Klapperſchlangen-Wurzel**, Engl. Senega Rattle-Snake-Wort, oder Seneca Snakeroot, bekommen hat,) beobachtet hatte, endlich von Einigen durch reichliche Belohnungen erfuhr, daß dieſes Heil-Mittel die Senega-Wurzel ſey. Auch alsdann iſt ſie noch wirkſam, wenn nach dem Biſſe dieſer Schlange ſchon Blut-Speyen gefolgt iſt, die Lippen der Wunde brandig geworden ſind, und der ganze Körper aufgeſchwollen geweſen iſt. Selbſt die Hitze in den Hunds-Tagen verhindert die Geneſung nicht.

Die

(5) JOHN TENNENT *epiſtle to* Rich. Mead, *concerning the efficacy of Seneka-Snackeroot.* Edimb. 1742, 8. S. auch Deſſen *phyſical disquiſitions*, P. 2, Lond. 1735.

Die Amerikaner aber, wenn ſie von dieſer Schlange gebiſſen worden ſind, käuen dieſe Wurzel, und ſchlucken den Saft nieder, auch legen ſie dieſelbe gekäuet auf die Wunde; oder ſie trinken auch ein Decoct, welches mit Milch von ihr bereitet worden iſt, täglich 3 Mahl, und legen einen aus ihr mit Milch bereiteten Brey-Umſchlag auf die Wunde. Auch die mit Wein aus ihr gemachte Tinctur wird ſehr gerühmt. Auf ſolche Art angewandt, ſollen ſie das gerinnende Blut auflöſen, die Geſchwulſt zertheilen, das Gift austreiben, den ſchwachen Puls ſtärken, und den langſamen ſchneller machen. Man gebraucht ſie aber vergeblich, wenn ein beträchtliches Blut-Gefäß verlezt worden iſt. Aber die Senega ſoll nicht nur das Gift der Klapper-Schlange, ſondern auch anderer Schlangen, ſchwächen, welches das Beyſpiel einer ſchwediſchen Magd beſtätigt, die, als ſie, um ihre Nothdurft zu verrichten, hinter ein Gebüſch niedergehockt war, von einer Schlange (wahrſcheinlich Coluber Bero) ſelbſt in den Geburts-Theilen, mit den gefährlichſten Zufällen begleitet, verwundet, aber bloß durch zwey Doſes dieſer Wurzel von Linné wieder hergeſtellt wurde (6).

Die Aehnlichkeit der Zufälle von dem Biſſe der Schlangen, mit denen Zufällen, die inflammatoriſche Bruſt-Krankheiten zu begleiten pflegen, hat Gelegenheit gegeben, die Senega wider leztere zu gebrauchen. Denn die von der Klapper-Schlange Gebiſſenen empfinden einen heftigen Schmerz, ſie haben ein beſchwerliches Athemhohlen, Huſten, Blut-Speyen, ihr Puls iſt hart und geſchwinde (zuweilen auch ſchwach).



(6) CAR. LINNAEI *diſſ. Radix Senega.* Reſp. *Jonas Kiernander.* Vpſ. 1749, 4. ſt. auch in Deſſen Amoenit. academ. Vol. II. (Holm. 1751, gr. 8.) S. 126 — 153, wieder abgedruckt, n. e. Abbild.

Tennent (7) gab ſie daher wider den Seitenſtich und Lungen-Entzündung mit ſo glücklichem Erfolge, daß ihm der Magiſtrat zu Philadelphia wegen dieſer Entdeckung, wodurch er ſo Vielen das Leben rettete, eine Belohnung von 75 Pfund Sterling gab. In dem wahren inflammatoriſchen Seitenſtiche aber verſäumte er bey dem Anfange der Krankheit, oder ihrem Fortgange, den Aderlaß nicht, welchen er auch, wenn es nöthig war, wiederhohlen ließ; zugleich ließ er auch einen erweichenden und auflöſenden Aufguß als Getränk trinken, und der Krankheit angemeſſene Speiſen genießen. Den falſchen Seitenſtich heilte er ohne Aderlaß bloß durch dieſe Wurzel. Seinem Urtheile nach, beſteht die Haupt-Kraft dieſer Wurzel darin, daß ſie das zum Gerinnen und Stocken geneigte Serum, oder, wenn es ſchon wirklich in den Gefäßen ſtockt, auflöſet. Nachdem er ſeine glückliche Verſuche mit dieſer Wurzel in dem Seiten-Stiche, der pariſer Acad. der Wiſſenſch. bekannt gemacht hatte, ſtellten auch die berühmten Männer Lemery, von Jüſſieu, und Dühamel (8), mit derſelben, und zwar eben ſo glückliche Verſuche an. Genauer und wiſſenſchaftlicher, als Andere, hat ihre Wirkungen in inflammatoriſchen Bruſt-Krankheiten, durch genau aufgezeichnete Kranken-Geſchichten, Bouvart (9) aus einander geſetzt. Er hat nicht bloß auf ihre zertheilende, ſondern auch ausleerende Wirkung Rückſicht genommen. Die Ausleerungen geſchehen entweder durch Erbrechen, oder Stuhlgang, oder häufigen Urin-Abgang, oder durch eine Art von Speichel-Fluß. Das Erbre-

(7) *Eſſays on the Pleuriſy*, Philad. 1736.

(8) S. oben, S. 117, Anm. 2.

(9) *Obſervations ſur les proprietez du Sénéka, ou Polygala de Virginie* par M. BOUVART, ſt. in den Memoir. de l'Acad. de Paris v. J. 1744, S. 37 — 57.

Erbrechen kann man leicht durch eine kleinere Doſe verhüten; es iſt auch nicht zu erregen, weil dadurch leicht Schade in den Lungen angerichtet werden kann. Die übrigen Ausleerungen ſcheinen die Stelle des Aderlaſſes erſetzen zu können. Da dieſe ſparſamer erfolgen, wenn das Pulver gegeben wird, ſo iſt dieſem das Decoct vorzuziehen. Bouvart glaubt daher, daß dieſe Wurzel die Krankheit auch ohne Aderlaß curiren könne, (den drey Kranken aber, deren Geſchichte er anführt, war eine Ader geöffnet worden). Er hat die Wurzel auch noch nach dem dritten oder vierten Tage gegeben, ſo, daß die Beklemmung und der Schmerz in der Bruſt, das beſchwerliche Athemhohlen, das Blut-auswerfen, das Fieber ꝛc. in Zeit von 2 oder 3 Tagen, unter einem gewünſchten Auswurfe ſich verloren haben. Drey heftige Seitenſtiche hat Dethardig (10) durch das Decoct curirt, bey deſſen Gebrauche viele Unreinigkeiten ohne Leib-Schmerzen durch den Stuhl fortgingen, und der Urin reichlich floß. Auch Linné, der durch Erkältung ſich eine Lungen-Entzündung 1753, zugezogen hatte, wurde durch den Gebrauch des Pulvers dieſer Wurzel, wovon er täglich 1 Quent in 3 Mahlen nahm, binnen 2 Tagen glücklich wieder hergeſtellt. Von dieſer Wurzel redet vielleicht auch Sarcone, unter dem Nahmen Polygala, von der er erſt ein dünnes, nachher ſaturirtes Decoct in rheumatiſchen Fiebern und inflammatoriſchen Bruſt-Krankheiten, als ein die zähen Säfte auflöſendes Mittel ſehr rühmt; denn das Blut, welches hernach abgezapfet wurde, war flüſſiger, nicht ſo häutig und mit mehr Blut-Waſſer vermiſcht (11).



(10) GE. CPH. DETHARDING *diſſ. de Seneca.* Reſp. *Chr. Siemerling.* Roſtoch. 1749. 4. 4 B.

(11) S. Deſſen Geſchichte der Krankh. in Neapel. Th. 1, S. 108. 169. 173. 19%.

Ganz anders verhielt es ſich mit einigen andern Kranken, denen ihre inflammatoriſche Krankheit in eine Vereiterung überging, bey der ſie zuweilen neue Zufälle einer Entzündung erfuhren; nähmlich ihr Blut blieb zäh und mit einer dicken Rinde überzogen, ob man gleich die Senega 2, 4 bis 5 Monathe hindurch gebraucht hatte (12).

JO. LUD. GOYRAND, in quaeſt. med. VI. (Monſpel. 1753, 4.) handelt, qu. III, S. 9 — 12, *de vſu radicis Seneka in morbis inflammatoriis.*

LEBR. FRID. BENJ. LENTIN *obſ. de Senega radice eiusque viribus in inflammatione pleurae & pulmonum*, ſt. in Deſſen Obſervation. medicar. Faſc. II. (Cellis, 1770, 8.) Obſ. 2, p. 12 — 16.

Die Wirkungen der Senega-Wurzel bey der Entzündung der Lunge und Bruſt-Haut, beſtätigt Hr. D. Grumbrecht, in Goslar, in folgender Nachricht (13).

„Dem Hrn. Hofr. Beireis, und Hrn. Lentin's Beobachtungen, habe ich die Kenntniß der Senega zu verdanken. Die gefahrvollen Fälle, in welchen ſie dieſer würdige Arzt gebraucht, nebſt dem glücklichen Erfolge der Cur, munterten mich auf, ſie bey Entzündungen der Lunge und Bruſt-Haut anzuwenden.

Ich wurde d. 11 Apr. (1771) zu einer Frau von 49 Jahren gerufen, die beſtändig harte Arbeit verrichtet hatte, und an einer Entzündung der Lunge gefährlich krank war. Ich ordnete ein reichliches Blutlaſſen, darauf Pulver aus Salpeter, Muſchel-Schalen mit Wein-Eſſig geſättigt, und Campher, und ließ bis auf den 16ten fortfahren. Da ich aber keine Beſſerung ſpürete, und die Kranke über die heftigſten Schmerzen beym Athemhohlen zu klagen fortfuhr, gab ich ihr dieſen Tag die Senega zu 15 Gran mit gleichen Theilen Zucker, 3 Mahl des Tages. Die Kranke befand ſich beſſer, der Auswurf folgte. Ich gab ihr den folgenden Tag eben dieſe Arzeney auf gleiche Weiſe, und die Entzündung war gehoben. Ich beſchloß die

(12) de HAEN *rat. med.* P. 4, p. 252.

(13) Im 104 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1771, Col. 1657, fgg.

die Cur mit gelinden ſtärkenden Mitteln, und die Kranke erlangte ihre völlige Geſundheit wieder.

Wenige Tage nachher wurde meiner Cur eine Frau anvertrauet, die ſchon über 50 Jahr alt, und einer harten arbeitſamen Lebens-Art gewohnt war. Ich machte mit dem Blutlaſſen wieder den Anfang; und da die Entzündung nur gelinde zu ſeyn ſchien, ſo ſetzte ich ihr auch gelinde Mittel entgegen. Es erfolgte den dritten Tag ſchon ein Auswurf mit Erleichterung, welchen ich durch den Gebrauch des Meerzwiebel-Honigs zu unterhalten trachtete. Den vierten Tag nahm die Entzündung wieder zu, weil die Kranke einen Fehler in der Lebens-Ordnung mochte begangen haben. Ich gab ihr an dieſem Tage obige Doſe von der Senega 3 Mahl des Tages; die Entzündung war den fünften Tag gehoben. Ich beſchloß die Cur mit Milch-Zucker und dem wäſſerigen Caſcarillen-Extracte, und die Kranke erlangte ihre Geſundheit wieder.

Einem Manne von 61 Jahren, der ſich bey ſtarker Arbeit heftig angegriffen, und nachher mochte erkältet haben, gab ich beym Seitenſtechen den vierten Tag, nach gehörigem Blutlaſſen, mit dem beſten Erfolge, die Senega in geringerer Doſe. Der Puls ward weicher, die Ausdunſtung folgte, und der Urin bekam einen Bodenſatz; die Schmerzen verloren ſich, und der Kranke ward geſund.

Der brennende Geſchmack bewirkt oft bey Perſonen, die ſehr reizbar ſind, ein Erbrechen. Oft erfolgen 2 bis 3 Mahl Oeffnungen des Leibes, mit Erleichterung der Zufälle. — Die Heil-Kräfte dieſer Wurzel würden ſich noch bey mehrern Krankheiten Vorzüge erwerben, wenn nicht oft der delicate Gaum der Kranken ihren Gebrauch unterſagte.“

Auch bey einigen andern Krankheiten iſt ſie, wegen ihrer die zähen Säfte zertheilenden und ausführenden Eigenſchaft, nützlich. Tennent vermuthete ſie wirkſam wider die Waſſerſucht, welches Andere nachher bey Kranken beſtätigt gefunden haben. Vielen, welche die Waſſerſucht zwiſchen Fell und Fleiſche, und die Bauch-Waſſerſucht hatten, hat Bouvart durch das Senega-Decoct Erleichterung verſchaffet, und durch den häufigen Abgang des Waſſers durch

den Stuhl und Urin, ein Fallen der Geſchwulſt bewirkt. Merkwürdig iſt die Geſchichte eines Menſchen, der eine mit einem Fieber verbundene Bruſt-Waſſerſucht hatte, den er in ſo weit curirte, daß nur eine Geſchwulſt und Härte der Milz zurück blieb; von fünf Waſſerſüchtigen aber konnte er keinen vollkommen curiren. Es iſt aber zu beklagen, daß in der Waſſerſucht oft ein ſo gänzliches Verderbniß der Eingeweide zugegen iſt, welches kein Mittel zu heben vermag. Aus langer Erfahrung rühmt auch Mackenzie ([14]) die Senega als ein Mittel wider die Waſſer-Sucht. Einen Fall einer durch ſie curirten Waſſer-Sucht zwiſchen Fell und Fleiſche, führt Detharding an. In der Bruſt-Waſſerſucht iſt ſie zuweilen deswegen wirkſamer, als andere Mittel, geweſen, weil ſie, auſſer den übrigen bewirkten Ausleerungen, auch in die Drüſen der Luft-Röhre (Glandulae bronchiales), wirkt ([15]). Iſt ſie etwann wegen dieſer Wirkung in der virginiſchen Schwindſucht (Marasmus), die in Virginien einheimiſch iſt, und woran meiſten Theils die Europäer ſterben, und wider die anfangende Lungenſucht, gegen die ſie Tennent preiſet, wirkſam?

Auf die in No. 36 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1768, S. 379, geſchehene Anfrage: Iſt die Wurzel Senega, welche aus Amerika gebracht wird, bey waſſerſüchtigen Patienten bereits in hieſigen Gegenden gebraucht worden? wird in No. 39 deſſ. v. e. d. J., S. 403, geantwortet, daß ein Medicus in der Ober-Lauſitz ſich befindet, welcher ſeit 5 Jahren ſowohl bey der Hydrope, als auch bey Pedibus oedematoſis, dieſe radicem Senegae, ſowohl

(14) *Medical obſ. and inq.* Vol. 2, p. 288.

Geſchichte einer Waſſerſucht, von D. Alex. Mackenzie mitgetheilt, d. 14 Jul. 1760. vorgeleſen, ſt. im 2 B. der medicin. Bemerk. und Unterſuch. einer Geſellſch. von Aerzten in London, (Altenb. 1764, gr. 8.) S. 250 — 261.

(15) PERCIVAL *Eſſays*, To. 2, p. 178.

wohl bey alten als jungen Perſonen mit gutem Nutzen gebraucht hat.

Auch in einer verwickelten Krankheit, die ſich als eine Bauch = Waſſerſucht anfing, nachher aber noch durch ein anhaltendes Fieber und Verluſt der Sprache vermehrt wurde, hat ſie Wunder gethan. Als man in dieſer ſehr lange, viele und andre Mittel vergeblich gebraucht hatte, vertrieb das Senega = Decoct das Fieber, und ſtellte die Sprache wieder her; der Waſſerſucht aber mußte man andere Mittel entgegen ſetzen; als dieſe aber curirt war, ſtarb der Kranke nachher an einer andern Krankheit ([16]).

Die Verwandtſchaft des Rheumatismus mit den inflammatoriſchen Krankheiten, läſſet ſie auch als wirkſam wider jenen vermuthen, welcher Vermuthung auch Verſuche völlig entſprochen haben. Von Einigen wird ſie auch als ein Wurm = Mittel gerühmt.

J. F. GRONOVII relatio de radice Senegau ex Virginia, ſt. im *Commerc. litt. Nor.* 1741. hebd. 46. p. 362. f.

CPH. JAC. TREW relatio de radice Senegau, ſt. eb. daſ. hebd. 47. p. 369 — 372.

Auf welche Weiſe ſie bey denen, die von Schlangen gebiſſen ſind, gebraucht wird, habe ich ſchon angezeigt. Tennent bediente ſich häufig der weinigen Tinctur, die aus 4 Unzen Senega = Wurzel und 1 Pfund Canarien = Wein bereitet wurde, welche Miſchung er 3 Tage lang in einer gelinden Wärme ſtehen ließ, alsdann ſie durchſeihete, und 3 Löffel voll von ihr jedes Mahl reichte. Beſſer iſt es allerdings, um keine Hitze zu verurſachen, das Pulver zu geben, welches Einige zu 35, Andere aber zu 20 bis 30 Gran gereicht haben; oder man gebe auch das mit Waſſer bereitete Decoct. Das Decoct, welches Tennent gebrauchte, war ziemlich ſaturirt,



(16) MACKENZIE, a. ang. O. S. 287, f.

irt, denn er ließ 3 Unzen Wurzeln in 2 Pfund Waſſer ſo lange kochen, bis $\frac{1}{3}$ eingekocht war; von dieſem Decocte ließ er gleichfalls 3 Löffel voll, alle 3 Stunden, ſo lange nehmen, bis die Zufälle nachlieſſen; fingen ſie an, ſich gänzlich zu verlieren, ſo wurde dieſe Doſe nur alle 4 oder 6 Stunden wiederhohlt. Weil aber Bouvart bemerkte, daß ein ſolches ſaturirtes Decoct ein ſtarkes Brennen im Magen und in den Därmen nebſt andern Uebeln verurſachte, ließ er nur 1 Unze dieſer Wurzel in gedachter Quantität Waſſer kochen, von dieſem Decocte aber alle Stunden 3 Löffel voll nehmen. Der ſcharfe Geſchmack, den ein ſolches dünnes Decoct im Halſe macht, vergeht bald wieder. Noch geſchwinder vergeht er, wenn man, (wofern die Umſtände dies nicht verbiethen,) einen Schluck Madera=Wein nachtrinkt (17).

17. **Gelbe Kreuz=Blume, mit aufrechtem Stängel, lanzettförmigen und ſpitzigen Blättern, und länglichen Blumenköpfchen;** Polyg. lutea, floribus imberbibus oblongo capitatis, caule erecto herbaceo ſimpliciſſimo, foliis lanceolatis acutis *Linn.* Polyg. floridana lutea, floribus in capitulum congeſtis; Polyg. ſ. Flos ambarvalis, floribus luteis in capitulum longum congeſtis *Pluken.* Polyg. virginiana, flore luteo capitato *Petiv.* Sie wächſt, wie die folgende, in Virginien wild. Die Wurzel iſt jährig; der Stängel aufrecht, krautartig, ſehr einfach, 1 F. hoch; die Blätter lanzettförmig, ſpitzig; die Blumen in länglichen Köpfchen, ohne einen Anhang, gelb.

18. **Grünliche Kreuz=Blume, mit aufrechtem Stängel, lanzettförmigen und ziemlich ſtumpfen Blättern, und kugelrunden Blumenköpfchen;** Polyg. viridescens, floribus imberbibus globoſo-capitatis, caule erecto herbaceo ſimpliciſſimo, foliis lan-

(17) LEWIS *Mat med.* p. 465.

lanceolatis obtuſiuſculis *Linn.* Polyg. foliis lanceolatis alternis, caule ſimpliciſſimo, corymbo terminali capitato *Gronov.* Polyg. rubra virginiana, ſpica parva compacta *Pluken.* Die Wurzel iſt jährig; der Stängel aufrecht, krautartig, ſehr einfach, eckig, 10 bis 12 Z. hoch; die Blätter lanzettförmig, ziemlich ſtumpf, abwechſelnd; die Blumen ſpielen aus dem Weißen in das Grüne, haben eine mattrothe Schattierung auf den Seitenblättchen, und vereinigen ſich an dem Gipfel des Stängels in ziemlich kugelrunde Köpfchen.

19. Dreyblumige Kreuz-Blume, **deren Stängel aufrecht, deren Blätter gleichbreit ſind und wechſelweiſe ſtehen, und deren Blumenſtiele meiſtens drey Blumen tragen;** Polyg. triflora, pedunculis ſubtrifloris, caule erecto, foliis linearibus alternis *Linn.* Man findet ſie, wie die folgende, in Zeylon. Ihre Wurzel iſt jährig.

20. Zeyloniſche Kreuz-Blume, **deren Stängel weitſchweifig, deren Blätter ſpitzig ſind, und deren Blumenſtiele viele Blumen tragen, und zur Seite ſtehen;** Polyg. glaucoides, pedunculis multifloris lateralibus, caulibus diffuſis, foliis acutis *Linn.* Ihre Wurzel iſt perennirend.

21. Behaarte Kreuz-Blume, **deren Stängel aufrecht iſt, und deren Samenkapſeln mit Zähnen eingefaßt ſind;** Polyg. ciliata, capſulis ciliato-dentatis, caule erecto *Linn.* Ihr Vaterland iſt Oſt-Indien. Die Wurzel iſt jährig; der Stängel zuweilen $\frac{1}{2}$ F. lang; die Blätter manchmahl herzförmig.

22. Blutrothe Kreuz-Blume, **mit aufrechtem Stängel und ſperrigen Blumenſtielen;** Polyg. ſanguinea, floribus imberbibus, pedunculis ſquarroſis, caule herbaceo ramoſo erecto *Linn.* Polyg. ma-

riana

riana anguſtiori folio, flore purpureo *Pluken.* (*). Sie iſt in Virginien zu Hauſe. Die Wurzel iſt jährig. Der Stängel iſt krautartig, äſtig, aufrecht, eckig, 1 F. hoch, und treibt Zweige, welche aufrecht, und höher, als der Stängel ſelbſt, ſind. Die Blätter ſind ſchmahl-lanzettförmig, und ſtehen wechſelsweiſe. Die lockern, blutrothen und eyrunden Blumenähren, ſtehen an dem Gipfel der Zweige; die untern Blumen derſelben fallen, wenn ſie reif werden, ab, und es wachſen unterdeſſen andere nach, daher die Blumen-Stiele ſperrig werden.

23. **Querlförmige Kreuz-Blume, deren Blätter gleichbreit ſind, und in Wirteln um den Stängel herum, und deren Blumen in einer beſtimmten Entfernung von einander ſtehen;** Polyg. verticillata, floribus imberbibus ſpatio remotis, foliis linearibus verticillatis, caule herbaceo ramoſo *Linn.* Polyg. caulibus filiformibus, foliis linearibus alternis, pedunculis ſpicatis *Gronov.* Polyg. mariana quadrifolia minor, ſpica parva albicante *Pluken.* Polyg. quadrifolia minima marilandica, ſpicis florum parvis albentibus *Raj.* Sie kommt, wie die folgende Art, aus Virginien. Die Wurzel iſt jährig. Der Stängel iſt krautartig, dünn, aufrecht, äſtig, 8 bis 10 Z. hoch. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, oder auch querlförmig zu 4 oder 5, rings um die Knoten des Stängels und der Zweige herum. Die Blumenähren ſind weißlich, ſehr ſchmahl und klein.

24. Vir-

(*) Dieſes Plukenetſche Synonymum findet ſich auch bey der Polygala incarnata *L.* und bey der P. mariana *Mill.* n. 6, welche Millerſche Pflanze jedoch keine jeder beyden Linnéiſchen Pflanzen iſt, indem ſie perennirend iſt, ſtrichförmige Blätter, und kleine, unbärtige, purpurröthlich blaue Blumen in länglichen Köpfchen hat.

24. **Virginiſche Kreuz=Blume, deren Blätter zu vier ſtehen;** Polyg. cruciata, foliis quaternis *Linn.* Polyg. quadrifolia ſ. cruciata, floribus ex viridi rubentibus in globum compactis *Pluken.* & *Raj.* Ihre Blumen ſpielen aus der grünen in die röthliche Farbe, und vereinigen ſich in kugelrunde Köpfchen.

25. **Witſchenartige Kreuz=Blume, deren Stängel ſehr einfach iſt, und deren Blätter borſtenartig ſind, und ohne beſtimmte Ordnung ſtehen;** Polyg. aſpalatha, foliis ſetaceis ſparſis, caulibus ſimpliciſſimis *Linn.* Sie iſt, wie die folgende, in Braſilien zu Hauſe. Die Stängel werden gegen 1 F. lang. Die Blätter ſtehen von dem Stängel ab, und ſind fadenförmig, ſcharf zugeſpitzt, und ungefähr 1 Z. lang, die obern aber kürzer. Die Blumen ſtehen auf Stielchen, welche ſo lang, als ſie ſelbſt, ſind, bilden an dem Gipfel der Stängel eine Art von Blumenköpfchen, und haben eine weiße Krone mit lanzettförmigen Flügelblättchen und einem deutlichen Pinſel; unter jeder Blume ſteht eine gefärbte lanzett= oder pfriemförmige Blattdecke. Die ganze Pflanze hat das Anſehen einer Witſche.

26. **Braſiliſche Kreuz=Blume, deren Stängel ganz einfach iſt, deren Blätter lanzettförmig ſind, und ohne beſtimmte Ordnung, und deren Blumen in einer Art von Aehre beyſammen ſtehen;** Polyg. braſilienſis, floribus ſubſpicatis, foliis lanceolatis ſparſis, caulibus ſimpliciſſimis *Linn.* Ihre Stängel ſind ungefähr eine Handbreite hoch, und fadenförmig, liegen auf der Erde, und treiben ſelten zur Seite einen Zweig. Die Blumen bilden an dem Gipfel des Stängels eine gerade Aehre, ſtehen auf ganz kurzen Stielen, ſind ohne Blattdecke, und haben eine weiße Krone, mit eyrunden und ſtumpfen Seitenblättchen und einem deutlichen Pinſel; die Spindel, woran ſie ſtehen, verlängert ſich, wann die untern Blumen

men abfallen, und dadurch bekommt ſie Zähne. Ihre Samenkapſeln enthalten nur einzelne Samen.

**Die kriechende Kreuz=Blume, mit äſtigen und danieder liegenden Stängeln, ovalen Blättern und Blumen, welche einen pinſelförmigen Anſatz haben, und ſich in Trauben vereinigen;** Polygala ſupina, floribus criſtatis racemoſis, caulibus procumbentibus ramoſis, foliis ovalibus. Dieſe Art, welche in Pontus und Armenien zu Hauſe iſt, beſchreibt uns Schreber. Ihre Wurzel iſt beſtändig. Die Stängel ſind rundlich und ziemlich glatt, und treiben wechſelsweiſe kurze Zweige, wovon diejenigen, welche Blumen tragen, über ſich ſteigen. Die Blätter ſtehen an dem Stängel wechſelsweiſe auf ganz kurzen Stielen, oder ohne Stiele, und von dem Stängel ab, ſind ſtumpf, glatt und ohne Adern, und haben einen uneingeſchnittenen, mit ſehr feinen Haaren beſetzten Rand. Die unterſten Blätter an den Zweigen ſind ſehr klein, die obern immer größer, und die oberſten wie die Blätter an dem Stängel. Die blauen Blumen ſtehen aufrecht, zu 5 bis 7 auf borſtenartigen und kurzen Stielen an dem Gipfel der Zweige in einer Traube beyſammen, und haben viele Aehnlichkeit mit den Blumen der gemeinen Kreuz=Blume.

* *
*

Die Benennung Kreuz=Blume führen, auſſer der jezt beſchriebenen Polygala, noch folgende Gewächſe.

1. Cleonia, eine Gattung Pflanzen aus der erſten Ordnung der 14ten Claſſe, mit zwey ungleich langen Paren von Staubfäden und nackten Samen (Didynamia gymnoſpermia). Der Kelch iſt Ein Stück, röhrförmig, eckig, mit 2 Lippen verſehen, deren oberſte etwas platt, breit, dreyzähnig, die unterſte aber

ge=

geſpalten und kurz iſt. Die Krone beſteht aus Einem Stücke, und iſt larvenförmig, ihre Oberlippe gerade, geſpalten und nachenförmig, die Unterlippe dreyſpaltig, die Seitentheile haben 2 Lappen, und ſind ſeitwärts ausgebreitet. Die Träger der 4 Staubfäden ſind am Gipfel gabelförmig, und 2 unten ſtehende länger; die Staubbeutel liegen auf dem äuſſern Zinken der Träger, und ſind parweiſe kreuzförmig. Der Stämpel hat einen viertheiligen Fruchtknoten, einen fadenförmigen Griffel von der Länge der Staubfäden, und 4 borſtenartige gleiche Narben. Auf die Blüthe folgt keine Samenkapſel, ſondern der mit Zotten bedeckte Kelch enthält 4 glatte walzenrundliche Samen-Körner.

Man kennt bisher nur Eine Art, nähmlich: die **portugieſiſche Cleonia, portugieſiſche Brunelle, Gottheil;** Cleonia luſitanica *Linn.* Prunella bracteis pinnato-dentatis ciliatis *Loefl. Mill.* Clinopodium luſitanicum *Tourn.* Bugula odorata luſitanica *Moriſ.* Engl. Portugal Self-heal. Sie iſt jährig, und wächſt in Portugal und Spanien wild. Der Stängel iſt krautartig, aufrecht, armförmig, unterwärts haarig, etwann $1\frac{1}{2}$ F. hoch. Die Blätter ſind ausgehohlt, ſägeförmig gezahnt, gegenüber ſtehend, kurzgeſtielt, dem Läuſe-Kraute ähnlich; die Blatt-Decken ſind in Querſtücke zerſpalten, deren Spitzen ſich in weiche Stacheln endigen, und zwiſchen jeder iſt eine Blume. Die Blumen ſpielen aus dem Weißen in das Violette, haben ſtachelige Träger und Staub-Beutel, die ruckwärts mit einem Kamme verſehen ſind; ſie kommen im Jul. und Aug. zum Vorſchein.

Man kann ſie aus dem Samen ziehen, den man im Herbſte ausſäet. Wenn die Pflanzen in dem folgenden Herbſte aufgegangen und ſtark genug ſind, ſetzt man einige derſelben in eine warme Rabatte, wo ſie wenige Wartung nöthig haben.

2. Das

2. Das im XLI Th. S. 151, f. beſchriebene breitblätterige Knaben-Kraut, Orchis latifolia *Linn.*

3. Das gemeine Kreuz-Kraut, Senecio vulgaris *Linn.*; ſ. Kreuz-Kraut.

**Kreuzblumen-Wurzel** eine Benennung des im XLI Th. S. 154, f. beſchriebenen ſtechfliegenartigen Knaben-Krautes. Orchis conopſea *L.*

**Kreuz-Bogenſtellung**, in der Bau-Kunſt, eine Art von Säulen-Stellungen, worin allemahl vier Bogenſtellungen, ins Gevierte, gegen einander zwiſchen vier Viertel Wand-Säulen zu ſtehen kommen. Zu äuſſerſt gibt der Zwiſchenraum eine Stellung zu gekuppelten Wand-Säulen. Dieſe Kreuz-Bogen-Stellung dient, die vollkommenſte und anſehnlichſte Art der Spazier-Gänge zu machen; und es wird dieſelbe beſonders in vornehmen und koſtbaren Gärten mit Treillage-Arbeit gemacht.

**Kreuz-Brand**, Kreuzbrand-Häringe; ſ. Th. XX, S. 755, f.

**Kreuz brav**, iſt nur im gem. Leben für ſehr brav üblich. Ein kreuzbraver Mann.

Kreuz ſcheint hier aus Groß verderbt, oder doch mit demſelben Eines Stammes zu ſeyn. Siehe Groß, im XX Th. S. 127, f. Anm.

**Kreuz-Brüder**, L. Crucigeri, Fr. Cruciféres, Porte-croix, ein Nahme, welchen in den mittlern Zeiten verſchiedene Arten von Perſonen führten, welche aus Andacht ein Kreuz auf ihre Kleider näheten, oder mit einem Kreuze in der Hand herum zogen.

Bey den ältern Geſchichtſchreibern kommen unter dieſer Benennung bisweilen die Ritter des deutſchen Ordens vor; ſ. Kreuz-Herr.

Ferner hießen Kreuz-Brüder diejenigen, welche ſich zu einem Kreuz-Zuge anwerben lieſſen, und daran Theil nahmen; ſ. Kreuz-Zug.

Im

Im figürlichen Verſtande heißen diejenigen alſo, welche viel Leiden und Trübſale auszuſtehen haben; ſ. oben, S. 16, f.

Auch wurden die Geiſſeler, oder Flagellanten, (eine ehemahlige Secte im 13 und 14ten Jahrh., welche ſich aus verdienſtlicher Abſicht öffentlich geißelten, und dabey allerley Unfug und Gräuel verübten,) weil ſie theils Kreuze vortrugen, theils dergleichen auf ihren Kleidern hatten, ſo benannt.

Endlich gibt es unter dem Nahmen von **Kreuz=Brüdern,** oder **Kreuz=Trägern,** L. Cruciferi, Fr. Croiſiers, noch zweyerley Orden dieſes Nahmens, die doch in Anſehung der Länder ſowohl, wo ſie wohnen, als auch ihrer innern Verfaſſung nach, von einander ſehr unterſchieden ſind. Beyde führen aber ohne Grund den heil. Cletus, den dritten Papſt in dem erſten Jahrh., als ihren Stifter, und den heil. Quiriaz oder Ciriack, Biſchof zu Jeruſalem und Märtyrer aus dem dritten Jahrh., als Verbeſſerer und Wiederherſteller, an; da man erſt im 12ten Jahrh. Meldung dieſes Ordens, und zwar in Italien findet. Der Papſt Alexander III. erneuerte und verbeſſerte denſelben 1166, und nach ihm ſuchten noch mehrere Päpſte, Innocenz IV., und Clemens IV., Eugen IV., Pius II., und Pius VI., die verfallene Zunft mehrmahls wieder herzuſtellen. Allein zu Alexander's VII. Zeiten, muß die Unordnung unter dieſen Geiſtlichen dermaßen überhand genommen haben, daß dieſer Papſt alle Hoffnung zur Verbeſſerung verlor, und ſich genöthigt ſahe, ſie 1656 völlig aufzuheben. Dieſe Religioſen, denen man auch den Nahmen der **regulirten Chor=Herren der Kreuz=Brüder in Wälſchland** (Chanoines Réguliers de Sainte-Croix) gab, waren der Regel des h. Auguſtin's unterworfen, erſtreckten ſich aber nicht auſſerhalb Italien, wo ſie damahls in fünf Provinzen,

208 Klöſter, und bey ihrer Aufhebung etwann noch 50 hatten. Dieſe Geiſtliche enthielten ſich, das ganze Jahr hindurch, alle Mittwochen vom Fleiſch=eſſen, faſteten alle Freytage, und aßen an dieſem Tage, nach Gebrauch der Italiäner, keine Butter, Käſe, noch Eyer. Zum Wapen hatten ſie drey grüne Berge, mit drey goldenen Kreuzen darauf im blauen Felde, mit den Worten: Super omnia.

Die **Kreuz=Träger oder Kreuz=Herren mit dem Sterne im Königreiche Böheim**, haben eigentlich ihre Stiftung der Agneſe, einer Tochter Ottokar's I., Königs in Böheim, um das J. 1236 zu danken. Dieſe gottſelige Prinzeſſinn errichtete in Prag, am Ende der Brücke, unter Anrufung des h. Geiſtes ein Hoſpital, und Anna, ihre Schweſter, ein anderes zu Breslau, unter Anrufung des h. Matthias, um das J. 1242, die mit Religioſen dieſes Ordens beſetzt und bald mit mehrern Häuſern vermehrt wurden. Sie tragen einen ſchwarzen Leib=Rock mit einem rothen Kreuze von 8 Spitzen, unter welchen ein Stern von eben dieſer Farbe iſt, auf deſſen linken Seite. Im Chore haben ſie keinen Ueber=Rock, ſondern einen kleinen Mantel, der bis an die Knie geht.

Noch von einer andern Art **Kreuz=Träger** in **Böheim**, redet der Papſt Athanaſius von St. Agneſe und Pontanus, welche um das Jahr 1400 in dieſes Königreich eingeführt, und durch ein Schiff, welches ſie auf der linken Seite tragen, von den andern ſollen unterſchieden worden ſeyn.

**In Ire= und England** hat es auch vormahls **Kreuz=Träger** gegeben. Allemann, in ſeiner Kloſter=Geſchichte von Ireland, meint: dieſe Kreuz=Träger wären von jenen in Wälſchland geweſen, ob gleich dieſe ſowohl, als die andern, welche nach Matthäus Paris, eines engliſchen Geſchichtſchreibers,

Zeug=

Zeugniß, 1144 nach England kamen, zur franzöſi= ſchen Congregation mögen gehört haben. In beyden Königreichen ſind dieſe Religioſen bey der Religions= Veränderung völlig unterdrückt worden.

Die **Kreuzträger=Mönche**, ſind von dem Papſte Theodor **von Celles**, aus dem Lüttichiſchen gebür= tig, 1211 geſtiftet, und von dem Papſte **Honorius** III. beſtätigt worden. In Beobachtung der Regel des h. **Auguſtin's**, zu der ſie ſich bekennen, und im übrigen Kirchen= Dienſte, halten ſie es mit den Do= minikanern. Sie breiteten ſich ſehr, und beſonders in den **Niederlanden**, aus. Clair= Lieu, bey Hui, iſt das Haupt dieſes Ordens und der gewöhnliche Auf= enthalt ihres Generales, der ſich bey öffentlichem Gottesdienſte des Patriarchal = Schmuckes bedient, und, wie der Trinitarier General, ein goldenes Kreuz trägt. Die jezige Tracht dieſer Religioſen iſt ein wei= ßer Leib= Rock und ſchwarzes Scapulier, welches auf der Bruſt ein zweyfarbiges, nähmlich weiß und ro= thes, Kreuz hat; **Fig.** 2900. Im Chore haben ſie noch einen ſchwarzen Ueberwurf mit einer ſchwarzen Kotze; und auſſer dem Kloſter tragen ſie über ihrem weißen Rocke einen langen ſchwarzen Mantel. Ihr Wapen iſt ein rothes und ſilbernes Tatzen= Kreuz im blauen Felde. Der Schild iſt mit einer Dornen= Krone gekrönt, worüber eine Infel und ein Biſchofs= Stab ſind.

Auch für Frauenzimmer von hoher Geburt, wur= de ein Kreuz = Orden, unter dem Nahmen der **Kreuz= Trägerinnen**, Sociata crucis veneratio, von der ver= wittweten Kaiſerinn **Eleonora**, aus dem Hauſe **Gon= zaga**, **Ferdinand's** II. Gemahlinn, geſtiftet (*).

 Bey

(*) Die Zeit ſeiner Stiftung fällt alſo zwiſchen die Jahre 1637 und 1655, nach **Bonanni** Nachrichten, und nicht erſt in das Jahr 1668.

Bey dem Brande der neuen Burg zu Wien, bedauerte Eleonora am meiſten ein goldenes Kreuz, in welches ein Stückchen von dem wahren Kreuze Chriſti eingefaſſet war. Es fand aber dieſes ein Cavalier unter dem Schutte ganz unverſehrt, ob gleich das Gold zerſchmolzen war, und zeigte es der Kaiſerinn an, die es nebſt der geſammten Hofſtatt ſo ehrerbietigſt als freudigſt annahm, eine ordentliche Proceſſion deswegen anſtellte, und es zu den P. P. Jeſuiten in die Kirche bringen ließ. Zum Andenken dieſer Begebenheit ſtiftete die Kaiſerinn den Orden der Kreuz-Trägerinnen, Fig. 2901 [a]), welcher auch der Stern-**Kreuz-Orden** genannt wird. Die Patronen deſſelben ſind die Mutter Gottes und der h. Joſeph. Papſt Clemens IX. hat ihn beſtätigt, und dem Biſchofe von Wien die Aufſicht in geiſtlichen Dingen darüber anvertrauet. Die regierende römiſche Kaiſerinn iſt, vermöge der Stiftung, allezeit Groß-Meiſterinn oder Präſidentinn dieſes Ordens, wie denn auch derſelbe alle Jahr, d. 3 May und 14 Sept., (an welchen beyden Tagen das Kreuz-Ordens-Feſt in dem Profeß-Hauſe der Jeſuiten auf dem Hofe in Wien gefeyert wird,) von der Kaiſerinn-Königinn, Maria Thereſia, an viele fürſtliche, gräfliche und freyherrliche Damen ausgetheilt wurde. Es hat dieſer Orden auch ſeine Raths-Frauen und Aſſiſtentinnen; die erſtern führen den Titel Excellenz, und beſtehen größten Theils aus den Ober-Hof-Meiſterinnen und geheimer Räthe Gemahlinnen; die Aſſiſtentinnen aber werden von der Präſidentinn zu Annehmung der Kreuz-Ordens-Damen bey den Solennitäten gebraucht. Das Ordens-Zeichen iſt ein achtſpitziges goldenes Kreuz, worauf ein kleineres mit Blau emaillirtes Kreuz liegt; unter dem Kreuze präſentirt ſich ein goldener, ſchwarz emaillirter zweyköpfiger gekrönter Adler, mit ausgebreiteten Flügeln. An den vier Ecken

des

des Kreuzes funkeln 4 rothe achtſpitzige Sterne, welche auf das von den Sternkundigen entdeckte Kreuz-Geſtirn des Poli antarctici ein Abſehen haben. Um das ganze Ordens-Zeichen geht ein goldener Zirkel, woraufmit ſchwarzen Buchſtaben die Ordens-Deviſe: SALVS ET GLORIA emaillirt zu ſehen iſt; Fig. 2901 [b]). Dieſes Ordens-Zeichen wird an einem 2 Finger breiten ſchwarzen gewäſſerten Bande, auf der linken Bruſt getragen. Nur katholiſche Damen werden in dieſen Orden aufgenommen; dieſe müſſen täglich die Gezeiten vom heil. Kreuze und einen Roſen-Kranz beten, und jährlich ihre beſondere Andacht am Char-Freytage in Mariahitzingen, unweit Wien, perſönlich verrichten.

**Kreuz-Bug**, in der Bau-Kunſt, ein Bug, welcher in eine ſenkrechte Säule oder Ständer nach einer Richtung verbunden wird, die mit ſolcher einen Winkel von 45 Gr. macht, oder einen Balken unter einem Winkel von 45 Gr. unterſtützt. Es iſt alſo bey einem Kreuz-Buge der Winkel, den derſelbe mit der Säule macht, dem Winkel, den ſie mit dem Balken macht, den er unterſtützen ſoll, gleich. Er wird alſo gleichſtark tragen und ſchieben. Wenn man mit Nutzen ſich des Kreuz-Buges bedienen will, ſo hat man ihn da anzubringen, wo er eben ſo ſtark zu tragen hat, als er wider das Verſchieben dienen ſoll, und wo die Säule, in welche er geſetzt wird, nicht nachgeben kann.

**Kreuz-Bulle**, Bulla cruciata; ſ. in den Suppl. Bulle.

1. **Kreuzburg, Kreuzberg**, ein Amt im Fürſtenthume Eiſenach, welches einen Amtmann, einen Actuarius, und einen Amts-Vogt hat. In demſelben befindet ſich das Städtchen **Kreuzburg**, oder **Kreuzberg**, mit einem Schloſſe, Amte, und einer Inſpection von 9 Pfarreyen in 13 Dörfern, über welche ein Adjunctus die Unter-Aufſicht hat. Das Städtchen liegt an der Werra, über welche hier eine ſteinerne

Brücke, und über dieſe die ſchöne Land-Straße aus Thüringen nach Caſſel, Frankfurth, Frankreich und den Niederlanden geht, die dem Orte durch den beſtändig hin und her gehenden Tranſito, vorzüglich während der Meſſen, viele Vortheile verſchaffet. In der Stadt werden 5 Jahr-Märkte gehalten, und in der hieſigen Gegend erbauet man viel Obſt, Garten-Früchte und Getreide. Etwa $\frac{1}{4}$ Stunde von der Stadt, liegt das Salzwerk **Wilhelm-Glücksbrunn**, in einem ausgebreiteten Wieſen-Grunde nahe an der Werra, welches von der fürſtl. Kammer zu Eiſenach betrieben wird, und wovon ich an ſeinem Orte ein Mehreres anführen werde.

2. **Kreuzburg**, der Nahme eines Kreiſes im Fürſtenthume Brieg in Schleſien, und der Haupt-Stadt deſſelben.

Der **kreuzburgiſche Kreis** iſt aus dem pitſchenſchen und kreuzburgiſchen Weichbilde entſtanden, wozu noch der Diſtrict um Konſtadt, welcher gewöhnlich das konſtädtiſche Ländel heißt, geſchlagen worden iſt. Seine **Gränzen** ſind gegen Morgen und Mittag Ober-Schleſien, und zwar der roſenbergiſche Kreis; gegen Abend das breslauiſche Fürſtenthum; und gegen Mitternacht, das Königreich Polen. Seine **Größe** iſt 3 Meilen lang, und 3 Meilen breit. Er beſtand im J. 1785 aus 3 Städten; Kreuzburg, Konſtadt und Pitſchen, 52 alten Dörfern, 16 neuen vollendeten, und 2 unvollendeten Colonien. In den Dörfern und Colonien befanden ſich;

In den Jahren:

| 1740 | 1756 | 1782 | |
|---|---|---|---|
| | 38 | 92 | Vorwerke. |
| | 24 | 24 | Pfarr-Häuſer. |
| | 30 | 37 | Schul-Häuſer. |
| | 459 | 565 | Bauern. |
| | 890 | 1034 | Gärtner. |

| | | | |
|---|---|---|---|
| 216 | | 258 | Häusler. |
| 46 | | 49 | Müller. |
| 31 | | 95 | Gemein=Häuſer. |
| 31 | | 33 | Schmiede. |
| 1 | | 3 | Bleich=Häuſer. |
| | | 2 | Pottaſch=Siedereyen. |
| 1462 | 1766 | 2183 | Feuerſtellen oder Beſitzungen. |
| 8371 | 9063 | 10842 | Einwohner. |

Die Religion der Einwohner iſt größten Theils evangeliſch, ihre Sprache aber polniſch, und auf 2 Colonien wird böhmiſch geredet; durch die guten Anſtalten der Landes=Regierung aber fängt die deutſche Sprache an, hin und wieder etwas gewöhnlicher zu werden. Das gemeine Volk iſt träge, und hält viel auf alte Gewohnheiten. Die mehreſten Wohnungen der Landleute ſind von Schrot=Holz (*); ja ſelbſt in den Städten findet man noch viele dergleichen Gebäude.

Der Acker iſt nicht fruchtbar. Man kann ihn füglich in 3 Haupt=Arten abtheilen. 1) Der Boden im eigentlichen kreuzburgiſchen Kreiſe iſt der ſchlechteſte, ſchmiernaß, kalt und ſchwarzſandig, trägt etwann 3 Korn. 2) Im Pitſchenſchen iſt der Boden beſſer, etwas leichter und trockner, auch zum Theil lehmig, und kann etwann auf 4 Korn gerechnet werden. 3) Die Aecker im konſtädtiſchen Diſtricte ſind mit gutartigem Sande und Lehme gemengt, und tragen 4 Korn, auch wohl etwas darüber (**).

Die Brache iſt durchgängig üblich, und es geht damit ſo weit, daß bey manchen großen Gütern, auſſer der Brache, beträchtliche Ländereyen, welche Leh-



(*) Solche Gebäude ſind von lauter Holze, ein Balken über den andern gelegt, und die Ritzen mit Mos ausgeſtopft; man nennt es auch Bohlwerk.

(**) Es iſt hier nur vom größten Theile die Rede; denn freylich gibt es hin und wieder einzelne Plätze, wo guter Boden iſt.

den genannt werden, theils aus Mangel der Düngung, theils aus andern Urſachen, unbenuzt liegen bleiben. Die Beete werden im Winter=Felde ſchmahl zu 6 bis 7, zur Sommerung aber breit zu 18 bis 20 Fuhren, geackert.

**Weizen** wird wenig und kaum zur Nothdurft, dagegen viel Rocken, Kartoffeln, Heide=Korn ꝛc. erbauet. **Heu** gewinnt man etwas über 5000 Fuder. **An Obſt=Bäumen** waren, nach der leztern Zählung im J. 1782, 22617 Stück vorhanden. Dies iſt wenig, und gibt einen Beweis von der geringen Betriebſamkeit der gemeinen Landleute. **Maulbeer = Bäume** ſind nur, ohne die Städte, 500, bey den Städten aber über 6000 Stück.

Im Schooße der Erde finden ſich folgende Natur=Producte. 1. **Stein = Brüche**, in Goslau und Wilmsdorf; im erſten Orte aber wird nicht mehr gebrochen; lezterer iſt ergiebig, und liefert gute Mauer=Steine. 2. **Eiſenerz = Gruben**, in Bankau, Mazdorf und Goslau. In Wilmsdorf und Nieder = Ellgut findet ſich auch Eiſen=Erz; man hat aber bey den leztern zwey Dörfern erſt ſeit Kurzem dieſe Entdeckung gemacht, und die Zeit wird es lehren, ob dieſe Gruben ergiebig ſind. Hohe = Oefen, Luppen = oder Friſch = Feuer gab es bisher nicht. Das Eiſen = Erz wurde roh an die nahe gelegenen oberſchleſiſchen Hütten verkauft. Jezt iſt in Bankau ein Hoher = Ofen erbauet, und bereits im Gange; man arbeitet auch über zwey Friſch = Feuern. 3. **Füll = Erde**, in Ludwigsdorf. Die Tuch = Macher in Kreuzburg haben ſich derſelben bisher bedient; nun aber iſt bey Bodland roſenbergiſchen Kreiſes, eine beſſere Füll = Erde entdeckt worden.

Im J. 1773 wurde ein Damm bey Ober = Ellgut geſchüttet, und der Sand dazu von einem nicht weit vom Bau = Platze gelegenem Sand=Hügel genommen;

man

man fand in der Tiefe kleine und große **Urnen** von Thon, worin Aſche, und in verſchiedenen vergoldete kupferne Kettchen befindlich waren.

Teiche gibt es viele, und ſind die Fiſche zum Bedarf der Einwohner mehr als hinlänglich; der Ueberfluß wird theils nach Polen in die Klöſter, theils nach Breslau, verkauft.

**Flüſſe** ſind: die Stoberau, Briesnitz, Brawa, und Bartſch, aber keiner iſt ſchiffbar; ſie liefern gute Krebſe und Gründeln.

Die **Wälder** ſind anſehnlich, beſtehen meiſt aus Kiefern, Fichten und Tannen. Die Klafter Holz wird in den Städten auf den Märkten mit 20 bis 25 Silbergr. bezahlt. Bey der Menge von Wald, iſt an Wildbret allerley Art kein Mangel; vornehmlich gibt es Rehe, Hirſche und Schweine. In den Wäldern ſind hin und wieder Wald-Bienen. Man zählt 53 Waldbienen-Schwärme; Haus-Bienen werden 2241 volle Stöcke gefunden.

An **Haus-Vieh**, ſind vorhanden: 2318 Pferde; 2051 Ochſen; 30630 Schafe, und 3579 Schweine. Die Pferde und das Rind-Vieh ſind meiſt von kleinem Schlage. Die Schafe liefern gute Mittel-Wolle.

In Anſehung der **Steuer**, gehört der Kreis zur dritten Claſſe; und wegen der Vieh-Aſſecuranz, zur zweyten Societät.

Der **Adel** des kreuzburg- und pitſchenſchen Kreiſes iſt, die Einrichtung bey der Landſchaft betreffend, zum breslau-briegſchen; der Adel des konſtädtſchen Diſtrictes aber zum oelsniſchen Syſtem geſchlagen; wie denn überhaupt die Einwohner des leztern in Kirchen- und Juſtiz-Sachen zu Oels, die erſten aber zum Ober-Amt uud Ober-Conſiſtorium in Breslau gehören.

Den Städten iſt ein Steuer-Rath vorgeſetzt, welcher in Namslau wohnt; dem Kreiſe aber, wie al-

len andern, ein Land-Rath, ein Marſch-Commiſſarius, zwey Kreis-Deputierte, und ein Steuer-Einnehmer. Die erſten vier wählen die Stände des Kreiſes, der Leztere aber wird von der breslauiſchen Kriegs- und Domänen-Kammer angeſezt.

Die Stadt Kreuzburg, iſt eine Kreis- oder Weichbild-Stadt, liegt 12 Meilen von Breslau, 1 Meile von Polen, an dem Fluſſe Stoberau, und hat folgende öffentliche Gebäude. In der Stadt: eine evangeliſche Kirche, worin abwechſelnd deutſcher und polniſcher Gottesdienſt gehalten wird; eine evangeliſche Schule; ein Rath-Haus; das königl. Amts-Haus, worin der jedesmahlige Ober-Amtmann wohnt; das Armen- und Arbeits-Haus, und 167 Bürger-Häuſer. In der Vorſtadt: eine katholiſche Kirche; ein Hoſpital, und 80 Bürger-Häuſer, wozu die ſo genannten Haken-Beſitzer, d. i. die mit Acker angeſeſſenen Bürger, gehören. Die Stadt hat zwey Thore, das deutſche und das polniſche, iſt nur auf einer Seite mit einer Mauer, auf der andern aber mit Palliſaden eingeſchloſſen. Die Zahl der Einwohner der Stadt und Vorſtadt war im J. 1782, 1418 Chriſten, (die Armen im Armen-Hauſe nicht mitgerechnet,) und 16 Juden. Nach einem zehnjährigen Durchſchnitt, kommt auf eine Ehe, durch die Bank, über 4 Kinder; und, die eingepfarrten 5 Dörfer mitgerechnet, auf 30 Lebende ein Todter.

Die Sprache der Einwohner iſt polniſch und deutſch. Ihr Gewerbe, einige Acker-Beſitzer ausgenommen, beſteht aus folgendem: 1 Apotheke; 11 Bäckern, welche jährlich an 760 Scheffel Weizen, 4580 Sch. Rocken, und 990 Sch. Gerſte verbacken; 136 Brau-Stellen, die jährlich durch einen Brauer 924 Sch. Malz verbrauen; 14 Branntwein-Brennern, welche 670 Sch. Schrot verſchwelen; 1 Bader, 2 Büchſen-Machern, 7 Büttnern, 2 Chirurgen, 2 Corduanern,

1 Drechs-

1 Drechsler, 2 Färbern, 13 Fleiſchern, welche jährlich 90 Ochſen, 670 Schweine, 680 Kälber und 1300 Schöpſe ſchlachten; 2 Glaſern, 1 Handſchuh-Macher, 9 Hut-Machern, 1 Kamm-Macher, 1 Klempner, 1 Kunſt-Pfeifer, 1 Korb-Macher, 1 Kupfer-Schmid, 9 Kürſchnern, 2 Mauer-Meiſtern, 2 Müllern, 1 Nadler, 1 Papier-Müller, welcher aber nur Löſch-Papier verfertigt; 1 Perrücken-Macher, 2 Pfeffer-Küchlern, 3 Poſamentirern, 5 Rade- und Stell-Machern, 3 Riemern, 1 Roth-Gärber, 3 Sättlern, 5 Schlöſſern, 12 Schmieden, 12 Schneidern, 1 Schorſtein-Feger, 30 Schuſtern, 1 Seifen-Sieder, 2 Seilern, 3 Strickern, 1 Strumpf-Wirker, der viel feine Strümpfe zum Abſatz nach Polen verfertigt; 4 Tiſchlern, 2 Töpfern, 34 Tuch-Machern, welche jährlich über 2000 Stein Wolle verarbeiten; 26 Webern, 3 Tuch-Scherern, 1 Walker, und 1 Weiß-Gärber.

Ferner wird einiger Verkehr in den 4 Jahr-Märkten, welche jährlich gehalten werden, getrieben.

Im Jahre 1785 wurden fabricirt:

| | | Werth. | debitirt | |
|---|---|---|---|---|
| | | | im Lande. | auſſer Land. |
| | | Thlr. | Thlr. | Thlr |
| Tücher | Stück 1480 | 29600 | 18000 | 11600 |
| Leinwand | Schock 2500 | 19500 | 16000 | 3500 |
| Hüte | Stück 6500 | 4400 | 2300 | 2100 |
| Strümpfe | Par 3100 | 1900 | 1530 | 450 |
| Bereitete Häute | Stück 10000 | 20000 | 15000 | 5000 |

Der Gemeinen Stadt oder der Kämmerey gehören: 2 Dörfer, 1 Vorwerk, 2 Wälder, 1 Ziegeley, die Mauth, und eine Mühle, welche $\frac{1}{8}$ Meile von der Stadt liegt, aber noch unter dem Servis ſteht, und Naukala heißt. Die Einnahme der Kämmerey beſteht

ſteht jährlich aus 1800 Rthlr., welche zu Beſoldung des Magiſtrates, Kirchen- und Schul-Bedienten, den nöthigen Bäuen, u. d. gl. verwendet wird.

Das Stadt-Wapen, iſt ein offenes Thor mit 3 Thürmen; über den mittlern iſt ein Engel.

Der Magiſtrat hat nicht das Patronats-Recht, ſondern das Stift Matthiä in Breslau. Wöchentlich werden 2 Seſſionen zu Rath-Hauſe gehalten.

Ein Mehreres von dieſer Stadt, inſonderheit der Geſchichte derſelben, findet man im 2 St. der Beyträge zur Beſchreib. von Schleſien, (Brieg, 1783, 8.) S. 7, fgg.

Kreuz-Damen, Kreuz-Trägerinnen, oder Stern-Kreuz-Ordens-Damen, werden diejenigen fürſtlichen, gräflichen und freyherrlichen Damen genannt, welche den Sternkreuz-Orden erhalten haben. Siehe oben, S. 148.

Kreuz-Diſtel, ein Beynahme der im X Th. S. 34, fgg. beſchriebenen Eberwurz, Carlina *Linn.*

Kreuz-Dorn. 1. Bey den Schlöſſern, der cylindriſche Zapfen in einem Schloſſe, auf welchen der Schlüſſel geſteckt wird, und welcher hinten kreuzweiſe angenietet iſt; ſ. im IX Th. S. 438.

2. In der Kräuter-Kunde, führen folgende Gewächſe dieſen Nahmen.

a) Die im IV Th. S. 194, fgg. beſchriebene Berberis-Staude.

b) Der im XXIX Th. S. 191, fgg. beſchriebene dornige Jasmin oder Jasmin-Dorn, Lycium *Linn.*

c) Der oben, S. 92, fgg. beſchriebene Kreuz-Beer-Strauch, Rhamnus catharticus *Linn.*

d) Der Juden-Dorn, oder Stech-Dorn, mit drey Griffeln, und doppelten Dornen, deren der untere zurück gebogen iſt; Rhamnus Paliurus, aculeis geminatis, inferiore reflexo, floribus trigynis *Linn.* Rhamnus tertius *Dioſc. Matthiol. Anguill. Lacun. Geſn. Lonic. C. Durante, J. Camer.* & *Columm.* Rham-

Rhamnus folio ſubrotundo, fructu compreſſo *C. B.* Rhamnus niger *Cordi.* Rhamnus ſ. Paliurus, folio iuiubino *J. B.* Er wird auch Chriſt-Dorn, Spina Chriſti, genannt, iſt aber nicht derjenige Strauch, deſſen Zweige zu der Dornen-Krone unſers Erlöſers gekommen ſind, und von welchen ich hernach ſprechen werde. Er wächſt in Portugal, Spanien, dem ſüdlichen Frankreich und Italien, auch im Herzogthume Krain. Er dauert lange, blüht zeitig, und treibt viele Zweige. Der Stamm wird 8 bis 15 F. hoch. Die kurzgeſtielten, dunkelgrünen, glänzenden Blätter ſtehen wechſelsweiſe an den Zweigen, ſind länglich rund, und zugeſpitzt, ungefähr 1 Z. lang, und am Rande völlig ganz. Unter dem Blattſtiele ſtehen zwey Stacheln, davon der eine kleiner und etwas zurück gebogen, der andere aber länger, ſtärker, und vorwärts gerichtet iſt. Die Blumen erſcheinen im Jun. und Jul. zwiſchen den Blätterſtielen und Stacheln, und auf einem gemeinſchaftlichen Stiele ſitzen 2 bis 8 Blumen. Der kleine, auswärts grünliche, inwendig gelbe Kelch, hat 5 ausgebreitete Einſchnitte, deren jeder in der Mitte durch eine kleine Erhebung ſich in zwey Theile theilt. Die fünf ſchuppenförmige, kleine, zwiſchen den Kelcheinſchnitten befindliche Blumenblättchen ſind ebenfalls gelb; in der Mitte ſieht man 5 Staubfäden, und 3 Griffel. Die Frucht ſtellt gleichſam einen runden, platten Hut vor, und hat daher in Frankreich den Nahmen Porte-chapeau erhalten; man kann dieſelbe füglich eine trockne Beere nennen, welche mit einem häutigen, gelblich-grünen Rande eingefaſſet iſt; ſie hat 3 Fächer, und in jedem einen rundlichen Samen.

Er liebt mehr ein trocknes, als ein feuchtes Erdreich, und iſt in etwas wärmern Gegenden ſehr dauerhaft; auch in den kältern Gegenden Deutſchlandes hält er den Winter in freyer Luft aus, wenn entweder

der

der Winter gelinde iſt, oder wenn man die jungen Bäume in einem warmen und bedeckten Stande mit der gehörigen Vorſicht nach und nach an die Kälte gewöhnt.

Auch nach Hrn. Reg. R. Medicus Bemerkungen, dauert dieſer Strauch oder Baum im Freyen aus.

Er meldet, in ſeiner Abh. von einigen ausländiſchen Bäumen, die in dem kurf. botaniſchen Garten zu Mannheim im Freyen ausgedauert haben, in den Bemerkungen der kurpfälz. phyſik. ökonom. Geſellſch. v. J. 1774, (Lautern, 1776, 8.) S. 261, f. „Dieſe in den Orangerie-Häuſern wohl bekannte Staude hat ſich bey mir, auch im lezten abgewichenen harten Winter ($\frac{1772}{1773}$) vortrefflich und ohne alle Kunſt erhalten, und ſie ſind im Wuchſe nicht mit jenen, in den Häuſern erhaltenen, zu vergleichen, die weit ſchwächlicher geblieben ſind; ja, ſie haben im Freyen 3 Z. lange und 2 Z. breite Blätter getrieben, da jener ihre Blätter kaum 1 Z. lang, und ½ Z. breit waren.“

Ferner, in den Beiträgen zur ſchönen Gartenkunſt, (Mannh. 1782, 8.) S. 30, f. „Die fortgeſetzten Verſuche bezeugen, daß dieſe von Andern für viel zu zärtlich gehaltene Staude unſerm Himmelsſtriche gänzlich angemeſſen ſey. In den vorigen kalten, auch in dem lezten Winter hat ſie nicht den mindeſten Schaden gelitten, und ungeachtet an ſehr verſchiedenen Orten mehrere Stauden im Garten ſtehen, ſo wurde doch keine von der Kälte beſchädigt, und eine davon iſt über 7 Schuh hoch. Dies Jahr waren an vielen Aeſten derſelben den 7 Oſtermon. ſchon die Blätter ½ Z. lang. Freylich hat die, d. 16 und 17 Oſtermon. darauf eingefallene Kälte dieſe Blätter alle abgedorret, aber keiner der Aeſte litt Noth; ſie haben ſich ſämmtlich belaubet, alle geblühet, und zeitigen Samen genug gebracht.“

Und im 1 B. der Vorleſungen der kurpfälz. phyſ. ökon. Geſellſch. von dem Winter 1784 bis 1785, (Mannh. 1785, gr. 8.) S. 148, f. „Zwey im Freyen ſtehende Stauden waren zeither nach und nach bis über 10 Sch. hoch gewachſen; Büſche von ſolchem Anſehen, deren man vielleicht noch keine in Deutſchland geſehen, und

die

die jährlich reichlichen Samen lieferten. Aber den Winter $\frac{1783}{1784}$ ſind ſie bis auf etliche Zoll abgeſtorben. Im J. 1784 haben beyde abermahl wieder Büſche von 6½ Sch. getrieben, und da es unmöglich war, dies ſchnell gewachſene Holz zu zeitigen, ſo iſt dieſes den Winter $\frac{1784}{1785}$ wieder auf das neue größtentheils zu Grunde gegangen. Doch haben ſich viele Aeſte zu 1 bis 2 Sch. Länge erhalten, und das geſund gebliebene iſt im ſchönſten Wuchſe.“

Und S. 166: „Ungeachtet des großen Nachtheiles, den dieſe Hecken in den Wintern 1783 — 1785 erlitten, nehme ich doch keinen Anſtand, ſie hierher (in die Claſſe der nun angewöhnten hohen Sträucher) zu ſetzen. Sie waren ſo viele Jahre in großer Vollkommenheit, lieferten ſo herrlichen und häufigen Samen, als es irgend ein einheimiſcher Strauch thun kann. Vielleicht war ihnen die Ueberſchwemmung und der frühe Octoberfroſt 1784 bey ſo heftigem Wuchſe nachtheilig. Dem ſey wie ihm wolle, niemand wird zweifeln, daß der Oehl-Baum dem ſüdlichen Frankreich eigenthümlich ſey, und dennoch ſind ſie in dieſen heftigen Wintern beynahe bis auf die Wurzeln zu Grunde gegangen. Lueder ſagt, daß ihn die Engländer zu einem Baume anzuziehen rathen. Dies iſt eine Künſteley, die dem Paliurus ganz zuwider iſt, und die ihn bey ſeiner Angewöhnung immer zärtlich erhalten wird. Seine ganze Natur beſtimmt ihn zu einer ſehr hohen Hecke.

Seine glänzende ſchöne Blätter machen alſo eine recht zierliche, ſeine ſtarke Stacheln aber eine recht undurchdringliche Hecke, wie man ihn denn auch in Tripoli, Italien und Frankreich, zu Gehägen um Weinberge und Aecker gebraucht. Er verdient alſo ſchon, daß man ihn anpflanze. Man pflanzt ihn am beſten durch den Samen fort; man kann es aber auch durch die jungen Zweige thun, die man im Frühlinge einlegt, ſorgfältig begießt, in Zeit von einem Jahre von dem alten Stamme abnimmt, im April dahin ſetzt, wo ſie bleiben ſollen, und ſie, bis ſie neue Wurzeln geſchlagen haben, zuweilen etwas begießt.

Nach Bomare Berichte, ſollen die Wurzeln, Zweige und Blätter, mit Waſſer abgekocht, den

Durch-

Durchlauf ſtillen, die Früchte aber den Urin treiben, und den Auswurf bey dem trocknen Huſten befördern. Sabarot de la Verniere hat die Frucht, wenn ſie geſtoßen, in Waſſer gekocht, und alle Stunden ein Glas voll genommen wird, in nephritiſchen Zufällen ſehr heilſam befunden.

e) **Der Chriſt-Dorn, mit eyrunden Blättern, unter welchen zwey gerade Dornen ſtehen;** Rhamnus Spina Chriſti, aculeis geminatis rectis, foliis ovatis *L.* Er iſt in Aethiopien und dem gelobten Lande zu Hauſe, und, nach Haſſelquiſt's Beobachtung, eben derjenige, aus deſſen Zweigen die Dornen-Krone unſers Erlöſers geflochten worden iſt.

f) **Der Alpen-Wegedorn, mit ganz getrennten Geſchlechtern; Purgier-Kirſche;** Rhamnus alpinus inermis, floribus dioicis, foliis duplicato-crenatis *Linn.* Frangula latifolia, foliis lanceolatis rugoſis *Mill.* Frangula rugoſiore & ampliore folio *Duham.* Rhamnus inermis, foliis ovatis crenulatis *Hall.* Er wächſt auf den ſchweizeriſchen und andern Alpen, in Oeſtreich, um Regensburg und im Elſaß. Sein Stamm wächſt 10 bis 14 F. hoch und buſchig, ohne Dornen, und hat ein hartes gelbliches Holz, und einen pomeranzengelben Splint. Die Blätter ſind ganz glatt, eyrund-lanzettförmig, und an ihrem Rande fein gekerbt. Die Blumen ſtehen auf ſehr kurzen Stielen, deren jeder nur Eine Blume trägt, ganz gedrängt beyſammen; die weiblichen Blumen ſind grünlich, und hinterlaſſen eine ſchwarze Beere mit 2 bis 4 dreyſeitigen Samen; die männlichen ſind größer, röthlich, und haben 4 Staubfäden.

Man kann ihn leicht aus Schnittlingen oder Ablegern, am beſten aber aus dem Samen ziehen, den man, ſobald er reif geworden iſt, ausſäet. Wenn die Pflanzen im folgenden Frühlinge aufgegangen ſind, muß man ſie, bis in den Herbſt, fleißig von Unkraut rein-

igen,

igen, ſodann in die Baumſchule in Reihen, welche 2 F. weit von einander ſtehen, 1 F. weit von einander, und nach 2 Jahren dahin ſetzen, wo ſie beſtändig bleiben ſollen.

Kreuz-Dreyhäller, ſ. im XX Th. S. 643.

Kreuz-Ducaten, wurden ehemahls an einigen Orten die Ducaten, wegen des auf einer Seite darauf geprägten Kreuzes, genannt. Sie wurden in der Schweiz, im J. 1593 auf 27 Batzen geſetzt, da die ungariſchen auf 28 kamen. Auf dem Reichs-Tage zu Regensburg werden ſie zu 3 Fl. 20 Kr. gerechnet.

Kreuz-Duplett, ſ. Kreuz-Muſchel.

Kreuz-Eiſen, ein in das Kreuz gehendes Eiſen.

Bey den Stück-Gießern, iſt es ein rundes, plattes, mit 3 Zapfen verſehenes Eiſen, welches unten am Boden der Seele des Stückes in die Form eingeſetzt wird, um, wann die Kanone hohl gegoſſen wird, die Kern-Stange zu halten, damit ſie ſich nicht bey dem Einfluſſe des Metalles verrücke; Fr. Chapelet. Es iſt deſſelben im XXXIV Th. S. 277, unter der Benennung Gränz- oder Kränz-Eiſen, Erwähnung geſchehen.

Kreuz-Enzian, eine Art des Enzianes mit vier Mahl eingeſchnittenen bartloſen Kronen, welche in der Schweiz auf den Bergen wächſt; Gentiana cruciata *Linn.* Siehe im XI Th. S. 101, f.

Kreuz-Erfindung (*), L. Inuentio crucis, Fr. Invention de la Croix, Invention ſainte croix, iſt der Nahme eines Feſtes der römiſch-katholiſchen Kirche, welches d. 3 May, zum Gedächtniß, daß die heil. Helena, des Kaiſers Conſtantii Chlori Gemahlinn, und des Kaiſers Conſtantin's des Großen, Mutter, im J. C. 327, da ſie, ſchon über 80 Jahr alt, eine Wall-

(*) Sollte eigentlich Kreuz-Findung heißen.

Wallfahrt nach Jeruſalem that, daſelbſt das Kreuz des Erlöſers auf der Schedel-Stätte in der Erde vergraben fand, gefeyert wird, und ſchon im 4ten Jahrh. vom Papſt Euſebius geſtiftet wurde. Theodoret (*) erzählt, daß man, als die Kaiſerinn auf dem Berge Golgatha hatte nachgraben laſſen, drey Kreuze, und zwar bey denſelben die Inſchrift des Pilatus in griechiſcher, lateiniſcher und hebräiſcher Sprache, aber dieſe beſonders liegend, gefunden, folglich gezweifelt habe, welches unter dieſen dreyen das eigentliche Kreuz des Heilandes ſeyn möchte. Allein, durch das Wunder, daß eine gefährlich kranke Frauensperſon durch die Berührung des einen auf der Stelle geneſen wäre, hätte ſich das heil. Kreuz von denen Kreuzen, an welchen die beyden Schächer gehangen hatten, unterſchieden. Nach Paulin beſtand das Kennzeichen in der Auferweckung eines Todten, welchen man vorher auf die beyden andern Kreuze gelegt hatte. Die Kaiſerinn ließ auf der Schedel-Stätte eine Kirche erbauen, welcher ſie einen Theil dieſes Heiligthumes aufzubewahren gab; ein beträchtliches Stück davon, nebſt den drey Nägeln, ſchickte ſie ihrem Sohne nach Conſtantinopel, das übrige aber brachte ſie nach Rom, wo es in der Kirche, die den Nahmen zum heil. Kreuze von Jeruſalem führt, aufbewahrt wird. Die griechiſche Kirche feyert dieſes Feſt d. 6 März, hält aber das Feſt der Kreuz-Erhöhung für größer.

Man findet die Kaiſerinn Helena, mit einem langen Kreuze und drey Nägeln, auf einer Münze des Erz-Biſchofes und Churfürſten von Trier, Lotharius, vorgeſtellt; Fig. 2902.

Avers. Die heil. Helena, mit der Krone auf dem Haupte, in der rechten Hand ein großes Kreuz, und in der lin-

(*) Lib. 1, c. 18.

linken drey Nägel haltend. Die Umſchrift heißt: LOTHARI9. ARCH.iepiſcopus TRE.uirenſis. Revers. Ein quadrirter Schild, mit den trieriſchen und Metternichſchen (* wiederhohlten Wapen. Umher ſteht: MONETA. NOVA. ARGEN.tea TRE.uirenſis.

**Kreuz-Erhöhung**, (im Kalender und im gem. Leben gemeiniglich Crucis) L. Exaltatio crucis, Fr. Exaltation de la croix, Exaltation ſainte croix, heißt ein anderes Feſt der römiſch-katholiſchen Kirche, welches auf den 14ten Sept. fällt, zum Angedenken, daß Kaiſer Heraclius, nach einem Siege über die Perſer, in deren Hände der von der heil. Helena in Conſtantinopel zurück gelaſſene Theil des Kreuzes Chriſti, im J. 614 bey Jeruſalems Eroberung gerathen war, durch die Friedens-Bedingungen dieſen Theil wieder ausgeliefert bekam, den er hierauf ſelbſt nach Jeruſalem brachte, und auf der Schedel-Stätte das Kreuz an ſeine vorige Stelle mit vieler Feyerlichkeit aufrichten ließ. Eigentlich hatte der perſiſche König Coßroes, als er unter dem Kaiſer Phocas Jeruſalem eroberte, das heil. Kreuz mit ſich hinweg genommen, mußte aber von ſeinem Sohne Siroes, über welchen der Kaiſer Heraclius ſiegte, wieder zurück gegeben werden. Es ſagt die Tradition, daß Heraclius das wiedererhaltene Kreuz ſelbſt auf ſeinen Schultern von Jeruſalem in die Kirche auf Golgatha habe tragen wollen, unter dem Thore aber, welches zu dieſem Berge führt, unter dieſer Bürde nicht mehr habe weiter kommen können, bis er ſeinen kaiſerlichen Schmuck und Kleidung, auf Anrathen des Patriarchen Zacharias, daß dieſe Pracht ſich mit der Ehre, das Kreuz des Erlöſers zu tragen, nicht zuſammen ſchicke, von



(*) Lotharius ſtammete aus dem Geſchlechte der Freyherren von Metternich ab.

ſich gelegt hatte, worauf ihm die Laſt ganz leicht geworden ſey.

Uebrigens feyerte die griechiſche und lateiniſche Kirche ſchon lange, und wie Einige behaupten, 240 Jahr vor dem Heraclius, ein Feſt unter dieſem Nahmen, zur Erinnerung der Stellen im Evang. Joh. 8 Cap., 28 V. Wann ihr des Menſchen Sohn erhöhen werdet, dann werdet ihr erkennen, daß ich's ſey; und 12 Cap., 32 V. Und ich, wann ich erhöhet werde von der Erden, ſo will ich ſie alle zu mir ziehen.

Das Kirchweih-Feſt der von der heil. Helena geſtifteten, in dem vorhergehenden Art. gedachten Kirche, welche d. 14 Sept. im J. 335 eingeweihet wurde, hieß, nach dem Nicephorus ebenfalls das Kreuz-Erhöhungs-Feſt, weil an demſelben der Biſchof von Jeruſalem eine beſonders hierzu erbauete erhabene Bühne, welche das Heiligthum genannt wurde, beſtieg, und von ſolcher das in die Höhe gehaltene Kreuz dem Volke zur Verehrung zu zeigen pflegte.

Die griechiſche Kirche feyert auf denſelben Tag, nähmlich d. 14 Sept., gleichfalls die Kreuz-Erhöhung, aber zum Angedenken der dem Kaiſer Conſtantin wiederfahrnen wundervollen Erſcheinung des heil. Kreuzes. Siehe Kreuz-Erſcheinung.

Auch die coptiſchen Chriſten ſegnen an dieſem Tage ein beſonderes Kreuz, und werfen es hernach in den Nil, um die fruchtbaren Folgen ſeiner Ueberſchwemmung dadurch noch kräftiger zu machen.

**Kreuz-Erſcheinung.** Die berühmteſte Kreuz-Erſcheinung geſchahe Conſtantin dem Großen. Da er im Begriff war, dem Maxentius, ſeinem Mitwerber, eine Schlacht zu liefern, ſo ſahe er, wie Euſebius, im 1 B. des Lebens Conſtantin's, 22 Cap. weitläuftig erzählt, am hellen Tage in der Luft das Kreuz-Zeichen, welches die Inſchrift führte: In Hoc

Hoc Signo Vinces (In dieſem Zeichen wirſt du überwinden). Er hatte auch in der folgenden Nacht die Erſcheinung des Welt=Heilandes, der ihm dieſe Kreuz=Erſcheinung erklärte, und zugleich Befehl gab, daß er dieſes Zeichen auf die Kriegs=Fahnen machen laſſen ſollte. Euſebius ſetzt noch hinzu, daß ſo gar andere Soldaten, die um den Kaiſer Conſtantin waren, dieſes Kreuz=Zeichen ebenfalls geſehen hätten. Eben dieſer Geſchichtſchreiber ſagt, er habe dieſe Begebenheit ſelbſt aus dem Munde des Kaiſers, der es mit einem Eide bekräftigt hätte, vernommen. Von dieſer Erſcheinung thut auch Lactantius, ein berühmter chriſtlicher Schriftſteller im 4ten Jahrh., Meldung. Er hielt ſich, als Hof=Meiſter von dem Criſpus dem Sohne Conſtantin's, an dem kaiſerlichen Hofe auf. Man muß aber hier bemerken, daß Lactantius ſeine Erzählung mit andern Umſtänden begleitet hat, als Euſebius that, da er nur von einer nächtlichen Erſcheinung redet. Schon vor Alters läugneten verſchiedene heidniſche Schriftſteller dieſe Erſcheinung, und ſuchten allerley Einwürfe auf, um ſie zu beſtreiten. Gegen dieſe ſetzte ſich aber Gelaſius Cyzicenus, ein Schriftſteller des 5ten Jahrh., nach welchem faſt alle chriſtliche Schriftſteller dieſe Erſcheinung als ein göttliches Wunder annahmen, und faſt niemand zweifelte daran, zumahl da Conſtantin, nachdem er, nach Ueberwindung des Maxentius, in die Stadt Rom als Kaiſer einzog, eine große Bild=Säule mit dem Kreuz=Zeichen in dieſer Stadt errichten ließ, mit folgender Inſchrift: Hoc ſalutari ſigno, vero fortitudinis indicio, ciuitatem veſtram tyrannidis iugo liberaui, & S. P. Q. R. in libertatem vindicans priſtinae amplitudini & ſplendore reſtitui; auch ſolches Kreuz im Felde bey Schlachten, auch ſonſt auf dem Labaro (der Reichs=Fahne) führte, wozu er 50 auserleſenen Soldaten

 ver=

verordnete, welche daſſelbe führen und beſchützen ſollten.

Ob nun gleich dieſe wundervolle Kreuz-Erſcheinung ſehr viele hiſtoriſche Gründe für ſich hat, ſo gibt es doch auch noch zu unſern Zeiten manche, die dieſelbe für ein Mährchen halten. Andere beſchuldigen den Kaiſer einer Lüge, und ſo gar eines falſchen Eidſchwures, und ſagen: er habe dieſe Erſcheinung nur erdichtet, um ſeinen Soldaten gegen das Kriegs-Heer des Maxentius durch dieſe Erſcheinung mehr Muth einzuflößen. Allein, da Euſebius erzählt, daß dieſe Kreuz-Erſcheinung auch andere Soldaten geſehen hätten, ſo hätte dieſe Erdichtung leicht entdecket, und der Kaiſer dieſer Lüge, wenn es eine geweſen wäre, überwieſen werden können. Dieſer Kaiſer, der bey den meiſten andern Geſchichtſchreibern in ſo großem Ruhme ſteht, müßte ſehr unvernünftig geweſen ſeyn, wenn er hätte erdichten wollen, daß er etwas mit vielen andern geſehen habe, da doch dieſe nichts davon hätten wiſſen wollen. Man müßte ihn für einen Böſewicht halten, wenn er eine ſolche erdichtete Erſcheinung mit einem Eide bekräftigt hätte; und wie hätte er auch endlich ſeine Soldaten, die mehrentheils noch Heiden und Feinde des Kreuzes Chriſti waren, durch eine erdichtete Kreuz-Erſcheinung zur Tapferkeit im Kriegen aufmuntern können? — Was die Verſchiedenheit der Umſtände betrifft, die von Andern anders erzählet werden, ſo können dieſelben leicht mit einander vereiniget werden, welches auch von katholiſchen Schriftſtellern mit glücklichem Erfolge verſucht worden iſt.

Andere, welche dieſe Erſcheinung nicht ſchlechterdings läugnen wollen, geben zwar zu, daß der Kaiſer etwas in der Luft bey hellem Tage geſehen habe, ſie behaupten aber, daß dieſes nur ein natürliches Luft-Phänomen geweſen ſey, und daß die Sonne etwann

zwi-

zwiſchen einer Wolke, die von ungefähr die Form eines Kreuzes gehabt hat, durchgeſchienen habe, welches ſodann der leichtgläubige Kaiſer für eine himmliſche Kreuz-Erſcheinung gehalten habe. Die nächtliche Erſcheinung halten ſie nur für einen Traum, der um ſo leichter in der Phantaſie des zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebenden Kaiſers hätte entſtehen können, da er ohnehin ſchon zum Chriſtenthum geneigt geweſen wäre. So raiſonnirt der ber. Jo. Alb. Fabricius, nebſt andern proteſtantiſchen Kritikern. Allein, auch dieſes kann nicht wohl mit der Wahrheit beſtehen; denn ein ſolches Kreuz-Zeichen, wie es Conſtantin in ſeine Fahnen hatte wirken laſſen, und welches die in Fig. 2903 [a]) abgebildete Form gehabt hat, die man auch auf den 4 Münzen, Fig. 2903 [b]), antrifft, iſt, nach der Bemerkung des großen Mosheim's, noch von keinem Aſtronomen in der Luft beobachtet worden, noch weniger wird jemand eine lesbare Schrift: Hoc vince, entdeckt haben. Man kann es auch nicht glauben, daß eine ganz natürliche Erſcheinung einen ſo ſtarken Eindruck auf das Herz des Kaiſers gemacht haben würde, daß er ſich ſogleich vor allen ſeinen Soldaten, worunter ſo viele Heiden waren, zum Chriſtenthum bekannt, den über den Maxentius erhaltenen Sieg Chriſto zugeſchrieben, und deswegen eine Säule errichtet hätte. Gewiß, viele Erſcheinungen, die uns das göttliche Buch, die h. Schrift erzählt, und für deren Wirklichkeit ſie uns Bürge iſt, würden verworfen werden können, wenn man ſie einer ſo ſcharfen und bittern Kritik unterwerfen wollte.

Von dem hiervon ſo genannten **Conſtantiner-Orden**, ſ. unten, im Art. **Kreuz-Orden**.

*Nic. Baringii* diſſ. epiſtolica de crucis ſigno à Conſtantino conſpecto. Hanover. 1645. 8. 3 B.

*Jo. Cph. Wolfii* diſp. de viſione crucis Conſtantino M. in coelo oblatae. Reſp. *Jo. Car. Krull.* Witteb. 1706. 4. 2 B.

Von dieſer Kreuz-Erſcheinung, verdient auch Hr. Profeſſor Schröckh, in ſeinem Leben Conſtantin des Großen, im 4 Th. ſeiner allgemeinen Biographie, (Berl. 1772, gr. 8.) S. 19, fgg. geleſen zu werden.

In den Legenden der Heiligen findet man noch andere Kreuz-Erſcheinungen, die aber auch von den Katholiken ſehr bezweifelt werden. Einigen Heiligen, z. B. dem heil. Euſtachius, ſoll das Kreuz zwiſchen dem Geweihe eines Hirſches erſchienen ſeyn. Viele aufgeklärte Katholiken finden aber gegründete Urſachen genug, ſolche Geſchichtchen hinweg zu läugnen.

**Kreuz-Fäden.** 1. In der Optik, nennt man Kreuz-Fäden zwey unter einem rechten Winkel einander durchkreuzende ſehr feine Haare, oder Stückchen lyoner Silber-Draht, die man dergeſtalt in die Fern-Röhren, inſonderheit in die aſtronomiſchen, zu ſetzen pflegt, daß die Ebene, worin die Haare ſich befinden, auf der Axe der Fern-Röhre ſenkrecht ſteht, und der Durchſchneidungs-Punct in der Axe und dem Brenn-Puncte beyder Gläſer, alſo jene Ebene in der Fläche des Bildes, welches durch das Augen-Glas betrachtet wird, liegt. Man bedient ſich dieſer Kreuz-Fäden zu allerley Abſichten, z. B. um die Fern-Röhre genau auf einen gewiſſen Punct zu richten. Denn dieſes hat Statt, wenn der Durchkreuzungs-Punct demjenigen, der durch die Fern-Röhre ſieht, den vorgegebenen Punct genau deckt. Ob die Fläche der Kreuz-Fäden genau in der Fläche des Bildes liege, kann man wahrnehmen, wenn man durch die Fern-Röhre zugleich die Sache und die Fäden deutlich erblickt. Sieht man leztere nur undeutlich, und bewegt man das Auge vor der Fern-Röhre ſeitwärts vorbey, ſo ſcheinen die Fäden ſich gleichſam vor der Sache vorbey zu bewegen, und zwar nach eben der Richtung, wonach das Auge fortgeht, wenn die Fäden hinter dem Bilde der Sache liegen, nach der entgegen geſetzten Richtung, wenn ſie ſich vor demſelben, d. i. näher bey dem Au-

gen-

gen-Glaſe, befinden. Man muß alſo in ſolchen Fällen die Stelle der Fäden ſo lange ändern, bis, wenn das Auge vor dem Fern-Rohre vorbey rücket, die Haare auf derſelben Stelle des Bildes bleiben. Wie man die durch den Kreuzungs-Punct und den Mittel-Punct der Brechung des Vorder-Glaſes laufende Geſichts-Linie mit einer gegebenen Linie auf der Fläche eines Inſtrumentes gleichlaufend ſtellen könne, findet man in Hrn. Hofr. Käſtner's **vollſtänd. Lehrbegriff** der Optik, B. 3, S. 75.

2. In der **Wapen-Kunſt**, ſ. oben, S. 74.

Kreuz-Fahne, in der römiſchen Kirche, eine Fahne, welche bey Proceſſionen an einer langen Stange, welche die Geſtalt eines Kreuzes hat, getragen wird; Fr. Baniere d'egliſe.

Es iſt bey den Katholiken eine alte Gewohnheit, bey den Proceſſionen und Wallfahrten nebſt dem Kreuze auch Fahnen vorzutragen. Tourlot (*) und noch andere Schriftſteller meinen, daß der Gebrauch der Fahnen von den Zeiten Conſtantin's des Großen herkäme, welcher das in der Luft erſchienene Zeichen des Kreuzes auf ſeine Kriegs-Fahne machen ließ, und in dieſem den Sieg über ſeinen Mitwerber den Marentius, davon trug; ſ. oben, S. 164, f. Das römiſche Ritual, da es von Proceſſionen handelt, verordnet: „Es ſolle ein Kreuz vorgetragen werden, und wo es „der Gebrauch wäre, auch eine Fahne, die mit heiligen „Bildern geziert wäre". Daraus ſcheint zu folgen, daß nicht allezeit und allenthalben gebräuchlich geweſen ſey, bey den Proceſſionen Fahnen mitzutragen. Die Kirchen-Verſammlung zu Avignon befahl, im J. 1594: „daß die Fahnen der Geiſtlichkeit in der Proceſſion nicht von einem Laien vorgetragen werden,



(*) Theſ. doctr. chriſt. P. 2, Lect. 14.

wenn ein Geiſtlicher vorhanden wäre, der dieſes Amt verrichten könnte".

Die Fahnen bedeuten, wie Tourlot ſagt, 1. den Sieg der Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti, welcher mit großer Beute in den Himmel eingegangen iſt. 2. Die in der Luft ſchwebende Fahne ſoll den in den Himmel auffahrenden Heiland ſelbſt vorſtellen. 3. Durch die Menge der Gläubigen, welche den Fahnen folgen, ſoll die große Schar der Heiligen, welche Chriſtum bey ſeiner Himmelfahrt begleitet haben, angezeiget werden. 4. Endlich ſollen durch die Kreuz-Fahnen, das Gebet und die Litaneyen der Heiligen, die böſen Geiſter vertrieben werden.

In den ältern Zeiten der chriſtl. Religion, wurden die Kirchen Tituli genannt, wie Baronius (*) berichtet, weil vor deren Errichtung an demſelben Orte eine Kreuz-Fahne als ein Zeichen und Titel aufgeſteckt wurde. Daher, als der Kaiſer Theodoſius befohlen hatte, die Götzen-Tempel dem Dienſte der chriſtl. Religion zu widmen, ſagte er, daß in denſelben das Zeichen der ehrwürdigen chriſtl. Religion ſollte aufgerichtet werden. Heut zu Tage wird, wie der Ordo romanus vorſchreibt, den Tag vorher, ehe der erſte Stein zu einer neuen Kirche gelegt, und geſegnet wird, an dem Orte, wo der hohe Altar zu ſtehen kommt, ein hölzernes Kreuz aufgerichtet.

Sonſt nahm man auch die mit einem Kreuze bezeichneten Kirchen-Fahnen mit in den Krieg, beſonders zu den Zeiten der Kreuz-Züge. Im J. 1234 überreichte der h. Petrus von Verona in dem Nahmen des Papſtes Gregorius IX., der Familie de Rubeis eine Kreuz-Fahne, welcher die Gläubigen gegen die damahligen Ketzer in dem Kriege gefolgt, und dieſelben überwunden haben. Zum Andenken dieſes Sie-

(*) Ad ann. 111 und 112.

Sieges wird dieſe Fahne noch zu Florenz aufbewahrt, und an dem Feſt-Tage des h. Petrus gezeigt.

Die Päpſte und Biſchöfe pflegten öfters Fahnen zu weihen, und dieſe den katholiſchen Regenten zu zuſchicken, wenn dieſelben einen Feldzug wider die Ungläubigen vornahmen. Dieſe Fahne war mit einem Kreuze geziert, und wurde Vexillum Petri, oder auch Vexillum Sanctae Crucis & Eccleſiae Romanae, genannt.

**Kreuz-Fahrer**, ſ. im folg. Art.

**Kreuz-Fahrt.** 1. Eine ehemahlige Benennung eines Feldzuges wider Ungläubige und Ketzer, ſo fern diejenigen, welche ſich dazu anwerben lieſſen (die Kreuz-Fahrer), mit dem Kreuze gezeichnet wurden. Siehe Kreuz-Zug.

2. Im Oberdeutſchen, eine gottesdienſtliche Wall-Fahrt mit Kreuz und Fahnen.

3. Das Hin und Herſegeln (Kreuzen) der Schiffe auf der See; ſiehe Kreuzen.

4. Bey den Jägern, wird auch der Kreuz-Tritt des Hirſches, d. i. der Tritt eines Hirſches, indem er mit dem Hinter-Fuße ſo tritt, daß er den Tritt des Vorder-Fußes damit der Länge nach gleichſam ſpaltet, zuweilen die Kreuz-Fahrt, oder Kreuz-Fährte genannt. Siehe im XXIII Th. S. 636.

**Kreuz-Flügel**, bey den Jägern, Stell-Wege, welche über das Kreuz gehauen werden, einander durchkreuzen, oder nach gewiſſen Winkeln durchſchneiden. Siehe im XIV Th. S. 364, f.

**Kreuz-förmig, Pflanzen mit kreuzförmigen Blumen**, L. Plantae cruciformes. Mit dieſem Nahmen werden diejenigen Pflanzen belegt, deren Blumen-Krone vier ein Kreuz formirende Blätter enthält. Beyſpiele ſind: der Kohl, der gelbe Lack, und viele andere aus der Claſſe Tetradynamia.

Kreuz-Fuchs, eine Art weißer Füchſe mit ſchwarzer Kehle, und einem ſchwarzen Kreuze auf dem Rücken. In den nördlichſten Gegenden gibt es rothe Füchſe mit einem gelben Kreuze auf dem Rücken, welche gleichfalls Kreuz-Füchſe genannt werden. Siehe im XV Th. S. 407.

Kreuz-Fürſt, ſiehe Kreuz-Zug.

Kreuz-Fuß, ein Fuß, ſo fern er aus zwey Hölzern beſteht, welche ſich nach rechten Winkeln durchſchneiden, und worauf ein Geräth, z. B. ein Kron-Haſpel, u. d. gl. geſtellet werden kann.

Kreuz-Gang. 1. Gänge, beſonders in den Gärten, welche einander nach rechten Winkeln durchſchneiden.

In Bergwerken, werden Kreuz-Gänge ſolche Gänge genannt, die einander kreuzweiſe durchſchneiden, quer über einander gehen, oder, wie man ſpricht, einander querüber durchſetzen. S. im XVI Th. S. 16.

2. In der Bau-Kunſt, ein bedeckter Gang um einen Hof herum, welcher durch vier an einander ſtoßende Flügel eines großen Gebäudes eingeſchloſſen wird. Man findet dieſe Gänge beſonders noch an den Kirchen der Alten angebracht, worin die Katholiken bey Regen-Wetter ihre Umgänge zu halten pflegen, auch ihre Geiſtliche dahin begraben. Es iſt, der Bau-Art nach, eben das, was bey den Alten ihr Porticus und ihr Cavaedium corinthium war. Dergleichen Kreuz-Gänge können dem Gebäude ein ſchönes Anſehen und auch eine große Bequemlichkeit geben, da man trocken um daſſelbe herum gehen kann. In Rath-Häuſern, Börſen, und dergleichen Gebäuden, ſollten ſie allezeit angebracht ſeyn, damit ſie bey ſchlechtem Wetter zum Spazierengehen gebraucht werden könnten. Sie werden entweder als Säulen-Lauben, oder als Bogen-Stellung, oder auf die

ſchlechteſte Art, da man die Pfeiler gar nicht verziert, gemacht. An einigen Orten ſind die Bogen mit Fenſtern beſchloſſen, damit man, ohne den Wind zu fühlen, darin ſpazieren könne. Es iſt nicht wohl abzuſehen, warum ſie in neuern Gebäuden ſeltener, als ehedem geſchahe, angebracht werden, da ſie ſowohl die Pracht, als auch die Bequemlichkeit, vermehren.

Bey Klöſtern, iſt der **Kreuz=Gang, Kloſter=Gang**, Fr. Cloître d'un monaſtere, eine Säulen=Laube, die um einen ſchachtförmigen Hof, oder Luſt= und Küchen=Garten, ins Gevierte herum geht, wodurch die feyerlichen Proceſſionen aus den Kirchen und in die Kirchen geführt werden; im Niederſ. Umgang, im Schleswigiſchen der Schwal. Insgemein ſind in dem darüber liegenden Geſchoſſe die Zellen der Mönche oder Nonnen dergeſtalt angelegt, daß ſie ihre Erleuchtung aus dem Hofe oder Garten haben können.

3. **In der römiſchen Kirche Ober=Deutſchlandes**, nennt man **Kreuz=Gänge** die öffentlichen Bitt=Gänge oder Proceſſionen mit Kreuz und Fahnen, wo das dabey verſammelte Volk mit der Geiſtlichkeit von einer Kirche zu der andern geht, und während dieſer Zeit, Gott mit Singen und Beten anruft.

Es ſind deren, das Jahr hindurch, vier von der Kirche vorgeſchrieben, welche auf das Feſt des h. Marcus, und auf die 3 Tage vor dem Feſte der Himmelfahrt Chriſti gehalten werden müſſen. Dieſe Bitt=Gänge haben, nach der Erzählung des Sidonius, ihren Urſprung von dem h. Mamertus, einem Biſchofe zu Vienne in Frankreich, welcher in der Mitte des 5ten Jahrh. lebte, wo auch, ungefähr gegen das J. 468, die öffentlichen Kreuz=Gänge wirklich ihren Anfang nahmen. Die Franken, welche damahls Meiſter von Gallien waren, und ſich dort feſtgeſetzt hatten, wurden mit vielen Unglücks=Fällen, als: Erdbeben, Feuersbrunſt, u. d. gl. heimgeſuchet. Einſt verrichtete der h. Mamertus in der Oſter=Nacht den öffentlichen Gottesdienſt, und da erhob ſich auf ein Mahl ein

Lärm in der Kirche, weil ein Haus, welches an dem erha=benſten Orte der Stadt Vienne lag, in Flammen ſtand. Das Volk lief aus der Kirche. Nur der Biſchof allein blieb vor dem Altare knien, und rief weinend Gott an. Bald darauf legte ſich dieſer Brand. Das Volk kam wie=der in die Kirche. Nach dem Oſter=Feſte erklärte der Bi=ſchof dem Volke, daß er in der Nacht, da das Feuer ent=ſtanden war, auf den Gedanken gekommen wäre, öffentli=che Bitt=Gänge, die von einer Kirche zur andern geführt werden ſollten, zu halten. Das Volk und der Rath in Vienne gaben ihre Einwilligung dazu. Darauf beſtimm=te der Biſchof die 3 Tage vor dem Feſte der Himmelfahrt Chriſti, an welchen dieſe Kreuz=Gänge gehalten werden ſollten, und er wohnte denſelben ſelbſt bey. Dieſem Bey=ſpiele folgten mehrere Kirchen in Frankreich, und nach und nach die ganze römiſche Kirche, die ſie jezt unter einem Ge=ſetze vorgeſchrieben hat.

Die Kreuz=Gänge auf das Feſt des h. Marcus ſoll der Papſt Gregor verordnet haben. Die Geiſtlichkeit mußte dieſe Bitt=Gänge begleiten, und die Litaney von allen Heiligen, ſo wie es auch auf den 3 Tagen vor dem Feſte der Himmelfahrt Chriſti geſchahe, ſingen, um die Fürbitte der Heiligen in den gemeinen Nöthen bey Gott zu bewirken. Noch dermahlen müſſen diejenigen, die zum Brevier=Beten verbunden ſind, wenn ſie dieſen Bitt=Gängen nicht beywohnen, dieſe Litaney kniend beten. Siehe Wallfahrten.

**Kreuz=Gaſſe, Kreuz=Straße**, in den Städten, Gaſſen oder Straßen, welche einander nach rechten Winkeln durchſchneiden.

**Kreuz=Gehäuſe**, heißen, bey dem Schwert=Feger, alle die Theile, welche auſſer dem Griffe und Knopfe an einem Degen=Gefäße befindlich ſind.

**Kreuz=Gemeinde, Kreuz=Gemeine.** Dieſes Wort zeigt eine Gemeine an, die über der Lehre von der Verſöhnung der Menſchen mit Gott durch das Opfer Chriſti am Kreuze, eifrig hält (*). Weil nun die evan=

(*) Es bezieht ſich auf den Ausſpruch Pauli: das Wort vom Kreuz iſt eine Thorheit denen, die verloren werden; uns aber,

evangeliſche **Brůder-Gemeine**, bekannter Maßen, ihre Haupt-Sache daraus macht, daß ſie von dem Kreuzes-Tode Jeſu, als dem grǒßten Beweiſe der Liebe Gottes gegen die Menſchen, zeugen, und überdem alles Gute, das den Menſchen durch den Glauben an Jeſum in Zeit und Ewigkeit von Gott zuflieẞt, aus dem Kreuzes-Tode Jeſu für uns herleiten: ſo hat man ſie die **Kreuz-Gemeine** genannt, und ſie ſchämt ſich dieſes Nahmens nicht.

**Kreuz-Gericht, Kreuz-Probe**, Iudicium ſ. Experimentum crucis, war eine in alten Zeiten übliche Gattung von **Ordalien** oder **Gottes-Gerichten** oder **Gottes-Urtheilen**, welches gebraucht wurde, die Unſchuld einer Perſon, oder die Gerechtigkeit einer Forderung darzuthun. Der Beſchuldigte, oder auch bey bürgerlichen Forderungen, beyde Parteyen, mußten, in Ermangelung eines andern Beweis-Mittels, ſich eine Zeitlang mit erhabenen und ausgeſtreckten Armen vor ein Kreuz ſtellen, und wenn der Beſchuldigte die beſtimmte Zeit nicht unbeweglich aushalten konnte, ſo wurde er für ſchuldig gehalten; oder welcher von beyden Parteyen die Arme am erſten ſinken ließ, oder gar ermüdet niederfiel, der verlor ſeine Streit-Sache (*). Man hatte, bey nicht vorhandenen Zeugen, gemeiniglich die Wahl zwiſchen dieſem Kreuz-Gerichte und dem

aber, die wir ſelig werden, iſt es eine Gottes-Kraft. 1 Cor. 1, 18. Da nennt Paulus das Evangelium von Chriſto dem Gekreuzigten, in deſſen Opfer allein zu finden iſt, Gnade und Freyheit von allen Sünden, für alle Welt, das **Wort vom Kreuz**.

(*) Man pflegte ihnen eine gewiſſe Zeit zu ſetzen, wie lange ſie die Probe machen ſollten, wer am beſten ſtehen kǒnnte, und dies waren manchmahl 40 Tage und Nächte. Weil man wohl einſahe, daß es unmǒglich ſey, daß jemand, natürlicher Weiſe, ſo lange ſtehen kǒnnte, ſo glaubte man, daß Gott, der Wahrheit zum Behuf, den Unſchuldigen auſſerordentlich ſtärken würde, und alſo rechnete man dieſe Probe auch zu den Gottes-Urtheilen oder Gottes-Gerichten.

dem ſo genannten Kampf-Rechte (ſ. Th. XXXIV S. 3). Man glaubte aber in der Folge, daß dergleichen Ceremonie zur Geringſchätzung der Kreuzigung Chriſti gereiche, und deshalb wurde der Gebrauch deſſelben bereits vom Kaiſer Lotharius I. in den Legg. Longobard. L. 2, Tit. 55, Leg 32, wieder verbothen. Seitdem iſt das Stehen unter dem Kreuze nur noch bisweilen als eine Art der Pönitenz gebraucht worden.

**Kreuz-Gewirk**, ſ. Kreuzen.

**Kreuz-Gewölbe**, ein nach vier Bogen aufgeführtes Gewölbe, welche einander in der Mitte durchkreuzen. Siehe Th. XVIII, S. 334, f.

**Kreuz-Groſchen**, ſ. im XX Th. S. 122.

**Kreuz-Gurt**, ein Bauch-Gurt der Reit-Pferde, welcher in das Kreuz über einander gelegt iſt. S. im Art. Sattel.

**Kreuz-Gut**, ſ. im XX Th. S. 756.

**Kreuz-Halfter**, ſ. im XXI Th. S. 270.

**Kreuz-Hammer**, der Kupfer-Schmiede; ſ. im XXI Th. S. 336, und die dazu gehörige Fig. 1209.

**Kreuz-Haſpel**, heißt ſowohl eine ſtehende, als liegende Winde, deren Welle vermittelſt zwey oder vier, wie ein Andreas-Kreuz geſtellter Arme, umgedrehet wird, und wodurch Laſten herbey oder herauf gewunden werden. Siehe im XXII Th. S. 239, f. und die dazu gehörige Fig. 1252 und 1253.

**Kreuz-Heer**, ſiehe Kreuz-Zug.

**Kreuz-Herr, Kreuz-Ritter**, L. Eques cruciatus, Fr. Chevalier de la croix, eine ehedem übliche Benennung derjenigen Ordens-Ritter, welche ein Kreuz auf ihren Mänteln oder Kleidern trugen, und beſonders zum Kriege wider die Ungläubigen verbunden waren.

Die meiſten Orden der Kreuz-Ritter, haben von den acht berühmten Kreuz-Zügen der vorzüglichſten

euro-

europäiſchen Völkerſchaften ihren erſten Urſprung. Wollte man ſelbſt mit Conring (*) behaupten, die Kreuz⸗Züge gegen die Muhamedaner wären bloß aus politiſchen Gründen des römiſchen Hofes unternommen worden, ſo hatten doch dit Ritter⸗Orden anfänglich eben denſelben Zweck.

Beſonders führten dieſen Nahmen: die Tempel⸗Herren, die deutſchen Herren, und die Malteſer⸗Ritter. Von lezteren, habe ich bereits im XXX Th. S. 647, fgg. im Art. **Johanniter⸗Orden** gehandelt. Von den Tempel⸗Herren, ſiehe dieſes Wort. Jezt werde ich die Nachrichten, welche die deutſchen Herren, oder den deutſchen Orden betreffen, nachhohlen.

Der Urſprung des **deutſchen Ordens**, des **Marianer⸗Ordens**, oder der **Brüder des deutſchen Hauſes Unſerer lieben Frauen zu Jeruſalem**, L. Equites crucigeri teutonici ordinis, Fr. Chevaliers de l'Ordre Teutonique, welcher ſich noch bis auf unſere Zeiten erhalten hat, fällt in jenen, für einen großen Theil von Europa höchſt traurigen Zeitpunct, in welchem der Kern, beſonders der Franzoſen, Niederländer und Deutſchen, nach dem gelobten Lande zog, um dort die chriſtl. Religion wieder anzupflanzen, und gegen die Feinde derſelben zu vertheidigen. Die ſo genannten Kreuz⸗Fahrer erlitten auf dieſer mühſeligen Wanderung alle Arten von Jammer und Noth; viele ſtarben unterweges, und ein großer Theil der übrigen kam krank, ermattet und elend in Paläſtina an. Durch die Fürſorge des damahligen Königes von Jeruſalem, Herzogs von Bouillon, und durch den Beytritt verſchiedener anderer Fürſten, die als Anführer der Kreuz⸗Fahrer mit nach Jeruſalem gezogen waren, wurde endlich

(*) Epiſt. de var doctrina, (Helmſt. 1666, 4.) Ep. 53, S. 329, f.

lich die Veranſtaltung gemacht, daß an verſchiedenen Orten des Weges, den die Pilger nehmen mußten, Herbergen angeleget wurden, die man mit Vorſtehern und Aufwärtern beſetzte, um alle ankommende Müde, Hungerige und Kranke, nach Nothdurft unentgeltlich zu verpflegen. Eben dieſes geſchahe auch in Jeruſalem, und in den übrigen Städten der Chriſten. Die Ungläubigen fingen aber bald an, auch dieſe Herbergen, inſonderheit diejenigen, welche auf dem platten Lande angelegt waren, zu beunruhigen und zu plündern. Man mußte alſo darauf bedacht ſeyn, ſie gegen die Anfälle dieſer Barbaren in Sicherheit zu ſetzen. Dieſes Amt übernahmen die Johanniter-Ritter und Tempel-Herren, die damahls ſchon beträchtliche Güter beſaßen, und in ziemlichem Anſehen ſtanden.

So gut und wohlgemeint dieſe Anſtalt im Ganzen war, ſo wenig Nutzen hatten doch eigentlich die Deutſchen davon; denn da die Vorſteher dieſer Herbergen mehrentheils Franzoſen, Spanier oder Italiäner waren, ſo fanden die deutſchen Pilger ſelten Platz darin, ſondern wurden unter dem Vorwande, daß bereits alles beſetzt ſey, meiſtens abgewieſen. Und da ſie dann noch überdies der fremden Sprachen unkundig waren, ſo geriethen ſie in das äuſſerſte Elend, und verſchmachteten unter freyem Himmel.

Die Geſchichte erzählt, daß ein frommer deutſcher Mann in Jeruſalem, deſſen Nahmen ſie aber verſchwiegen hat, voll Mitleiden über das traurige Schickſal ſeiner Landsleute, zuerſt eine Herberge in der Stadt errichtet habe, worin er alle kranke und arme Deutſche liebreich aufgenommen, und mit Lebens-Mitteln und Arzeneyen verſehen habe. Der Patriarch in Jeruſalem billigte nicht nur dieſe edelmüthige Stiftung, ſondern both auch ſelbſt die Hand dazu, daß zu Haltung des Gottesdienſtes bey der Herberge, eine kleine Kapelle, zu Ehren der h. Jungfrau Maria,

am

angeleget werden konnte. Mit dieſem edeln Deutſchen vereinigten ſich bald darauf einige bremer und lübecker Kaufleute, welche eben während der Belagerung von Ptolemais oder Akre (Acra, Ace, Accon, Acca) ankamen, indem ſie aus ihren Segeln Zelte machten, worein ſie die auf dem Felde ohne Hülfe umher liegenden Kranken und Verwundeten brachten, und ihrer pflegten, wie ſie denn auch auſſerdem noch eine Herberge in Jeruſalem anlegten. Dies geſchahe im J. 1190.

Durch dieſes Beyſpiel gereizt, traten verſchiedene deutſche Fürſten, die ſich bey dem chriſtlichen Heere befanden, zuſammen, und unterſtützten dieſe wohlthätige Geſellſchaft nicht nur mit anſehnlichen Beyträgen, ſondern ſie thaten auch den Vorſchlag, einen eigenen Ritter-Orden für Deutſche zu ſtiften, welcher, nach dem Beyſpiele der Johanniter und Tempel-Herren, gegen die Widerſacher der chriſtlichen Religion kämpfen, zugleich aber auch gegen Arme und Nothleidende ihrer Nation, die Werke der Liebe ausüben ſollte. Dieſer Vorſchlag fand allgemeinen Beyfall. Herzog **Friedrich von Schwaben** nahm ſich der Sache beſonders an, und bewirkte, durch die Vermittelung ſeines Bruders, Kaiſers Heinrich VI, der den neuen Orden in ſeinen beſondern Schutz nahm, die päpſtliche Einwilligung und Beſtätigung deſſelben. Dieſe erfolgte auch bereits im J. 1191, vom Papſte Cöleſtin III, der ihnen von ihrer erſten Kapelle den Nahmen **Hoſpitaler oder Ritter der Jungfrau Maria** (*) beylegte, und ſie der Regel des h. Auguſtin's unterwarf, wobey er ihnen eben den Ablaß und eben die Privilegien und Freyheiten ertheilte, welche die Johanniter und Tempel-Herren genoſſen. Vierzig deutſche Edel-



(*) Man muß die **Ritter der h. Jungfrau Maria** in Italien, deren an ſeinem Orte Erwähnung geſchehen wird, mit den Rittern des deutſchen Ordens nicht verwechſeln.

Leute legten zuerſt die drey gewöhnlichen Gelübde ab, nähmlich: keuſch und ohne Eigenthum zu leben, und ihren Obern willigen Gehorſam zu leiſten; wobey ſie ſich auch beſonders anheiſchig machten, die Pilger zu verpflegen, und den chriſtlichen Glauben zu vertheidigen. Der Papſt verordnete, daß die Ritter einen weißen Mantel, auf deſſen linken Seite ein ſchwarzes Kreuz geheftet war, tragen ſollten. Auch wurden einige Prieſter und Kapelläne für den Orden beſtellt, die den Gottesdienſt beſorgen, und die Ritter beſtändig an ihre Pflicht erinnern mußten. Auſſerdem erhielten ſie noch eine dritte Art von Angehörigen, die weder Ritter noch Prieſter, ſondern dienende Brüder waren. Anfangs nahm man auch verheurathete Männer, die keine Kinder hatten, auf, denen man die Erlaubniß gab, das halbe Kreuz zu tragen.

Die Aufnahme der erſten 40 Ritter geſchahe mit großer Feyerlichkeit. Der König von Jeruſalem gab das Kreuz dem erſten, der Herzog von Schwaben dem andern; und die übrigen 38 bekamen es aus den Händen eben ſo vieler Fürſten und Herren, die ſich bey der Belagerung von Akra befanden. Nach dieſem wurde Heinrich Waldpott zu Baſſenheim, zum erſten Meiſter des Ordens erwählt (*). In den Satzungen, die bey dieſer Gelegenheit aufgeſetzt wurden, war verordnet: Es ſollte derjenige, der ſich angeben würde um aufgenommen zu werden, gehalten ſeyn, einen Eid zu thun, daß er ein Deutſcher von Geburt, aus einem adeligen und unbeſcholtenen Geſchlechte wäre; daß er nie-

(*) Zum Andenken deſſelben iſt dem Stammhalter der gräfl. Waldpott-Baſſenheimiſchen ältern Linie durch einen Generalcapitel-Schluß verſtattet worden, ſich Deutſch-Ordens-Erbritter zu nennen, und das commenthurliche Kreuz, jedoch nicht auf dem Mantel, zu tragen. Er iſt aber in keinem Stücke an die Ordens-Regeln gebunden; kann alſo heurathen, und andere Orden dabey annehmen.

niemahls verheurathet geweſen; daß er entſchloſſen ſey, lebenslang die ſtrengſte Keuſchheit zu beobachten; daß er ſich allen Geſetzen und Regeln des Ordens unterwerfe; daß er dem Meiſter des Hoſpitales völligen Gehorſam verſpreche; daß er ſich vornehmlich dem Dienſte Gottes, den Kranken und Armen zur Vertheidigung des gelobten Landes widmen, und nichts zu eigen beſitzen wolle. Der Orden verband ſich dagegen, ihm Kleidung, Waſſer und Brod zu geben. Dieſes war im Anfange des Ordens faſt ihr ganzer Unterhalt, und ſie ſchliefen meiſtens nur auf Stroh-Säcken. Das Recht, Ritter in den deutſchen Orden aufzunehmen, wurde von dem Kaiſer zuerſt ſeinem Bruder, dem Herzoge Friedrich, und von dieſem dem jedesmahligen Vorſteher des Ordens überlaſſen. Dieſe nannten ſich mündlich und ſchriftlich, gleich den andern Rittern, Brüder. Alle Urkunden und Verordnungen aber wurden in lateiniſcher Sprache abgefaſſet.

Nachdem die Stadt Akre im J. 1191 von dem chriſtlichen Heere war eingenommen worden, kaufte Heinrich Waldpott ein Stück Landes auſſerhalb der Stadt, wo er eine Kirche, ein Hoſpital und verſchiedene Wohnungen bauen ließ, in welchen die Kranken aufgenommen und verpfleget wurden. Dieſes Hoſpital war anfangs der vornehmſte Sitz der Ritter, die ſich nicht nur durch ihre Sorgfalt, womit ſie ſich der Nothleidenden annahmen, ſondern auch durch ihre Tapferkeit bey verſchiedenen Gelegenheiten in kurzer Zeit ſehr berühmt machten. Auſſer der allgemeinen Achtung, die man ſowohl im gelobten Lande, als in ganz Europa, dieſem Orden bezeigte, wurde derſelbe ſowohl von Fürſten und Herren, als auch von Privat-Perſonen, reichlich beſchenkt. Es kamen beſonders aus Deutſchland von Zeit zu Zeit anſehnliche Vermächtniſſe zur Unterſtützung deſſelben an; denn die

nach Hauſe reiſenden Pilger rühmten aller Orten unterweges und in ihrem Vaterlande die Verdienſte der Ritter, welches viel zur Beſſerung ihrer Einkünfte beytrug. Auch die Bremer und Lübecker hatten nicht nur vor ihrer Rückreiſe nach Deutſchland dem Orden ihr Recht an dem Hoſpitale, welches ſie zu Jeruſalem erbauet hatten, übertragen, ſondern ſie ſuchten demſelben auch von ihrem Vaterlande aus, kräftige Unterſtützung zu bewirken, ſo, daß er durch alle dieſe Hülfs-Mittel in kurzer Zeit zu großem Anſehen gelangte.

Sobald die Sachen einmahl auf feſtem Fuße ſtanden, fand Heinr. Waldpott für gut, ſeinen untergebenen Brüdern, auſſer den ihnen bereits als Rittern obliegenden Pflichten, noch beſondere Vorſchriften zu geben, die ſie als Brüder des deutſchen Hauſes zu Jeruſalem auszeichnen ſollten. Er geſtattete den Rittern auſſer der Ordens-Kleidung nur die unentbehrlichſten Dinge, und unterſagte ihnen bey ihren Waffen den Gebrauch des Goldes und Silbers. Die Aufnahme der Brüder in den Orden ſollte öffentlich geſchehen, um bey niemanden Verdacht zu erregen. In jedem Convente ſollten, nach der Zahl der Jünger Chriſti, unter der Aufſicht eines Aelteſten oder Commenthures, 12 Brüder unterhalten werden. So oft in demſelben Brod gebacken wurde, mußte der zehnte Theil davon unter die Armen ausgetheilet werden. Kein Bruder ſollte ohne Vorwiſſen und Erlaubniß der Obern einen Brief wegſchicken oder erhalten können, keiner zur Verwahrung ſeiner Nothwendigkeiten ein Schloß oder einen Riegel an ſeinem Kaſten haben, um allen Schein des Eigenthumes zu vermeiden. Die Ritter durften ſich weder bey Hochzeiten, noch Gevatterſchaften, noch ſonſt bey andern Schmauſereyen weltlicher Ritter finden laſſen. Der Umgang mit Frauenzimmern, es ſeyen Weiber oder Jungfrauen, war ihnen gänzlich unterſagt, ſo, daß ſie nicht einmahl ihre

Müt-

Mütter oder Schweſtern küſſen durften. Vor dem 14ten Jahre ſollte keiner in den Orden aufgenommen werden; und vor der Aufnahme mußte der Candidat beweiſen, daß er nicht leibeigen, von gutem alten deutſchen Adel (*) und ohne Leibes-Gebrechen ſey; daß er keine Schulden habe (**), und noch in keinem andern Orden ſtehe. Weiber durfte man zwar in Dienſt nehmen; es mußte ihnen aber eine Wohnung auſſer dem Convente angewieſen werden. Wenn Halb-Kreuze, oder Ordens-Angehörige, die weder Ritter noch Prieſter waren, ſtarben, ſo fielen ihre Güter dem Orden zu. Das Gelübde der Armuth ging indeſſen, wie bey allen Orden, nur jedes einzelne Glied für ſich, nicht aber die ganze Geſellſchaft, an.



(*) Daher iſt in dem zu Augsburg im J. 1500 errichteten Reichs-Abſchied, §. 42, und 43, ausdrücklich geſagt: daß der deutſche Orden von und auf die Deutſchen geſtiftet und dem deutſchen Reiche zugehörig ſey. Dieſen Adel iſt jeder Adſpirant durch eine Probe von 16 Ahnen zu erweiſen ſchuldig. Die 8 erſten Ahnen ſollen aus deutſchem Geblüte ſeyn; bey den übrigen wird es ſo genau nicht genommen. Dieſe Familien müſſen aus denjenigen Provinzen ſeyn, die noch zu dem deutſchen Reiche und den Reichs-Kreiſen gehören, oder zu Karl's V. Zeiten dazu gehört haben, als: Elſaß, die Grafſchaft Burgund, und zum Theil der burgundiſche Kreis. Auch werden die böhmiſchen, mähriſchen und ſchleſiſchen Familien nicht ausgeſchloſſen, wenn ſie da zu Hauſe ſind, wo man die deutſche Sprache redet. Wer ein Beyſpiel von ſolcher Ahnen-Probe zu ſehen verlangt, um zu wiſſen, was der deutſche Orden in dieſem Falle von einem Adſpiranten fordert, der findet ſolche in Eſtor's Ahnenprobe, S. 145, f.

(**) Was den Punct der vor dem Eintritt in den Orden gemachten Schulden betrifft, ſo wurde im J. 1222, zu Folge einer Urkunde Kaiſers Friedrich verordnet: daß jeder, der ſich in den deutſchen Orden begeben würde, und ſchon die Kleidung trüge, wegen keiner vorher gemachten Schuld angeklaget werden könne, ſondern der Gläubiger ſollte ſeine Forderung bey den Anverwandten und Erben des Schuldners ſuchen, geſetzt auch, es hätte derſelbe bey ſeinem Eintritte in den Orden, dieſem ſchon einen Theil ſeines Vermögens vermacht.

Der deutſche Orden konnte alſo jede Belohnung, jedes Geſchenk annehmen, und ſo viel Güter beſitzen, als er entweder ſelbſt durch Kauf an ſich brachte, oder ihm durch Vermächtniſſe und Schenkungen zufielen, u. ſ. w.

Heinrich Waldpott ſorgte überhaupt dafür, dem Orden durch gute Einrichtung von innen, und ſtarke Unterſtützung von auſſen, einen dauerhaften Fortgang zu verſichern. Er genoß aber das Vergnügen, den Wachsthum des Ordens zu ſehen, nicht lange; denn er ſtarb bereits im J. 1200, nachdem kurz vorher auch ſein und des Ordens Gönner und Beſchützer, Friedrich von Schwaben, mit Tode abgegangen, und in die Kirche des Hoſpitales zu Akre begraben worden war, wo auch Heinrich Waldpott ſeine Ruhe-Stätte fand.

Unter ſeinen Nachfolgern im Meiſter-Amte, Otto von Karpen und Herrmann von Bart, ging nicht viel Merkwürdiges vor, da beyde dieſes Amt nicht lange verwalteten. Nach ihrem Tode fiel die Wahl auf Herrmann von Salza aus einem berühmten Geſchlechte, welches einſt Langenſalza in Thüringen beſeſſen hatte. Dieſem rüſtigen und klugen Manne hatte der Orden ſeinen fernern ſchleunigen Wachsthum und die vorzüglichſten Privilegien, nebſt den beträchtlichen Beſitzungen, die demſelben damahls zufielen, vornehmlich zu verdanken. Bey dem Antritte ſeiner Regierung war der Orden durch den öftern Verluſt, den er in den Gefechten mit Ungläubigen erlitten hatte, ſo ſchwach, daß er nur 10 bewaffnete Brüder aufſtellen konnte. Während ſeiner dreyßigjährigen Verwaltung des Hochmeiſter-Amtes aber vermehrte ſich die Zahl der ſtreitenden Ritter bis auf 2000, worunter man beſonders den Land-Graf Conrad von Thüringen zählte, der ſich mit 24 Edeln zugleich in den Orden einkleiden ließ. Die deutſchen

Rit-

Ritter thaten ſich bey ſo manchen Gelegenheiten durch ihre Tapferkeit hervor, und erwarben ſich dadurch die Gunſt und Achtung aller chriſtlichen Fürſten, welches ihnen dann mancherley wichtige Vortheile verſchaffete. So gab ihnen Kaiſer Otto, im J. 1213, einen Brief, kraft deſſen alle Glieder des Ordens in des Kaiſers und des Reiches beſonderm Schutze ſtehen, und jedermann erlaubt ſeyn ſollte, von ſeinen Gütern nach Belieben an die Ritter zu verkaufen, zu vertauſchen, oder zu verſchenken. Der Kaiſer Friedrich befahl, im J. 1214, daß man den Ordens-Meiſter in Deutſchland als ein Mitglied des kaiſerlichen Hofes anſehen, und wenn er an dieſem Hofe etwas zu thun habe, mit allem Nöthigen auf der Reiſe, auf kaiſerliche Koſten verſorgen ſolle. Ferner verſtattete er, daß ſich jederzeit zwey Brüder bey dem Hof-Lager aufhalten durften, um Hülfs-Gelder für ihre im Orient ſtreitende Brüder zu ſammeln; daß alle Güter des Ordens in Deutſchland als Reichs-Lehen geachtet werden ſollten, und daß jedermann demſelben von denen Gütern, die man als Lehen des Reiches beſäße, ungehindert abtreten möge. Unter andern erhielt der Orden auch von den Brüdern Heinrich und Andreas, Grafen von Hohenlohe, die Stadt Mergentheim, als ſie im J. 1200 nach Paläſtina zogen, um ſich dort zu deutſchen Rittern einkleiden zu laſſen.

Alle dieſe Vortheile, nebſt andern, die dem Orden von den Verwandten und Vorfahren des Kaiſers ſchon ertheilt waren, wurden in einem zu Tarent 1221 ausgefertigten, und mit den Unterſchriften vieler fürſtlichen Zeugen verſehenen Briefe beſtätigt, und noch dabey verordnet: daß die Ritter und ihre Angehörige von allen Abgaben, Zöllen, Wage- Ufer- Brücken- und Wege-Geldern befreyt ſeyn; daß ſie überall Gras, Holz und Waſſer frey zu genießen hätten; daß niemand ſie in ihrem Rechte zu ſtören ſich unterfangen dürfe,

bey Strafe von 100 Mark Goldes, wovon die Hälfte dem Kaiſer, die andere aber dem Mißhandelten, zu Theil werden ſollte. Alle dieſe Vorrechte und Freyheiten wurden nicht nur von dem Papſte gebilliget und beſtätiget, ſondern noch durch andere geiſtliche Freyheiten und Vorzüge vermehret. Der Orden wurde von allen Zehenten befreyet; erhielt aber dabey das Recht, Zehenten an ſich zu bringen und zu beſitzen, und alle Erz=Biſchöfe und Biſchöfe erhielten Befehl, ihre untergebene Gemeinden auf das dringendſte zu überreden, daß ſie durch milde Schenkungen, Vermächtniſſe und Stiftungen dem Orden und der bedrängten Chriſtenheit im Orient zu Hülfe kommen ſollten. Es konnte alſo nicht fehlen, der Orden mußte in kurzer Zeit zu den anſehnlichſten Beſitzungen in verſchiedenen Ländern gelangen. Er beſaß auſſer Deutſchland auch in Italien, Sicilien, Spanien, ja ſo gar in Griechenland und Armenien, anſehnliche Güter, ſo, daß in denſelben 7 verſchiedene Provinzen und Meiſterthümer gezählet wurden.

Bey dem allen aber befanden ſich die Angelegenheiten der Chriſten im Orient in einer höchſt mißlichen Lage. Der Kaiſer Friedrich II. unternahm zwar ſelbſt im J. 1228, einen Zug nach den Morgenländern; die Zwiſtigkeiten aber, welche zwiſchen ihm und dem Papſte Honorius III. herrſchten, und die Verfolgungen des Leztern, der den Kaiſer ſo gar in den Bann that, hemmten den glücklichen Erfolg ſeiner Waffen, obgleich die deutſchen Ritter ihm unter allen Umſtänden getreu blieben. Er zog ſich deshalb im J. 1229, wieder nach Europa zurück, wohin ihm noch in demſelben Jahre Herrmann von Salza folgte, der ſeinen Sitz zu Venedig nahm. Man wünſchte ſehr, die noch immer fort dauernden Mißhelligkeiten zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſte beygelegt zu ſehen; und da man von Seiten verſchiedener Höfe vergeb-

geblich daran gearbeitet hatte, ſo wurde endlich der Hoch-Meiſter des deutſchen Ordens zum Vermittler vorgeſchlagen und angenommen, der denn auch in kurzer Zeit beyde Parteyen auf eine ſo geſchickte und kluge Art mit einander ausſöhnte, daß er ſie völlig zufrieden ſtellte. Der Papſt Honorius beehrte ihn, zum Zeichen ſeiner Zufriedenheit, mit einem Ringe von großem Werthe, den er beſtändig tragen, und den man künftig, zum ewigen Denkmal dieſer merkwürdigen That, jedem Hoch-Meiſter bey ſeiner Wahl geben ſollte. Der Kaiſer ertheilte ihm und ſeinen Nachfolgern die Würde eines Reichs-Fürſten, und erlaubte ihm, den Reichs-Adler in der Mitte des Kreuzes und in dem Wapen zu führen; wozu nach der Zeit, im J. 1250, noch die franzöſiſchen Lilien kamen, die der König Ludwig an den äuſſerſten Enden des goldenen Kreuzes zu führen geſtattete, weil ihm die deutſchen Ritter bey ſeinem Kreuz-Zuge, und inſonderheit bey Eroberung der Stadt Damiette, wichtige Dienſte geleiſtet hatten.

So ſtanden die Sachen, als ſich auf ein Mahl ein neuer Schauplatz für den Orden eröffnete. Der Papſt Innocentius hatte bereits im J. 1209. einige Mönche nach Preuſſen geſchickt, um die dortigen heidniſchen Einwohner zum chriſtlichen Glauben zu bekehren. Die Folgen davon waren Krieg und Blutvergießen. Die abgöttiſchen Preuſſen, welche bisher mit ihren chriſtlichen Nachbarn in gutem Vernehmen geſtanden hatten, fingen nun an, nicht nur ihre eigene zum chriſtlichen Glauben bekehrte Mitbrüder zu verfolgen, ſondern ſie thaten auch einen Einfall in das culmer Gebieth, wo ſie alles mit Feuer und Schwert verheerten, und die abſcheulichſten Grauſamkeiten ausübten. Zwar hatte der Herzog Conrad von der Maſau, die von dem Biſchofe Albrecht I. in Liefland geſtifteten Schwert-Ritter, die nachher mit dem deutſchen Orden

den vereiniget wurden, zu Hülfe gerufen; ſie konnten aber gegen die einmahl aufgebrachten Preuſſen nichts ausrichten, ſondern zogen allenthalben den Kürzern. In dieſer Bedrängniß entſchloß ſich der Herzog Conrad die deutſchen Ritter um Beyſtand anzuſprechen, und ſchickte dieſerwegen eine Geſandtſchaft an ihren Hoch-Meiſter Herrmann von Salza. Um ihn deſto eher zu bewegen, ſich der Sache der bedrängten Chriſten in dortiger Gegend anzunehmen, verſicherte er, in den 1226 und 1228 errichteten Vergleichen, dem deutſchen Orden nicht nur den eigenthümlichen Beſitz alles desjenigen Landes, welches er den Preuſſen abgewinnen würde, ſondern er verſprach auch, ihnen das culmiſche und dobriniſche Land abzutreten. Der Hoch-Meiſter nahm dieſe Anerbiethungen um ſo williger an, da ihm ſowohl Papſt Gregor IX. als auch Kaiſer Friedrich II., nebſt vielen deutſchen Fürſten dazu riethen, und ihm Hülfe und Beyſtand verſprachen. Der Papſt ſchrieb zugleich eine große Kreuz-Fahrt wider die Preuſſen aus. Unzählige deutſche Haufen gingen dahin, und verbanden ſich mit den Ordens-Rittern, um unter der Anführung des Ritters Herrmann von Balk, den der Hoch-Meiſter als Verweſer des zu erobernden, und des von dem Herzoge Conrad dem Orden freywillig abgetretenen Landes, unter dem Titel eines Land-Meiſters dahin geſchickt hatte, gegen die Feinde des Chriſtenthumes zu ſtreiten. Ihre Waffen waren mehrentheils ſiegreich, und der Orden brachte nach und nach ganz Preuſſen, Curland, Semgallen und Liefland unter ſeine Herrſchaft. Lezteres gewann derſelbe vorzüglich durch die im J. 1238. erfolgte Vereinigung mit dem Orden der Schwert-Brüder, welcher Liefland inne hatte.

Unterdeſſen war der Hoch-Meiſter Hermann von Salza, als er von einer Viſitation des Ordens in Syrien

rien zurück kam, unterweges geſtorben, und ihm folgte Conrad, Land-Graf von Thüringen (*), und dann Heinrich Graf von Hohenlohe. In den Morgenländern war der Orden durch öftere Unglücks-Fälle, und vollends durch eine Schlacht der Chriſten mit den Ungläubigen im J. 1244, dermaßen geſchwächt, daß das einzige noch übrige Ordens-Haus nur mit 3 Brüdern beſetzt war. Deſto mehr aber breitete ſich der Orden in Deutſchland und Preuſſen aus. Unter dem 11ten Hoch-Meiſter, Conrad von Feuchtwangen, wurde die Wohnung deſſelben von Venedig nach Marburg in Heſſen, und unter ſeinem Nachfolger, Gottfried Grafen von Hohenlohe, im J. 1309, nach Marienburg in Preuſſen verlegt, welcher Ort von den Rittern, im J. 1281 erbauet worden war.

Wie ſehr der Orden auch während den beſtändigen Kriegen, die er bald mit Polen (**), bald mit den be-

(*) Dieſes Conrad's, Herzoges von Thüringen, deſſen bereits oben unter dem Deutſch-Meiſter Otto von Karpen gedacht worden iſt, geſchieht in der Geſchichte des deutſchen Ordens bey dieſer Gelegenheit nirgends Erwähnung. Weder die alten noch neuern Geſchichtſchreiber haben ihn mit in die Reihe der Hoch- und Deutſch-Meiſter geſetzt. Daß er aber wirklich dahin gehöre, und ein unmittelbarer Nachfolger Hermann's von Salza geweſen iſt, hat Hr. Hofr. Lamey, in den Actis Academiae Theodoro-Palatinae, Th. II, S. 22, f. aus Urkunden erwieſen.

(**) Eben die große Macht ſcheint den Orden übermüthig, und die benachbarten Fürſten eiferſüchtig gemacht zu haben. Hätte ſich zu ſeinem Untergange die geiſt- und weltliche Macht vereinigt, ſo würde es ihm wahrſcheinlich nicht beſſer ergangen ſeyn, als dem Orden der Tempel-Herren. Jezt war es aber die Krone Polen allein, welche ſeine Demüthigung unternahm. In einem Treffen, welches die Ritter im J. 1410. d. 15 Jul. bey Tanneberg und Grünewald dem Könige Vladislaus II. Jagello lieferten, blieben auf Seiten des Ordens 40000 Mann; unter welchen ſich der Hoch-Meiſter Ulrich von Jungingen, der Groß-Commenthur, der Marſchall, nebſt 600 Rittern, befanden. Von der Zeit an, nahm ihre Gewalt ſehr ab, und die innerlichen Unordnungen und Zwiſtigkeiten der Ordens-Glieder beförderten ihren Untergang in Preuſſen.

benachbarten heidniſchen Völkern, und öfters auch mit den chriſtlichen Biſchöfen ſelbſt, zu führen hatte, in Aufnahme gekommen war, erhellt daraus, daß man in einem zu Marienburg 1405, gehaltenen Ordens-Capitel, genöthigt war, eine Verordnung zu machen, worin einem Ritter verbothen wurde, mehr als 10 Pferde zu halten, und einem Commenthur wurden nur 100 Pferde für ſich und ſein Gefolge erlaubt. Auch nahmen die Ritter, die, ſo wie der Hoch-Meiſter und die Commenthuren ſich bisher nur Brüder genannt hatten, nunmehr den Titel Herr an. Dieſes ſowohl, als verſchiedene andere Abweichungen von den alten Sitten und Herkommen des Ordens, veranlaſſete manche Unruhen und Unordnungen in demſelben, welche ihre Feinde ſich öfters mit gutem Erfolge zu Nutze machten.

Im J. 1453, empörten ſich die vornehmſten Städte in Preuſſen wider den Orden, die, in Verbindung mit dem dortigen Adel, der den Deutſch-Herren auch nicht gewogen war, ſich ihrer feſteſten Schlöſſer und beſten Feſtungen bemächtigten. Der König Caſimir von Polen nutzte dieſe gute Gelegenheit, und rückte mit einem ſtarken Kriegs-Heere in Preuſſen ein. Dieſer Krieg dauerte 13 Jahr, und endigte ſich mit einem zu Thorn geſchloſſenen ſchimpflichen Frieden für den Orden, welcher ſich genöthigt ſahe, im J. 1466, die Provinz Pomerellen, nebſt allen dazu gehörigen Städten und Feſtungen, als: Marienburg, Elbing, und das ganze culmiſche Land, an die Krone Polen abzutreten. Der Orden bemühete ſich vergeblich, das Verlorne wieder zu erlangen. Als im J. 1498, Friedrich, Herzog zu Sachſen, Markgraf zu Meiſſen und Landgraf zu Thüringen, zum Hoch-Meiſter erwählt war, ſchlugen ſich zwar der Kaiſer, die Fürſten des Reiches und ſelbſt der Papſt, ins Mittel, um den König von Polen zu bewegen, die dem Orden entriſſe-

nen

nen Städte und Länder wieder zurück zu geben. Sie richteten aber nichts aus, und die Sachen blieben, wie ſie waren.

Als der Hoch-Meiſter Friedrich von Sachſen im J. 1510, geſtorben war, erwählten die Ritter Albrechten, Markgrafen zu Brandenburg, einen Sohn der Schweſter des Königs Sigismund in Polen, an ſeine Stelle, in der Hoffnung, es werde ſich der König wegen der nahen Anverwandtſchaft bewegen laſſen, dem Orden dasjenige wieder zu geben, was ihm genommen war; allein, ſie irrten ſich, und verloren durch dieſe Wahl ganz Preuſſen. Markgraf Albrecht trat ungefähr 10 Jahr nach ſeiner Erwählung zum Hoch-Meiſter, zur proteſtantiſchen Kirche über, entſagte der Würde eines Hoch-Meiſters, ließ ſich von der Krone Polen wegen allem, was dem Orden in Preuſſen noch übrig war, belehnen, jagte alle die Commenthure, Ritter und Beamte des Ordens, die ſtandhaft bey der katholiſchen Religion blieben, aus Preuſſen, und vermählte ſich endlich mit einer Tochter des Königes von Dänemark. Und ſo kam Preuſſen an das Haus Brandenburg.

In Liefland war der Orden bisher durch Heer-Meiſter, die dem Hoch-Meiſter den Eid der Treue leiſten mußten, regiert worden. Walther von Plettenberg, der damahls Heer-Meiſter in Liefland war, kaufte ſich und den Orden, durch eine Summe Geldes, die er dem Markgrafen von Brandenburg zahlte, von aller fernern Verbindlichkeit los. Er wurde ſeines Eides entlaſſen, und der Kaiſer Karl V. machte ihn zum Reichs-Fürſten, mit dem Rechte, Sitz und Stimme auf dem Reichs-Tage zu haben. Auf dieſe Art wurden die liefländiſchen Ritter, welche faſt 300 Jahr lang mit dem deutſchen Orden vereinigt geweſen waren, gänzlich davon abgeſondert und getrennet.

Unterdeſſen fing Luther's Lehre an, ſich auch in Liefland auszubreiten, und ſelbſt die Biſchöfe thaten derſelben nicht nur heimlich viel Vorſchub, ſondern es bekannte ſich auch ein großer Theil derſelben öffentlich dazu, nachdem beſonders der Erz-Biſchof von Riga, **Wilhelm von Brandenburg**, auf die Seite der Proteſtanten getreten war. Hierdurch entſtanden große Unruhen und Spaltungen. Die Stadt Reval und ein Stück von Eſthland gab ſich unter den Schutz des Königes von Schweden, Erich's XIV., und leiſtete ihm den Eid der Treue. Der damahlige Heer-Meiſter Wilhelm von Fürſtenberg, hatte, Alters wegen, ſeine Würde ſeinem Coadjutor, Gotthard Kettler, übergeben, und dieſer ſchloß einen Vertrag mit Polen, vermöge deſſen künftig Liefland mit der Krone Polen und dem Groß-Herzogthume Litauen verknüpft werden ſollte, wogegen dem Heer-Meiſter der Titel eines Herzoges von Curland und Semgallen für ſich und ſeine männliche Erben beygeleget wurde, unter der Bedingung, daß er dieſe Herzogthümer von der Krone Polen zu Lehen nehme (*). Auſſerdem wurde er zum beſtändigen Statthalter über den ganzen übrigen Theil von Liefland erklärt, welcher Vertrag im J. 1561. in Wilna unterzeichnet wurde. Der Hoch-Meiſter entſagte nunmehr auch völlig dem Orden, legte die Kleidung und andere Kenn-Zeichen deſſelben ab, und vermählte ſich mit der Prinzeſſinn Anna von Meklenburg. So endigte ſich auch der Orden in Liefland, welcher, ſeitdem er von dem deutſchen Orden in Preuſſen war getrennet worden, noch 6 Heer-Meiſter gehabt hatte.

Die Ritter, welche ihrer Religion und dem Orden treu geblieben waren, hatten ſich unterdeſſen ſowohl aus Preuſſen, als auch aus Liefland, nach Deutſchland

(*) Wegen dieſer Treuloſigkeit, wird kein Kettler, welcher von dieſer Linie abſtammet, in den Orden aufgenommen.

land begeben, und Walther von Kronberg, der als Meiſter in deutſchen und wälſchen Landen, ſeinen Siz zu Mergentheim in Franken, welches ein Graf von Hohenlohe dem Orden geſchenkt, hatte, nahm nun zum erſten Mahl den Titel: **Adminiſtrator des Hoch=Meiſterthumes in Preuſſen** (*) an. Der Orden ſtellte nun eine förmliche Klage wider Albrecht von Brandenburg bey dem kaiſerl. Reichs=Hofrathe an, und drang auf die Vernichtung des mit Polen geſchloſſenen Vertrages, und auf die Zurückgabe deſſen, was der Orden in Preuſſen beſeſſen hatte. Der Kaiſer entſchied zu Gunſten des Ordens, und erklärte den Markgraf von Brandenburg in die Reichs=Acht. Da aber der kaiſerliche Befehl durch keine Armee unterſtüzet werden konnte, ſo hatte er auch keine Wirkung. Die folgenden Hoch= und Deutſch=Meiſter, die man, zu beſſerer Unterſtüzung der Sache, mehrentheils aus den mächtigſten deutſchen Häuſern erwählte, gaben ſich zwar alle Mühe, wieder zum Beſiz von Preuſſen und Liefland zu gelangen; aber vergebens. Die Sache blieb, wie ſie war; und als ſich in der Folge das Haus Brandenburg immer vergrößerte, und ſowohl inn= als auſſerhalb Deutſchland furcht=

(*) Es iſt bey dieſer Gelegenheit noch anzumerken, daß neben dem Hoch=Meiſter, beſtändig ein Praeceptor oder Magiſter Allemanniæ & Livoniæ, dem Orden vorgeſezt waren. Erſtern nannte man Deutſch=Meiſter, oder Meiſter in deutſchen und wälſchen Landen, und Leztern, wie ſchon oben geſagt worden iſt, Heer=Meiſter. In ältern Zeiten waren die Titel: Magiſter, Praeceptor und Commendator, eigentlich gleichbedeutend. Sie waren bloß dem Range nach von einander unterſchieden, je nach dem einer Magiſter, Praeceptor oder Commendator eines ganzen Landes, einer ganzen Provinz, oder nur eines einzelnen Hauſes des Ordens, war. Nach der Zeit aber wurde der Titel Commendator (Commenthur, Comthur) nur den geringern Präceptoren des Ordens gelaſſen, die den Magiſtris, d. i. dem Deutſch= und Heer=Meiſter, untergeordnet waren. Acta Acad. Theod. Palat. Th. 2, S. 23.

furchtbar ward, war an Wiedereinſetzung des deutſchen Ordens in ſeine vormahlige Rechte nicht mehr zu denken. Ein anderer beſonderer Deutſch-Meiſter iſt ſeitdem nicht mehr ernannt worden, und die **Adminiſtration des Hoch-Meiſterthumes in Preuſſen** iſt nach der Zeit zu einer leeren Titel-Sache geworden, wenn gleich der Orden ſeine Anſprüche auf Preuſſen noch durch Proteſtationen zu erhalten ſucht; gleichwie auch der König von Preuſſen und Churfürſt von Brandenburg hinwiederum gegen den Titel eines Adminiſtrators von Preuſſen proteſtiren läſſet.

Unterdeſſen beſitzt der Orden noch jezt ſehr anſehnliche Herrſchaften und Güter in Deutſchland, welche, wenn ſie beyſammen lägen, ein beträchtliches Fürſtenthum ausmachen würden. Sie beſtehen überhaupt aus dem eigentlichen **Meiſterthume zu Mergentheim**, und aus 12,. oder wenn man die Balley Utrecht aus Gründen, welche ich weiter unten anführen werde, nicht mitzählt, aus 11 Balleyen. Die Regierung zu Mergentheim beſteht aus einem Statt- oder Vice-Statthalter, Präſidenten, Haus-Commenthur, Trappirer, einigen geheimen Räthen, einigen Regierungs-Räthen, einigen geiſtlichen Räthen und Kammer-Räthen. Die **Balleyen** (Balliviae) oder Provinzen werden noch heutiges Tages in die **Balleyen des preußiſchen und deutſchen Gebiethes** abgetheilet, und behaupten folgenden Rang:

**Preuſſiſches Gebieth.** 1. Elſas und Burgund. 2. Oeſtreich. 3. Coblenz. 4. Etſch oder Tyrol.

**Deutſches Gebieth.** 5. Franken. 6. Heſſen. 7. Alten Biſen. 8. Thüringen. 9. Weſtphalen. 10. Lothringen. 11. Sachſen. Beyde leztere alterniren mit dem Range bey Groß-Capiteln. (12. Utrecht.)

Sie werden durch **Land-Commenthure** (Commendatores provinciales, Archi-Commendatores,)

regiert. Bey der Wahl derſelben concurriren ſämmtliche Ordens = Ritter, welche Sitz und Stimme im Capitel haben. Zwey Subjecte, wozu auch der jüngſte Ritter qualificirt iſt, werden dem Hoch = Meiſter präſentirt, und dieſer beſtätigt einen davon nach Wohlgefallen. Die **Land=Commenthure** nebſt den **Raths=Gebiethigern** machen, unter dem Vorſitze ihres Hoch= und Deutſch = Meiſters, das **Capitel** aus, welches entweder zu Mergentheim, oder an einem andern dem Orden zugehörigen Orte zuſammen berufen wird. Jede Balley hat ihre beſtimmte Anzahl Raths=Gebiethiger. Das Meiſterthum und Franken haben 6; die Balley Alten = Biſen 5, und die übrigen jede 2. Die Raths = Gebiethiger oder Groß = Capitularen haben dieſen Vorzug vor den bloßen Commandeurs, daß ſie bey General = Capiteln mit ihren Land = Commenthuren erſcheinen dürfen. Sie haben aber von jeder Balley nur ein Votum curiatum, und ſitzen auch nicht an der Tafel mit dem Hoch = und Deutſch = Meiſter und den Land = Commenthuren, ſondern abgeſondert an der Wand nach dem Range ihrer Balleyen, und votiren gemeiniglich, wie ihre vorgeſetzte Land = Commenthure.

Der **Hoch = und Deutſch = Meiſter** gelangt gleichfalls durch eine Wahl zu dieſer Würde, womit es ſich folgender Maßen verhält. Es ſind 13 Wahl = Stimmen; 5 vom preußiſchen, und 8 vom deutſchen Gebiethe. Vom Preußiſchen: 1. Elſas und Burgund; 2. Oeſtreich; 3. Coblenz; 4. Etſch, und 5 der Commandeur zu Brüggen. Vom deutſchen: 6. Franken. 7. Alten = Biſen; 8. Heſſen; 9. Weſtphalen; 10. Lothringen: 11. Sachſen; 12. der Commandeur zu Viersberg, und 13. zu Oettingen. Die zwey Commandeurs zu Plommenthal und Friſach, ſind die Collectores der Stimmen. Die Balley Thüringen hat keine Wahl = Stimme; ſie hat auch nicht jederzeit

Stimme bey dem Groß-Capitel, ſondern ein oder anderer Land-Commenthur erlangt ſie ex gratia des Hoch- und Deutſch-Meiſters, doch gegen Ausſtellung eines Reverſes, daß es zu keiner Conſequenz gezogen werden ſolle; indeſſen wird dieſe Stimme doch bey allen Groß-Capiteln geführt, und der Hoch- und Deutſch-Meiſter disponirt darüber, und gibt ſie von den übrigen Land-Commenthuren, wem er will. Daß dieſe Balley, wobey auch keine Ordens-Ritter, ſondern die Statthalter der Balley Thüringen aus den Balleyen Heſſen oder Sachſen poſtulirt werden, die Rechte der übrigen Balleyen nicht hat, mag daher kommen, daß ſie ehemahls quaſi ſeculariſirt war, und ihr viele beträchtliche Commenden abgeriſſen worden ſind. Der Herzog Moritz zu Sachſen war Land-Commenthur, und heurathete. Die Sache wurde aber doch ſo vermittelt, daß ſie ihm und ſeinen Söhnen, gegen Entrichtung ſo genannter Reſpons-Gelder, auf lebenslang gelaſſen wurde. Uebrigens muß die Wahl des Hoch- und Deutſch-Meiſters innerhalb 6 Wochen nach dem Abſterben des vorhergehenden geſchehen, und binnen dieſer Zeit haben die Land-Commenthure der Balley Elſas und Franken das Vicariat auszuüben, und die Groß-Capitularen zur Wahl zu beſchreiben.

Die Balleyen werden wieder in Commenthureyen (Commendae) eingetheilt, welche durch Commenthure (Commendeurs) verwaltet werden. Zu den 4 Balleyen: Heſſen, Sachſen, Thüringen und Utrecht, und den darunter begriffenen Commenden, gelangen mehrentheils nur augsburgiſche Confeſſions-Ritter.

In dem eigentlichen Meiſterthume übt der Hoch- und Deutſch-Meiſter, gleich andern Reichs-Fürſten, die Landes-Hoheit aus. Der Land-Commenthur der Balley Elſas und Burgund hat Sitz und Stimme auf der ſchwäbiſchen Grafen-Bank als Commenthur zu Althauſen, keinesweges aber auf der rheiniſchen Prä-

laten-

laten-Bank; wenigſtens iſt dieſe Stimme ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr geführt worden; und unſere beſte Publiciſten, welche ſolches noch behaupten, irren hierin ſehr. Endlich iſt auch das Gebieth der Balley Franken größten Theils und unbeſtritten unmittelbar, und hält mit dem Hoch-Meiſterthume, womit ſie verbunden iſt, ihr eigenes Contingent. Die übrige Land- und andere Commenthure aber werden, in Anſehung ihrer Commenden, von den Fürſten, in deren Gebiethe ſie liegen, als Land-Saſſen angeſehen und behandelt.

Folgendes **Verzeichniß der Ordens-Commenden**, wird, im 7 B. des **allgem. Real-Wörterbuches aller Künſte und Wiſſenſch.** (Frf. M. 1783, gr. 4) S. 156, f. für richtiger, als das Büſchingiſche und Moſeriſche angegeben.

I. Das Meiſterthum **Mergentheim**. Die darunter ſtehenden Commenthureyen **Horneck**, **Weißenburg**, **Frankfurth** am **Mayn**, **Maynz**, **Speyer**, und **Namslau** in Schleſien, werden, ſo wie die dazu gehörigen Aemter, Vogteyen und Pflegen, als Kammer-Güter des Hoch-Meiſters angeſehen. Eben dieſes gilt von den Herrſchaften **Freudenthal** in Schleſien und **Baſſau** in Mähren. Dieſe deutſchmeiſteriſche Kammer-Commenden werden mit Rittern aus der Balley Franken beſetzt.

II. Die Balley **Elſas und Burgund**, wozu folgende Commenden gehören:

1. Alſchhauſen.
2. Rohr und Waldſtetten.
3. Meniau.
4. Beuggen im Breisgau.
5. Freyburg im Breisgau.

} liegen im ſchwäb. Kreiſe.

6. Hitzkirch oder Hirzkilch.
7. Zu Baſel.
8. Zu Mühlhauſen.

} liegen in Helvetien.

 9. Rix-

9. Rixheim im Sundgau.
10. Zu Rufach und Gebweiler. } liegen im Ober-Elſas.
11. Zu Kaiſersberg.
12. Zu Andlau. } liegen im Unter-Elſas.
13. Zu Straßburg.

III. Die Balley Oeſtreich. Hierzu gehören die Commenthureyen:

1. Zu Wien; im deutſchen Hauſe daſelbſt iſt der Sitz des Land-Commenthurs dieſer Balley.
2. Neuſtadt im Lande unter der Ens.
3. Bey Grätz in Steyermark.
4. Zu Meretinza und Groß-Sontag in Unter-Steyermark.
5. Zu Laybach in Krain.
6. Zu Möttling und Tſchernembt in Krain.
7. Zu St. Georgen im Sandhof und zu Freiſach in Kärnthen.
8. Zu Linz im Lande ob der Ens.
9. Zu Speyer (*).

IV. Die Balley Coblenz; die Land-Commende iſt in Cöln. Der Land-Commenthur wohnt aber nicht daſelbſt, ſondern hat ſeinen beſtändigen Wohnſitz auf dem nahe bey Cöln liegenden Luſt-Schloſſe. Unter ihm ſtehen die Commenden:

1. Zu Coblenz im Erz-Stifte Trier.
2. Zu Linz im Erz-Stifte Cöln.
3. Zu Cöln.
4. Zu Waldbreitbach und Rheinberg im Erz-Stifte Cöln.
5. Zu Trarr.
6. Zu Muffendorf.
7. Zu Mecheln in den Niederlanden, welche Pitzenburg genannt wird.

Die Commenden Linz und Trarr werden durch keine Commendeurs adminiſtrirt, ſondern ſollen der Land-Commende incorporirt ſeyn.

V. Die

(*) Nicht Steyer, wie Moſer und Andere vermuthet haben.

V. Die Balley an der Etſch und am Gebirge in Tyrol, wozu gehören die Commenthureyen:

1. Zu Wegenſtein.
2. Zu Trient.
3. Zu Lengmoß auf den Ritten.
4. Zu Sterzing.
5. Im Gerichte Schlanders.

VI. Die Balley Franken; dazu gehören folgende Commenthureyen:

1. Zu Oellingen oder Ellingen.
2. Zu Viensberg.
3. Zu Nürnberg.
4. Zu Würzburg.
5. Zu Münnerſtadt.
(1.–5.) liegen im fränk. Kreiſe.
6. Zu Heilbronn.
7. Zu Oettingen.
8. Zu Kapfenburg.
9. Zu Ulm.
(6.–9.) liegen im ſchwäbiſchen Kreiſe.
10. Zu Donauwerth.
11. Zu Blumenthal.
12. Zu Gänkofen.
13. Zu Regensburg.
(10.–13.) liegen im bayeriſchen Kreiſe.
14. Zu Fritzlar, im churrheiniſchen Kreiſe.
15. Zu Kloppenheim, im oberrheiniſchen Kreiſe.

VII. Die Balley Heſſen; dahin gehören die Commenthureyen:

1. Zu Marburg, wo der Land=Commenthur dieſer Balley ſeinen Sitz hat.
2. Zu Grifſtädt in Thüringen.
3. Zu Schiffenberg bey Gießen.
4. Zu Oberflörsheim, im churpfälziſchen Ober=Amte Alzey.

In die Balley Heſſen, die nur aus Lutheranern und Reformirten in gleicher Anzahl eigentlich beſtehen ſollte, wird, vermöge eines zwiſchen dem hohen Orden und dem hochfürſtl. Hauſe Heſſen im J. 1680. zu Marburg getroffenen Vergleiches, nur ein einziger Catholicus zugelaſſen; und

kraft des im folgenden 1681ſten Jahre errichteten Vertrages alternirt die landcommenthurliche Würde unter den drey Religionen.

VIII. Die Balley Alten = Biſen; dazu gehören die Commenthureyen:

1. Zu Alten = Biſen (domus juncetara) im Bisthume Lüttich.
2. Jungen = Biſen, oder Biſen ſchlechthin, in der Reichs = Stadt Cöln.
3. Maſtricht, wo der Sitz des Land = Commenthurs dieſer Balley iſt.
4. Siersdorf, im Herzogthume Jülich.
5. Bernsheim.
6. Gemmert, im Herzogthume Brabant.
7. Berkevort, eben daſelbſt.
8. Zu Grüterode und Frucht.
9. Oedingen und Holt.
10. Romersdorf.
11. St. Peters Voeren, im Herzogthume Limburg.
12. St. Aegidii zu Aachen.

IX. Die Balley Thüringen; darunter ſtehen die Commenthureyen;

1. Lehſten in Thüringen.
2. Liebſtädt, im Herzogthume Weimar.
3. Zwetzen bey Jena, iſt der Haupt = Ort dieſer Balley.
4. Negelſtett oder Neilſtett bey Langenſalza.

Zu den Balleyen Thüringen und Sachſen wird kein anderer als evangeliſch = lutheriſcher Ritter gelaſſen.

X. Die Balley Weſtphalen. Im weſtphäliſchen und churrheiniſchen Kreiſe liegen folgende zu ihr gehörige Commenthureyen.

1. Zu Münſter.
2. Zu Osnabrück.
3. Zu Duisburg.
4. Zu Brackel, im Bisthume Paderborn.

5. Zu Welheim.
6. Zu Mahlenburg, in der Grafſchaft Reckling=hauſen.
7. Zu Mölheim oder Mülheim, im Herzogthume Weſtphalen, wo der Sitz des Land = Commenthurs dieſer Balley iſt.

XI. Die Balley Lothringen, wozu unter andern folgende Commenthureyen gehören:

1. Zu Trier.
2. Zu Beckingen.
3. Zu Meinſiedel.
4. Zu Saarbrück, nahe bey der naſſauiſchen Stadt dieſes Nahmens.
5. Zu Luxemburg.

XII. Die Balley Sachſen, wozu folgende Commenthu=reyen gehören:

1. Lucklum, im Fürſtenthume Wolfenbüttel, wo der Land = Commenthur ſeinen Sitz hat.
2. Langeln, in der Grafſchaft Wernigerode.
3. Zu Dannitzſch, einem Städtchen im Chur = Kreiſe.
4. Bürow, im Fürſtenthume Anhalt = Zerbſtiſchen Antheiles.
5. Weddingen, im Hoch = Stifte Hildesheim.
6. Göttingen, im Fürſtenthume Calenberg.
7. Dansdorf, im Chur = Kreiſe.

XIII. Die Balley Utrecht. Der Land = Commenthur hat ſeinen Sitz im deutſchen Hauſe zu Utrecht. Er wird von den Commenthuren erwählt, und von den Staten der Provinz Utrecht beſtätigt. Die Güter dieſer Balley ſind nicht völlig mehr dieſelben, welche es vor Alters waren, und nun auch allen ordentlichen und auſſeror=dentlichen Laſten unterworfen. Sie ſteht heut zu Tage mit dem Hoch = Meiſterthume in gar keiner Verbindung mehr. Die dazu gehörigen Ritter leben auch gar nicht nach den Ordens = Regeln. Wegen ihrer Wiederver=einigung ſind zwar langjährige Unterhandlungen gepflo=gen worden; es ſtehen aber deren Bewirkung ſo groſſe

Hinderniſſe entgegen, daß dermahlen gar keine Frage mehr davon iſt. Dieſe Balley beſteht aus dem Land-Commenthur und 10 Commenthuren, unter welchen auch der Coadjutor des Land-Commenthurs iſt. Die hierher gehörigen Commenthureyen ſind folgende:

1. Zu Dieren in der Veluwe, welche gemeiniglich der Coadjutor hat. Die dahin gehörigen Güter ſind 1647. an den Prinz Wilhelm II. von Oranien für 147000 holl. Gulden verkauft, und dieſe Summe iſt an die Provinz Utrecht für 7000 Fl. Zinſen ausgethan, welche der Commenthur genießt.
2. Zu Tiel.
3. Zu Maasland.
4. Zu Rhenen.
5. Zu Leyden und Ratwyk op den Rhyn.
6. Zu Schoten in Friesland.
7. Zu Doesburg.
8. Zu Schelluinen.
9. Zu Middelburg in Seeland.
10. Zu Schoonhoven.

Das Oberhaupt dieſes geiſtlichen Ritter-Ordens führt jezt den Titel: **Adminiſtrator des Hoch-Meiſterthumes in Preuſſen, Meiſter des deutſchen Ordens in deutſchen und wälſchen Landen, Herr zu Freudenthal und Eulenberg.** Er iſt ein geiſtlicher Reichs-Fürſt, und hat deshalb auf der geiſtlichen Bank im Reichsfürſten-Rathe Siz und Stimme. In den alten Reichs-Abſchieden ſteht er nur unter den gefürſteten Aebten nach Fulda; nachdem aber der Titel eines Adminiſtrators des Hoch-Meiſterthumes in Preuſſen, mit der Würde eines Deutſch-Meiſters vereinigt war, ſo erhielt derſelbe ſeit dem J. 1529. einen ſehr hohen Rang; denn er wurde allen Biſchöfen vorgezogen, und folgt jezt unmittelbar nach den Erz-Biſchöfen, wogegen doch der Biſchof von Bamberg proteſtirt. Bey der fränkiſchen Kreis-Verſammlung aber iſt der Hoch- und Deutſch-Meiſter noch der lezte

auf

auf der geiſtlichen Fürſten⸗Bank, und legt ſeine Stimme zwiſchen Onolzbach und Henneberg ab. Sein Reichs⸗ und Kreismatricular⸗Anſchlag von den Ländern, welche ihn zum fränkiſchen Kreis⸗Stande machen, iſt 124 Fl., und zu einem Kammer⸗Ziel gibt er 213 Rthlr. $6\frac{1}{2}$ Kr. Seine Einkünfte gibt man zu 100,000 Rthlr. an.

Das erſte **Wapen des Ordens**, welches ihm, wie ſchon oben erzählt worden iſt, Papſt Cöleſtin III. verliehe, war ein ſtehendes einfaches Kreuz im ſilbernen Felde. Dieſem fügte **Johann von Brienne**, König von Jeruſalem, ein goldenes Kreuz bey, welches in das ſchwarze geſetzt wurde. Kaiſer **Friedrich II.** vermehrte daſſelbe mit dem Reichs⸗Adler, welcher in die Mitte des goldenen Kreuzes kam. Endlich ſetzte König **Ludwig der Heilige** an jedem der vier Enden des Kreuzes eine goldene Lilie hinzu. Fig. 2904. Die drey erſten Hoch⸗Meiſter pflegten in dem Schilde 4 Felder zu machen, deren 2 durch das Ordens⸗, die beyden andern aber durch das Familien⸗Wapen des Hoch⸗Meiſters ausgefüllet wurden.

Die **Ordens⸗Kleidung** war ehedem ein ſchwarzer Rock, und ein weißer Mantel mit dem ſchwarzen Kreuze. Auſſerdem durfte jeder Ritter nur 2 Hemden, ein Par Beinkleider, auch wohl 2 Mäntel haben. Die Schuhe mußten ganz ſimpel und ohne alle damahls übliche Verzierungen ſeyn. An ihren Waffen durften ſie weder Gold noch Silber haben. Sie ſchlieſen auf Stroh, und nicht mehr als ein einziges Küſſen war ihnen erlaubt. Heut zu Tage tragen die Ritter bey feyerlichen Gelegenheiten noch einen weißen Mantel mit dem ſchwarzen Kreuze, welches nun einen ſilbernen Rand hat. Eben ein ſolches Kreuz iſt auf der linken Bruſt auf dem Rocke befeſtigt; und ein anderes goldenes, ſchwarz emaillirtes Kreuz mit einem weißen Rande, hängt an einem um den Hals gehenden ſchwarzen

zen Bande frey mitten vor der Bruſt. Uebrigens kleiden ſich die Ritter wie andere weltliche Leute, doch nicht in den lebhafteſten Farben.

Wenn ein Candidat zum Ritter des deutſchen Ordens aufgenommen werden ſoll, erſcheint er am Tage der Einkleidung und des Ritter-Schlages, in einem ſchwarzen Kleide und kurzen Mantel von eben der Farbe, im Capitel, und hält ſo ſeinen Einzug in die Kirche. In der Sacriſtey kleidet er ſich um, und verwechſelt ſeinen ſchwarzen Rock mit einem Harniſche; in dieſem Aufzuge wird er zum Ritter geſchlagen, da ihm dann die Sporen und der Degen angeleget werden; Fig. 2905. Nachdem dieſes geſchehen iſt, geht er wieder in die Sacriſtey, verwechſelt den Harniſch mit einem ſchwarzen Kleide, und erſcheint wieder am Altare, wo er das Kreuz und den weißen Mantel empfängt. Die gewöhnliche Ordens-Uniform iſt, wie ſie in Fig. 2906 vorgeſtellt wird. Der Hoch-Meiſter und die Herren Land-Commenthure unterſcheiden ſich von den übrigen Rittern dadurch, daß ſie auf dem Aufſchlage 2 Reihen Stickerey haben, und der Hoch- und Deutſch-Meiſter trägt allein ſowohl auf ſeinem Kleide, als auch auf dem Mantel, das vorhin beſchriebene goldene Kreuz; Fig. 2907. An dem Kreuze, welches die Ritter um den Hals tragen, iſt oben noch ein ſo genannter Anhänger (Coulant) befeſtigt. Die zwey Balleyen Elſas und Franken haben auf dieſem Anhänger den heil. Martin, in Email, weil ſie mit dem Erz-Stifte Maynz in Confraternität ſtehen. Die andern Balleyen ſollten eigentlich gar keinen Anhänger tragen; um der Gleichheit willen aber, hat man es ihnen erlaubt, und ſie können, ſtatt des h. Martin's, irgend eine andere Phantaſie des Mahlers darauf ſetzen. Die Kreuze der Herren Land-Commenthure ſind etwas größer als der Ritter ihre.

Der

Der Orden wurde von Anfange an in Ritter und Prieſter eingetheilt. Jene ſtritten wider die Feinde, dieſe warteten den Gottesdienſt ab. Leztere bekennen ſich noch heut zu Tage zur Regel des h. Auguſtinus, und tragen ſich ſo, wie ſie Fig. 2908 vorgeſtellt ſind.

Der bey den Rittern erforderlichen Eigenſchaft in Anſehung des guten alten deutſchen Adels und der Ahnen-Probe, iſt bereits oben Erwähnung geſchehen. Nach richtig befundener und vom Hoch- und Deutſch-Meiſter approbirter Ahnen-Probe, wird der Adſpirant, in das Novitiat berufen, welches er ein halbes Jahr bey dem Land-Commenthur, und das andere halbe Jahr bey dem Hoch- und Deutſch-Meiſter, oder auch das ganze Jahr in Mergentheim, halten muß. Nach geendigtem Probe-Jahre erhält er erſt den Ritter-Schlag, und zwar vom Hoch- und Deutſch-Meiſter, wenn er gegenwärtig iſt, oder von deſſen Statthalter zu Mergentheim. Wenn aber die lezte Hälfte des Probe-Jahres bey dem Land-Commenthur gehalten wird, ſo ertheilt dieſer auch den Ritter-Schlag. Ueberhaupt aber kann kein Adſpirant das Novitiat vor zurück gelegtem 24ſten Jahre antreten. Nach erfolgter feyerlichen Aufnahme erhält der Ritter den Befehl, drey Jahr im Kriege gegen die Ungläubigen zu fechten. Wenn der Adſpirant etwann ſchon drey Campagnen gemacht hat, und ſolches durch ſein Zeugniß vom commandirenden General darthun kann, ſo iſt er dieſer Verbindlichkeit entledigt. Auſſerdem aber muß er ſich vermittelſt eines auszuſtellenden Reverſes dazu anheiſchig machen. Es ſteht ihm auch frey, in eine ungariſche Gränz-Feſtung zu gehen, oder ſeine Karavanen zu Malta zu machen, wohin ihm Empfehlungs-Schreiben an den Groß-Meiſter gegeben werden. Wenn die Chriſtenheit mit den Ungläubigen eben in Frieden lebt, ſo wird ihm auch erlaubt,

erlaubt, ſeine Tapferkeit da zu erproben, wo Chriſten gegen Chriſten zu Felde liegen; nur muß er ſich zu keiner Partey begeben, die gegen Kaiſer und Reich Krieg führt; doch ſoll den in kön. franzöſiſchen Kriegs-Dienſten ſtehenden Ordens-Rittern desfalls durch die Finger geſehen werden. Wenn nun dieſe drey Jahr überſtanden ſind, alsdann erſt iſt der Ritter fähig, mit völligem Recht zum Beſitz einer Commende zu gelangen. Vorher kann er zwar auch die Adminiſtration einer Commende erhalten; er muß ſich aber gefallen laſſen, daß ihm bey dem erſten ausbrechenden Kriege befohlen wird, ſeine rückſtändige Campagnen zu machen.

In Anſehung der Religion, muß, nach dem weſtphäliſchen Frieden (Art. V, §. 14. 25.) bey dem deutſchen Orden das Entſcheidungs-Jahr befolget werden; nähmlich diejenigen Commenthureyen, in deren Genuß ſich augsburgiſche confeſſionsverwandte Richter d. 1 Jan. 1624, befunden haben, ſollen allezeit wieder deren Glaubens-Genoſſen ertheilet werden. Doch müſſen dergleichen proteſtantiſche Ordens-Ritter dem Hoch-Meiſter, welcher allezeit zur römiſch-katholiſchen Kirche gehört, Gehorſam beweiſen, im eheloſen Stande bleiben, und die Ordens-Gelübde und Statuten beobachten, in ſo fern dieſelben nichts enthalten, was der augsburgiſchen Confeſſion zuwider iſt, und einen Gewiſſens-Zwang mit ſich führt (*).

Die Statuten des Ordens, welche jedem Ritter bey ſeiner Aufnahme in Handſchrift übergeben und geheim zu halten anbefohlen werden, ſind, wie viele Dinge in der politiſchen Welt, die man für Geheimniſſe ausgibt, kein Geheimniß; denn ſie ſtehen gedruckt in Lünig's **Reichsarchiv** (**).

Meh-

(*) Weſtphäliſcher Frieden, Art. V, §. 16.
(**) Spicileg. eccleſiaſt. P. 1, Cont. 1. Fortſ. 1. in append. Vol. XVI. p. 49.

Mehrere Nachrichten von dieſem Orden, liefert Joh. Caſp. Venator, Doctor Theologiae, des deutſchen Ordens Prieſter und geiſtlicher Rath, wie auch Pfarrer zu Mergentheim. Er gab 1677 unter den Buchſtaben: D. J. C. V., relationem de ordine b. Mariæ Teutonicorum, zu Mergentheim in Quarto, in deutſcher Sprache, u. d. T. Bericht von dem Urſprunge des marianiſchen deutſchen Ritterordens, heraus; (welches Buch um deſto eher hier angeführt zu werden verdient, da ſolches ſelbſt von Ordens wegen den Adſpiranten, in ihrem Probe-Jahre fleißig zu leſen, empfohlen zu werden pflegt,) und ſchrieb in lat. Sprache Annales ordinis teutonici bis auf das J. 1414.

**Kreuz=Hieb**, ein in das Kreuz gehender Hieb.

Bey den Feilen=Hauern, ſind es diejenigen Hiebe, welche auf die Grund=Hiebe folgen, und dieſe durchkreuzen. Siehe im XII Th. S. 486, fgg.

**Kreuz=Holz.** 1. Ein jedes in das Kreuz gehendes Stück Holz; ein Stück Holz, welches ein anderes nach einem Winkel, beſonders nach einem rechten Winkel durchſchneidet.

2. Im Bauweſen, werden diejenigen Hölzer, welche entſtehen, wenn ein Baum, oder ein Stück Bau=Holz, welches ins Gevierte 10 Zoll ſtark iſt, von dem Holz=Schneider der Länge nach in vier gleiche Theile zerſchnitten wird, **Kreuz=Holz** genannt. Dieſes wird zu Riegeln und Bändern gebraucht, und jedes Viertel iſt alſo 5 Z. ins Gevierte ſtark.

3. Zuweilen wird auch das Adler= oder Aloe **Holz**, Cordia Sebeſtena *L.* ſ. **Paradies=Holz**; ingleichem der oben beſchriebene große purgierende **Kreuzbeer**-Strauch, Rhamnus catharticus *L.*, wie auch der **Miſtel**, Kreuz=Holz genannt.

**Kreuz=Jaſpiß**, ſiehe **Kreuz=Stein**.

**Kreuz=Käfer**, eine Art **Erd=Käfer**, Carabus crux *L.*; ſ. im XXXII Th. S. 79.

**Kreuz=Kanker**, ſiehe **Kreuz=Spinne**.

**Kreuz=Käſe**, ſ. im XXXV Th. S. 514.

**Kreuz=Kelch**, in der römiſchen Kirche, ein Kelch mit Wein, welcher, an einigen Orten, bey Ausführung eines Delinquenten, neben ihm her getragen wird, ihn damit zu ſtärken.

**Kreuz=Kirche**, ſ. im XXXVIII Th. S. 134, f. und 151.

**Kreuz=Kluft**, wird, in Bergwerken, eine Kluft, d.i. eine Abſonderung und Trennung des Geſteines von einander genannt, welche quer durch oder über einen Gang ſtreicht, und denſelben gleichfalls zertheilt. Sie wird auch Quer=Kluft genannt. Siehe Th XLI, S. 21.

**Kreuz=Knochen**, ein Beynahme des heiligen Beines; ſ. oben, S. 2.

1. **Kreuz=Kraut, Kreuz=Blatt, kleine Färber=Röthe, kleine Färber=Wurzel**, Rubeola *Tourn. Boerh. Adanſ. Ludwig. & Boehmer.* Engl. Petty-Madder, eine Gattung Pflanzen, welche Linné, unter der Benennung Crucianella, in die erſte Abtheilung ſeiner vierten Claſſe geſetzt hat, die er Tetrandria Monogynia nennt, indem die Blumen 4 Staubfäden und einen einzigen Griffel haben. Der Kelch beſteht aus 2 ſteifen, lanzettförmigen, vertieften Blättchen. Das trichterförmige Blumenblatt hat eine lange, dünne Röhre, und einen, in 4 ſpitzige einwärts gebogene Einſchnitte getheilten, Rand. Die 4 Staubfäden ſitzen in der Blumenröhre, und der Fruchtkeim zwiſchen dem Kelche und dem Blumenblatte. Der Griffel theilt ſich in 2 Staubwege. Die Frucht iſt gleichſam doppelt, oder beſteht aus zwey, mit einander verwachſenen und in einem beſondern Behältniſſe eingeſchloſſenen Samen. Linné hat 6 Arten, davon die 3 erſten und die ſechste einjährig ſind.

1. **Schmahlblätteriges Kreuz=Kraut**, mit ſechs gleichbreiten Blättern und ähренförmigen Blumen; Crucianella anguſtifolia, erecta, foliis ſenis

nis linearibus, floribus ſpicatis *Linn.* Rubeola anguſtiore folio *Tourn.* Rubia anguſtifolia, ſpicata *C. B.* Pſeudorubia ſpicata anguſtifolia *Moriſ.* Engl. narrow-leaved Petty-Madder. Es wächſt in den mittägigen Gegenden von Frankreich und Italien wild. Seine Stängel ſtehen aufrecht, ſind viereckig, rauh, gegliedert, an den Gelenken mit gegen einander über ſtehenden Zweigen, und werden ungefähr 1 F. hoch. Die Blätter ſind gleichbreit, rauh, den Stängel an jedem Gelenke gemeiniglich zu 6 und 6 umgebend. Die kleinen, weißen Blumen kommen an dem Gipfel und den Seiten der Zweige, in dichten Aehren zum Vorſchein.

2. **Breitblätteriges Kreuz-Kraut, deſſen Blumen Aehren bilden, und deſſen Blätter lanzettförmig ſind, und zu vier ſtehen;** Crucianella latifolia, procumbens, foliis quaternis lanceolatis, floribus ſpicatis *Linn.* Rubeola latiore folio *Tourn.* Rubia ſpicata *Imperati*, Rubia ſpicata cretica *Cluſ.* Pſeudorubia latifolia ſpicata *Moriſ.* Engl. broad-leaved Petty-Madder. Dieſe Art wächſt in Creta und bey Montpellier wild. Aus der faſerigen Wurzel treiben viele dünne, viereckige, einiger Maßen rauhe, knotige, gemeiniglich auf der Erde liegende Stängel. Aus den Knoten von unten bis oben kommen viele Zweige, und um dieſelben ſitzen 4 kurze, lanzettförmige, aſchfarbige und rauh anzufühlende Blätter. Die Aeſte endigen ſich mit einer langen Blumenähre, welche wegen des Standes der Blumen ſelbſt viereckig iſt. Das Blumenblatt iſt ganz klein und weißlich.

3. **Ausgebreitetes weitſchweifiges Kreuz-Kraut, deſſen Blätter zu ſechs, und deſſen Blumen ohne eine beſtimmte Ordnung ſtehen;** Crucianella patula, diffuſa, foliis ſenis, floribus ſparſis *Linn.* Engl. ſpaniſh Petty Madder. Es iſt in

Spanien zu Hauſe. Die Stängel ſind mit zahlreichen, dünnen Zweigen verſehen, welche ſich weitſchweifig umher ausbreiten. Die Blätter ſtehen querlförmig um die Stängel, gemeiniglich zu 6 und 6. Die Blumen, zerſtreut, an den Seiten der Zweige, klein, von geringem Anſehen.

Der Same dieſer jezt beſchriebenen drey Sommer=Gewächſe muß im Herbſte, ſo bald er reif iſt, oder im Frühlinge, in das freye Land, in gemeine, doch gehörig fein gemachte Garten=Erde geſäet; und die jungen Pflanzen ſo, daß nur die ſtärkſten auf 1 F. weit von einander ſtehen bleiben, verdünnet, und den ganzen Sommer über von Unkraute rein gehalten werden. Auch iſt es ihnen ſehr vortheilhaft, wenn ſie bey trockner Witterung fleißig begoſſen werden. Im Jun. oder Jul. pflegen ſie zu blühen, und der Same pflegt im Anfange des Herbſtes reif zu werden. Wenn man denſelben von ſelbſt ausfallen läſſet, ſo erzeugen ſich aus ihm, ohne weitere Bemühung, jedes Mahl Pflanzen genug für das folgende Jahr.

4. **Geſtrecktes und halbſtaudiges See=Kreuz=Kraut, deſſen Blätter ſich in ſteife Spitzen endigen, und zu vier, und deſſen Blumen einander gerade gegen über ſtehen, und in fünf Abſchnitte zerſpalten ſind;** Crucianella maritima, procumbens ſuffruticoſa, foliis quaternis mucronatis, floribus oppoſitis quinquefidis *Linn.* Rubeola maritima *Tourn.* Rubia marina Narbonenſium *Pen. Lobel. Dodon. Cluſ. Theod.* & *C. B.* Erythrodanum marinum *Dalech.* Crucianella erecta, foliis quaternis, corolla ad ſolem connivente *Sauvag.* Engl. maritime Petty-Madder. Man findet es in Creta und Montpellier. Die viereckigen, eine Spanne oder auch 1 F. langen, feſten, holzigen Stängel, entſpringen aus einer ſtarken, holzigen, röthlichen Wurzel. Stängel und Zweige ſind knotig; und um die Knoten

ſitzen 4 ſteifgeſpitzte, ſpröde, weißliche, lanzettförmige Blätter. Die Blumenähre beſteht aus vielen, einander gegenüber geſtellten, und mit eyförmigen Deck-Blättern beſetzten, ſchmutzig gelben, mit ſchwärzen Narben erſcheinenden Blumen, welche ſich den Tag über ſchließen, gegen die Nacht aber öffnen, und einen angenehmen Geruch von ſich geben. Das Blumen-Blatt hat 5 Einſchnitte, auch zählt man 5 ſchwarze Staubbeutel.

5. **Geſtrecktes languedockiſches Kreuz-Kraut, deſſen Blumen Aehren bilden, und deſſen Blätter ſpitzig, diejenigen an den Zweigen gleich-breit, die Stammblätter aber eyrund ſind, und zu vier ſtehen;** Crucianella monſpeliaca, procumbens, foliis acutis, caulinis quaternis ovatis, rameis linearibus, floribus ſpicatis *Linn.* Rubeola ſupina ſpica longiſſima *Tourn.* Rubia ſpicata repens *Magnol.* Crucianella repens, foliis ſenis, ſpicis longis *Sauvag.* Engl. Petty-Madder of Montpellier. Es wächſt um Montpellier und in Paläſtina. Die Stängel ſind weitſchweifig, mäßig dick, geſtreckt, mit wechſelsweiſe ſtehenden Seitenzweigen. Die Stängelblätter ſind eyrund, ſpröde, ſpitzig, und umgeben die Stängel an den Gelenken je 4 und 4 ſternförmig. Die Zweige-Blätter ſind ſtrichförmig, und umgeben die Zweige an den Gelenken, zu 5 oder 6, ſternförmig. Die Blumenähren ſind wie bey der ſchmahlblätterigen Art, und ſtehen am Gipfel des Stammes und der Zweige.

Der Same dieſer zwey perennirenden Arten muß im Frühlinge in fein gemachte, und von Wurzeln und Unkraute gereinigte Erde, und zwar ſogleich auf die für die Pflanzen beſtimmte Stelle geſäet, und etwa $\frac{1}{4}$ Z. tief mit Erde überſichtet, und die jungen Pflanzen gehörig verdünnet, von Unkraute rein gehalten, bey trockner Witterung fleißig begoſſen, und ihre Stängel, wenn ſie in die Höhe zu gehen anfangen, an bey-

geſetzte Stäbe aufgebunden werden, weil ſie ſonſt an der Erde liegen, wodurch ihre Schönheit ſehr vermindert wird. Sie können auch durch Zertheilung vermehret werden, wozu der Herbſt die beſte Zeit iſt, ob es gleich auch ganz gut noch im Winter und im Anfange des Frühlinges geſchehen kann. Wenn ſie eingepflanzt ſind, müſſen ſie begoſſen und beſchattet, und, ſo oft es hernach nöthig iſt, abermahl begoſſen und von Unkraute rein gehalten werden. Wenn man ihnen einen leichten, trocknen, warmen Boden, und eine gut gedeckte Lage gibt, ſo kann man ſich ihres guten Wachsthumes und ihrer Schönheit um ſo gewiſſer verſichert halten.

6. **Aegyptiſches Kreuz-Kraut, deſſen Blätter ziemlich gleichbreit, und zu vier, und deſſen Blumen beynahe in Aehren beyſammen ſtehen und fünf Mahl geſpalten ſind;** Crucianella aegyptiaca, foliis quaternis ſublinearibus, floribus ſubſpicatis quinquefidis *Linn.* Aegypten iſt ſein Vaterland. Seine Wurzel iſt jährig. Die Stängel ſind gar nicht holzig, ungefähr 1 Z. hoch, bis auf die Wurzel weitſchweifig, und haben abſtehende Aeſte. Die Blätter ſind an den Seiten umgerollt, und auf der obern Fläche und am Rande rauh; die unterſten eyrund, die untern lanzettförmig, die übrigen gleichbreit. Die lockern Blumenähren ſtehen einzeln an dem Gipfel des Stammes. Die Deckblätter ſind lanzettförmig, und haben keine Rückenſchärfe. Die Blumen ſind klein, länger als die Deckblätter, gelbweißlich, und, wie bey der 4ten Art, mit Grannen verſehen.

Das **borſtige Kreuz-Kraut,** Crucianella hiſpida, foliis lanceolatis hirſutis oppoſitis, floribus umbellatis terminalibus, iſt Miller's 4te Art. Sie hat viereckige rauhe, ſtachelige Stängel, die unterwärts hängen, und mit lanzettförmigen, haarigen und gegen einander über ſtehenden Blättern beſetzt ſind.

Die

Die Blumen kommen an dem Gipfel des Stammes und der Zweige in Dolden zum Vorſchein; ſie ſind blau, und oben in 4 Theile zerſchnitten. Wenn ſie abfallen, folgen gedrehete, mit einander verbundene Kapſeln darauf, in deren jeder ein länglicher Same ſteckt.

Das amerikaniſche **Kreuz-Kraut**, Crucianella americana, foliis lineari-lanceolatis hirſutis oppoſitis, caule erecto villoſo, floribus ſolitariis alaribus, iſt Miller's 5te Art; ſie macht einen ſtaudenartigen, äſtigen, beynahe 3 F. hohen Stängel, der mit ſchmahlen, lanzettförmigen Blättern beſetzt iſt, die mit ſtechenden Haaren bedeckt ſind. Die Blumen kommen einzeln auf jeder Seite des Stängels aus den Flügeln der Blätter hervor; ſie ſind blaßblau, und hinterlaſſen eine gedrehete Frucht, wie der vorhergehenden ihre.

Dieſe beyde Arten wachſen zu Vera Crux in Neu-Spanien wild, und von daher hatte D. Houſton an Miller'n Samen davon geſchickt. Die Pflanzen kamen in dem Garten zu Chelſea im Sommer ſehr gut fort; im Herbſte aber verdarben ſie, ehe noch ihr Same reif geworden war.

2. **Kreuz-Kraut, Kreuz-Pflanze, Kreuz-Wurzel**, Senecio *Linn. Tourn. Dillen.* Carderina *Caeſalp.* Fr. Seneſſon, Engl. Groundſel, iſt eine Gattung Pflanzen, welche die Schriftſteller nicht auf einerley Art beſtimmen. Linné hat das St. Jacobs-Kraut damit vereinigt, und verſchiedene Pflanzen verbunden, bey welchen die zuſammengeſetzten Blümchen entweder einander ähnlich, oder am Rande anders geſtaltet ſind. Nach dem Linnéiſchen Syſtem, gehört ſie in die 2te Ordnung der 19ten Claſſe (Syngeneſia polygamia ſuperflua), nähmlich: unter die zuſammen geſetzten Pflanzen mit verwachſenen Staubbeuteln, fruchtbaren Zwittern und fruchtbaren Weibchen.

Der kegelförmige, oben gleichſam abgeſtuzte Kelch, umgibt viele einblätterige Blümchen, und beſteht aus vielen, gleichlangen, dicht neben einander geſtellten, an der Spitze gleichſam abgeſtorbenen oder angebrannten (brandigen) Schuppen, weshalb Planer dieſe Gattung auch Brandſpitze genannt hat. Dieſe Kelchſchuppen ſind äuſſerlich und unterwärts mit einigen andern, aber kürzern, umgeben. Die Blümchen ſind bey einigen Arten röhrenförmig, fünffach ausgezackt und Zwitter; ſie haben nähmlich 5 kurze Staub-Fäden, einen verwachſenen walzenförmigen Staubbeutel, und einen Fruchtkeim, deſſen Griffel ſich mit 2 auswärts gebogenen Staubwegen endigt. Bey einigen, oder vielmehr den meiſten Arten, ſitzen am Rande bald kleine, bald größere, zungenförmige, weibliche Blümchen, welche in Anſehung des Fruchtkeimes, des Griffels und des Staubweges mit den übrigen überein kommen. Nach allen folgt ein kleiner, eyförmiger Same, welcher mit einer Haar-Krone beſetzt iſt. Alle dieſe ſitzen auf dem nackenden Blumenbette, und ſind von dem Kelche umſchloſſen. Linné hat 41 Arten; die lezte und die 7 erſten haben keinen Strahl an der Krone, die 9 folgenden einen umgerollten Strahl, die 11 darauf folgenden einen offen ſtehenden Strahl, und Blätter, welche in Quer-Stücke zertheilt ſind, und die übrigen einen offen ſtehenden Strahl und unzertheilte Blätter. In Luſt-Gärten finden nur No. 1, 19, 20, 22, 23, 26, 28, 29, 30, 32 und 33, als ſehr artige, einjährige und perennirende, Arten, ihre Stelle; die wichtigſten derſelben ſind ſo zärtlich, daß ſie theils in Gewächs- theils in Glas-Häuſern unterhalten werden müſſen.

1. **Habichtskrautblätteriges Kreuz-Kraut, mit zerſchliſſenen Blättern, welche den aufrechten und krautartigen Stängel umfaſſen;** Senecio hieracifolius, corollis nudis, foliis amplexicaulibus laceris,

ris caule herbaceo erecto *Linn.* Senecio africanus altiſſimus, blattariae vel hieracii folio, ſ. Senecio africanus maximus, folio dipſaci laciniato *Herm.* Senecio americanus altiſſimus, blattariae ſ. hieracii foliis *Pluken.* Senecio americanus altiſſimus, maximo folio *Tourn.* Engl. American annual Groundſel. Dieſes Sommer-Gewächs iſt in Nord-Amerika und in Afrika zu Hauſe. Der Stängel iſt 1½ F. lang, dick, ſteif, und weniger riſpenförmig, als bey den andern Arten. Die am Stamme ſitzenden Blätter ſind lanzettförmig, etwas ſägezähnig und herab gebeugt; die an den Zweigen ſitzen, ſind ganz unverletzt. Die Scheibe der Krone iſt eyrund, und beſteht aus blaſſen Blümchen mit gelben Griffeln; der Strahl iſt gar kurz und weiß.

Da die Blumen dieſes Sommer-Gewächſes nur einen kurzen, oder vielmehr gar keinen Strahl haben, der eine ſo große Zierde der Arten dieſer Gattung iſt, ſo iſt es der Unterhaltung in Luſt-Gärten kaum einmahl werth.

2. **Sineſiſches oder ſparriges Kreuz-Kraut, deſſen Blätter lanzettförmig, gezahnt und rauh, und deren blumentragende Zweige aus einander geſperrt ſind;** Senecio divaricatus, foliis lanceolatis dentatis ſerratis ſcabris, ramulis floriferis divaricatis *Linn.* Senecio amboinicus *Rumph.* Sina iſt ſein Vaterland. Der Stängel iſt aufrecht, eckig, dünn, 1½ F. hoch, mit lanzettförmigen, geſtielten, ſägezähnigen, kratzend filzigen Blättern wechſelsweiſe beſetzt, die weit von einander abſtehen. Aus ihren Winkeln entſpringen nur Keime zu Zweigen, ganz oben aber kommen einige Zweiglein mit Blumen hervor, die an der Baſis ſehr aus einander geſperrt ſind. Die wenigen geſtielten Blumen haben an ihren Kelchen unten einige lockere pfriemförmige Schuppen.

3. **Pfirſichblätteriges Kreuz-Kraut**, **deſſen Blätter lanzettförmig ſind, und auſſer einigen Zähnen an der Grundfläche einen ganz glatten Rand haben**; Senecio perſicifolius, foliis lanceolatis integerrimis baſi dentatis *Linn.* Es kommt, wie das folgende, von dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Stängel iſt einfach, etwas zottig. Die Blätter ſind lanzettförmig, zugeſpitzt, unterwärts filzig, ungeſtielt, an der Baſis an jeder Seite mit einem oder zwey, kaum ſichtbaren, Zähnchen bezeichnet. Die Blumen ſtehen in einer Krone beyſammen am Gipfel.

4. **Ruthenförmiges Kreuz-Kraut**, **deſſen Blätter leyerförmig und auf ihrer untern Fläche filzig, und deren Blumenſtiele mit pfriemförmigen Schuppen beſetzt ſind, und nur Eine Blume tragen**; Senecio virgatus, foliis lyratis, ſubtus tomentoſis, pedunculis vnifloris, ſquamis ſubulatis *Linn.* Carduo-Cirſium maximum profunde laciniatum in foliorum ambitu ſpicis mollibus hirtum *Pluken.* Es iſt ziemlich ſtaudenartig. Die Aeſte ſind filzig; die Blätter geſtielt, leyerförmig, unterwärts mit weißer Wolle überzogen. Die Blumen haben nackende Kronen, und ſitzen einzeln am Gipfel der Aeſte, auf langen, glatten, geraden Stielen, die mit pfriemförmigen Blättchen wechſelsweiſe beſetzt ſind.

5. **Purpurrothes Kreuz-Kraut**, **deſſen Blätter leyerförmig, und mit weit aus einander ſtehenden Borſten beſetzt, die obern aber lanzettförmig und gezahnt ſind**; Senecio purpureus, foliis lyratis hirtis, ſuperioribus lanceolatis dentatis *Linn.* Senecio viscoſus aethiopicus, flore purpureo *Breyn.* Aethiopien iſt ſein Vaterland. Der geſtreifte und mit wenigen Haaren beſetzte Stängel wird ungefähr 1 F. hoch, und verbreitet ſich oben in einige Zweige. Die wechſelsweiſe geſtellten, platt aufſitzenden Blät-

ter ſind länglich, ſtumpf, leyerförmig, eingekerbt, rauch und kleberig, die oberſten aber faſt lanzettförmig und nur ausgezackt. Die Blumenbüſchel ſitzen an dem Ende der Zweige. Die Blümchen ſind röhrenförmig und purpurfarbig. Die Randblümchen fehlen ganz.

6. **After-China-Kreuz-Kraut, Unächte China-Wurzel, mit nackenden Blumenkronen und ſehr langem nackendem Schafte;** Senecio Pſeudo-china, ſcapo ſubnudo longiſſimo *Linn.* Senecio aſiaticus, Jacobaeae folio, radice lignoſa, China officinarum dicta nobis *Commel.* Senecio maderaſpatanus, rapi folio, floribus maximis, cuius radix a nonnullis China dicitur *Dillen.* Senecio ſinenſis, folio dentis leonis, flore aureo, radice craſſa nodoſa, quae China officinarum *Swalve.* Es wächſt in Oſt-Indien und Sina wild. Die Wurzel iſt holzig, dicht und knotig, und dauert mehrere Jahre. Die Blumen ſind ſehr groß und goldgelb. Die Wurzel hat verdünnende und auflöſende Kräfte, kommt aber doch der ächten China-Wurzel, mit welcher ſie vormahls verwechſelt wurde, nicht gleich.

7. **Gemeines Kreuz-Kraut, deſſen Blätter gefiedert-ausgehöhlt ſind und den Stängel umfaſſen, und deſſen Blumen ohne beſtimmte Ordnung ſtehen; Baldgreiß, Beruf-Kraut, Gold-Kraut, Grimm-Kraut, Grind-Kraut, Grind-Wurzel, gemeine Kreuz-Wurzel, Ohm-Kraut, Sau-Wurzel, Spey-Kraut, Vogel-Kraut, Würge-Kraut;** Senecio vulgaris, foliis pinnato-ſinuatis amplexicaulibus, floribus ſparſis *Linn.* Carduncellus; Erigeron, Erigerum *Dioſc.* & *Plin.* Erigeron minus ſ. ſecundum *Dod.* Senecio minor *C. Durante*, Senecio minor vulgaris *C. B.* Senecio primus *Theod.* Senecio vulgaris & primus *Trag.* Senecio vulgaris ſ. Erigeron *J. B.* Senecio maior vulgaris *Ponted.* Dieſe in ganz Europa auf den Fel-

dern, in Weinbergen und Gärten, in ſandigen und an der Sonne liegenden Oertern wild wachſende Pflanze, iſt zwar nur jährig, aber ſie pflanzt ſich durch den Samen beſtändig von ſelbſt fort, und blüht zu allen Jahrs-Zeiten ſelbſt im Winter. Die kleine, faſerige Wurzel treibt einen oder mehrere Stängel, ungefähr 1 F. hoch; ſie ſind rundlich, geſtreift, zuweilen röthlich, hin und wieder rauch, und in Zweige abgetheilt. Die wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſitzen platt auf, ſind länglich, in verſchiedene Einſchnitte, nach Art der federartigen, zerſchnitten, ausgezackt und dunkelgrün. Die Aeſte endigen ſich mit Blumenbüſcheln. Die Blümchen ſind alle gelb, röhrenförmig und Zwitter. Die zungenförmigen fehlen gänzlich. Jedes Blümchen hinterläßt einen eyrunden Samen mit einer einfachen langen Haarkrone.

Ungeachtet die Pflanze keinen merklichen Geruch, und nur einen etwas ſälzigen und kohlartigen oder grasähnlichen Geſchmack hat, ſo iſt ſie doch von je her unter die Arzeney-Gewächſe aufgenommen worden. Man hält ſie für kühlend und erweichend, zertheilend und lindernd, und gebraucht ſie innerlich und äuſſerlich. **Tournefort** (*) verſichert, daß der ausgepreßte Saft davon, zu 2 Unzen genommen, die Würmer im menſchlichen Gedärme tödte, auch in der Krampf-Kolik diene; und **Ray** (**) meldet, daß man in England den Pferden, wenn ſie Würmer (Botts) bey ſich haben, dieſen Saft gebe, und ihnen damit helfe. Es ſoll der Saft, mit Bier vermiſcht, oder der Trank aus Kreuz-Kraut, Honig und Roſinen bereitet, ein gelindes Erbrechen erregen; ja, in den Schriften der edinburgiſchen Aerzte lieſet man, daß das zerquetſchte Kraut, äuſſerlich auf den Magen gelegt, Brechen errege, und die

(*) Plant. de Paris, T. 2, p. 105.

(**) *Raji* hiſt. plant. To. 1, p. 290.

die Fieber vertreibe. Es dient zum Gurgel=Waſſer bey Entzündung des Halſes, und kann als ein Brey=Umſchlag in Milch gekocht, oder in Butter gebraten, bey Stockung der Milch in den Brüſten, bey der blinden goldenen Ader, auch zur Beförderung des Eiters in Beulen und Wunden gebraucht werden. Dem ungeachtet wird die Pflanze jezt nicht mehr, oder doch nur ſelten gebraucht; und ſo lange man kräftigere Mittel hat, werden nicht leicht Verſuche mit ſchwächern vorgenommen.

Man pflegt das blühende Kraut den Canarien=Vögeln in die Bauer zu ſtecken, und es iſt dieſes eine gute Arzeney für dieſelben, indem ſie davon lariren, nur muß es nicht zu oft geſchehen. Es iſt nicht nur dieſen Vogeln, ſondern auch Finken und Sperlingen, ein Lecker=Biſſen. Die Schafe rühren es nicht an; die Bienen aber gehen demſelben ſehr nach.

8. **Dreyblumiges Kreuz=Kraut, deſſen Blätter feſt aufſitzen, und ausgehöhlt, und deſſen Blumenkelche kegelförmig ſind, und an den kleinſten Schuppen keine verbrannte Spitze haben;** Senecio trilobus, foliis ſeſſilibus ſinuatis, calycibus conicis, ſquamis minimis intactis *Linn.* Senecio foliis ſinuatis petiolatis, pedunculis folio longioribus, florum radiis diſco breuioribus *Royen.* Jacobaea aegyptiaca, ſenecionis folio, ſemiflósculis vix conſpicuis *Vaill.* Es kommt, wie die folgende Art, aus Aegypten, und beyde ſind ein Sommer=Gewächs. Die Blätter, welche auf eigenen Stielen ſitzen, ſind kürzer als die Blumenſtiele, und in ungleiche und aufrechte Quer=Stücke zertheilt.

9. **Aegyptiſches Kreuz=Kraut, mit ausgehöhlten Blättern, welche den Stängel umfaſſen, und Blumenkelchen, an welchen die kürzern Schuppen unzertheilt und gleichſam angebrannt ſind;** Senecio aegyptius, foliis amplexicaulibus ſinuatis, ſqua-

ſquamis calycinis breuioribus integris ſphacelatis *Linn.* Jacobaea aegyptiaca, ſenecionis folio, flore minore *Vail.* Es hat mit dem vorhergehenden drey-blumigen Vaterland und Dauer gemein, aber eine kleinere Blume.

10. **Schwarzblaues Kreuz-Kraut, mit lanzettförmigen und gezahnten Blättern, welche den Stängel umfaſſen, und ſehr kurzen unangebrannten Schuppen an dem Blumenkelche;** Senecio liuidus, foliis amplexicaulibus lanceolatis dentatis, ſquamis calycinis breuiſſimis intactis *Linn.* Senecio foliis ſinuatis, baſi latioribus amplexicaulibus, floribus corymboſis radiis diſco breuioribus *Royen.* Es iſt, wie das folgende, in Spanien zu Hauſe, und beyde ſind jährig.

11. **Dreylappiges Kreuz-Kraut, mit Blättern, welche den Stängel umfaſſen, und mit Blumenkelchen, an welchen die Schuppen angebrannt und zerſchliſſen ſind;** Senecio trilobus, foliis amplexicaulibus, ſquamis calycinis ſphacelatis laceris *Linn.* Senecio folio non laciniato *C. & J. B.* Jacobaea hiſpanica minus laciniata petalis breuiſſimis *Vaill.* Seine Blätter ſind weniger zerſchnitten, als bey dem vorhergehenden, und die Blümchen an dem Rande der Blume haben eine ſehr kurze Krone.

12. **Kleberiges Kreuz-Kraut, deſſen Blätter kleberig und in Querſtücke zertheilt, und deſſen Schuppen an dem Blumenkelche ſo lang, als der Blumenkelch, ſind, und locker aufliegen;** Senecio viscoſus, foliis pinnatifidis viscidis, ſquamis calycinis laxis longitudine perianthii *Linn.* Cotula forte Conyza foetida, pinguis tactu *Geſn.* Jacobaea pannonica prima, ſ. mollior *Cluſ.* Erigeron foetidum ſ. maius *Thal.* Erigeron maius ſ. primum *Dodon.* Erigeron tomentoſum alterum *Lobel.* Senecio foetidus *Dalechamp.* Senecio incanus pinguis *C. B.*

Sene-

Senecio foliis pinnatifidis ſeſſilibus, laciniis anguloſis, ſuperioribus latioribus, florum radiis diſco breuioribus *Royen.* Senecio foliis pinnatis viſcidis, pinnis ſemipinnatis anguloſis, calycibus hirſutis *Hall.* Senecio hirſutus viſcidus graueolens *Dillen.* Jacobaea incana viſcoſa annua, ſenecionis folio *Vaill.* Es wächſt allenthalben in Europa, in Dörfern, Städten, in ausgerotteten Wäldern, vornehmlich wo Kohlen gebrannt werden, und heißt im Niederſ. Setkutje. Es iſt ein Sommer-Gewächs, und auf ſeiner ganzen Oberfläche mit fetten Haaren bekleidet. Der Stängel iſt blatt- und blumenreich, zertheilt ſich in Zweige, und wird an 4 F. hoch. Die Blätter ſitzen auf eigenen Stielen, und die Blumen in Dolden beyſammen. Die Blumen ſind groß, und haben eine gelbe Krone und einen ſehr zottigen Kelch.

13. **Wald-Kreuz-Kraut, mit fein gezackten in Querſtücke zertheilten Blättern, und einem aufrechten Stängel, der ſich in flache Sträuße endigt;** Senecio ſyluaticus, foliis pinnatifidis denticulatis, caule corymboſo erecto *Linn.* Senecio altera vel montana *Theod.* Senecium montanum *Tabern.* Senecio minor latiore folio, ſ. montanus *C. B.* & *Dillen.* Jacobaea ſenecionis folio incano perennis *Raj.* Senecio foliis pinnatifidis denticulatis, florum radiis reuolutis linearibus *Dalibard.* Senecio foliis pinnatis, pinnis alterne maioribus ſemipinnatis anguloſis, calycibus laeuibus, radiis breuiſſimis reuolutis *Hall.* Senecio montanus mollior, pallido paruo flore *Barrel.* Jacobaea pumila gallica *Bocc.* Es wächſt in dem nördlichen Europa, auch in Schwaben und in der Schweiz, in abgetriebenen Wäldern. Es iſt der vorhergehenden Art ziemlich ähnlich, und beyde ſind, wenn ſie auf trocknen Anhöhen oder auch auf Dächern wachſen, gleichſam mit einem gelblichen Mehle beſtreuet. Das kleberige aber iſt kleiner, und

das

das Wald-Kreuzkraut höher; jenes iſt überall mit kleberigen Haaren beſetzt, dieſes aber nicht; jenes hat an der Seite des Stängels Blumenſtiele mit 2 oder 3 Blumen, dieſes aber einen Blumenſtrauß; bey dieſem ſind die untern Kelchſchuppen klein und ſtehen dicht bey einander. Die Blätter ſind der Länge nach gleichfalls eingeſchnitten, und die Randblümchen, welche niemahls fehlen, rückwärts gebogen.

14. **Pyrenäiſches Kreuz-Kraut, mit zottigem Stängel, und zottigen, ausgehöhlten und ſtumpfen Blättern, welche auf eigenen Stielen ſtehen**; Senecio nebrodenſis, foliis lyratis ſinuatis obtuſis petiolatis, caule hirſuto *Linn.* Jacobaea nebrodenſis altera oblongo folio latiori minus incuruo lacerato *Raj.* Jacobaea montana, ſenecionis pallido paruo flore *Barrel.* Es wächſt in Sicilien, Spanien, und auf den pyrenäiſchen Gebirgen wild, und hat mit dem unter No. 7 beſchriebenen gemeinen, Dauer und Stellung gemein, ſeine Blätter aber ſind größer, mehr ſtumpf und ausgeſchweift, und ihre Querſtücke am Rande ohne Einſchnitte. Der Stängel iſt nicht ſo zertheilt, aber ſehr zottig. Die Blumenſtiele ſtehen einzeln und ſind kleberig; die Blumen ſind ſo groß als bey der Jacobs-Pflanze (ſ. unten, No. 25), aber der Strahl der Krone iſt nicht ſo ſtark umgerollt, und die Spitze an den Schuppen des Kelches nicht angebrannt.

15. **Meergrünes Kreuz-Kraut, deſſen Blätter den Stängel umfaſſen, lanzettförmig, ſtumpf und gezahnt ſind, und einen ganz glatten Rand haben**; Senecio glaucus, foliis amplexicaulibus lanceolatis obtuſis dentatis integerrimis *Linn.* Jacobaea aegyptia, annua, coronopi folio glauco *Vaill. Boerh.* Die Pflanze kommt aus Aegypten, und iſt mit aſchgrauen, faſt unmerklichen Haaren bekleidet.

16. Blut-

16. **Blutrothes oder warziges Kreuz-Kraut,** deſſen Blätter auf eigenen Stielen ſitzen, und eyrund, gezahnt, und mit kleinen Blattern und Krampfader-Geſchwulſten beſetzt ſind; Senecio varicoſus foliis ovatis petiolatis dentatis puſtulato-varicoſis *Linn.* Es hat mit dem vorhergehenden Dauer und Vaterland gemein, und Blätter, welche mit verhärteten Fleiſchpuncten verſehen und auf ihrer untern Fläche blutroth ſind.

17. **Hirſchzungenblätteriges oder ſpießförmiges Kreuz-Kraut,** mit gefiedert ausgehöhlten Blättern, die mit ihren Stielen den Stängel umfaſſen, und drey Mahl kürzer, als der Blumen-Stiel, ſind; Senecio haſtatus, petiolis amplexicaulibus, pedunculis folio triplo longioribus, foliis pinnato-ſinuatis *Linn.* Jacobaea afra perennis viſcoſa lutea, aſplenii foliis *Vaill.* & *Dillen.* Afrika iſt ſein Vaterland. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Seine Oberfläche iſt kleberig. Die Blumen ſind gelb.

18. **Haariges Kreuz-Kraut,** mit ganz einfachen Stängeln, zu deren Seiten die Blumen feſt aufſitzen, und mit Blättern, welche in Querſtücke zertheilt ſind, und wovon die unterſten wollichte Stiele haben; Senecio pubigerus, petiolis radicalibus lanatis, foliis pinnatifidis, caulibus ſimpliciſſimis, floribus lateralibus ſeſſilibus *Linn.* Jacobaea ſpicata monomotapenſis *Breyn.* & *Moriſ.* Es iſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hauſe. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Die Blätter ſtehen an der Wurzel, und ſind glatt, ſtumpf ſchrotſägezähnig, an den Stielen wollicht; die Stängel ganz einfach, 1 F. lang, mit 3 bis 4 ganz kleinen Blättchen bekleidet. Die Blumen kommen ſeitwärts hervor, und haben keine Stiele; ihr Strahl iſt violett.

19. Schö-

19. Schönes rothblühendes Kreuz-Kraut, deſſen Blätter ſehr weit von dem Stamme abſtehen, und in Querſtücke zertheilt, gleich groß, an ihrem Rande verdickt und zurück gekrümmt ſind; Senecio elegans, corollis radiantibus, foliis pinnatifidis aequalibus patentiſſimis margine incraſſato recurvato *Linn.* Aſter africanus annuus Senecionis foliis *Commel.* Jacobaea orientalis; Jacobaea africana laciniata anguſtifolia, flore purpureo *Tourn.* Jacobaea capenſis, flore purpureo, Senecionis folio dentato *Sebae.* Die Gärtner nennen es gemeiniglich Jacobs-Blume und Jacobs-Kraut, welches aber mit dem Jacobs-Kreuzkraute, Senecio Jacobaea *Linn.*, ſ. unten No. 25, nicht zu verwechſeln iſt. Es wächſt in Aethiopien, von dannen die Samen zu uns gebracht ſind, und die Pflanze häufig in den Gärten erzogen worden iſt. Die faſerige, jährige Wurzel treibt einen äſtigen, ungefähr 2 F. hohen, ſteifen, röthlichen haarigen Stängel. Die wechſelsweiſe geſtellten, platt anſitzenden Blätter ſind der Länge nach, wie die federartigen, tief und weit eingeſchnitten, ſaftig und hellgrün. Die Zweige endigen ſich mit Blumenbüſcheln. Die Blumen haben große, lange, ſchön purpurfarbige, gerade aufwärts ſtehende Randblümchen. Die Blumen kommen im Sommer, bis ſpät in dem Herbſte zum Vorſchein. Der Same wird meiſtentheils reif, zumahl wenn man einen Stock im Topfe hält, und dieſen im Herbſte vor den Nacht-Fröſten bewahrt. Die Pflanze dauert nur Einen Sommer, und ſelten hat man dergleichen den Winter über erhalten können, obgleich ſolche in dem Glas-Hauſe aufbewahrt worden iſt.

20. Häßliches oder ſchmutziges Kreuz-Kraut, deſſen Blätter in gleichbreite Querſtücke zertheilt ſind, welche in einiger Entfernung von einander ſtehen, und deren Blumenkronen länger, als der

Blu-

Blumenkelch, und unzertheilt ſind; Senecio ſqualidus, corollis radiantibus calyce longioribus integris, foliis pinnatifidis, laciniis linearibus diſtantibus *Linn.* Es wächſt im ſüdlichen Europa. Der Stängel iſt ſchwach, äſtig. Die Blätter ſind lang, geſchlitzt, hellgrün, an der ganzen Pflanze überall ohne eine gewiſſe Ordnung; die Mittelrippe röthlich, die Lappen strichförmig und entfernt ſtehend. Die Blumen, in den Theilungs-Winkeln der Zweige, auf langen haarigen Stielen, geſtrahlt; die Strahlen länger als der Kelch, ganz, und vortrefflich karmeſinroth; die Scheibe gelb. Blühet im Jul. und Aug. Der Same wird im Sept. reif.

Den Samen dieſer ſehr ſchönen Sommer-Blumen-Pflanze ſäe man im Frühlinge auf ein temperirtes Miſt-Beet; ſorge dafür, daß die Pflanzen, welche ſehr leicht aufgehen, kein freches Wachsthum annehmen; verdünne ſie, wenn ſie zu dicht aufgehen; gewöhne ſie, ſobald die Witterung es verſtattet, an die freye Luft; begieße ſie oft, doch jedes Mahl nur mäßig; und pflanze ſie, wenn alle Gefahr übler Witterung vorüber iſt, an einem feuchten Tage mit einem Ballen Erde auf warme, gegen die volle Sonne gelegene Rabatten, auf welchen ſie mit mehrerer Gewißheit reifen Samen geben.

21. **Rautenblätteriges Kreuz-Kraut**, deſſen Stängel aufrecht, und deſſen Blätter in gezahnte Querſtücke zertheilt, und mit weit aus einander ſtehenden ſteifen Borſten beſetzt ſind; Senecio erucifolius, foliis pinnatifidis dentatis ſubhirtis, caule erecto *Linn.* Jacobaea altera *Dod.* Jacobaea incana altera *C. B.* Jacobaea altiſſima, foliis erucae artemiſiaeve ſimilibus & aemulis *Rupp.* Jacobaea artemiſiae folio, radice repente *Vaill.* Jacobaea incana repens *Barrel.* Jacobaea marina *Dod.* & *Dalech.* Man findet es in den temperirten Gegenden Europens

auf Dämmen wild. Es iſt ſehr nahe mit dem Jacobs-Kreuzkraute verwandt, iſt aber härter; ſeine ganze Oberfläche iſt mit einem feinen Filze bekleidet, der aber in Gärten verſchwindet. Der Blumenkelch iſt unten filzig, und die Nebenſchuppen ſind feſt daran angedrückt.

22. **Beſtäubtes oder weißgraues Kreuz-Kraut, mit flachen rundlichen Blumenſträußen, und ſtumpfen Blättern, welche auf beyden Flächen filzig und beynahe geſiedert ſind;** Senecio incanus, corollis radiantibus, foliis vtrinque tomentoſis ſubpinnatis obtuſis, corymbo ſubrotundo *Linn.* Abſinthium tertium alpinum vmbelliferum *Pen.* Abſinthium alpinum vmbelliferum tenuifolium & minus *C. B.* Chryſanthemum alpinum incanum foliis laciniatis; alpinum Judenbergenſe, Jacobaeae foliis *Cluſ.* Jacobaea alpina abſinthii folio humilior *Tourn.* Jacobaea alpina incana minor *Barrel.* & *Boccon.* Jacobaea pumila *Pluken.* Senecio tomentoſus, foliis pinnatis, pinnis ſubrotundis, vmbella globoſa *Hall.* Engl. hoary alpine Ragwort. Es wächſt auf den ſchweizeriſchen, öſtreichiſchen und pyrenäiſchen Alpen, und bey Montpellier wild, und iſt, wegen ſeines niedrigen Wuchſes und filzigweißen Anſehens, unter allen Arten dieſer Gattung eine der artigſten; ſie iſt nähmlich ganz mit einem weißen Filze bekleidet. Die Wurzel iſt lang und holzig, mit langen Zaſern. Der Stängel iſt ungefähr einen Finger lang, feſt, blattreich und in Zweige zertheilt. Die Blätter ſitzen auf eigenen Stielen, und gleichen den Blättern der clavenniſchen Achillen-Pflanze oder der Strand-Othonna, nur ſind ſie klein. Die Blumen ſtehen an dem Gipfel des Stängels oder Zweiges in Dolden beyſammen; der Kelch derſelben iſt dicht mit weißer Wolle bekleidet, und nach oben zu breiter, er hat nur eine Reihe Schuppen mit braunem

Rande, und keine Neben-Schuppen; die Blumen haben an dem Strahle nur 2 oder 3 gelbe, in der Mitte auch wenige, aber große und bräunliche Blümchen. Die Samen haben eine ſehr lange Krone.

23. **Stabwurzblätteriges Kreuz-Kraut, mit flachen Blumenſträußen, und nackenden Blättern, welche geſiedert, oder in viele gleichbreite und ſpitzige Abſchnitte zerſpalten ſind;** Senecio abrotanifolius, corollis radiantibus, foliis pinnato-multifidis linearibus nudis acutis, pedunculis ſubbifloris *Linn.* Chryſanthemum alpinum, foliis abrotani multifidis *C. B. Cluſ.* Achillea montana artemiſiae tenuifoliae facie *Lobel.* Jacobaea alpina foliis ferulaceis *Vaill.* Jacobaea foliis ferulaceis, flore minore *Boerh.* Ageratum ferulaceum *Munting.* Solidago foliis vaginoſis, pinnatis, pinnis perangustis acutis ſimplicibus & bifidis *Hall.* Man findet es auf den ſteyeriſchen, kärnthiſchen und pyrenäiſchen Gebirgen wild. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Die Blätter gleichen den Blättern der Stabwurz; die Wurzelblätter ſind doppelt federartig zerſchnitten, die Stammblätter aber nur einfach in Querſtücke zertheilt, nacket und ſpitzig. Die Blumen haben einen ausgebreiteten Strahl, und ſtehen oft doppelt auf 3 bis 4 haarigen Stielen.

Den Samen dieſer ſehr ſchönen Pflanze ſäe man im April in leichte ſandige Erde, verdünne die Pflanzen, begieße ſie fleißig, und pflanze ſie im Herbſte auf die Rabatten, wo ſie dann im folgenden Sommer blühen.

24. **Canadiſches Kreuz-Kraut, deſſen Blätter alle doppelt geſiedert und gleichbreit ſind, und deren Blumenſtiele flache Sträuße bilden;** Senecio canadenſis, foliis omnibus bipinnatis linearibus, pedunculis corymboſis *Linn.* Jacobaea chaerophylli foliis mariana *Pluken.* Sein Vaterland iſt Canada.

Der Stängel iſt glatt und aufrecht. Die Blätter ſind glatt, und die oberſten nur einfach gefiedert. Die Blumenſträuße ſind zuſammengeſetzt und horizontal gleich; ſie ſtehen an dem Gipfel des Stängels und der Zweige; die Blumen haben eine gelbe Krone und einen fuchsröthlichen Kelch.

25. **Jacobs=Kreuz=Kraut**, mit aufrechtem Stängel und gefiedert leyerförmigen Blättern, deren Abſchnitte wieder zerſchnitten ſind; Jacobs=Blume, Jacobs=Kraut; Senecio Jacobaea, foliis pinnato-lyratis, laciniis lacinulatis, caule erecto *Linn.*; ſ. Jacobs=Blume, im XXVIII Th. S. 24, fgg.

26. **Goldgelbes Kreuz=Kraut**, mit gekerbten Blättern, von welchen die unterſten auf eigenen Stielen ſtehen, und herzförmig, die obern aber in Querſtücke zertheilt und leyerförmig ſind; Senecio aureus, corollis radiantibus, foliis crenatis, infimis cordatis petiolatis, ſuperioribus pinnatifidis lyratis *Linn.* Jacobaea virginiana, foliis imis alliariae glabris, caulescentibus Barbareae *Moriſ.* Jacobaeoides foliis imis alliariae, caulescentibus Jacobaeae *Vaill.* Es kommt ſehr nahe mit der Jacobs=Blume überein, und wächſt in Virginien und Canada an naſſen und ſchattigen Oertern. Seine Wurzel dauert mehrere Jahre. Die Blätter ſind gekerbt, die untern herzförmig und geſtielt, gleichen den Blättern des Knoblauch=Krautes; die obern geſchlitzt und leyerförmig, und gleichen den Blättern des Barben=Krautes. Die Blumen, an den obern Theilen der Stängel, einzeln, auf langen dünnen Stielen, geſtrahlt, gelb, im Jun. und Jul.

27. **Doldenförmiges Kreuz=Kraut**, deſſen Blumenkronen gleichbreit, und deſſen Blätter gefiedert=gezahnt und fein gezackt ſind, und weit aus einander ſtehende Stücke haben; Senecio vmbel-

bellatus, corollis linearibus, foliis pinnato-dentatis denticulatis, laciniis diſtantibus *Linn.* Senecio filifolius *Berg.* Es wächſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Stängel iſt 2 F. hoch. Die Blätter ſind gleichbreit federförmig gezähnelt; ihre Abſchnitte ſtehen weit von einander ab, und ſind bandförmig. Die Blumen haben einen purpurrothen Strahl.

28. **Leinblätteriges Kreuz-Kraut, deſſen Stängel krautartig, deſſen Blätter gleichbreit ſind und einen glatten Rand haben, und deſſen Blumen in flachen etwas geſchuppten Sträußen beyſammen ſtehen;** Senecio linifolius, corollis radiantibus, foliis linearibus integerrimis, corymbo ſubſquamato, caule herbaceo *Linn.* Jacobaea Crithmi littorei foliis *Moriſ.* Jacobaea hiſpanica rosmarini folio *Tourn.* Jacobaea linifolia hiſpanica & italica *Bocc.* & *Barrel.* Doria, quae Jacobaea hiſpanica, folio rosmarini *Boerh.* Es wächſt in Spanien, Italien und Rußland. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Der Stängel iſt äſtig, und wird 1½ F. hoch. Die Blumenſtiele ſind mit kleinen ſpitzigen Schuppen beſetzt. Der Blumenkelch iſt, wie bey den übrigen Arten dieſer Gattung, nur iſt die Spitze der Schuppen nicht brandig.

Dieſe Pflanze blüht zu einer Zeit, da die meiſten andern abgeblühet haben, nähmlich am Ende des Oct. oder im Nov., und kann vom Herbſte bis zum Frühlinge durch Zertheilung vermehret werden.

29. **Sumpf-Kreuz-Kraut, deſſen Stängel ſenkrecht, und deſſen Blätter ſchwertförmig und auf ihrer untern Fläche ziemlich rauh ſind, an ihrem Rande aber ſpitzige und ſägenartige Zähne haben;** Senecio paludoſus, corollis radiantibus, foliis enſiformibus acute ſerratis ſubtus ſubvilloſis, caule ſtricto *Linn.* Conſolida paluſtris *Theod. Tabern.*

Conyza aquatica foliis longis & ſerratis *Geſn.* Conyza aquatica maxima ſerratifolia *Thal.* Conyza paluſtris ſerratifolia *C. B.* Conyza quarta *J. Camer.* Doria, quae Jacobaea foliis integris & mucronatis *Boerh.* Jacobaea foliis longis integris & mucronatis *Moriſ.* Jacobaea paluſtris altiſſima foliis ſerratis *Tourn.* Lingua ceruina maior *Dalech.* Solidago caule ſimplici, corymbo terminali, foliis ſubtus tomentoſis, floſculis femineis ſedecim *Leche.* Virga aurea ſ. Solidagini anguſtifoliae affinis, lingua auis Dalechampii *J. B.* Senecio foliis integris ſerratis *Guett.* Solidago paluſtris altiſſima incana & tomentoſa *Ammann.* Engl. Marſh-Ragwort. Es wächſt in Europa, in Sümpfen, die nahe an der See liegen. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Die Stängel ſind ſchnurgerade, mehrere, dicht beyſammen, 3 F. hoch. Die Blätter ſind ſchwertförmig, ſpitz ſägeförmig, auf der Unterfläche faſt zottig. Die Blumen auf den obern Theilen der Stängel, auf langen dünnen Stielen, geſtrahlt, gelb, im Jun. und Jul.

Es gibt auch eine Abart: mit ſehr langen, filzigen, ſägeförmigen Blättern, welche mit ihrem weißgrauen Anſehen zwiſchen andern Pflanzen einen ſehr artigen Effect macht.

30. **Hain-Kreuz-Kraut, mit äſtigem Stängel, acht Blümchen an dem Blumenſtrahle, und lanzettförmigen, auf ihrer untern Fläche rauhen Blättern, welche an ihrem Ende doppelte ſägenartige Zähne haben;** Senecio nemorenſis, corollis radiantibus octonis, foliis lanceolatis biſerratis ſubtus villoſis, caule ramoſo *Linn.* Senecio nemorenſis, latiore rigidiore & hirſuto folio *Rupp.* Solidago foliis lanceolatis ſerratis, floribus ad pedunculum minimis *J. G. Gmel.* Senecio foliis ovato-lanceolatis ſerratis, ſubtus hirſutis, floribus vmbellatis *Hall.* Virga aurea, ſ. Solidago ſaracenica latifolia ſerrata *J. B.*

*J. B.* Es wächſt in der Schweiz, in Deutſchland und in Sibirien, in Wäldern. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Der Stängel iſt äſtig. Die mittlern Blätter werden breiter. Die Blumen haben zuſammen geklebte Kelche, und an dieſen unten 3 ſchmahle Schuppen, welche halb ſo lang, als die Kelche ſelbſt, ſind; ihre Krone iſt gelb, und hat an ihrem Strahle 5 bis 8 Blümchen.

31. **Goldenes Kreuz-Kraut, deſſen Blumen in flachen Sträußen beyſammen ſtehen, und deſſen Blätter ziemlich an den Zweigen herunter laufen, nackt, lanzettförmig und fein gezackt ſind, und, wie weiter nach oben, deſto kleiner werden;** Senecio Doria, floribus corymboſis, foliis ſubdecurrentibus nudis lanceolatis denticulatis, ſuperioribus ſenſim minoribus *Linn.* Virga aurea vel Doria *C. B.* Aliſma Monſpelienſium ſ. Doria *J. B.* Dorea Narbonenſis quaſi aurea; Dorea ſ. Herba aurea *Pen.* *Beſler.* & *Dalech.* Doria forte Panaces Chironium Narbonenſium *Geſn.* & *Boerh.* Herba Doria *Lob.* & *Caeſalp.* Panax Chironium *Theod.* Virga aurea maior, carnoſis & ſucculentis foliis ad caulem latis *Moriſ.* Jacobaea pratenſis altiſſima, limonii folio *Tourn.* Es wächſt in Oſt-Indien, Oeſtreich, Montpellier, und in verſchiedenen deutſchen Provinzen, in Wäldern wild. Es iſt nahe mit der ſaraceniſchen Peſt-Wurzel verwandt. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Die Blätter ſind auf beyden Seiten glatt, und werden nach oben zu immer kleiner, ſo, daß ſie unter dem Blumenkelche nur borſtenartigen Neben-Blättern gleich ſehen. Der Stängel iſt einfach. Die Blumen haben einen Strahl, und ſtehen in einer Krone beyſammen.

32. **Saraceniſches Kreuz-Kraut, mit flachen Blumenſträußen, und lanzettförmigen ziemlich glatten und ſägenartig gezahnten Blättern;**

Goldruthe, heidniſches Wundkraut, Machtheil; Senecio ſaracenicus, corollis radiantibus, floribus corymboſis, foliis lanceolatis ſerratis glabriuſculis *Linn.* Virga aurea anguſtifolia ſerrata *C.* & *J. B.* Solidago ſaracenica *Trag. Dod. Fuchſ. Lonic. Pen. Lob.* & *Dalech.* Conſolida aurea ſ. Symphytum petraeum tertium *Theod.* Conſolida ſaracenica *Thal.* & *Beſl.* Jacobaea alpina foliis longioribus ſerratis *Tourn.* Doria, quae Jacobaea alpina, foliis longioribus ſerratis *Boerh.* Senecio foliis lanceolatis ſerratis, floralibus pedunculos aequantibus *Royen.* Senecio foliis lanceolatis ſerratis glabris, floribus vmbellatis *Hall.* Man findet es in der Schweiz, in Schwaben, und bey Montpellier, auf Bergen und in Wäldern. Aus der faſerigen, weit um ſich kriechenden, dauerhaften Wurzel, ſteigt ein aufgerichteter, 4 bis 5 F. hoher, einiger Maßen geflügelter, einfacher, und nur oberwärts in den Blumenſtrauß verbreiteter Stängel. Die dicht bey einander ſtehenden, wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſind lanzettförmig, ſcharf eingekerbet, dunkelgrün, glatt, zuweilen unterwärts etwas rauch. Die Blüth=Zweige theilen ſich in viele Stiele, welche faſt alle einerley Höhe erreichen, und gleichſam einen Blumenſchirm bilden. 6 oder 8 ganz ſchmahle Blättchen umgeben den Kelch. Eben ſo viel zungenförmige, große, geſtreifte, blaßgelbe Blümchen machen den Rand aus. Die Samen ſind lang, geſtreift und gekrümmt.

Es blüht in unſern Gärten im freyen Lande im Auguſt, bringt auch reifen Samen, läſſet ſich aber leichter durch die Wurzel vermehren.

Dieſe Pflanze iſt häufig mit der gemeinen Gold=Ruthe, Solidago Virga aurea *L.* (ſ. Wund=Kraut) verwechſelt worden. Die Aerzte rühmten ihre Blätter als ein urintreibendes und Wund=Mittel, und ſie wird in der Schweiz unter die ſo genannten Fall=Tränke

ke genommen; bey uns iſt ſie nicht im Gebrauche. An einigen Orten gebraucht man ſie bey Pferden äuſſerlich, um ihre Wunden geſchwinder zu heilen.

33. **Alpen-Kreuz-Kraut**, deſſen Stängel gemeiniglich nur Eine Blume trägt, und unzertheilt iſt, und deſſen Blätter unzertheilt, und an ihrem Rande ſägenartig gezahnt, die an der Wurzel aber eyrund, und auf ihrer untern Fläche rauh ſind; Senecio Doronicum, caule indiuiſo ſubunifloro, foliis indiuiſis ſerratis, radicalibus ovatis ſubtus villoſis *Linn.* Doronicum primum ſ. minus *Cluſ.* Doronicum auſtriacum anguſtifolium *Park.* & *Raj.* Doronicum longifolium, hirſutie aſperum *C. B.* Jacobaea montana, croceo amplo ſingulari flore, ſpatulae flore elatior *Barrel.* Senecio foliis craſſis, ſerratis, imis petiolatis ſubrotundis, caulinis lanceolatis *Hall.* Man findet es bey Montpellier, auf den pyrenäiſchen, italiäniſchen, ſchweizeriſchen, öſtreichiſchen und ſchwäbiſchen Alpen. Seine Wurzel dauert mehrere Jahre, und treibt aus einem dicken Knollen unzählige Haar-Zaſern. Der Stängel wird 1 bis 2 F. hoch; er iſt feſt und filzig, und trägt nur ſelten 2 bis 6 Blumen. Die unterſten Blätter ſitzen auf eigenen Stielen, ſind ziemlich dick und ſtumpf, und gemeiniglich auf beyden Seiten filzig; die obern ſind klein, theils lanzett- theils pfriemförmig, und haben keine eigene Stiele. Die Blumen ſind ſehr groß; der Kelch an denſelben iſt mehr ausgebreitet, bald glatt, bald filzig; die Krone hoch pomeranzengelb mit vielen breiten Blümchen an dem Strahle.

34. **Langblätteriges Kreuz-Kraut**, mit ſtaudigem Stängel, an welchem die gleichbreiten Blätter ohne beſtimmte Ordnung ſtehen; Senecio longifolius, foliis linearibus ſparſis, caule fruticoſo *Linn.* Jacobaea aethiopica lauendulae folio *Breyn.* & *Pluken.* Jacobaea africana folio capillaceo viridi

*Herm.* Jacobaea africana frutescens lavendulae folio latiore *Commel.* Es kommt von dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Die Blätter ſind ſehr ſchmahl, lang, unzertheilt, nacket und rauh. Der Stamm iſt ſtaudenartig. Die Blumen ſtehen in flachen Sträußen beyſammen.

35. **Conſtantinopolitaniſches Kreuz-Kraut, mit krautartigem Stängel, und länglichen auf ihrer obern Fläche nackenden Blättern, welche an ihrem Rande in einiger Entfernung von einander Zähne, und an dieſen ſtachelige Zähnchen haben;** Senecio byzantinus, foliis oblongis remote dentatis ſpinoſo-denticulatis ſupra nudis, caule herbaceo *Linn.* Senecio foliis crenato-dentatis, inferioribus pinnato-lyratis, ſuperioribus pinnatifidis *Royen.* Solidago iſatidis folio *Raj.* Hieracium montanum Conyzae ſ. Dentariae folio *Bocc.* Es wächſt bey Conſtantinopel wild, und hat viele Aehnlichkeit mit der Haber-Diſtel, ſo wie mit dem ſteifen Kreuz-Kraute die Stellung gemein, nur daß es in allen ſeinen Theilen weit ſchmähler iſt. Der Stängel wächſt bis 4 F. hoch; er iſt rundlich, geſtreift, grün, und mit weißen Haaren bekleidet. Die Aeſte entſpringen aus dem untern Theile des Stängels, und ſtehen ſehr weit von ihm ab. Die Blätter umfaſſen den Stängel, ſind lanzettförmig, umgerollt, auf ihrer obern Fläche glänzend grün, und etwas rauh, auf der untern geadert und ziemlich rauch; ſie tragen in ihren Winkeln Spuren von den Aeſten. Die Blumenſchafte ſtehen an dem Gipfel der Zweige, ſind rundlich, weit ſchmähler als der Stängel, fadendünn, ſehr lang, geſtreift, und unten mit gleichbreiten, unzertheilten, ungezahnten und ziemlich nackenden Blättern beſetzt; die flachen Blumenſträuße ſtehen wechſelsweiſe an dem Gipfel der Zweige, und ſind ziemlich zertheilt; die Schuppen des Blumenkelches ſind an ihrer Spitze gleichſam an-

gebrannt; die Krone iſt gelb, und hat 8 Blümchen am Strahle.

36. **Meerportalakblätteriges Kreuz-Kraut, mit ſtaudigem Stängel, und fleiſchichten, gezahnten und umgekehrt eyrunden Blättern;** Senecio halimifolius, foliis obovatis carnoſis dentatis caule fruticoſo *Linn.* Doria africana arboreſcens foliis craſſis & ſucculentis atriplicem referentibus *Dillen.* Es wächſt in Aethiopien. Der Stamm iſt ſtrauchartig. Die Blätter ſind ſaftig und etwas gezahnt. Die Blumen ſtehen in flachen Sträußen beyſammen, die ſich wieder in Aeſte zertheilen.

37. **Stechpalmblätteriges Kreuz-Kraut, mit gezahnten und pfeilförmigen Blättern, welche den krautartigen Stängel umfaſſen;** Senecio ilicifolius, foliis ſagittatis amplexicaulibus dentatis, caule herbaceo *Linn.* Jacobaea africana fruteſcens, foliis inciſis & ſubtus cinereis *Commel.* & *Seb.* Es kommt, wie das folgende, von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und hat an den Blättern eine graue untere Fläche.

38. **Starres Kreuz-Kraut, mit länglichen, unzertheilten, fein gezackten und nackenden Blättern, welche den ſtaudigen Stängel umfaſſen;** Senecio rigens, foliis amplexicaulibus oblongis indiuiſis denticulatis nudis, caule fruticoſo *Linn.* Jacobaea africana fruteſcens, folio longo glauco *Commel.* Jacobaea africana perennis, integro oblongo folio glauco *Volkam.* Jacobaea ramoſa, folio rigido glauco per limbum aſpero *Raj.* Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Die Blätter ſind lang, meergrün, und an ihrem Rande gleichſam angefreſſen. Die Blumen ſind klein.

39. **Steifes Kreuz-Kraut, mit ſpatelförmigen, ausgeſchweiften, angefreſſenen und rauhen Blättern, welche den ſtaudigen Stängel umfaſſen;** Sene-

Senecio rigidus, foliis amplexicaulibus ſpatulatis repandis eroſis ſcabris, caule fruticoſo *Linn.* Jacobaea africana, foliis integris vndulatis & criſpis *Tourn.* Jacobaea africana frutescens, foliis rigidis & hirſutis *Commel.* Jacobaea africana frutescens, hormini folio *Oldenland.* Jacobaea africana frutescens perennis rigoſo folio integro, floribus copioſis paruis *Raj.* Doria, quae Jacobaea africana frutescens folio rigido & hirſuto maior *Boerh.* Es iſt in Aethiopien zu Hauſe. Der Stängel iſt ſteif, rauh und ſtaudenartig. Die Blätter ſind an ihrem Rande mit feinen Stacheln beſetzt, auf ihrer obern Fläche gleichſam mit Oehl beſchmiert, aber nicht glatt, auf der untern beſtäubt und etwas rauch. Die Blumen ſind klein, und haben an ihrem Rande 5 gelbe Blümchen, welche in einiger Entfernung von einander ſtehen und unzertheilt ſind.

40. **Pappel= oder Aeſpenblätteriges Kreuz=Kraut, mit staudigem Stängel, und eyrunden, ſpatelförmigen, unzertheilten und ſtumpfen Blättern, welche, wann ſie älter ſind, oben glatt werden;** Senecio populifolius, foliis ovatis ſpatulatis integris obtuſis, adultioribus ſupra glabris, caule fruticoſo *Linn.* Jacobaea africana populi albae foliis *Raj.* Man findet es bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung wild. Die ganze Pflanze iſt mit einer weiſſen Wolle überzogen. Die Blätter haben kaum einen oder den andern Zahn an ihrem Rande, und ſitzen auf eigenen Stielen, die mit ihrer erweiterten Grund=Fläche den Stängel umfaſſen.

41. **Arabiſches Kreuz=Kraut, mit glatten, beynahe zweyfach geſiederten Blättern, welche auf eigenen Stielen ſtehen;** Senecio arabicus, foliis ſubbipinnatis petiolatis laeuibus *Linn.* Es wächſt in Arabien wild.

Den

* * *

Den Nahmen gelbes Kreuz-Kraut, führt die Valantia cruciata *Linn.* Siehe Vaillantiſche Pflanze, No. 6.

Kreuz-Kreiſel, eine Art Kreiſel-Schnecke, Trochus cruciatus; ſ. Kreiſel-Schnecke, No. 5, im XLVIII Th. S. 568.

Kreuz-Kuß, Kreuz-Küſſung; ſ. oben, S. 53.

Kreuz-lahm, bey Pferden, lahm im Kreuze, hüftenlahm, ungeachtet im Kreuze wegen der ſtarken Verbindung eben ſo wenig eine eigentliche Verrenkung möglich iſt, als in dem Buge. Kreuz-lahm heißt alſo nur, mit einem Hinter-Fuße lahm gehend, ſo wie bug-lahm, ein ſolches lahm gehen mit dem Vorder-Fuße bedeutet. Siehe Lahm.

Kreuz-Maß. 1. Bey den Schrift-Gießern, ein Maß in Geſtalt eines lateiniſchen T, mit einem oben beweglichen Quer-Eiſen, die Theile des Gieß-Inſtrumentes damit zu beſtimmen; das Richt-Maß. Siehe Schrift-Gießer.

2. In der Geometrie, die Art und Weiſe, die Fläche nach Quadraten zu meſſen; das Quadrat-Maß, im Gegenſatze des bloßen Längen-Maßes ſowohl, als auch des Schacht- und des Kubik-Maßes. Siehe Quadrat-Ruthe.

3. Ein geometriſches Inſtrument, deſſen ſich die Feld-Meſſer bedienen, allerley Land damit in den Grund zu legen und zu meſſen; Fr. Équerre d'arpenteur; Fig. 2909. Es beſteht daſſelbe aus einer kupfernen oder meſſingenen kreisrunden, ziemlich dicken Scheibe A, von 4, 5 bis 6 Z. im Durchmeſſer. Man theilt dieſe Scheibe oder dieſen Zirkel durch zwey Linien, die einander im Mittel-Puncte in geraden Winkeln in vier gleiche Theile durchſchneiden. An den vier Enden dieſer Linien, und zwar mitten in dem

Rande

Rande, werden vier Abſehen (Abſichten oder Dioptern), welche wohl angenietet ſeyn müſſen, in viereckige Löcher, die recht perpendikulär auf beſagten Linien eingeſchnitten ſind, geſetzt, wobey dann unterhalb eines jeden Ausſchnittes noch ein Loch iſt, um die Gegenſtände auf dem Felde deſto beſſer zu entdecken. Die Scheibe wird in der Mitte ausgearbeitet, damit ſie deſto leichter werde. Unten, und zwar in dem Mittel⸗Puncte des Inſtrumentes, läſſet ſich eine Hülſe einſchrauben, welche dazu dient, daß man das Kreuz⸗Maß auf ſeinem Stocke B, welcher 4 bis 5 Fuß nach der Höhe des Auges des Abmeſſers groß ſeyn muß, feſt halten könne. Dieſer Stock muß zu äuſſerſt mit einer eiſernen Spitze beſchlagen ſeyn, damit er leicht in die Erde zu ſtecken ſey. Das andere Ende aber muß rund ſeyn, damit die Hülſe genau daran gehe, ſo, daß alſo die Scheibe vermittelſt einer Nuß, wie das Aſtrolabium auf einem Fuße aufgeſtellet werden kann. Die ganze Accurateſſe dieſes Inſtrumentes beruhet darauf, daß die Dioptern recht accurat in geraden Winkeln ausgeſchnitten ſeyn; welches man leicht probieren und finden kann, wenn man auf ein weit entferntes Object durch zwey Dioptern, und auf ein anderes durch die zwey andern Dioptern zielt, hernach muß man das Kreuz⸗Maß auf ſeinem Stocke fein gerade umdrehen, und eben dieſelben Gegenſtände durch die gegenüber ſtehenden Dioptern abermahl anſehen; wenn nun ſolche recht accurat durch die Durchſchnitte in einer geraden Linie ſich zeigen, ſo iſt es eine Anzeige, daß das Inſtrument richtig iſt. Damit man aber das Kreuz⸗Maß nicht unrichtig mache, muß man erſtlich den Stock allein in die Erde ſtecken, und, wenn er feſt ſteht, die Scheibe in der Hülſe vermittelſt der Schraube darauf feſt ſtellen.

Man macht auch einige von dieſen Gattungen der Kreuz⸗Maße, an welche man 8 Dioptern, auf eben die Art, wie ſolche oben beſchrieben worden iſt, anſetzt; dieſe

dieſe ſind dienlich, die Winkel von 45 Grad zu bekommen. Sie nutzen auch den Gärtnern, um Spazier-Gänge in eine gerade Linie anzurichten, und mit Bäumen in Geſtalt eines Sternes zu beſetzen.

## Gebrauch des Kreuz-Maßes.

Erſter Nutzen. *Wie man ein Feld oder eine Wieſe, in welche man gehen kann, in Grund legen und ausmeſſen ſoll. Fig. 2910 a).*

Es ſey gegeben das Feld ABCDE, da man bey allen Winkeln bleyrechte Stäbe einſteckt, und die Linie AC ſtückweiſe, auf die Art, wie ich hernach zeigen werde, oder auf eine andere beliebige Art, genau abmißt, und zwar ſo, daß man alle die bey den Winkeln eingeſteckten Stäbe ſehen könne.

Man macht auf einem Blättchen Papier einen Entwurf, welcher beynahe die Figur der vorgegebenen Fläche vorſtellt, auf welchem man alle Maße der Theile von der Linie AC, und der aus den Winkeln auf die Linie AC gezogenen Perpendikular-Linien, anſetzt. Wenn man z. B. bey dem Stabe A anfängt, ſucht man, nach der Länge der Linie AC, den Punct F, auf welchen die ſenkrechte Linie EF fällt, mißt die Linien AF, und FE, und deutet ihre Länge auf den correſpondirenden Linien des Entwurfes an. Damit man aber dieſen Punct F finden möge, ſteckt man verſchiedene Stäbe, nach der Länge der Linie AC, nach Belieben, ſetzt auch den Stock des Kreuz-Maßes auf eben dieſer Linie ein, ſo, daß man durch die zwey gegen über ſtehenden Dioptern, zwey von dieſen Stäben ſehen, und dann durch die Abſchnitte der beyden andern Dioptern, die mit den zwey erſten einen geraden Winkel machen, den Stab in E zu Geſicht bekommen möge. Sollte man aber gleich auf das erſte Mahl dieſen Stab nicht ſehen können, muß man mit dem Fuße des Inſtrumentes entweder näher hinzu, oder weiter von dem Puncte A, ſo lange rücken, bis die zur Abzielung gehörigen Linien AF, und FE, im Puncte F einen geraden Winkel machen, mit deſſen Beyhülfe man den Grundriß und die Fläche von dem Triangel AFE haben wird.

Auf eben dieſe Art findet man den Punct H, wo die ſenkrechte Linie DH hinfällt, und mißt ſolche wirklich, wie auch HF, deren Länge man auf dem Entwurfe bemerken muß, damit man den Grund und die Fläche des Trapezii EFHD bekommen möge.

Man mißt ferner die Linie HC, die einen geraden Winkel mit HD macht, ſo wird man den Grund und die Fläche des geradewinkeligen Triangels DHC haben.

Wenn man nun auf ſolche Weiſe die ganze Linie AC durchgemeſſen hat, iſt nichts weiter zu thun mehr übrig, als daß man auf dieſer Linie den Punct G, wo die ſenkrechte Linie BG hinfällt, finde, und dieſelbe meſſe, damit man auch den Grund und die Fläche des geradewinkeligen Triangels AGB haben möge, als mit deſſen Beyhülfe man noch den Grundriß des gegebenen Feldes ABCDE wird darlegen können. Man wird auch ſeine ganze Fläche bekommen, indem man die Flächen von den Triangeln und dem Trapezio, als welche die Theile des ganzen Entwurfes machen, zuſammen ſetzt, welches alles gar leicht, nach den Regeln der Planimetrie, auf folgende Art wird geſchehen können.

Geſetzt z. B. daß AF 7 Ruthen groß ſey, und die ſenkrechte Linie EF 10; wenn nun 7 mit 10 multiplicirt wird, bekommt man das Product 70, davon die Hälfte 35 die Fläche des Triangels geben wird. Wenn ferner die Linie FH 14 Ruthen groß iſt, und die ſenkrechte Linie HD 12, addiret man 12 zu 10, welche lezte die Parallel-Linie FE in ſich hält, ſo bekommt man 22, davon die Hälfte 11 mit 14 multiplicirt, 154 Quadrat-Ruthen für die Fläche des Trapezii EFHD gibt; und wenn die Linie HC 8 Ruthen groß iſt, multiplicirt man 8 mit 12, ſo iſt das Product 96, davon die Hälfte 48 die Fläche des Triangels CHD seyn wird. Die ganze Linie AC beträgt 29 Ruthen, und die ſenkrechte BG 10; das Product iſt 290, davon die Hälfte 145 die Fläche des Triangels ABC iſt. Wenn man endlich ſtückweiſe die vier Flächen, als: 35, 154, 48 und 145 zuſammen addiret, ſo wird die Summe von 382 Quadrat-Ruthen die ganze Fläche des Grundriſſes ABCDE, nach Fig. 2910 a), ſeyn.

Zweyter Nutzen. **Ein Stück Land in Grund zu legen, in welches man nicht wohl hinein gehen kann, dergleichen ein Wald, ein Weiher, ein Sumpf oder**

Moraſt, oder etwas anderes dergleichen wäre. Fig. 2910 b).

Es ſey gegeben der Sumpf EFGHI, bey welchem man in allen Winkeln Stäbe einſteckt, und dann alſo verfährt, daß ſeine Figur in ein längliches Viereck eingeſchloſſen werde, welches man meſſen muß, hernach aber die Triangel und Trapezien, welche ſich um die Fläche herum mit beygefügt befinden, davon abziehen, ſo wird das Uebrige die Fläche von dem gegebenen Stücke Land ſeyn.

Wenn man z. B. bey dem Stabe E anfängt, verlängert man mit dem Kreuz-Maße die Linie EF ſo weit hinaus, als nöthig iſt, damit man auf dieſe Verlängerung eine ſenkrechte Linie, welche den Stab in G treffe, wie hier die Linie KF iſt, ziehen möge. Ferner ſteckt man einen Stab in K ein, und verlängert dieſe Linie bis in L, d. i. ſo weit als nöthig ſeyn wird, um eine ſenkrechte Linie, die durch den Punct H, wie die Linie LH, geht, dorthin zu ziehen, welche Linie LH auch ſo weit verlängert wird, als es nöthig iſt; hernach kommt man wieder zu dem Stabe in E, damit man auf die Linie EF eine andere ſenkrechte Linie ziehen könne, welche, nachdem ſie verlängert worden iſt, die ſenkrechte Linie LH im Puncte M treffen wird. Wann dieſes geſchehen iſt, wird man das längliche Viereck EMLK bekommen, deſſen Länge und Breite mit der Kette oder mit der Ruthe gemeſſen werden muß.

Geſetzt, z. B. daß die Länge EK, oder ihre Parallel-Linie ML, welche jener gleich ſeyn muß, 35 Ruthen, die Breite EM hingegen, oder ihre Parallel-Linie LK, 10 Ruthen groß ſey; dieſe zwey Zahlen mit einander multiplicirt, geben 350 Quadrat-Ruthen für die ganze Fläche des beſagten länglichen Viereckes. Wenn nun die Verlängerung FK, 5, und KG 4 Ruthen gibt, ſo multiplicirt man 4 mit 5, wovon das Product 20 iſt, und alſo die Hälfte 10 Ruthen für die Fläche des Triangels FGK darlegt. Wenn die Linie GL, 6, und LH 4 Ruthen groß iſt, ſo iſt das Product, indem 4 mit 6 multipliciret wird, 24, davon die Hälfte 12 die Fläche des Triangels GLH iſt. Man muß überdies auf der Linie HM einen Punct finden, wo die ſenkrechte Linie, welche von dem Stabe I herkommt, hinfalle, die einen Triangel und ein Trapezium formiret, ſo daß, wenn die Weite HN, 24, und die ſenkrechte Linie NI 4 Ruthen gibt, das Product von 24 mit 4, 96 ausmacht,

macht, wovon die Hälfte 48 die Fläche des Triangels HNI iſt. Wenn nun endlich NM, 7, ME 10, und ihre Parallel=Linie NI 4 Ruthen macht, addiret man 10 und 4 zuſammen, ſo beträgt die Summe 14, wovon die Hälfte 7, mit 7 multiplicirt, 49 für die Fläche des Trapezii EMNI darlegt. Wenn man alſo die Flächen dieſer drey Triangel und des Trapezii zuſammen addiret, ſo bekommt man 119 Ruthen, die, von 350 ſubtrahirt, welches die ganze Fläche des ablangen Quadrates iſt, 231 Ruthen für die Fläche des gegebenen Sumpfes EFGHI übrig laſſen. Auf gleiche Weiſe verfährt man bey allen andern Figuren.

**Kreuz=Meiſe**, ſiehe **Meiſe**.

**Kreuz=Meiſſel**, eine Art Meiſſel, deren ſich verſchiedene Holz=Arbeiter bedienen.

Auch die Schlöſſer haben **Kreuz=Meiſſel**, die Mittel=Brüche in dem Barte der Schlüſſel damit zu machen. Siehe **Meiſſel**.

**Kreuz=Muſchel**, **Kreuz=Duplett**, **Crucifix**, **Hammer=Duplett**, Oſtrea Malleus *Linn.* Fr. Marteau tranchant, Couteau polonois, Croix indienne, Holl. Mes-hamer, poolſche Hamer, Kruys-doublet, eine zwar unanſehnliche, aber ſeltene und koſtbare Muſchel aus der Claſſe der Auſtern. Sie ſtellt ſo ziemlich das Bild eines Kreuzes vor, und hat daher eben den Nahmen der **Kreuz=Muſchel**; Andere haben ſich dieſe Muſchel als einen Hammer gedacht, und ſie daher den **Hammer**, die **Hammer=Duplette**, genannt. Sie gehört unter diejenigen Muſcheln, welche eben keine äuſſerer Schmuck empfiehlt; denn eine dunkle, dem Violett ähnliche, runzelig geſtreifte Schalen=Fläche, iſt alles, was man an dieſer Muſchel bemerken kann. Da ſie wie ein Kreuz (†) gebildet iſt, ſo geht natürlich ein Theil ihrer Schale quer durch, und ein anderer die Länge hinunter. Der erſte Theil, welcher quer hindurch geht, hat eine verſchiedene Länge und Breite. Zuweilen iſt die eine Seite breiter, als die andere, zu-

weilen ſind beyde Theile von gleicher Breite, und der Stiel (wie es die Konchyliologen nennen,) ſteht ſolcher Geſtalt bald in dem Mittel-Puncte der Schale, bald an dem einen Ende derſelben. Dieſer Theil, welcher nähmlich quer hindurch geht, iſt zugleich derjenige, wo ſich das Schloß der Muſchel befindet; und bey alten Schalen ſieht man den Rand höckerig. Der andere, die Länge herunter gehende Theil iſt nie ganz gerade, ſondern vielmehr mehr oder weniger gefaltet, gebogen oder gekrümmt. Dieſer Theil beſteht aus lauter Schuppen oder Blättern, die häufiger oder ſparſamer vorhanden ſind, nach dem die Konchylie älter oder jünger iſt. Sie ſind dunkelviolett oder ſchwärzlich, und haben einen ſchönen Glanz. Dieſes Schloß iſt eine gerade, breite, und in die Quere ſtark geſtreifte, mitten der Länge nach ausgehöhlte Rinne oder Vertiefung, welche bey dem Leben des Bewohners mit einer ſchwarzen lederartigen Materie ausgefüllt iſt. Inwendig iſt dieſe Muſchel beynahe ſchwarz, glatt und glänzend, und unten mehr oder weniger regelmäßig abgerundet. Gerade unter dem Schloſſe iſt die Vertiefung, in welcher ſich der Bewohner aufhält.

Dieſe Muſcheln werden jezt noch theuer bezahlt. Klein verſichert, daß das erſte entdeckte Kreuz-Duplett mit 1000 Laub-Thalern ſey bezahlt worden. Das koſten ſie zwar nun jezt nicht mehr, allein ſie werden doch, nach der Beſchaffenheit ihrer Große und Schönheit, von 7 bis 77 Gulden bezahlt. Sie erreichen eine Länge von 9 und mehr, eine Breite von 6 bis 7 Zoll. Rumph fand dieſe Muſchel auf der Inſel Klein-Keram, und in dem amboiniſchen Meer-Buſen; auch auf der Inſel Neu-Britannien werden ſie gefunden. Wenn aber Sonnerat, in ſeiner Reiſe nach Guinea, vorgibt, daß auf Manilla ganze Wägen voll dieſer Auſtern zu Markte gebracht würden, ſo iſt dieſes dar-

um nicht zu glauben, weil man ſich in unſern Tagen dieſer Gelegenheit gewiß bedienen würde, ſie für die Cabinete, in denen ſie noch immer eine große Seltenheit ſind, gemeiner zu machen.

**Kreuz=Nagel**, eine kleine Gattung Nägel mit platten Köpfen, die zum Beſchlagen der Kutſchen und Koffer gebraucht werden. Siehe **Nagel**.

**Kreuz=Naht**. 1. Bey den Nähterinnen, eine Art vermittelſt vieler **Kreuz=Stiche** zu nähen. Siehe **Nähen**.

2. An den Salz=Pfannen bey den Salzwerken, iſt die **Kreuz=Naht** die Verbindung der Boden=Bleche mit den Ecken.

**Kreuz=Netz**, zur Korallen=Fiſcherey; ſ. im XLIV Th. S. 374, und die dazu gehörige Fig. 2566.

**Kreuz=Orden**, ein Ritter=Orden, welcher das Kreuz zum Zeichen hat.

1. Vor allen Ritter=Orden, welche das Kreuz zum Zeichen haben, führten daſſelbe die **Conſtantiner=Ritter**, Equites Conſtantiniani, oder die **Ritter von der Conſtantinianiſchen Ritterſchaft**, Equites militiae Conſtantinianae, welchen **Conſtantinus** der Große geſtiftet, und den conſtantinopolitaniſchen Kaiſern gleichſam erblich überlaſſen hat. Und nach dieſem, als einem Muſter, ſcheinen alle andere, welche in nachfolgenden Zeiten von verſchiedenen Stiftern aufgekommen ſind, eingerichtet worden zu ſeyn; wiewohl alle Einen Vorſatz und Eine Abſicht hatten, nähmlich die Ehre des Kreuzes in der ganzen Welt auszubreiten, und ſolche aller Orten gegen die Feinde des Kreuzes zu vertheidigen.

Den Urſprung dieſes Ordens, oder der Conſtantinianiſchen Ritterſchaft, eignet man dem Kaiſer Conſtantin dem Großen, im Jahr 313, aus Veranlaſſung des von ihm in der Luft erblickten Kreuzes (ſ. oben, S. 164, fgg.) zu; und es wird derſelbe auch von Joſeph Michieli, Franc. Mennenius, und P. Laur. Finicchiarus aus

aus einem alten Marmor, welcher in dem römiſchen Schatze anzutreffen iſt, beſtärkt, wo der Bildhauer unter das Bildniß Conſtantin's, welcher auf dem kaiſerl. Throne ſitzt, und den Rittern das Kreuz ertheilt, folgende Worte geſetzt hat:

CONSTANTINVS MAXIMVS IMPERATOR
POSTQVAM MVNDATVS A LEPRA PER MEDIVM
BAPTISMATIS, MILITES SIVE EQVITES
DEAVRATOS CREAT IN TVTELAM
CHRISTIANI NOMINIS.

Dieſes Bild ſtimmt mit der Hiſtorie Nicephori Caliſti völlig überein, welcher, L. 7, c. 46, p. 515, nach der lat. Ueberſetz. des P. Frontonis Ducäi, von dem Conſtantin ſchreibt: Vt memoria continua milites Chriſtum colere aſſuefaceret, arma eorum ſigno crucis exornat. Und Prudentius thut an einem Orte, wo er die Ehre des h. Kreuzes beſingt, auch des von Conſtantin erhaltenen Sieges Meldung, wenn er ſchreibt:

Chriſtus purpureum gemmanti textus in auro
Signabat labarum, clypeorum inſignia Chriſtus
Scripſerat, ardebant ſummis crux addita criſtis.

Ueber welche Worte *Gretſer*, de cruce, L. 2, c. 51, ſchreibt: Prudentium non tantum crucem in labaro, ſed & in ſcutis & galeis militum Conſtantinianorum praedicare. Nec videtur tantum Prudentius ad morem ſui ſaeculi reſpexiſſe, cum haec ſcriberet, ſed ad veritatem, & ad ipſum Conſtantini exercitum. Dieſes bekräftigt Sozomenus, welcher um das Jahr 440 zur Zeit Theodoſii des jüngern gelebt hat, wenn er ſchreibt: In ipſis armis ſalutaris tropaei ſignum inſculpi curavit.

Dieſen ſo vortrefflichen Anfang hat, wie man glaubt, der Papſt Sylveſter, nebſt den anſehnlichen Benennungen, durch ſeine Autorität noch mehr verherrlicht; denn er wurde Ordo angelicus (der engliſche), aureatus (der goldene), und Conſtantinianus imperialis (der kaiſerliche Conſtantinianiſche) vom Kaiſer Conſtantin ſelbſt, und von an-

andern Kaiſern, welche die Groß-Meiſter geweſen ſind, genannt; auch Ordo S. Georgii, von dem Märtyrer, deſſen Schutze er empfohlen war, wegen vielfältiger Erſcheinungen, da er ſich bey harten Treffen den Soldaten zeigte.

Dieſen Orden haben die Ordens-Meiſter, nach dem Kaiſer Conſtantin, mit guten Geſetzen verſehen, welche in 10 Capitel verfaſſet, und aus den Regeln des h. Baſilii gezogen ſind. Kaiſer Marcianus hat ſolche von dem h. Leo I. beſtätigen laſſen. Hernach hat *Iſaacus Angelus Flavius*, der Groß-Meiſter, andere Regeln in 67 Capiteln vorgeſchrieben, und auf dem allgemeinen Ordens-Convente im J. 1190 zu Byzanz vorgelegt.

Die eigentlichen Urkunden dieſes Ordens reichen nicht über die Zeiten des griechiſchen Kaiſers Iſaac Comnenus, und das J. 1190 hinauf, bey deſſen Familie auch das Groß-Meiſterthum bis in das J. 1699 blieb, da der Kaiſer Leopold, dem es heimgefallen wäre, ſolches dem Herzoge von Parma übertrug. Es iſt alſo einer der älteſten Orden, und ein wirklicher kaiſerlicher Orden. Der Patron deſſelben iſt, erwähnter Maßen, der h. Georg, und die Regel die des h. Baſilius.

Wegen vieler und großer Thaten, ſtand dieſe Ritterſchaft ehemahls in vorzüglichem Anſehen; ſie hat aber mit der Zeit von dem alten Ruhme ſehr viel verloren, doch iſt dieſer noch nicht ganz erloſchen. Denn die Päpſte und andere Fürſten in Europa haben es den ehemahligen Päpſten und Kaiſern nachthun wollen, und dieſe Ritter gar gnädig erhalten, auch ihnen Schutz und Freyheiten ertheilt. Und zwar unter den Päpſten, ſind in Leo des Großen Fußſtapfen getreten: Calixtus III., Pius II., Paulus II., Sixtus IV., Innocentius VIII., Paulus III., Julius III., Paulus IV., Pius IV., Sixtus V., und Clemens VIII.

Un-

Unter den Kaiſern aus dem Hauſe Oeſtreich, hat Ferdinand II. auf dem Reichs-Tage zu Regensburg, den Conſtantinianiſchen Groß-Meiſter mit ſeiner Ritterſchaft in Schuß genommen, und Leopold I. hat ſolches bekräftigt. Auch haben die katholiſchen Könige in Spanien, Philipp II. III und IV in ihren Königreichen die alten Freyheiten und Privilegien ihnen ungekränkt gelaſſen.

Es werden ſonſt 72 griechiſche und römiſche Kaiſer als Groß-Meiſter gezählt, worunter, beſage der päpſtlichen Bullen, die vornehmſten aus der Familie Angela Flavia Comnena waren. Nachdem aber das griechiſche Reich zu Grunde gegangen war, beſtand die Groß-Meiſterſchaft bey Andrea Angelo Flavio, dem lezten macedoniſchen Fürſten, der aus jenem Stamme entſproſſen war, ſolcher Würde ſich freywillig begeben, und ſie an den Fürſten Farneſe übertragen hatte; welche Abtretung Papſt Innocentius XII. mit einer weitläuftigen Bulle: Sincerae fidei, v. 29 Oct. 1699 gutgeheißen, und ſolche Würde der Farneſiſchen Familie und deren Nachfolgern verliehen hat.

Die Gelübde, welche die Ritter thun müſſen, ſind: der Gehorſam gegen ihren Groß-Meiſter; die Liebe, Gott über alles zu lieben, und um ſeiner Ehre willen auch das Leben zu laſſen; dem Nächſten zu allem Guten beförderlich zu ſeyn, Witwen und Waiſen zu vertheidigen; und zwiſchen denen, die Zwieſpalt mit einander haben, Frieden zu ſtiften. Ferner ſind ſie verbunden, wenn ſie nicht ſelbſt zu Felde gehen können, zwey Soldaten auf ihre Unkoſten gegen die Feinde des Glaubens zu ſtellen.

Das Ordens-Zeichen iſt ein an einer goldenen Kette hängendes Kreuz.

Die Ritter dieſes Ordens werden in verſchiedene Claſſen eingetheilt, die ſich durch beſondere Kleidung

und Zeichen von einander unterſcheiden, ſämmtlich aber unter einem Groß=Meiſter ſtehen, welcher ſeinen Sitz zu Briana, nicht weit von Venedig, hat; doch geht, nach andern actenmäßigen Nachrichten, dieſer Orden die Republik Venedig nichts an, als daß im venetianiſchen Gebiethe ſein Groß=Kanzler, und verſchiedene demſelben übrig gebliebene Güter angetroffen werden. Das Amt des Groß=Meiſters, oder Groß=Kanzlers, iſt, über die Verordnungen zu halten, neue Geſetze zu geben, die alten zu erläutern, und darin zu diſpenſiren, wenn er es für gut befindet. Er hat die Macht, Ritter, Grafen, Barone, Doctores, Poeten und Notarien zu machen; unehelich Geborne und ſonſt Unehrliche von der Makel zu befreyen, und ehrlich zu machen; doch nur in ſo fern, als die päpſtlichen Conſtitutionen es ihm erlauben. Alle Ritter ſtehen unter ſeinem Gehorſam ihm zu Gebothe. Bey ſolennen Functionen trägt er einen Rock, Hoſen und Strümpfe von rother Seide, auch rothe Schuhe; über demſelben ein kurzes Ritter=Kleid, welches bis an die Knie reicht, von ſilbernem Stück, mit weiten Aermeln, daran auf der Bruſt ein roth ſammtenes Ordens=Kreuz geheftet iſt. Das Degen=Gehenk um den Leib iſt gleichfalls von rothem Sammet. Auf dem Haupte trägt er eine runde Mütze, welche von gleichem Sammet, ½ Elle hoch, inwendig mit weißem Taffet gefüttert iſt; das Gebräme daran iſt viertheilig, und an dem vorderſten Theile iſt das Zeichen des Nahmens Chriſti mit Gold geſtickt; bey dem Hinter=Theile ſind ſchwarze Reiher=Federn auf die Mütze geſteckt. Der lange Mantel, welcher weit auf der Erde nachſchleppt, iſt von blauem Sammet mit ſilbernem Stoff gefüttert, und wird an dem Halſe mit langen von rother Seide und Gold gewirkten Schnüren, woran Quaſten hängen, befeſtigt. Gegen die linke Schulter iſt das Ordens=Kreuz von rother Seide und Gold ange=

ge=

geheftet. Ueber dies alles trägt er die goldene Ordens-Kette. Einen Groß-Meiſter in ſeiner feſtlichen Tracht, ſieht man Fig. 2911 a) abgebildet; das Ordens-Zeichen aber, Fig. 2911 b) und c), und die goldene Ordens-Kette, Fig. 2911 d), beſonders vorgeſtellt. Auſſer den Feſt-Tagen, führen ſowohl der Groß-Meiſter als auch die vornehmſten Ritter, ein Kreuz von Sammet auf der Bruſt, und eines dergleichen auf dem Ordens-Mantel an der linken Seite, ungefähr in der Größe einer Spanne. Auch tragen ſie an dem Halſe ein goldenes Kreuz, woran der Ritter St. Georg, wie er mit der Lanze den Drachen erlegt, hängt; Fig. 2911 b).

Die Conſtantiner-Ritter führen ein doppeltes Kreuz; eines von rothem Sammet, mit Gold eingefaßt, auf der linken Schulter; das andere von Gold purpurroth emaillirt, auf der Bruſt. Die rothe Farbe ſoll ſie erinnern, auch das Blut für die Lehre Chriſti bereitwillig zu vergießen. Beyde Kreuze ſind mit Gold eingefaßt, zum Zeichen der Liebe, welche von den Rittern fleißig ausgeübet werden ſoll. In den lilienförmigen Enden des Kreuzes, Fig. 2911 c), ſind die vier Buchſtaben I. H. S. V. befindlich, zur Erinnerung der Worte: In Hoc Signo Vinces, welche, mehrerwähnter Maßen, den Kaiſer Conſtantin des Sieges über den Maxentius vorher vergewiſſert haben ſollen. Die vier Winkel dieſes Kreuzes durchſchneiden zwey Spieße, welche die Figur des griechiſchen Buchſtabens Chi (X) machen, über welches der griechiſche Buchſtabe R (P) gelegt iſt, als die beyden Anfangs-Buchſtaben des Nahmens Chriſti. Zu beyden Seiten dieſer Chiffre ſtehen die Buchſtaben Α und ω, als der erſte und lezte aus dem griechiſchen Alphabete, weil Chriſtus der Anfang und das Ende iſt, mit dem wir alle unſere Verrichtungen unternehmen, und auf welchen, als den Endzweck, dieſelben alleſammt abzielen ſollen.

Bey hohen Feſtivitäten erſcheinen ſowohl der Groß-Meiſter, als die ſo genannten Ritter von dem großen Kreuze, in einer goldenen, mit Edelſteinen reich beſetzten Kette, welche über beyde Schultern bis auf die Bruſt reichet. Sie beſteht aus 15 runden Schildlein, um dadurch die 15

Geheimniſſe der Menſchwerdung des Heilandes zu bemerken. Sie ſind alle blau emaillirt, und mit oben ausgedruckter Chiffre, auch Anfangs- und End-Buchſtaben des griechiſchen Alphabetes, und vielen koſtbaren Edelſteinen rings herum künſtlich verziert. Das mittlere Schildlein, welches auf die Bruſt kommt, und etwas größer iſt als die andern, faſſet mit einem, halb von Eichen-Laube und halb von Oehl-Blättern geflochtenen Kranze das Ordens-Kreuz ein, und hält das das daran hängende Bildniß des Ritters St. Georg, wie er ſeinen Spieß dem Drachen in den aufgeſperrten Rachen ſtößt; welches alles in Fig. 2911 d) abgebildet iſt.

Nächſt dem Groß-Meiſter, ſind diejenigen, die man Equites iuſtitiae & probatae nobilitatis, Ritter der Gerechtigkeit, nennt, unter welchen vor andern einige **Conſtantiner-Ritter von dem großen Kreuze** genannt werden; Fig. 2912. Es ſind dies meiſtens aus dem hohen Adel Perſonen vom erſten Range, 50 an der Zahl, ſo vielen nähmlich ehemahls der Kaiſer Conſtantin das Labarum (die Reichs-Fahne) zu bewahren anvertrauete; ſ. oben, S. 165, f. Sie werden auch Räthe, und Torquati, oder Ritter der goldenen Kette, genannt, weil ſie dergleichen, ob gleich nicht ſo koſtbar, als oben beſchriebene, iſt, bey allen Solennitäten zu tragen pflegen. Ihr Mantel iſt von türkiß-blauem Damaſt, mit weißem Seiden-Baſte gefüttert, und reicht ebenfalls auf die Erde, doch nicht ſo lang, als die Schleppe des Groß-Meiſters, und wird am Halſe mit zwey blau und weißen ſeidenen Schnüren, woran eben dergleichen Quaſten ſind, angehängt. Dieſe Schnüre reichen bis auf die Erde, werden aber auf der linken Hand etwas hoch hinauf gebunden, und ſind ein Merkzeichen des Joches der Religion. Auf der Achſel iſt am Mantel das rothe Kreuz von Sammet mit goldenen Borten eingefaſſet. Ferner haben ſie auch die goldene Kette, die aber nur an der Form und am Werthe etwas geringer,

übri-

übrigens aber derjenigen in allem gleich iſt, welche der Groß-Meiſter trägt. Der innere Rock oder das Camiſol und Unter-Gewand ſind von blauer, der kurze Ober-Rock, welcher bis an die Knie reicht, nebſt den Strümpfen, von weißer Seide. Die Schuhe ſind auch weiß, und werden mit blau ſeidenen Neſteln, oder ſilbernen Schnallen, befeſtigt. An dem Rocke iſt das große Kreuz auf der Bruſt; über denſelben gürten ſie ein Degen-Gehenk von rothem Sammet.

Was die **Prieſter des Conſtantinianiſchen Ritter-Ordens**, Eques Conſtantinianus eccleſiaſticus, **Fig. 2913**, betrifft: ſo können in dieſen Orden auch Prieſter aufgenommen werden, welche bey Feſtivitäten das gewöhnliche Prieſter-Barret auf dem Haupte tragen; es wäre denn, daß ſie unter die Räthe gezählet würden, alsdann iſt ihr Barret von blauem Sammet mit dem goldenen Nahmens-Zuge unſers Heilandes geziert. Den Mantel tragen ſie, wie die andern Ritter ihres Ordens. Diejenigen Ritter aber, welche Prieſter des Gehorſams und Capelläne genannt werden, tragen ſonſt, wie ſie bey öffentlichen Aemtern erſcheinen, einen Prieſter-Habit nebſt dem gewöhnlichen Barret; über dieſen aber ziehen ſie ein anderes Gewand von blauer Seide, welches die Italiäner Cotta nennen, nähmlich ein Chor-Hemd, welches rings um mit ſeidenen Spitzen beſetzt iſt, mit ſehr langen und an 4 Spannen weiten Aermeln, und an dem linken iſt das ſammtene Ordens-Kreuz ganz oben bey der Schulter angemacht. Auſſer den öffentlichen Amts-Verrichtungen tragen ſie ein goldenes Kreuz an dem Halſe, und ein anderes von rother Wolle, welches mit dergleichen gelben Schnüren eingefaſſet iſt, auf dem Mantel. Endlich tragen die Prieſter, welche mit päpſtlicher Erlaubniß aus den Klöſtern in dieſen heiligen Orden aufgenommen werden, nicht ein ſammtenes oder goldenes, ſondern nur wollenes Kreuz

von rother Farbe, mit gelben Schnüren um die Enden beſetzt, auf dem Mantel, worein das Zeichen mit Seide geſtickt iſt; es ſey denn, daß ſie, wegen des hohen Adels, von dem Groß-Meiſter in die Zahl der edeln Ritter der Gerechtigkeit eingeſchrieben würden.

Unter den Rittern der Gerechtigkeit iſt noch eine dritte Claſſe, nähmlich derjenigen, welche man Donatos oder Gratioſos (die Begnadigten) nennt, weil ſie nicht durch ihrer Ahnen Adel, ſondern durch ihre eigene Tugenden und Meriten, ſich die Ehre erworben haben, daß ſie, aus beſonderer Begnadigung des Groß-Meiſters, zu ſolcher Würde gelanget ſind, wodurch ſie, auch die höchſten Stellen dieſes Ordens durch ihr Wohlverhalten ſich zu erwerben, fähig geworden ſind. Fig. 2914. Auf ihrer Bruſt hängt ein goldenes Kreuz mit allen oben beſchriebenen Zierrathen, aber ohne das Bild des h. Georg, welches dem Groß-Meiſter und den vornehmſten Ordens-Gliedern allein zu tragen zuſteht. Wenn ſie öffentlich erſcheinen, bedecken ſie das Haupt mit einer blau ſeidenen Mütze, woran die goldenen Buchſtaben des Nahmens Chriſti, und weiße Federn, aufgeheftet ſind. Der Mantel iſt von blauem gewäſſerten Taffet mit weißem Futter, auf gleiche Art gemacht, wie ſolchen die Ritter des großen Kreuzes, denen ſie ſonſt in der Kleidung ganz gleich kommen, doch von beſſerm Zeuge, tragen. Auch iſt die linke Seite des Mantels mit einem Kreuze von Sammet, doch nicht über eine Spanne groß, bezeichnet. Ein roth emaillirtes goldenes Kreuz hängt an einer goldenen Hals-Kette bis auf die Bruſt.

Die unterſte Claſſe dieſer Ordens-Leute beſteht theils aus **Schild- und Waffen-Trägern**, welche der Ritter Waffen beſorgen, mit ihnen zu Felde ziehen, und zu Pferde Dienſte thun; theils aus andern **Bedienten**, welche die geringſten Kirchen-Dienſte ver-

walten, und noch geringer ſind als die vorigen, daher ſie weder Degen, Sporen, noch einiges anderes Kriegs-Zeichen tragen, auch nicht unter die adeligen Ritter gerechnet werden. Ihr gewöhnliches Zeichen iſt eine blaue ſeidene Binde, welche von der rechten Achſel ab, über den Leib geht, und auf der linken Hüfte gebunden iſt. Das Kreuz, welches daran gemacht iſt, berührt die Bruſt, hat aber weder die obere Lilie, noch die vier bemerkten Buchſtaben; Fig. 2915 [a]). Auſſer dieſem behalten ſie ihren gewöhnlichen Hut und ihre ganze Kleidung. Die Soldaten gebrauchen im Felde, und wenn ſie vor den Feind gehen, einen kurzen weißen Reiter-Mantel, woran das Ordens-Kreuz geheftet iſt, und nebſt dieſem einen Helm, Schild, Harniſch, Spieß und Degen, zum Streit gerüſtet. Wenn ſie die Waffen abgelegt haben, müſſen ſie alle ein ſeidenes Kreuz auf dem Mantel, und ein goldenes auf der Bruſt tragen. Fig. 2915 [b]).

2. **Der burgundiſche Kreuz-Orden**, Ordo crucis Burgundicae, hieß derjenige Orden, welchen Kaiſer Carl V, im J. 1535. zum Andenken ſeines Sieges über den berüchtigten See-Räuber Barbaroſſa, bey ſeinem Einzuge zu Tunis in der Barbarey, ſtiftete, und damit die Tapferkeit ſeines bey dieſer Expedition geweſenen Adels belohnte, weil er damahls einen Wapen-Rock trug, auf welchem das burgundiſche Kreuz geſtickt war. Das Ordens-Zeichen, Fig. 2916 [a]), war eine goldene Hals-Kette, welche aus viereckigen Gliedern von goldenem Blech, Flammen und Edelſteinen beſtand, und woran ein burgundiſches Kreuz, nebſt einem Feuerzeuge oder ſo genannten Feuer-Stahle und Steine, mit dazwiſchen ausſprühenden Feuer-Flammen, hing. In der Mitte derſelben ſtand auf einem fliegenden Blatte: BARBARIA, (weil Tunis die Haupt-Stadt des Königreiches und

der ſo genannten Barbarey iſt,) und an dieſem Blatte hing das aus zwey kreuzweiſe über einander gelegten äſtigen Balken beſtehende burgundiſche Kreuz, womit auf das Kreuz des Apoſtels Andreas, als des Schutz-Heiligen von Burgund, geſehen wurde. Und zwar waren dieſe Balken knockig oder kolbig, und nicht gezimmert, um deswillen, wie Einige dafür halten, weil die Herzoge von Burgund, als nunmehr zugleich Herzoge von Brabant, Nachfolger vieler großen Helden, Carl's des Großen, Pipin's, und Anderer, deren Geſchlecht ehemahls in gutem Flor geſtanden hat, ſeyn. Uebrigens iſt das burgundiſche Andreas-Kreuz grün emaillirt. Auf der Mitte dieſes Kreuzes ſahe man abermahl Stahl und Feuer-Stein, als das bekannte, von Philipp dem Guten auch bey dem Ordens-Zeichen des goldenen Vließes angebrachte Emblem, von welcher Zeit an es der burgundiſchen Familie gar gemein war, als ein Bild, welches Furcht, Schrecken und Niederlage drohet.

3. **Der Kreuz-Orden mit dem rothen Sterne**, Ordo crucis cum rubra ſtella, iſt ein Ritter-Orden, deſſen Urſprung in die Zeiten der übrigen, zur Vertheidigung und Verpflegung der zum h. Grabe wallenden Pilgrime errichteten Ritter-Orden zu ſetzen iſt. Als die Ritter Paläſtina zu verlaſſen gezwungen waren, wandte ſich dieſer Orden, welchen man daſelbſt den **Bethlehemiter-Orden** genannt hatte, nach Aquitanien, und von da, um das J. 1217, nach Böheim, Mähren, Schleſien und Polen, wo er die Regel des heil. Auguſtin's annahm, und von dem Papſte Gregor IX., Innocentius IV., Alexander IV., Benedict XII, und Innocentius XII., Beſtätigungen erhielt. Anfangs führte dieſer Orden, gleich vielen andern, ein rothes achtſpitziges Kreuz; erſt in Böheim ſetzte er, zu mehrerer Unterſcheidung von andern Kreuz-

Trä-

Trägern, unter das rothe Kreuz auch einen rothen Stern mit 6 Strahlen; Fig. 2917. Dieſer geiſtliche Ritter-Orden iſt unmittelbar dem päpſtlichen Stuhle unterworfen. Das Oberhaupt, oder der Groß-Meiſter und General deſſelben, hat ſeinen Sitz zu Prag, und ein anderer Groß-Meiſter deſſelben, welcher zugleich Viſitator in Polen iſt, und zu dieſer Würde, mit Einwilligung des ordentlichen Groß-Meiſters zu Prag, durch eine kanoniſche Wahl erhoben wird, reſidirt zu Breslau. Die Ceremonien-Kleidung des General-Groß-Meiſters beſteht in einem langen, rothen, mit Hermelin gefütterten Talar, mit langen Aermeln, worüber ein roth ſammtenes Wehr-Gehenk mit dem Schwerte gegürtet iſt, und eine reiche Binde (Schärpe) mit langen goldenen Spitzen hängt. Ueber dieſen Talar trägt er einen ſchwarz ſeidenen Mantel mit einem langen Schweife. Auf der linken Seite des Mantels iſt ein großes rothes Kreuz, und unter dem Kreuze ein rother ſechseckiger Stern, zu ſehen. Auf der Bruſt trägt er ein dergleichen mit rothen Steinen verſetztes Ordens-Zeichen; auf dem Haupte einen Galerum oder Hut von weißem Atlaß, mit einer dicken goldenen Schnur und einem Knopfe von Edelſteinen, an den Händen aber weiße Hand-Schuhe, und an den Beinen Stiefel und Sporen. Sonſt iſt ſeine ordentliche Kleidung ein langes ſchwarzes Kleid mit einem goldenen Kreuze und Sterne auf der Bruſt, und darüber ein ſchwarzer Mantel mit dem großen rothen Ordens-Zeichen. Die andern Ordens-Glieder tragen gleichfalls ein ſchwarzes Kleid, und auf der linken Bruſt ein rothes Kreuz mit dem Sterne, von rothem Atlaß, ingleichem einen ſchwarzen Mantel, doch ohne Ordens-Zeichen.

Analekten zur Geſchichte des Militärkreuzordens mit dem rothen Sterne. Von K. J. Ritter von Bienenberg. Prag und Wien, 1787, gr. 8. 8 und ein viert. Bogen.

Zu

Zu den Kreuz=Orden, kann man, gewiſſer Maßen, auch die oben, S. 145, fgg. beſchriebenen Orden der Kreuz=Träger und Kreuz=Trägerinnen rechnen.

**Kreuz=Pfanne**, in den Salzwerken, eine Pfanne, welche aus den Blechen alter Pfannen gemacht wird.

**Kreuz=Pfennig**, eine Art alter, mit einem Kreuze bezeichneter Pfennige, welche zuerſt 1022 im Würzburgiſchen geſchlagen wurden, und von dem gemeinen Volke noch jezt zu allerley Aberglauben gebraucht werden. Siehe Pfennig.

**Kreuz=Pflanze**, ſiehe Kreuz=Kraut, oben, S. 213, fgg.

**Kreuz=Poſſekel**, ein Hammer der Grob=Schmiede; ſ. im XXI Th. S. 331.

**Kreuz=Predigt**, in den mittlern Zeiten, eine Predigt der Geiſtlichen, wodurch die Chriſten zu Unternehmung der Feld=Züge gegen die Saracenen, welche das gelobte Land inne hatten, oder auch gegen andere Ungläubige, ſollten beredet und aufgemuntert werden. Dieſe Predigten hatten ihren Nahmen daher, weil diejenigen, auf welche ſie Eindruck gemacht hatten, ſich am Ende derſelben mit dem Kreuze zeichnen lieſſen. Siehe Kreuz=Zug.

**Kreuz=Probe**, ſiehe Kreuz=Gericht, oben, S. 175, f.

**Kreuz=Punct**, in der Mathematik, derjenige Punct, wo zwey Linien einander durchſchneiden.

**Kreuz=Qualle**, Meduſa cruciata *Linn.*; ſ. Meduſe.

**Kreuz=Raute**, ein Nahme der gewöhnlichen Garten=Raute, Ruta graueolens *Linn.*; ſiehe Raute.

**Kreuz=Riemen**, an den Pferde=Geſchirren, Riemen, welche über das Kreuz an die Pferde=Geſchirre geſchnallet werden; ſiehe Pferde=Geſchirr.

Kreuz=Ritter, ſiehe Kreuz=Herr, oben, S. 176, und Kreuz=Orden, S. 244, fgg.

Kreuz=Ruthe, bey den Feld=Meſſern, eine Quadrat=Ruthe, d. i. eine Fläche, welche eine Ruthe lang, und eine Ruthe breit iſt, und zur Beſtimmung der Größe anderer Flächen dient; die Schacht=Ruthe. Ein ſolcher Schuh wird ein Kreuz=Schuh, und ein ſolcher Zoll ein Kreuz=Zoll genannt.

Kreuz=Salbey, ein Nahme der kleinen edeln Salbey mit ſchmahlen Blättern, welche unten am Stiele zwey kleine Anhänge haben, welche mit demſelben ein kleines Kreuz vorſtellen; Saluia officinalis *Linn.* Siehe Salbey.

Kreuz=Scepter, ſiehe oben, S. 77, und Scepter.

Kreuz=Schale, Venus decuſſata *Linn.*, eine Art von Venus=Muſcheln, deren Schale mit Kreuz=Strichen beſetzt iſt. Der inwendige Theil iſt weiß und ſaffranfarbig geſleckt. Sie kommt aus Oſt=Indien.

Kreuz=Schenkel, über das Kreuz gehende Schenkel.

Bey den Uhrmachern, ſind es die ſchmahlen Schenkel, welche durch die durchbrochenen Flächen der gegoſſenen Uhr=Räder entſtehen. Siehe Uhr.

Kreuz=Schlag, Schläge über das Kreuz.

Bey den Hut=Machern, iſt der Kreuz=Schlag, oder das Kreuzſchlagen, (ins Kreuz ſchlagen, Fr. décroiſer,) das Walken der Hut=Filze über das Kreuz. Siehe im XXVII Th. S. 100.

Kreuz=Schlage, Kreuz=Schläger, bey den Schlöſſern, ein großer Hammer, welcher mit beyden Händen geführt wird, und daher alſo genannt worden iſt, weil er bey dem Ausdehnen eines Eiſens bald in die Länge, bald in die Breite, und alſo über das Kreuz ſchlägt.

Kreuz-Schmid, eine Art der Meſſer-Schmiede; ſ. in M.

Kreuz-Schnabel, ſiehe Kreuz-Vogel.

Kreuz-Schock, eine ehedem in Meiſſen übliche Art, das Geld zu zählen und zu berechnen; ein Schock Kreuz-Groſchen, d. i. 60 alter, mit einem Kreuze bezeichneter Groſchen, welche gerade eine Mark machten.

Kreuz-Schraffierung, ſiehe Schraffieren.

Kreuz-Schraube, die lange Schraube eines Gewehres oder einer Flinte, die durch den Schwanz der Schwanz-Schraube, und zugleich durch den Schaft geht, und den Lauf mit der Schwanz-Schraube im Schafte befeſtigt.

Kreuz-Schuß, ſ. im XXIII Th. S. 670.

Kreuz-Schwelle, ſiehe Schwelle.

Kreuz-Segel, auf den Schiffen, das an der Kreuz-Stange befindliche Segel; ſiehe Segel.

Kreuz-Seite, auf Münzen; ſ. oben, S. 71.

Kreuz-Soldat, ſiehe Kreuz-Zug.

Kreuz-Spillen, nennt man die zwey Stäbchen, welche kreuzweiſe in die Mitte eines Bienen-Korbes geſteckt werden, die Wachs-Tafeln zu halten.

Kreuz-Spinne, eine Art großer Spinnen, welche ein weißes Kreuz auf dem Rücken haben; im gem. Leben auch Kreuz-Kanker. Siehe Spinne.

Kreuz-Stab, Fr. Baton de croiſure, bey den Tapeten-Wirkern, runde Stäbe, womit die Ketten-Fäden einer hochſchäftigen Hauteliſſe-Tapeten-Kette durchkreuzet werden, um zwiſchen ihnen den Einſchlag-Faden durchſtecken zu können. Siehe Tapete.

Kreuz-Stange, auf Schiffen, die Stange auf dem hintern oder Beſan-Maſte, an welcher ſich das Kreuz-Segel befindet; bey den Schiffern, die Kreuz-Stenge; Perroquet d'artimon, Perroquet de fougue. Siehe Maſt-Baum.

**Kreuz-Steg**, bey den Buch-Druckern, die, die Columnen einer Form von einander abſondernden hölzernen Lineale (Stege), welche den Mittel-Steg in ſeiner Mitte durchkreuzen, oder welche quer durch die Form gehen. Siehe im XIV Th. S. 476.

**Kreuz-Stein**, Gr. und Lat. Staurolithus, Lapis crucifer ſ. cruciformis, Fr. Pierre de croix, eine Art Steine, welche zu den Natur-Spielen gehören, und das Bild eines Kreuzes haben. Es ſind mehrentheils ſchwarze oder graue Kieſel, mit einem, mehr oder weniger, regulären Kreuze, welches gemeiniglich aus Feld-Spath beſteht, und breiter oder ſchmähler iſt. Siehe im XXXVII Th. S. 473.

Eine gewiſſe Art der Kreuz-Steine, die man in Bretagne in Frankreich, wie auch um Compoſtela in Spanien, findet, wird in Frankreich Macle (1) genannt. Von dem bretagniſchen, ſagt Bomare (2); Elle reſſemble parfaitement aux armes de Rohan qui ſont auſſi des macles; on ſoupçonne que les pierres de mâcle ſont des pyrites ſpatheuſes d'étain. Elles reſſemblent encore à ces pierres en croix que les Pellêrins nous apportent de St. Jaques de Compoſtelle en Eſpagne. Derer in Spanien, gedenkt Torrubia (3); die



(1) Die Kreuz-Steine werden ſchon von *Roch le Baillif*, der im Jöcherſchen Gelehrten-Lexikon *Riviere* genannt wird, in ſeinem 1577, unter dem Titel: Antiquité de Bretagne gedruckten Buche, Macles genannt. Und *Jean Cecile Frey*, welcher 1631 ſtarb, ſchreibt: In Britannia Gallica non longe a ciuitate, quae iam dicitur Quimpercorentin, lapis crucifer reperitur frequens. S. Les anciens Minéralogiſtes du royaume de France, par M. *Gobet*, (à Paris, 1779, 8. S. 311.

Mémoire ſur les Mâcles, par Mr le Préſident *de Robien*.

Macle heißt ſonſt Seilwerk, welches ſich durchkreuzet; folglich könnte ein jeder Kreuz-Stein dieſen Nahmen führen.

(2) Dictionn. d'hiſtoire naturelle, To. VI. p. 462.

(3) In ſeiner Vorbereitung zur Naturgeſch. von Spanien, nach der Ueberſetz. des Hrn. v Murr. Halle, 1773, 4.) S. 91, deren auch einer S. 118 abgebildet iſt.

die Gallicier verfertigen artige Roſen=Kränze daraus; das ſchwarze Kreuz iſt auf aſchgrauem Grunde, dennoch ſollen ſie kiesartig ſeyn. De Morveau (4) hält die Kreuz=Steine als Andeutungen auf Zinn, und als zinnhaltig.

Hr. Superint. Schröter (5) beſitzt, aus Nieder=Bretagne, einen grauen kieſelartigen, mit Feld=Spath gemiſchten Würfel, auf deſſen Oberfläche, die ganz Feld=Spath iſt, ein graues reguläres Kreuz liegt, welches nicht ſtärker, als ein feines Haar, iſt.

Dieſe Steine werden, dieſer Bildung wegen, Kreuz Steine genannt, und kommen unter den Kieſeln zuweilen vor. Man hielt in den vorigen Zeiten auf dieſe Steine überaus viel, und es iſt ihnen ſo gar die Ehre der Abbildung wiederfahren.

Ein Beyſpiel davon findet man in Lochner's Muſeo Beſleriano, Tab. 38, unten, mit der Beyſchrift: Lapis lydius, in quo crux alba. Da Lochner zugleich die Gedanken einiger Alten über dieſe Steine anführt, ſo will ich Deſſen Beſchreibung, S. 106, mittheilen. Lapis lydius, in quo Crux alba. Staurolithus ſiue crucifer lapis, a crucigeris lapidibus, qui viginti milliaribus a Fano diui Jacobi Compoſtellae dicto eruuntur, & ab Ambroſino in Muſeo Metall. Aldrovandi deſcribuntur, multum diſtans, cum enim 1. omnes hi lapides per transuerſum ſecti, figuram cordis oſtendant, 2. lapides molles ſint; noſter hic Staurolithos e genere lydiorum (6), duritiei extremae eſt, cui crux tantum in ſuperficie impreſſa, coloris albicantis in lapide nigro. Quoad

(4) Anfangsgründe der theoret. und pract. Chemie, nach den neuern Entdeckungen in eine neue Ordnung gebracht von den H. de Morveau, Maret und Durande, aus dem Franz. überſ. von C. E. Weigel. 1 B. (Lpz. 1779, 8.) S. 95.

(5) S. Deſſen litholog. Real= und Verbal=Lexikon, 3 B. (Frf. M. 1780, 8.) S. 311.

(6) Unten ſagt Lochner, es ſey ein Kieſel. Die Alten nannten alle ſchwarze Steine, auf denen man Gold oder Silber ſtreichen kann, Probier=Steine.

Quoad duritiem melius conueniret cum ſilice Staurophoro, ab eodem Ambroſin. Muſ. Metall. Aldrovand. p. 735, n. 2, deſcripto. An illis lapidibus noſter hic ſimilis? qui in regno Chilenſi in exiguo flumine, Flaragvete ab incolis dicto, prope oppidum de Petegvelea inueniuntur, ſigno crucis ſignati. Figura equidem irregularis eſt, ſed vbi crux viſitur oualis, formatur ea per interſectionem rectangularem diametri maioris & minoris, atque ſanguinis inſtar rubet.

Dieſer beſchriebene Kreuz⸗Stein hatte alſo ein röthliches Kreuz.

Entdeckung einer dem Kreuzſteine weſentlichen Entſtehungsart der Kreuzfigur. An Se. Exc. Freyherrn von Heiniz. Mit einer ausgemahlten Kupfertafel. Hamb. (1780) gr. 4. 6 Bog.

Dieſes iſt alſo die eigentliche und gewöhnliche Bedeutung dieſes Wortes. Von uneigentlichen Bedeutungen deſſelben, merke ich Folgendes an. Kundmann (7) beſchreibt einen Stein uuter dem Nahmen Lapis crucifer ſiue Jaspis, **Kreuz⸗Jaspiß**, auf welchem Zeichnungen von Kreuzen ſind; ſ. Th. XXIX. S. 224, und 234; Hr. Prof. Gmelin aber bemerkt, daß dieſer Stein mehr unter die Speck⸗Steine oder unter die Porphyre, als unter die Jaspiße, gehöre. Cronſted (8) beſchreibt unter ſeinem kryſtalliſirten Schörl, Baſaltes cryſtalliſatus, Schörl⸗Kryſtallen, auch röthlichbraune, die zu Sörwick in Gränge, und Glantshammer in Nerike, gefunden werden, und ſagt: „Von dieſer Farbe iſt der **Basler Taufſtein.** Er beſteht aus zwey ſechseckigen Schörl⸗Kryſtallen, die „über einander quer hindurch gehen. Daher gleicht „er einem Kreuze, und wird deswegen von den Katholiken getragen, und lateiniſch Lapis crucifer, der kreuztragende Stein, genennet.“



(7) S. Gmelin Linnäiſches Naturſyſtem, Th. 1, S. 593.

(8) Verſuch einer neuen Mineral. Neue Ausg. S. 90, §. 75.

Kreuz-Stenge, ſiehe Kreuz-Stange.

Kreuz-Stich. 1. Bey den Nähterinnen, ein Stich, welcher kreuzweiſe über einen andern geführt wird, und die Art mit ſolchen Stichen zu nähen; die Kreuz-Naht. Siehe Nähen.

2. Bey den Stuhl-Machern, die zweyte Leitung der Rohr-Fäden, wenn ſolche nähmlich in die Fäden des Aufzuges geſchlungen und verflochten werden. Sie führen dieſen Nahmen deswegen, weil ſie die gerade liegenden Aufzug-Fäden durchkreuzen. Siehe Stuhl.

Kreuz-Stock. 1. In der Bau-Kunſt, die ſteinerne Einfaſſung einer Fenſter-Oeffnung, weil ſie die Stelle des hölzernen Fenſter-Kreuzes oder Rahmens vertritt.

2. Bey den Klempnern, ein Amboß, Sachen von Meſſing- oder Eiſen-Blech darauf umzuſchlagen; ſ. im XL Th. S. 351.

Kreuz-Straße, ſiehe Kreuz-Gaſſe.

Kreuz-Tag, ſiehe Kreuz-Woche.

Kreuz-Thaler, ein Nahme derjenigen Thaler, welche das Gepräge eines Kreuzes haben.

Ein ſolcher iſt diejenige niederländiſche Silber-Münze, die von ihrem Urheber Albrecht, oder Albert, Erz-Herzoge von Oeſtreich, und Herrn der ſpaniſchen Niederlande (*), der ſie 1618. hat ausprägen laſſen, den Nahmen Albertiner, Alberts- oder Albertus-Thaler führt, und, von dem auf der Bild-Seite darauf geprägten burgundiſchen oder Andreas-Kreuze, mit dem goldenen Vließe, auch burgunder Thaler, und

(*) Der Erz-Herzog Albrecht, war K. Maximilian's II. fünfter Sohn. König Philipp II. in Spanien, hatte ihm, im J. 1598 die Niederlande und Grafſchaft Burgund, bey der Vermählung ſeiner Tochter Clara Eugenia, zur Mitgabe, aus einer großen, wiewohl fruchtloſen, Stats-Abſicht abgetreten.

und Kreuz=Thaler, L. Vncialis belgicus, Fr. Ecu d'Hollande, genannt wird, wiewohl ihr dieſer Nahme nicht allein zukommt, denn es hat auch Deſſen Schwieger=Vater, K. Philipp II. in Spanien, vorher in den J. 1567, 68, 69, 84, 90 ꝛc. ſeine in den Niederlanden geſchlagene Thaler auf gleiche Weiſe bezeichnen laſſen. Es gibt aber noch eine andere Gattung der Kreuz=Thaler dieſes Königes daſelbſt, die eine Bild=Seite haben, und auf der Gegen=Seite iſt, nach der heraldiſchen Anweiſung, das Wapen auf das Andreas=Kreuz gelegt.

Der Albertus= oder Kreuz=Thaler iſt nach dem burgundiſchen Fuße gemünzet, und gilt daher insgemein nur 30 Ggr. ſächſiſcher Münze (*); wiewohl er in Polen und andern Orten, den Species=Thalern gleich, und alſo 32 Ggr., oder 2 Gulden gilt. Man hat davon nicht nur ganze, ſondern auch halbe und Viertel=Stücke. Die ganzen halten 10 Pf. fein, und gehen, nach dem in den ſpaniſchen Niederlanden üblichen tyroliſchen Gewichte, deren auf die rauhe Mark $8\frac{24}{37}$, oder meiſt $8\frac{2}{3}$ Stück, und auf die feine Mark $10\frac{14}{37}$ St., welches nach cölniſchem Gewichte $8\frac{8}{37}$ St. und reſpective $9\frac{150}{185}$ Stück beträgt. Sie ſind auf 48 Stüber geſetzt, daher werden ſie in der Bank zu Amſterdam mit einem Rabatt von 4 pro Cent angenommen.

In Holland werden dieſe Thaler noch heut zu Tage ausgemünzt, und gelten daſelbſt 50 Stüber, oder $2\frac{1}{2}$ Gulden. Nach der zu Regensburg damit gemachten Probe, gehen davon $8\frac{136}{363}$ Stück auf die rauhe cölniſche Mark, und in der Feine halten ſie 13 Loth 15



(*) Churf. brandenb. Patent, daß die zu münzen angefangene ſo genannte Creutz= oder Albertus-Thaler zu 30 gute Groſchen das Stück angenommen und ausgegeben werden ſollen, v. 11 Sept. 1695, ſt. in Mylius Corp. Conſt. March. 4 Th. 1 Abth. No. 83, Col. 1327, f.

Grän Silber. Daher iſt die feine cölniſche Mark Silber in den Alberts = Thalern auf $9\frac{20670}{30129}$ Stück ausgebracht worden. Wenn nun die cölniſche Mark aus 4864 Aſen beſteht, ſo hält ein jedes Stück von Alberts = Thaler $580\frac{4}{5}$ Aſen im Schrot, d. i. in ſeinem ganzen Gewichte, und 502 $\frac{57}{380}$ Aſen im Korn, oder im feinen Silber = Gehalte. Nach dem Richt-Pfennig, der in den deutſchen Münz = Städten zur Beſtimmung des Gewichtes in Schrot und Korn der Münzen gebraucht, und in 65536 gleiche Theilchen auf die cölniſche Mark eingetheilt wird, hat 1 Stück Alberts-Thaler $7825\frac{49}{95}$ ſolcher Richtpfennig-Theilchen im Schrot, und 6765 $\frac{10737}{24320}$ ſolcher Theilchen an feinem Silber, oder im Korn. Da man aber die Feine des Silbers, und der ſilbernen Münz = Sorten, in der Münz = Wiſſenſchaft gewöhnlich nach Gränen rechnet, von welchen 288 auf eine Mark gehen, ſo muß man auch von dieſer Seite den Werth des Alberts-Thalers genau kennen. Es gingen, wie oben bemerkt worden iſt, $8\frac{136}{363}$ Stück auf die rauhe Mark, und hielten in der Feine 13 Loth 15 Grän, oder 249 Grän. Dies macht auf das Stück $29\frac{2227}{3040}$ Grän an feinem Silber, welches Reſultat ſich gleichfalls zeigt, wenn man durch die $9\frac{20670}{30129}$ Stück, die auf die feine Mark ausgemünzet werden, den Gehalt der feinen Mark, oder die Summe von 288 Grän, dividiret. Wie ſich nun der Alberts = Thaler zu unſerm deutſchen Conventions = Thaler in ſeinem wahren innern Werthe verhält, dies läſſet ſich durch die Vergleichung von beyden ganz beſtimmt erkennen. Der Conventions-Thaler hält in feinem Silber ganz genau $28\frac{4}{5}$ Grän, wenn er nähmlich geſetzmäßig ausgemünzet worden iſt; der Alberts-Thaler aber $29\frac{2227}{3040}$ Grän, welches $\frac{2835}{3040}$ Grän mehr beträgt.

Der Gebrauch der Alberts = oder Kreuz = Thaler iſt für die großen Commerzien in Europa, beſonders für Holland, von der größten Beträchtlichkeit, und

höchſt

höchſt bemerkenswürdig. In Rußland und Liefland, Kurland und Preuſſen, ſind dieſe Thaler zum Maß-Stock der Waren angenommen; ſo gar müſſen die ruſſiſchen Zölle auf der Oſt-See in dieſer Münz-Sorte abgetragen werden; auch ſind ſie in der Türkey nebſt den Löwen-Thalern das beſte Geld. Wenn man nun bedenkt, welch eine erſtaunliche Quantität von Juchten, Pott-Aſche, Rhabarber, Hanf, Talg, Eiſen, und andere Waren mehr, alle Jahr aus Rußland in die übrigen europäiſchen Staten gehen, ſo wird man ſich nicht verwundern, daß zu Führung des ruſſiſchen Handels, und zu Saldirung der ruſſiſchen Waren, eine ſehr große Summe an Alberts-Thalern geſucht und verwendet werden müſſe. Daher müſſen alle europäiſche Nationen, um ſolche Thaler zu bekommen, die Holländer angehen, und ihnen für dieſe Münz-Sorten nicht nur das Münzer-Lohn, ſondern auch noch, wegen der ſtarken Nachfrage nach dieſem Gelde, ein beträchtliches Geld- und Wechſel-Agio bezahlen, welches den holländiſchen Commerzien und Handels-Leuten zum größten Vortheil gereicht.

Im J. 1767 ließ der verſtorbene König von Preuſſen, Friedrich II zweyerley von dem preußiſchen Courent-Fuße abweichende Thaler prägen, davon der eine der Alberts- oder Kreuz-Thaler, welcher zum Behuf des Handels nach der Oſt-See dienen ſollte, nach dem burgundiſchen Fuße, der andere aber, der levantiſche Compagnie-Thaler, welcher zum Behuf der dahligen levantiſchen Compagnie und ihrem Handel nach Smirna, geſchlagen war, nach dem Conventions-Fuße ausgemünzet iſt. Beyde Thaler ſind rar, und befinden ſich jezt bloß noch in den Kabineten der Münz-Sammler. Von den Alberts- und Kreuz-Thalern, deren Gepräge in Fig. 2918 vorgeſtellt iſt, ſollten $8\frac{1}{4}$ Stück auf die rauhe cölniſche Mark von 13 Loth 16 Grän fein, folglich $9\frac{63}{125}$ Stück circa $9\frac{1}{2}$ Stück, auf

die feine cölniſche Mark gehen; hiernach würde alſo das Stück höchſtens 7944 Richtpfennig=Theile äuſſerliches Gewicht haben müſſen; der kön. preuß. Haupt=Banco=Buchhalter, Hr. Gerhardt (*) aber, hat ſolches 7980 Richtpfennig=Theile ſchwer, alſo 36 Theile ſchwerer, befunden. Ihr Werth beträgt in Conventions=Courent 1 Rthlr. 9 Gr. 8 Pf., und in preuß. Courent 1 Rthlr. 11 Gr. 4 Pf.

Siehe auch **Gülden=Thaler**, im XX Th. S. 312.

**Kreuz=Träger.** 1. In der römiſchen Kirche, ein biſchöflicher oder erzbiſchöflicher Kapellan, oder anderer Geiſtlicher, der dieſen Prälaten bey feyerlichen Umgängen, und andern Gelegenheiten, das Kreuz vorträgt; ſ. oben, S. 52.

2. Die Benennung gewiſſer Orden. Von den **Orden der Kreuz=Träger und Kreuz=Trägerinnen**, ſ. oben, S. 145, fgg.

3. In der bibliſchen Schreib=Art, diejenigen, die durch Leiden und Trübſale geübt werden; ſ. oben, S. 16, f.

4. In der Jägerey, nennt man **Kreuz=Träger**, diejenigen Füchſe, welche von dem Maule an, über den Kopf, Rücken und Schwanz, einen ſchwarzen Strich haben, welcher von einem andern über die Schulter an die zwey Vorder=Füße durchkreuzt wird; **Kreuz=Fuchs**. Siehe oben, S. 172.

5. Eine Benennung verſchiedener Inſecten, als: der Caſſida cruciata, der Cicada cruciata, und des Curculio crucifer *Linn.*

**Kreuz=Trift**, ſ. im XXVII Th. S. 233.

**Kreuz=Tritt**, ſiehe **Kreuz=Fahrt**, oben, S. 171.



(*) S. Deſſen Handbuch der deutſchen Münz=, Maaß=, und Gewichtskunde, (Berl. 1788, gr. 8.) S. 63.

**Kreuz=Verrenkung und Zerbrechung,** bey Pferden; ſ. oben, S. 6, fgg.

**Kreuz=Verzimmerung,** heißt, im Bergbau, bey den Schächten, eine Verzimmerung und Verbindung der Wände deſſelben, da man Bühn=Löcher in das Hangende und Liegende hauet, und die Stämpel kreuzweiſe, oder eines um das andere, gegen das Hangende und Liegende mit Anpfählen legt. Sie iſt nöthig, wenn das Liegende eines Schachtes nicht feſt genug iſt.

**Kreuz=Vogel, Kreuz=Schnabel, Krumm=Schnabel,** ein Vogel, welcher zu der Claſſe der Dick=Schnäbel (Dick=Schnäbeler), d. i. derjenigen Vögel, welche die dickſten und ſtärkſten Schnäbel zum Zerbeißen der Kerne und anderer ſteinigen Samen haben, gehört, und deſſen Schnabel bey der Spitze gleichſam kreuzweiſe getheilt iſt, indem der untere Schnabel ſich auf der einen Seite iu die Höhe, der obere aber auf der andern Seite niederwärts krümmet. Weil er ſich auf den Tannen aufhält, den Samen aus den Zapfen klaubt, und dieſe dabey, wie ein Papagey mit den Füßen hält, wird er auch **Tannen=Papagey, Tannen=Vogel, Zapfen=Beißer,** und **Zapfen=Nager,** genannt; im gem. Leben vieler Gegenden auch **Grienitz, Grinitz, Grönitz, Grünitz, Krinitz, Krünitz,** weil er zu gewiſſen Zeiten einen grünen oder grüngelblichen Kopf und Rücken hat; Loxia *Gesn. Aldrov.* Curviroſtra *Schwenkſ.* Coniroſor *Raj.* Avis crucifera, ſ. cruciata; Coccothrauſtes curuiroſtra *Klein.* Loxia verſicolor, remigibus rectricibusque 12 fuscis, oris exterioribus viridi-oliuaceis *Briſſ.* Loxia curuiroſtra, roſtro forficato *Linn.*; Fr. Bec croiſé; Engl. Croſs-bill, Croſs-beak; Poln. Krzywonos, Schwed. **Korsnäbbar, Korsnaef, Kiaegelrifvare;** Ruſſ. Selenoi-Kleſt. Nach Briſſon iſt er 6¼ Z. lang; der Schnabel beträgt 8 Lin.; der Schwanz, 2¼ Zoll; die mittlere Zehe, 10 Lin.; die Flügel=Breite 10⅔ Z.; und

und die Flügel reichen, zuſammen geſchlagen, etwas über den halben Schwanz. Eigentlich gibt es in Anſehung der Größe, zweyerley, davon die größten am Leibe ſtärker, als eine Winter-Droſſel, die kleinen aber, wenn man die Federn wegthut, nicht viel größer, als ein Haus-Sperling, ſind. Dieſes Unterſchiedes wird weiter unten noch beſonders Erwähnung geſchehen.

Der Kreuz-Vogel hat mit dem im XXXIX Th. S. 191, fgg. beſchriebenen Kern-Beißer oder Kirſch-Finken, Loxia Coccothrauſtes *Linn.* einerley Geſtalt, Natur-Triebe und Begierden; nur im Schnabel ſind ſie unterſchieden. Der Schnabel des Kreuz-Vogels, welcher dunkelbräunlich iſt, im Vogel-Hauſe aber mehr und mehr blaß und grün wird, iſt doppelt gekrümmt, und legt ſich vorn mit den Spitzen über einander, und zwar bey einigen ſo, daß der obere Schnabel auf die rechte, und der untere auf die linke Seite; bey andern aber ſo, daß der obere Schnabel auf die linke, der untere aber auf die rechte Seite ſteht, welches Anlaß gegeben hat, daß Einige die erſten für Männchen, und die andern für Weibchen halten wollen; auch vorgeben, die erſten, wo nähmlich der obere Schnabel die rechte Seite behält, ſeyn zur Arzeney für die fallende Sucht beſſer, wenn man täglich austrinkt, was der Vogel in ſeinem Waſſer-Trögelein übrig läſſet. Es iſt aber ein bloßer Irrthum, indem bekannt iſt, wenn ſie zu Anfange des Decembers parweiſe fliegen und gefangen werden, daß ein rechtes Männchen, wie man ſie zu nennen pflegt, mit einem linken Weibchen, und ein linkes Männchen mit einem rechten Weibchen ſich gattet. Wegen der Aehnlichkeit des unterwärts gekrümmten Ober-Schnabels mit dem Papagey, nennen ihn Einige den **deutſchen Papagey.** Hr. Graf v. Büffon hält den Bau des Schnabels für einen Fehler oder Irrthum der Natur; der

der Schnabel hätte, nach ſeiner Meinung, billig gerade ſeyn ſollen; wie aber nichts ohne Nutzen iſt, ſagt er, ſo dient er nur dem Vogel dazu, um die Schuppen der Tannen-Zapfen aufzubrechen, und die unter denſelben verborgen liegenden Samen, ſehr geſchickt heraus zu klauben, und ſich deſſelben auch noch bey dem Klettern zu bedienen. Allein, man findet keinen Kreuz-Vogel ohne ſolchen gebogenen Schnabel, und es iſt derſelbe kein Fehler, ſondern bey dieſer Art Vögel würde ein gerader Schnabel eine Abweichung von der Natur ſeyn. Es wird ein Fehler, wenn er im Käfiche übermäßig anwächſt, wie ſolches auch wohl bey den geradeſchnabeligen Canarien-Vögeln und Stieglitzen geſchieht, die ſo gar an dieſer Krankheit ſterben. Im Käfiche werden die Spitzen der Schnäbel bisweilen auſſerordentlich lang, oder fallen auch gar ab.

Der Kopf des Vogels iſt breit und ſtark, auch ſeine Kinnladen ſind ſtark, der Hals iſt kurz, die Bruſt breit, und die Füße ſind kurz; der Schwanz iſt mittelmäßig, doch gegen andere Vögel ebenfalls mehr kurz, als lang, zu nennen.

Die Männchen ſind von verſchiedener Farbe. Es gibt rothe mit ſchwärzlichen Flügeln und Schwanze; man findet auch grüngelbe mit ſchwärzlichen Flügeln und Schwanze, und gelbe mit Roth durchmengt. Indeſſen weiß man nicht, ob dieſe Verſchiedenheit etwa nur vom Mauſen (Mauſtern) herkomme; denn der Vogel ändert die Farbe wohl drey Mahl des Jahrs (*), und es könnte daher immer einerley und dieſelbe

(*) Nach Hrn. Prof. Grillo Bemerkung, (im 22 St. des Naturforſchers, Halle, 1787, gr. 8. S. 142,) ändert er ſeine Farbe nicht jährlich. Er meldet: „Ich bekam den Kreuz-„Vogel roth, und nach einem halben Jahre wurde er „grüngelb, und ſo iſt er bis jezt in das 5te Jahr geblieben. „Es iſt alſo falſch, daß er jährlich ändre, es müßte dann in „ſeinem wilden Zuſtande anders ſeyn.“

dieſelbe Art des nähmlichen Vogels ſeyn. In den pyrenäiſchen Gebirgen hat man zweyerley Arten bemerken wollen; eine ſchwärzliche mit purpurfarbener Bruſt und Bauche, und eine röthlich ſchwärzliche mit ſcharlachfarbenem Kopfe und Nacken (*). Die gewöhnlichen Farben ſind orange- oder citrongelb. Nach der erſten Mauſe ſollen die Männchen allezeit roth ſeyn, und nach der zweyten erſt die pomeranzen- oder citrongelbe Farbe bekommen. Die Weibchen ſind durchaus grau, mit etwas Grün vermengt. Die ſchwärzlichen Flügel geben dem Vogel eine ſchöne Zierde, und die kurzen Deck-Federn der Flügel fallen röthlich und grünlich mit Schwarz vermiſcht, wie die Haupt-Farbe des Leibes.

Hr. Pehr G. Tengmalm meldet, in ſeinen auf Almare-Ståk in Upland gemachten ornithologiſchen Bemerkungen (**):

„Tallbitar (Loxia enucleator) und Kreuzſchnäbel (Korsnäbbar, Loxia curuiroſtra) kommen manche Jahre in großer Menge, in andern zeigt ſich nicht ein einziger. So fand ſich 1779 im Herbſte, und faſt den ganzen Winter durch, hier eine unglaubliche Menge der leztern, aber gar keiner der erſten. Das folgende Jahr 1780, fanden ſich die lezten in gleich großer Anzahl ein, die erſten waren verſchwunden. In 1781 zeigte ſich kein einziger von beyden Arten. Merkwürdig iſt, daß von der Menge Kreuz-Schnäbel, die ſich 1779 im Herbſte zeigten, ſehr wenig roth waren, die meiſten grüngrau. Ich hatte damahls, wie mehrmahl ſeitdem, Gelegenheit, mich von der Wahrheit deſſen zu verſichern, was Edward angibt, daß die rothen Hähne und die grauen Sieen ſind, denn die Geburts-Theile beyder Geſchlechter ſind ſehr deutlich. Friſch glaubt, nur die ältern Hähne wären roth, welches doch ſchwer-

(*) Loxia pyrenaica, ex ſubrufo nigricans, cervice & capite coccineis, *Barrere*. Le bec croiſé rougeatre *Briſſ.*

(**) Im 4. B. der überſ. Neuen Abhandl. der kön. ſchwed. Acad. der Wiſſ. für das Jahr 1783, (Lpz. 1785, gr. 8.) S. 49.

ſchwerlich zu zugeben iſt; denn 1. ſcheint es den allgemeinen Natur=Geſetzen zuwider, nach welchen man gefunden hat, daß eines Vogels Farben deſto matter werden, je älter er wird; man hat Vögel geſehen, die im Alter grau, ja ganz weiß wurden. 2. Stimmt das nicht mit der Erfahrung überein, man hat nie einen Hahn grau gefunden. Eben ſo ungegründet iſt derer Meinung, die glauben, die Farben ändern ſich nach den Jahrszeiten; ich habe rothe und graue, im Herbſte, Winter und Frühjahre gefunden."

Der Kreuz=Vogel ſcheint in Deutſchland nicht ordentlich ſich aufzuhalten, ſondern nur zuweilen unſere Gegenden zu beſuchen, wenn viele Fichten= und Tann=Zapfen wachſen; deshalb wohnt er auch meiſtens in Fichten= und Föhren=Wäldern, wo er von dem Samen dieſer Bäume lebt. Findet man dieſe Samen nicht in genugſamer Menge, ſo frißt er das Geſäme von Diſteln. Er iſt demnach zwar kein Zug=Vogel, er wandert aber, jedoch zu unbeſtimmten Zeiten, ſcharenweiſe herum. Da er ſich in kalten Ländern aufhält, ſo glaubt Hr. v. Buffon, daß er ſich, zu Folge der Bemerkung, daß alle Thiere, welche die Kälte nicht ſcheuen, ſowohl der alten als neuen Welt gemein ſind, auch in Nord=Amerika finden müßte; allein, dieſe Muthmaßung iſt bis jezt noch durch keine Beobachtungen beſtätigt worden.

Nach Hrn. Diac. Goeze (*) Bemerkung, ſind die Kreuz=Vögel, ſo wie die Seidenſchwänze, Vorbothen eines kalten Winters, wenn ſie in ſolcher Menge unſere Harz=Wälder beſuchen, daß ſie in den umliegenden Städten zu Markte gebracht werden. Dieſes geſchahe z. B. vor dem frühen und kalten Winter $\frac{1788}{1789}$. Vor dem kalten Winter $\frac{1775}{1776}$ lieſſen ſie ſich ebenfalls ſehr häufig ſehen.

Eben

(*) Natur, Menſchenleben und Vorſehung, für allerley Leſer, von J. A. E. Goeze, 1 B. (Lpz. 1789, 8.) S. 614.

Eben dieſes beſtätigt auch Hr. D. Kühn, in Eiſenach, in ſeinen Beyträgen zur Geſchichte der Vögel (*), die er 1784 geſchrieben hat, als wir den ebenfalls ſtrengen Winter $\frac{1783}{1784}$ gehabt hatten.

„So häufig im vergangenen Herbſt die Seidenſchwänze (Ampelis *L.*) in unſere Hecken und Wälder um Eiſenach einfielen, daß ſie von den Bauern korbweiſe zu Markte gebracht wurden: eben ſo ſtark und ungewöhnlich war die Menge der Kreuzſchnäbel, die gleich nach Johannis des verwichenen Sommers in den Gärten und Wäldern zugweiſe ſich einfanden. Sowohl die eine, als die andere Gattung dieſer Vögel iſt von jeher ſehr rar bey uns geweſen; ungeachtet die gemeine Sage iſt: ſie kämen alle 7 Jahr zu uns, ſo weiß ich gewiß, daß ſich ſeit 20 Jahren keine Züge davon hier haben ſehen laſſen, und man mußte einen ſolchen Vogel mit 6 bis 8 Gr. den Leuten bezahlen, die ſie manchmahl vom Harz, oder aus dem thüringer Walde, in Käfichen zu uns brachten.

Die unter den Schuppen der Fichten= und Tannen=Aepfel befindlichen Kerne, machen, erwähnter Maßen, die hauptſächlichſte Nahrung des Kreuz=Vogels aus. Denn mit dem obern Schnabel drückt er eine Schuppe des Fichten=Zapfens nieder, mit dem untern hebt er die obere auf, und löſet ſolcher Geſtalt den Kern aus, welchen er verzehrt. Man kann ſolches ſehen, wenn man einen reifen Tann=Apfel in ſeinen Käfich hängt. Er pflanzt ſolcher Geſtalt auch die Fichten durch Umſtreuung ihres Samens fort.

Hr. D. Kühn beſchreibt ihre Wirthſchaft in den Wäldern, auf folgende Art.

„Da ich eine gute Gelegenheit gehabt habe, dieſe Kreuzſchnäbel in einem Fichten=Wäldchen, worin ſie zu 2 bis 300 an der Zahl lagen, faſt täglich zu beobachten, ſo hat mir die faſt unglaubliche Stärke und Geſchicklichkeit, wodurch ſie ſich Nahrung verſchafften, beſonders bemerkungs=

(*) In Lichtenberg's Magazin für das Neueſte aus der Phyſik ꝛc. 1 B. 3 St. S. 66; und im 58 St. der gelehrten Beytr. zu den braunſchweig. Anz. v. J. 1782.

ungswürdig geſchienen. Die größten im Gipfel der hohen Fichten hängenden Zapfen, die mehrentheils händelang ſind, packten ſie an den kurzen Stielen ernſthaft an, dreheten und kneipten ſie ſo lange, bis ſie herunter auf die Erde fielen. Wenn man eben an einem ſolchen Orte ſteht, wo die ganze Vogel-Colonne die Vorbereitung zu einer guten Mittags-Mahlzeit macht, ſo muß man den Kopf wahren, weil es in einem fort gleichſam Fichten-Zapfen regnet; und man kann nicht begreifen, wie ſolche Vögel, die man, ihrer nicht bedeutenden Größe wegen, in den Spitzen der Fichten kaum gewahr werden kann, ſolche kurze Wirthſchaft machen können, daß, in Zeit von einer halben Stunde, mehr als ein Korb voll Zapfen unten liegen. So bald ſie merken, daß nun Vorrath genug auf dem Boden liegt, und ihr Tiſch nun gedeckt ſey, ſo kommen ſie, unter Anſtimmung angenehmer Freuden-Töne, mit einander herunter. Hier faßt nun ein jeder mit den Krallen ſeinen Zapfen feſt, dreht durch das ſpitzige Kreuz ſeines Schnabels die Schuppen von einander, und hackt darnach den Fichten-Samen zu ſeiner Nahrung heraus. Oft geſchieht es, wann dieſes Thierchen an den Zapfen ſelbſt angeklammert iſt, die es abbeißt, daß dieſer zu früh durch ſeine vermehrte Schwere abreißt, und es im Fallen mit herunter ſtürzt. Dieſe Vögel wiſſen ſich auf die Gewalt ihrer Kinnläden im Streit und in allen Nothfällen zu verlaſſen. Ich ſchoß einen derſelben mit dem Blaſe-Rohr flügellahm, er half ſich aber gleich dadurch von den obern Aeſten zu den untern, daß er ſich mit ſeinem Kreuz-Schnabel an der Spitze des ſchwankenden Aſtes anhing, und denſelben, durch ſein Gewicht, zu einem andern Aſte, an welchen er ſich wieder anhängen konnte, herunter bog."

Es ſind aber nicht die unter den Schuppen der Fichten- und Tann-Aepfel befindlichen Kerne allein, weshalb die Kreuz-Vögel eine Menge Zapfen abbrechen, ſondern es iſt auch, nach Hrn. Kölreuter Bemerkung (*), eine ſchwarzbraune Wanze, welche ſich die

(*) S. Hiſtoria & commentationes Academiae electoralis ſcient. & elegant. liter. Theodoro-Palatinae Vol. III, phyſicum, (Mannhem. 1775. gr. 4.) S. 62.

die Zapfen der Roth-Tanne zu ihrem Winter-Lager erwählt, und gegen dieſe Jahrs-Zeit den Vögeln zur täglichen Speiſe dient. Hr. K. fand zuerſt in dem Magen eines Kreuz-Vogels dieſe Wanzen, die einen häßlichen Geruch von ſich gaben; er ſuchte nun in den noch an den Roth-Tannen hangenden oder von den Kreuz-Vögeln herab geworfenen Zapfen nach, und fand ſie darin zwiſchen den Schuppen; in den längſt herab gefallenen Zapfen hingegen fand er ſie nicht. Hr. K. meint, vielleicht bedienten ſich die Vögel dieſer Wanzen als eines Aphrodiſiacum zu ihrer bald darauf eintretenden Begattungs-Zeit. Die hier abgebildete Wanze ſcheint Linné's Cimex abietis zu ſeyn.

Im Käfich hält ſich der Kreuz-Vogel ziemlich lange, und wird ſehr zahm, lernt auch gemeiniglich ſingen. Nach Zorn und Friſch hat er einen Geſang, der aber nicht lieblich iſt. Nach Halle, iſt die Stimme wenig reizend, wenn die Neugierde, einen deutſchen Papagey zu erziehen, nicht das Vorrecht bekommt. Nach Blumenbach hingegen, lernt das Männchen artig pfeifen. Helwing ließ einen auf der Bruſt röthlichen Kreuz-Vogel, nebſt einem Weibchen, den Winter durch, unter andern Sing-Vögeln, im Zimmer herum fliegen, und fand ſeinen Geſang ſo angenehm, als einer Acker-Lerche; und bey Hrn. Grillo ſang er Winter und Sommer, einen der Nachtigall ähnlichen Geſang, und hörte nur nach Johannis einige Wochen auf, wenn er ſich mauſete. Er iſt ein freundlicher Vogel, der dem Menſchen auf die Hand fliegt; wie der Papagey Nüſſe und Obſt aus der Hand ißt, auf den Kleidern herum klettert, mit ſeiner Gattinn ſtets beyſammen ſitzt, und ſich wie eine Taube ſchnäbelt. Man gibt ihnen zerdrückten Hanf-Samen (*), Lein-

Sa-

(*) Nach Friſch verurſachet dieſe Nahrung, daß er ſchneller die rothe Farbe verliert.

Samen, Rübe=Samen, und allerley andere Körner, und zur Erfriſchung Grünes, inſonderheit Salat. Man pflegt ihnen auch zuweilen einen Fichten=Zapfen in den Bauer zu hängen, damit ſie ſich an Heraus=brechung des Samens erluſtigen können. Sie ſchälen auch den Hafer gern aus.

Nach Hrn. D. Kühn Bemerkung (*), geben dieſe Vögel, wenn man ſie in den Stuben hält, im Oct. und Nov. ein ſehr unangenehmes lautes Geſchrey von ſich, und zwar dergeſtalt, daß ſie, ſo lange ſie wachend ſind, kaum einige Minuten damit aufhören; dabey ſind ſie ſehr unruhig, und rennen beſtändig hin und her. Es iſt nicht zu zweifeln, daß ihr Natur=Trieb, ſich kurz vor dem Winter zu paren, die Urſa=che davon ſey. Eben Derſelbe verſichert, daß ſie nicht allein faſt übernatürliche Gewalt in ihren krummen Kreuz=Schnäbeln, ſondern auch dabey in ihren Handl=ungen auſſerordentliche Liſt und Verſchlagenheit beſi=tzen. Ein merkwürdiges Beyſpiel ſahe er in ſeiner Stube. Ein unter andern Vögeln herum laufender ſehr kirrer Kreuz=Vogel, bekam manchmahl von ihm eine wälſche Nuß. Dieſe bohrte er an der Seite an, wo die Nuß keine Fuge hat, und nicht einmahl mit dem Meſſer geöffnet werden kann, und hohlte ſich dann und wann einen guten Lecker=Biſſen heraus. Die Er=fahrung hatte ihn gelehrt, daß mehrere Gäſte, unter andern auch Meiſen, ſich über die Nuß hermachten, und ſie mit ausleerten, wann er ſo nachläſſig war und davon ging; daher nahm er nun die Nuß allenthalben in dem Schnabel mit ſich fort; ſo lange er ſoff, legte er ſie dicht neben ſich; ſo bald er ſatt war, packte er ſie wieder an, und trug ſie an einen ſichern Ort, wo er ſie immer vor den Augen hatte. Uebrigens lief er wie ein Hund allenthalben hinter Hrn. D. K. her, und ſo



(*) Im 21 St. des Naturforſchers, S. 197, f.

ſo bald er die Taſſen klingen hörte, ſo bald kam er als ein ordinärer Kaffe-Gaſt auf den Tiſch, und liebkoſete gleichſam ſeines Herren Hand durch das Pinken mit dem Schnabel ſo lange, bis er ein Stückchen Zucker erhielt; alsdann hüpfte er freudig davon.

Zum Aus- und Einfliegen iſt der Kreuz-Vogel leicht zu gewöhnen, wenn man nahe bey einem Walde wohnt, ſonſt verliert er ſich bald, und zieht ſeinen Holz-Samen dem Hanf- und Lein-Samen vor.

Baſtarte zu ziehen, möchte mit einem Dompfaffen oder Blut-Finken wohlgefärbte Vögel geben; es iſt aber darum unmöglich, weil die Zeit der Brut nicht zuſammen trifft, indem die Monathe, die der Kreuz-Vogel erwählt, der December, Jan. und Febr. ſind, der Dompfaff hingegen im May, Jun. und Jul. brütet. Zahm machen läſſet er ſich leicht, nicht nur wenn man ihn aus dem Neſte nimmt, ſondern auch, wenn man ihn in der Stube fliegen läſſet, und ihm auf der Hand ſein Freſſen zeigt; aber ihn etwas lernen zu laſſen, iſt, aller Vermuthung nach, vergeblich.

Daß dieſer Vogel, wider die Gewohnheit anderer Vögel, ſeine Jungen mitten im Winter ausbrüte, wußten zwar die meiſten Ornithologen aus Erfahrung; ſein Neſt aber und die Eyer waren noch vor 15 bis 16 Jahren völlig unbekannt. Endlich entdeckte es Hr. Hofr. Günther, in Kahle, wovon er im 2 St. des Naturforſchers, (Halle, 1774, gr. 8.) S. 66, ſgg. folgende Nachricht ertheilt.

„Ich bin ſo glücklich geweſen, am 8 Jan. 1774, da eben der Schnee faſt Ellen hoch lag, aus hieſigen Waldungen ein wohl erhaltenes Neſt des Kreuz-Vogels mit 3 Eyern zu erhalten. —

Schon lange wußte man zwar, daß der Kreuz-Vogel ſeine Brut im tiefſten Schnee und in der größten Kälte verrichte, und die, durch einen Zufall aus dem Neſte in den Schnee gefallenen, und von den Landleuten öfters entdeckten Jungen dieſes Vogels, überzeugten die Vogel

Be-

Beſchreiber von der Wahrheit dieſer Begebenheit. Das wußte ſchon Jonſton ([1]). Zorn ([2]) ſagt: der Krumm-Schnabel brütet, wider alle Gewohnheit, mitten im Winter, deſſen erſtere Jungen bereits im Febr., und vielleicht noch früher, abfliegen. In der unten befindlichen Note führt er den angenehmen Zeitvertreib mit Vögeln an, und ſetzt hinzu: Dieſes wiſſen wir nun auch aus der Erfahrung, da, als 1740 im Herbſt ſehr viele dieſer Vögel in hieſigen Gegenden geweſen und über Winter geblieben, verſchiedene Paare ihre Jungen bald nach Lichtmeß ausgeführt hatten.

Allein das Neſt und die Eyer hat bishero kein Naturkündiger von Profeſſion zu ſehen bekommen, noch weniger eine wahrhafte Beſchreibung davon geben können. Denn was Hr. Friſch und Hr. Halle vom Neſte aufgezeichnet haben, ohne der Eyer zu gedenken, ſcheint nichts weniger als Autopſie zu ſeyn, wie ich unten zeigen werde.

Man muß ſich wundern, daß man in ſo vielen Jahrhunderten, dieſem Neſte gar nicht nachgeſpüret hat. Man würde zuverläſſig daſſelbe eben ſo gut entdeckt haben, als die Entdeckung des Zeißlein=Neſtes, das ich nunmehr mit allen dahin gehörigen Umſtänden, und mit Vernichtung aller Fabeln, in meiner Sammlung von Neſtern und Eyern ([3]) ausführlich beſchrieben habe, bereits von mir bewirket worden iſt. Die größte Verhinderung bey dieſer Nachſpürung hat wohl die Zeit, in welcher man ein Krünitz=Neſt aufſuchen muß, in den Weg gelegt. Es muß ſolches um das neue Jahr, juſt wenn es am kälteſten iſt, aufgeſuchet werden. Wer geht aber da wohl gern aus der warmen Stube in den Wald? und noch mehr, wer ſteigt



(1) Denn er ſchreibt, in ſeiner *Hiſt. natur. de Avibus*, p. 46. c. 7: nidificat in abietibus, & veriſimile eſt, a cauda de ovo exire, ſeu quod, ſi reliquarum more prodiret, exitus a roſtri curuitate impediretur, ſeu quod, *cum media hyeme naſcatur*, ſubinde ab ambientis inclementia, calor animalis ſuffocaretur &c. Dieſe lächerliche Demonſtration führe ich bloß des Zuſammenhanges wegen ganz an.

(2) Im 2ten Th. ſeiner Petinotheol. S. 90.

(3) Sammlung von Neſtern und Eyern verſchiedener Vögel ꝛc. von D. Fr. Chr. Günther, herausgeg. von Ad. Ludw. Wirſing. Nürnb. 1772, gr. fol. m. illum. Kupfert. Siehe Tab. XIII. die untere Figur.

um dieſe Zeit, wenn die Hände von Froſt erſtarren, auf hohe mit Schnee bedeckte Fichten und Tannen, um da Neſter aufzuſuchen? Ich hatte ſeit 20 Jahren bey den Bauern der Wald=Dörfer große Belohnungen auf ein ſolches Neſt geſetzt, und alle Forſt=Bediente, die nur Beyträge liefern, hatten eben ſo lange zu dieſer Eroberung Anſtalt gemacht; allein, der Erfolg war immer ſo ſchlecht, daß mir weiter nichts als zuweilen junge Krünitze, die aus dem Neſte gefallen waren, gebracht wurden. Das Neſt ſelbſt, und noch weniger die Eyer, konnte ich nicht zu ſehen bekommen, ungeachtet verſchiedene Mahl die Bäume, unter welchen der junge Krummſchnabel gefunden worden war, niedergefället und durchſuchet worden ſind. So ſauer wird es einem Naturkündiger um eine einzige Entdeckung! Ich halte daher mein Neſt und meine Eyer wirklich für eine große Seltenheit.

Das Neſt ſelbſt, fand man auf einer hohen Fichte am 3ten des Jenners, nahe bey dem allhieſigen Amts=Dorfe Trockenborn. Ein fleißiger und forſchender Landmann, welcher, anderer Verrichtungen halber, ſich im Walde aufhielt, bemerkte, daß ein Krummſchnabel beſtändig allerley Mos und dürre Reiſer von andern Bäumen zuſammen klaubte, und dieſe Materialien auf einen gewiſſen Platz eines dick bemoſeten Aſtes der oben bemerkten Fichte zuſammen legte. Zum guten Glück war dieſe Gegend der Fichte nicht über 24 Ellen hoch vom Boden entfernt. Der Mann konnte alſo mit bloßen Augen ſehen, daß es ein Neſt war, welches der Krummſchnabel verfertigte. Es war faſt völlig fertig, da die Entdeckung gemacht wurde. Um aber deſto ſicherer zu gehen, und dem Vogel nicht Anlaß zu geben, daß er das Neſt verlaſſen möchte, durfte der Baum nicht eher beſtiegen werden, als den 8ten Jan., da man denn in dem Neſte 3 Eyer antraf; und ob man ſchon deutlich vermuthen konnte, daß der Vogel noch nicht ausgelegt habe, ſo wurde doch aus Vorſorge das Neſt mit ſammt den Eyern weggenommen und in Sicherheit gebracht.

Es ſtand auf und zwiſcheu einer Zwieſel, mitten auf dem Aſte, und alſo in einer guten Entfernung von dem Stamme. Ein Seiten=Aeſtchen der Zwieſel ging mitten durch den Boden des Neſtes, und war durch grünes Baum=Mos, welches um daſſelbe herum gelegt worden, mit

mit dem Neſte genau verbunden, ſo daß das ganze Gebäude durch dieſe Befeſtigung ausnehmend ſicher auf der Zwieſel ruhen konnte, ohne durch Schnee, Wind, oder einen andern Unfall, von der Stelle bewegt zu werden.

Die Grundlage des Neſtes beſteht aus einer großen Menge ſchlanker und dünner Fichten- und Tannen-Reischen. Die ſtärkſten darunter übertreffen die Dickigkeit einer Raben-Feder nicht; die übrigen ſind noch dünner. Die meiſten haben keine Nadeln mehr, an einigen wenigen aber ſtehen noch grüne Nadeln oder Blätter, welche zwiſchen das Mos, in welches ſie eingeflochten ſind, hindurch ſtechen. Mit eben ſolchen Tannen-Reiſern iſt die äuſſerſte Fläche des Neſtes, rund herum von dem Boden an bis oben an den Rand, bekleidet, und ſie ſind zum Theil ſehr ordentlich in die Runde herum gebogen, zum Theil aber faſſen ſie auch das Neſt nur unordentlich ein. Auf dieſen rohen Ueberzug hat nunmehr der Krummſchnabel eine gute Partey grünes Baum-Mos getragen, und mit dieſem warmen Bau-Material ſein Neſt vor Froſt und Kälte völlig in Sicherheit geſtellt. Der Boden des Neſtes iſt wohl 2 Zoll hoch von ſolchem Mos aufgeführt, und die Wände, die aus eben ſolcher Materie beſtehen, ſind nicht weniger als einen ſtarken Zoll dick. Dieſes grüne Mos iſt ſo dick in einander gearbeitet, als ein Filz, und es verſchaffet dem Neſte ſelbſt eine erſtaunliche Wärme. So viel war nöthig, um ein rechtes warmes Winter-Neſt zu verfertigen. Nunmehr kam es aber auf eine noch weichere Ausfütterung des Lage-Platzes für die Eyer an. Auch für dieſe hat der Krünitz geſorget. Der ganze Napf, oder die halbkugelförmige Höhlung, in welcher ſich die Eyer befinden, iſt mit den weichſten und zärteſten Spitzen des weißgrünen Korallen-Moſes, das häufig auf bejahrten Fichten und Tannen wächſt, wohl eines halben Zolles dick, dicht ausgefüttert, und die Aeſtchen dieſes niedlichen Moſes ſind mit einer großen Geſchicklichkeit ſo fein in die Ründung herum gelegt, daß der Napf von innen, ungemein glatt und weich ſich anfühlt, von auſſen aber die krauſen Spitzen dieſes Moſes, welche rund um den Rand herum hervor ragen, dem ganzen Neſte ein überaus angenehmes Anſehen geben. Weder Haare, noch Federn, noch Pflanzen-Wolle, war an dieſem Neſt-Gebäude wahrzunehmen. Noch weniger habe ich etwas vom Harze der Tannen- und Fichten-Bäume

me finden können, mit welchem die Materialien des Neſtes, wie Hr. Halle, mit Beziehung auf Hrn. Friſch (4), bekräftigt, verküttet ſeyn ſollen, damit der Schnee ſie nicht auflöſen und erweichen könne. Auch nicht ein Gran ſolchen Kütts iſt an dem Neſte befindlich. Man muß daher urtheilen, daß dieſe Schriftſteller das Neſt nicht ſelbſt geſehen haben, ſondern daß Leute, welche dieſe Verküttungs-Kunſt, der Näſſe halber ſelbſt ausgedacht, ein ſolches Neſt aber, wenn ſie es auch geſehen, doch niemahls mit Aufmerkſamkeit betrachtet, ihnen dieſe falſche Nachricht erzählt haben. Denn es bleibt allemahl ausgemacht, daß bey allen Indiuiduis einer Gattung Vögel, die Bau-Art des Neſtes allezeit gleichförmig ſey. Hätte nun das oben benannte Neſt wirklich eine Harz-Verküttung gehabt, ſo müßte zuverläſſig an dem meinigen eben dieſes wahrzunehmen geweſen ſeyn (5).

Man wird aus der bisher fortgeſetzten Beſchreibung ſchon von ſelbſt darauf verfallen, daß dieſes Neſt, nach der von mir anderswo (6) mitgetheilten Claſſification der Vogel-Neſter, zu der Claſſe der halbkugel- oder korbförmigen gehören werde. Das ganze Neſt hat, von oben quer übergemeſſen, von der äuſſern Oberfläche der einen Wand bis zur andern, 7½ Zoll. rheinl. Der Napf, oder die Höhlung für die Eyer hingegen, allein gemeſſen, hat nur 2½ Z. im Durchmeſſer. Man ſieht daher, daß die Dickigkeit der Wände ein beträchtliches Maß ausmachen. Sie beträgt an den meiſten Orten, den Ueberzug von Baum-Reiſern mit eingeſchloſſen, bis auf 2½ Zoll.

Durch dieſen Umſtand iſt das Neſt nicht nur in den Stand geſetzt worden, alle Kälte abzuhalten, ſondern auch allem Schnee und Näſſe Trotz zu biethen, ohne eine Verküttung nöthig zu haben. Dieſer lezte Umſtand war auch deſto

(4) Das Neſt bauet er zwiſchen Tannen-Aeſte, und verküttet es mit Harz, damit der Schnee es nicht erweichen und ablöſen könne, denn er brütet mitten im Winter oder im Jenner rc. ſagt Hr. Prof. Halle, in ſeiner Vogelgeſchichte, (Berl. 1760, gr. 8.) n. 416, S. 405.

(5) Hr. Blumenbach behauptet, daß es mit Harz bereitet ſey, und ſagt in der erſten Ausgabe: wie wir ſicher wiſſen.

(6) Sammlung von Neſtern und Eyern rc. Einleit. S. 4. 6. §. 10. 12.

deſto überflüſſiger, da der Krummſchnabel ſein Neſt allemahl auf einem ſolchen Baum-Aſte anzulegen pflegt, der von obenher durch andere Fichten-Aeſte ſattſam bedeckt iſt, welche auf ihrer Menge Nadeln, womit ſie beſetzt ſind, den Schnee aufnehmen, ohne daß etwas auf das Neſt ſelbſt davon fallen könne.

Die Eyer haben nicht völlig die Größe einer Haſel-Nuß, doch ſind ſie größer als die Eyer des Gimpels oder Blut-Finken, und geben den Eyern des Kernbeißers an der Größe nur ſehr wenig nach. Man wird von ihrer Größe einen deutlichern Begriff erhalten, wenn wir ſagen: daß ihre Länge vom ſtumpfen Theile an bis an die Spitze gemeſſen, 10 rheinl. Linien im Durchmeſſer betrage, und daß der Durchmeſſer ihrer Dicke, am ſtumpfen oder dickſten Theile beynahe 7 dergleichen Linien ausmache. Ihre Grund-Farbe iſt matt weiß, und den ſtumpfen Theil des Eyes umgibt ein Kranz von rothbraunen oder vielmehr ſchwarzrothen Fleckchen, Strichen und Puncten, darunter die größten einen Nadel-Knopf nicht übertreffen. Man kann ſie am beſten mit ſchwarzen geronnenen und wieder abgetrockneten Geblüt vergleichen. Es iſt doch wirklich ein anmerkungswerther Umſtand, daß faſt alle Gattungen des Geſchlechts der Dickſchnäbel, der Finken und der Hänflinge, bis auf den Canarien-Vogel, auf ihren Eyern dergleichen ſchwarzrothe Flecken führen. Einige dieſer Flecken ſind rund, andere eckig, wieder andere mit gleichen Strichen und Haken, und zwiſchen dieſen ſind hellere, grauröthliche Fleckchen und Puncte einzeln eingeſtreuet. Auſſer dieſer kranzförmigen Einfaſſung, findet man nur ganz ſparſam hin und wieder auf der übrigen Oberfläche des Eyes ein einzelnes kleines ſchwarzrothes Fleckchen oder Pünctchen.

Wir zweifeln nicht daran, daß der Krummſchnabel, wie andere Gattungen ſeines Geſchlechts, wohin er gehört, 5 oder 6 Eyer lege, und bloß die Sammlungs-Begierde hat mich mit 3 Eyern vorlieb nehmen heißen. Ob er aber mehr als Ein Mahl im Jahre brüte, wie Hr. Halle angibt (7), getraue ich mir noch zur Zeit ohne Erfahrung nicht zu behaupten." —



(7) Er ſagt: S. 406: Die erſten Jungen ſind um Weihnachten, die andern um Lichtmeſſe erwachſen.

Warum dieſer Vogel im Winter hecke, erklärt Hr. Prof. Hanow (*) auf folgende Art. „Die Vögel hecken alsdenn, wenn die ihren Jungen dienliche Nahrung in der Natur am häufigſten vorhanden iſt. Nun geben die bequemſte Nahrung für dieſen Vogel die reifen Kerne der Fichten- und Tannen-Aepfel. Darum iſt ihr ganzer Bau von dem weiſen Schöpfer ſo eingerichtet, daß ſie gegen dieſe Zeit ſich paaren oder begatten, ihre Neſter auf die hohen Fichten oder Tannen zwiſchen die Zweige bauen, und es mit dem Harze, das noch nicht hart iſt, da ankleben und befeſtigen, und darin ihre Eyer legen. Wenn dies geſchehen iſt, kommt ihre Brut-Hitze, und ſie fangen an, ihre Eyer zu beſitzen und auszubrüten.

„Eines von beyden kann dazu behülflich ſeyn, entweder daß ſie eine ungemein große Brut-Hitze haben, die durch den kalten Winter ſelbſt ſo viel gemäßiget wird, daß ſie weder ihnen, noch ihren Eyern und Jungen ſchadet; oder daß zur Ausbrütung ihrer Jungen nicht ſo viel Grade der Hitze erfordert werden, als bey andern. In beyden Fällen würde der Winter die bequemſte Brut-Zeit für ſie ſeyn; aber das erſte iſt glaublicher, als das leztere. Denn vermöge eines größern Grades der Hitze können ſie im Winter bey uns aushalten, auch wann er ſehr ſtrenge iſt, bey dem Bebrüten der Eyer ſelbſt, beſſer dem Froſte widerſtehen, und in ſo ſtille ſitzendem Zuſtande beym Leben bleiben. Sie können auch ſo den Schnee, der auf ſie fällt, eher abſchütteln, und, was nicht abfällt, zum Schmelzen bringen, daß er nicht an die Federn oder an das Neſt anfriert, ſondern abtröpfeln, oder in Eis-Zapfen frieren muß. Endlich können ſie auch durch ungemeine Hitze ihre Jungen wider den ſtarken, von allenthalben ſehr zu-

(*) Im 1 B. ſeiner Seltenheiten der Natur und Oekon (Lpz. 1753, 8.) S. 278, f.

zudringenden Froſt beſſer bewahren und wärmen, als wenn es ihnen ſelbſt an Wärme gebräche.

„Sind die Jungen ausgebrütet, ſo kann die Nahrung für ſie alsdann in der Nähe gefunden und herbey gebracht werden, von dem, der jezt nicht über den Jungen ſitzt. Auch haben ſie in ſolcher Zeit weniger von den Krähen und andern Raub=Vögeln zu befürchten, die des Tages nach den Wohnungen der Menſchen fliegen, und daſelbſt ihre Nahrung zu ſuchen gewohnt ſind".

Obige Beſchreibung von dem Brüten des Kreuz=Vogels, widerſpricht gänzlich der Erfahrung des Hrn. Prof. Otto (*) von dem Brüten dieſes Vogels in Pommern, der nähmlich niemahls ſeine Jungen daſelbſt im Jan. oder Febr., ſondern im May, wie die erſten Zug=Vögel, hervor bringt. „Ich würde," ſagt er: „desfalls obige Behauptungen, daß der Kreuz=„Vogel mitten im Winter brüte, dem Hange zum „Sonderbaren beymeſſen, wenn nicht die ſicherſten und „beſten Beobachter, als: Zorn und Günther, mich „von der Wahrheit überzeugt hätten. Um dieſer vor„züglichen Naturkündiger ihre Beobachtungen mit den „meinigen zu vereinigen, weiß ich keinen andern Aus„weg, als die Vermuthung, daß ihr Kreuz=Vogel „mit den unſrigen nicht einerley Art ausmache". Wenigſtens gibt es eine große und eine kleine Art, deren Beſchreibungen ich jezt nach Hrn. Otto anführen werde.

Schon im 12ten St. des Naturforſchers, hatte Hr. Otto zweyerley Kreuz=Vögel beſchrieben, nähmlich den kleinen und den großen. Die kleinern waren aus Halle, und die er aus Göttingen brachte, vom Harz. Sie haben die Größe eines Dompfaffen. Ihr Schnabel iſt ſo lang wie

(*) S. Deſſen Ausgabe von Hrn. v. Büffon Naturgeſch. der Vögel, 10 B. (Berl. 1784, gr. 8.) S. 46, f.

wie ihre mittlere Zehe, an der Spitze pfriemenförmig, nicht auf einander liegend. Die Schwung= und Schwanz=Federn ſind ſchwarzbraun, mit einem gelblichen Saume am äuſſern Rande. Die Farbe des Leibes iſt, nach der Jahrs=Zeit, dem Alter und Geſchlechte, ſehr verſchieden. So war: 1. ein junges Weibchen vom Harz, braun mit weißen Flecken und Strichen; 2. ein junges Männchen von Halle, braungrau; am Kopfe, Bauche und Steiße aber gelblich; 3. ein Weibchen, von gleicher Farbe mit vorigem Männchen; 4. ein altes Männchen war feuerroth und gelb, weil die Spitzen der grauen Federn dieſe Farbe hatten; 5. ein altes Männchen vom Harz, war meiſt ganz feuerroth, wenn es die grauen Federn dicht an den Leib legte, und nur die rothen Enden derſelben zu ſehen waren. In No. 1, 2 und 5 geht die Spitze des obern Kinnbackens an der rechten Seite des untern herunter, in No. 3 und 4 aber an der linken Seite. Man ſieht daraus, daß ſich ſolches nicht nach dem Geſchlechte richtet. Dieſe kleine Kreuz=Vögel kommen aber auch ſeltener, als die größern, in unſere Fichten=Wälder.

Der große Kreuz=Vogel hat die Größe eines Seidenſchwanzes. Der Schnabel iſt ſehr verſchieden von andern, ſelbſt von dem Schnabel des kleinen Kreuz=Vogels. Er iſt faſt noch einmahl ſo dick, als dieſer, in Verhältniß des Leibes kürzer, kürzer als die mittelſte Zehe, die bey dem kleinen gleiche Länge mit dem Schnabel hat. Die Spitze des Schnabels iſt auch kürzer und mehr gebogen, als bey dem kleinen, und die untere ſteht nicht, wie bey dieſem, über die obere Kinnlade hervor, und verdient daher auch nicht den Nahmen eines Kreuz=Schnabels. Der ganze Schnabel iſt unten und oben mehr gewölbt, und hat deswegen vielmehr Aehnlichkeit mit den Papageyen=Schnäbeln, als dem Schnabel des kleinen Kreuz=Vogels. Die Flügel und der Schwanz ſind faſt wie bey den bekannten Kreuz=Vögeln beſchaffen. Die Farbe iſt auch nach dem Alter und Geſchlechte ſehr verſchieden. Das Rothe an dem Männchen iſt doch ſehr verſchieden von dem Rothen des kleinen Kreuz=Vogels. Hr. Otto hat folgende große Kreuz=Vögel von verſchiedenem Geſchlechte und Alter mit einander verglichen.

1. Ein junger iſt aſchgrau mit gelbem Steiße. Die Spitze der obern Kinnlade geht an der linken Seite herunter. Die Kopfplatte iſt hell= und dunkelgrau gewellt.

2. Ein ausgewachſenes Weibchen iſt oben grau mit gelblichen Spitzen der Federn; die Bruſt, der Bauch und Bürzel ſind gelb, der Steiß unten braun und weiß. Die obere Spitze des Schnabels geht an der linken Seite des untern Kinnbackens herunter.

3. Ein ausgewachſenes Männchen war am Kopfe, der Bruſt, dem Bauche und oben auf dem Bürzel, karminroth, faſt wie ein Hänfling. Die obere Spitze geht links herunter.

4. Ein ausgewachſenes rothes Männchen, dem die Spitze des obern Kinnbackens an der rechten Seite des untern liegt.

Am 22 Dec. 1783, erhielt Hr. D. vier von dieſen größern Kreuz=Vögeln vom Dars, von welchen 2 Männchen der Schnabel zur Rechten, einem Männchen und einem Weibchen aber zur Linken, ſtand. Er nahm den von mittlerer Größe zur Beſchreibung und Ausmeſſung.

5. Dieſes Männchen wog 1 Unze und 7 Drachmen. Die Ausmeſſungen waren, nach pariſ. Maß, folgende. Die Länge von der Spitze des Schnabels betrug bis zum Ende des Schwanzes oder der Füße 7 Zoll; die Flügel=Breite 11 Z., und die Flügel reichten, in ruhiger Lage, über die Deck=Federn des Schwanzes. Die Länge des Kopfes war $1\frac{1}{2}$ Z.; der Ober=Schnabel mit den bedeckten Naſe=Löchern, oder bis zum Mund=Winkel, $\frac{3}{4}$ Z.; der Unter=Kinnbacken, $\frac{8}{12}$; die obere gebogene Spitze, $\frac{2}{12}$; die untere aufgebogene, $\frac{1}{12}$; die Höhe des Schnabels, $\frac{7}{12}$; und der Umfang $1\frac{1}{2}$ Z.; die Lenden, $1\frac{1}{4}$; und die kurzen Daum=Beine nur $\frac{3}{4}$ Z.; die mittlere Zehe mit dem Nagel, 1 Z., und deſſen Nagel, $\frac{4}{12}$ Z.; die hintere Zehe $\frac{3}{4}$, und deſſen Nagel $\frac{5}{12}$ Zoll.

Der Kopf und Leib ſind roth, mit graubraunen Flecken auf dem Kopfe, Halſe und Rücken, weil die graubraunen Federn nur röthliche Ränder haben. Der Bürzel iſt einfarbig mennigroth, wie der Hals unten und die Bruſt. Der Steiß oder die untern Deck=

Deck-Federn des Schwanzes ſind grauweiß. Die Schwing- und Schwanz-Federn ſind unten graubraun, oben ſchwarzbraun, mit feinen olivengrünen äuſſern Rändern; die braunen Deck-Federn der Flügel und des Schwanzes haben braunrothe Ränder. Die innern Schwanz-Federn ſind kürzer, als die äuſſern, oder der Schwanz iſt etwas ausgeſchnitten. Der Schnabel und die langen Nägel ſind hornfarbig ſchwärzlich. Die Naſe-Löcher werden von gelblichen, kleinen, vorwärts gerichteten Federn bedeckt. Der obere Kinnbacken weicht nicht ſehr zur Seite ab, iſt gewölbt, und hat nur eine kurze, viel kürzere Spitze, als der am kleinen Kreuz-Vogel. Der untere Kinnbacken iſt am Ende mehr zur Seite gebogen; die kurze Spitze ſteht faſt ſenkrecht an dem übrigen Theile des untern Kinnbackens hervor. Die Höhe des Schnabels iſt viel beträchtlicher, als bey der kleinen Art.

6. Ein anderes Männchen war nicht völlig ſo roth.

7. Ein drittes war oberhalb noch ſehr mit olivengrüner Farbe gemiſcht, und an der Bruſt gelblichroth.

8. Ein Weibchen hatte mit dem vorigen einerley Schnabel, Füße und Schwanz. Es war grau, mit braunen und grüngelben Flecken auf der Kopfplatte. An der Bruſt und auf dem Rücken iſt eine grüngelbliche Farbe, welche die Ränder der grünen Federn haben. Der Bürzel iſt gelb, der Bauch und Steiß weißlich.

Wegen des Kletterns und Freſſens hat man die kleinen Kreuz-Vögel Tannen-Papageyen genannt. Mit mehrerm Rechte, könnte man, nach Hrn. D. Urtheil, die größern, wegen des gewölbten Schnabels und der gewellten Kopfplatte, alſo nennen. Doch gehört dieſer Vogel auch gar nicht zu den Papageyen. Will man ihn von der kleinern Art unterſcheiden, ſo kann man ihm ſchicklich den alten Nahmen Krumm-Schnabel, Loxia curuirostra, laſſen, und die kleine Art mit Recht den Kreuz-Schnabel, Loxia crucifera, mit Klein nennen. Die Größe, der dickere kürzere Schnabel, und bey den alten Männchen die mennigrothe Farbe, unterſcheiden ſchon den größern Krumm-Schnabel genug von dem kleinern gemeinen Kreuz-Schnabel. Da aber beyde in Pommern beobachtet werden können, hat man ſie auch in ihren Sitten verſchie-

ſchieden gefunden. Sie fliegen auch nicht leicht beyſammen, und unterſcheiden ſich durch ganz verſchiedenes Geſchrey und Art zu fliegen.

Der große Kreuz=Vogel bauet ſein Neſt auf der Halb=Inſel in Pommern, dem Dars, auf dem Gipfel der höchſten Fichten (Pinus ſylueſtris), und iſt daher nicht leicht zu finden. Er brütet im May, und hat gewöhnlich 4 bis 5 Junge. Die kleinen Kreuz=Vögel niſten in Pommern vielleicht nicht, wenigſtens ſieht man ſie nicht mit dieſen zuſammen. Nichts als der Mangel an Nahrung, vertreibt den größern Krumm=Schnabel aus dieſen Wäldern; wenn aber der Fichten=Same in einigen Jahren nicht geräth, ſieht man ſie hier faſt gar nicht.

Ihren Magen hat Hr. O. auch mit Erlen=Samen angefüllt gefunden. Auf dem Dars ſind keine Pechtannen=Wälder (Pinus Abies *L.*), wie auf dem Harz, in Schweden ꝛc. und vielleicht ſind die Schnäbel des kleinen Kreuz=Schnabels, welche Hr. O. in gedachten Gegenden von Pommern geſehen hat, nicht ſtark genug, die Fichten=Zapfen aus einander zu brechen. An andern Orten von Pommern, als dem Dars, ſind die Krumm=Schnäbel ſelten, und auch hier kommen die kleinen Kreuz=Schnäbel ſeltener, als die großen Krumm=Schnäbel, vor.

Den größern Krumm=Schnabel hat Pennant ſchon gekannt; er bekam ihn aus Shropſhire, und ſagt, daß er ſeltener, als der kleine, ſey. Seine Abbildung fehlt in Anſehung der Stellung, zeigt aber den ſehr gut gezeichneten Schnabel der größern Art.

Hr. Otto liefert, a. ang. O. nebſt dem Kreuz=Schnabel, auch eine nach der Natur verfertigte Zeichnung und Abbildung des Krumm=Schnabels; allein es iſt nur der Kopf und Schnabel natürlich, der Leib aber iſt zu klein gerathen; man ſieht aber doch daran deutlich den Unterſchied des Schnabels in beyden Arten.

Die Kreuz=Vögel, welche ſo viele Aehnlichkeit mit dem Kern=Beißer haben, ſind auch eben ſo wenig ſchlau, und auch dümmer, als andere Vögel. Man nähert ſich ihnen leicht, ſchießt ſie, ohne daß ſie fliehen, und kann ſie bisweilen mit den Händen greifen. Zu ihrer Streich= und Wiederſtreich=Zeit können ſie mit

Lock=

Lock-Vögeln, entweder auf der Kletten-Stange, daran man etwas lange Leim-Spindeln ſteckt, oder mit einer Schlag-Wand, nahe bey den Harz-Wäldern, und überhaupt wie die Finken auf den Herden, häufig gefangen werden.

Man findet ſie unter andern auch in Sibirien. Bey dem am Iren-Fluſſe gelegenen tatariſchen Dorfe Jenapai-aul, geht ein unbewohnter ſehr bergiger Wald-Strich an, welcher unter dem Nahmen Aterskoi-wolok bekannt, und 75 Werſt breit iſt. Dieſer Wald-Strich, welcher hier die permiſche und ufiſche Provinz ſcheidet, beſteht meiſt aus Tannen-, und abwechſelnd auch aus Fichten- und Laub-Holze. Nirgends hat Hr. Ritter Pallas eine ſolche Menge Kreuz-Vögel, als in dieſer und einigen Waldungen an der Ufa, geſehen. Im erſten Weg-Hauſe (Isbuſchka), welches im Walde, 22 Werſt von Jenapai, zum Ausruhen der Reiſenden angelegt und ſehr elend iſt, wohnt ein Bauer, welcher Heu verkauft, und den Fang dieſer Vögel als ein Neben-Geſchäft treibt. Er begießt auf einigen Stellen den Schnee mit geſalzenem Quas, oder auch mit Urin, und ſtellt eine Menge Haar-Schlingen darauf. Die Kreuz-Vögel, welche nach allem Salzigen ſehr begierig ſind, laſſen ſich ſchwarmweiſe auf dieſe Stellen nieder, und verwickeln ſich in den Schlingen. Ein kunguriſcher Apicius kauft ihm dieſelben ab, nnd man kann ihm dieſen elenden Lecker-Biſſen gern gönnen (*).

Gesner und Friſch behaupten, daß das Fleiſch dieſer Vögel im Sommer ziemlich gut zu eſſen ſey. Weil ſie aber ſtark nach Harz riechen, werden ſie nicht leicht ge-

(*) Allg. Geſchichte der neueſten Entdeck. welche von verſch. gelehrten Reiſenden in vielen Gegenden des ruß. Reichs und Perſien ſind gemacht worden, 6 Th. (Bern, 1786, gr. 8.) S. 241, f.

gebraten, ſondern meiſtentheils auf folgende Art marinirt oder eingemacht. Man wirft ſie, wenn ſie vorher ſauber gerupft und ausgenommen worden ſind, in ſiedendes Waſſer, damit ſie ein wenig anlaufen, thut ſie darnach heraus, trocknet ſie ganz rein ab, ſteckt ſie auf hölzerne Spießchen, legt ſie auf einen Roſt über Kohlen, beſchmiert ſie ein wenig mit Butter, und läſſet ſie halb gar braten. Hierauf nimmt man die Vögel von den Spießchen, daß ſie erkalten, und hält unterdeſſen Fäßchen, in der Größe wie die Möſtrich=Fäßchen ſind, in Bereitſchaft, legt unten auf den Boden erſt Lorbeer=Blätter, Citron=Schale und ganze Würze, hernach eine Lage Vögel, und das ſo lange wechſelsweiſe, bis die Fäßchen voll ſind. Endlich macht man dieſelben zu, bohrt oben Löcher hinein, läſſet Eſſig ſieden und wieder verkühlen, gießt ihn zu den Löchern hinein, ſchlägt dieſe feſt zu, ſetzt ſie an einen kühlen Ort, und kehrt ſie öfters um, ſo werden ſie ſich eine lange Zeit gut halten.

Da dieſer Vogel nicht ſehr ſchnell und mißtrauiſch iſt, ſo wird er die Beute aller Raub=Vögel.

In Abyſſinien führt den Nahmen Kreuz=Vogel, eine gewiſſe Art Sperling, welcher gemeiniglich am Kreuz=Erhöhungs=Tage in dieſer Gegend ankommt, wo er das Ende der Regen=Zeit ankündigt.

**Kreuz=Volte**, in der Reit=Kunſt; ſiehe Reit=Kunſt.

**Kreuz=Vortragen**, ſ. oben, S. 52.

**Kreuz=Wage**, ſiehe Waſſer=Wage.

**Kreuz=Wanze**, ſiehe Wanze.

**Kreuz=Webung**, ſiehe Kreuzen.

**Kreuz=Wechſel**, bey den Jägern, der Wechſel oder Gang eines Hirſches oder Thieres quer über einen andern Gang.

Kreuz-Weg, L. Compitum, Quadrivium, Trivium, im mittlern Lat. Crucichium; im Ital. Crocicchio; Fr. Carrefour, Chemin qui ſe croiſe, Chemin croiſé, Traverſe. in oder über das Kreuz gehende Wege; der Ort, wo ſich Wege oder Straßen auf der Land-Straße und in den Städten durchſchneiden.

Kreuz-Wein, ſ. Kreuz-Bignonie.

Kreuzweiſe, L. cancellatim, in modum crucis, decuſſatim, Fr. en croix, in Geſtalt eines Kreuzes, ſo daß ein Theil den andern nach einem gewiſſen Winkel durchſchneidet. Die Arme kreuzweiſe über einander legen.

Kreuz-Wirkung, ſiehe Kreuzen.

Kreuz-Woche, Hebdomada crucis nennt man die Woche, welche auf den 5ten Sonntag nach Oſtern folgt, und in welche das Himmelfahrts-Feſt fällt; ſie wird auch die Bitt- oder Bet-Woche genannt. Sie iſt in der Kirche öffentlichen Gebeten geweihet, welche an einigen Orten mit Faſten oder Enthaltungen, z. B. in Klöſtern, verbunden werden, und mit Wallfahrten, oder Kreuz-Gängen, d. i. feyerlichen Umgängen und Proceſſionen, welche in einer bußfertigen Geſtalt und mit vorgetragenem Kreuze geſchehen, um den Wohlſtand der irdiſchen Güter und die Entfernung der Uebel, mit denen wir heimgeſuchet werden können, von Gott zu erbitten. Beſonders geſchieht dieſes auf den Montag, Dinstag und Mittwoch dieſer Woche, welche daher auch Kreuz-Tage genannt werden. An dieſen Tagen müſſen auch alle jene, welche zu den prieſterlichen Tagzeiten verbunden ſind, die große Litaney unter einer ſchweren Sünde beten, weswegen auch dieſe Tage im eigentlichen Verſtande Bitt-Tage, Dies rogationum, genannt werden.

Kreuz-Wurzel, Kreuzwurz. 1. Eine Art des Rapunzels, Phyteuma ſpicata *L.*; ſiehe Rapunzel.

2. Ein Nahme des **Kreuz⸗Krautes**, Senecio vulgaris *Linn.*; ſ. oben, S. 217, fgg.

3. Eine Art des **Enzianes**, Gentiana cruciata *L.*; ſ. im XI Th. S. 101.

4. In einigen Gegenden, eine Benennung des im XIII Th. S. 333, fgg. beſchriebenen **Fieber⸗Klees**, Menyanthes trifoliata *L.*

**Kreuzwurz⸗Baum**, Baccharis halimifolia *L.*; ſ. in den Supplem. **Bachus⸗Pflanze.**

**Kreuz⸗Zerbrechung und Verrenkung bey Pferden**, ſ. oben, S. 6, fgg.

**Kreuz⸗Zeug**, bey den Jägern, ein in das Kreuz gehendes Jäger⸗Zeug, wo das Horn⸗Feſſel über die linke, der Hirſch⸗Fänger aber über die rechte Schulter getragen wird, da ſich dann beyde Feſſel auf dem Rücken und an der Bruſt durchkreuzen.

**Kreuz⸗Zoll**, ſiehe **Kreuz⸗Ruthe.**

**Kreuz⸗Zug**, **Kreuz⸗Fahrt**, L. Expeditio ſacra, ſ. cruciata in terram ſanctam; foederatum bellum contra Infideles; ſacra Crucigerorum militia; Teſſeratarius Sanctae Crucis exercitus; Fr. Croiſade, Guerre ſainte. Ueberhaupt genommen, nennt man Kreuz⸗Züge, die Feldzüge der Chriſten gegen die Ungläubigen; inſonderheit aber werden diejenigen kriegeriſchen Unternehmungen alſo genannt, welche veranſtaltet wurden, um das gelobte Land durch einen ſo genannten heiligen Krieg von der Gewalt der Saracenen zu befreyen. Die Benennung kommt daher, weil diejenigen, welche durch die Aufforderung der Geiſtlichen, oder durch das ſo genannte **Kreuz⸗Predigen**, zu dieſer Unternehmung ſich hatten bereden laſſen, und ſich dazu verbindlich machten, an der rechten Schulter mit einem Kreuze von weißer, rother, grüner Wolle, oder von Gold, Silber, Kupfer, Holz, auch wohl mit einem auf die Haut eingebrannten Kreuze ſich bezeichnen lieſſen. Dieſe Feldzüge ſind vom Ende des 11ten

bis zum Ende des 13ten Jahrh. vorgefallen, und von ſo wichtigen Folgen geweſen, daß ganz Europa dadurch eine faſt gänzliche Veränderung ſeiner Sitten und Denkungs-Art erfahren hat.

In den Jahrbüchern der menſchlichen Handlungen iſt keine Geſchichte ſonderbarer, und, zur Erläuterung der auſſerordentlichen Entwürfe und Thorheiten der Seele, denkwürdiger, als die Erzählung von den ſo genannten **Kreuz-Zügen.** Nie zeigte ſich die Menſchheit erobernd-thätiger, als zur Zeit der Völker-Wanderung; niemahls ſchwärmeriſch-thätiger, als bey den Kreuz-Zügen. Die Geſchichte dieſer Kreuz-Züge enthält die wichtigſten Begebenheiten von der furchtbaren Macht des hierarchiſchen Roms; — die ſchauervolleſten Nachrichten von dem Kampfe Europens, um ein kleines verödetes Land in Aſia, wo ein Jahrtauſend zuvor des Glaubens-Stifter der Chriſten wandelte, lehrte und ſtarb; — die lehrreichſten Urkunden von menſchlicher Leidenſchaft, Großmuth und Kleinheit, von National-Haß, Tyrannen-Wut, Sclaverey, Freyheits-Sinn, Helden-Geiſt und Donquiroterie.

Der Schauplatz, wo Saracenen, Kreuz-Prediger und europäiſche Fürſten dieſe Rollen ſpielten, war Aſia; da fochten die Schüler des Evangelii und des Korans zu tauſend Mahl Tauſenden, um den Beſitz eines Landes, welches nicht viel größer, als Korſika, iſt. — Ehe ich zur Geſchichte ſelbſt komme, muß ich meine Leſer bitten, einen Blick auf den Ort zu werfen, von welchem die Funken der Schwärmerey aufſtiegen, welche die Hälfte der Halbkugel mit einem heiligen Feuer entzündeten, und die in der andern Hälfte in dem aus beyden vermengten Blute erloſchen. Seitdem Hildebrand ſeine Dictatus (*) in die Welt donner-

(*) Dictatus Hildebrandini, ſind gewiſſe Sätze, welche dem Papſte Gregor VII. der vorher Hildebrand hieß, und den päpſt-

nerte; ſeitdem andere Hildebrande vor ihm mit Bann-Flüchen um ſich ſchleuderten, Könige von ihren rechtmäßigen Thronen ſtürzten, und kriechende Scepter-

 Räu-

päpſtlichen Stuhl von 1073 bis 1085 beſeſſen hat, zugeſchrieben werden. Sie befinden ſich auch wirklich in ſeinen Werken, zwiſchen dem 55 und 56ſten Brief des 2ten Buches. Indeſſen behaupten doch verſchiedene angeſehene Gelehrte, daß ſie in Abſicht auf Form und Einkleidung nicht von ihm ſelbſt herrühren, indem es ihnen an Ordnung, Deutlichkeit und Beſtimmtheit fehle, womit gedachter Papſt ſonſt zu ſchreiben pflegte. Sie meinen daher, daß irgend jemand dieſe Sätze aus den Briefen dieſes Papſtes, ſowohl aus denen, die noch vorhanden ſind, als aus andern, die verloren gegangen ſeyn möchten, allenfalls auch zum Theil aus mündlichen Ausſprüchen des Papſtes geſammelt habe; denn in Abſicht auf die Sache und Materie ſtimmten ſie mit der Denkungs-Art des Papſtes, und deſſen anderwärtigen Aeuſſerungen, allerdings größten Theils überein. Es ſind 27 Sätze, oder gleichſam Macht-Sprüche, daher ſie auch den Nahmen Dictatus erhalten haben. 1. Daß die römiſche Kirche von Gott allein gegründet worden; 2. daß der Papſt zu Rom von Rechts wegen der allgemeine Biſchof heiße; 3. daß ſein Geſandter auf den Concilien den Vorſitz vor allen Biſchöfen habe; 4. daß der Papſt allein die Biſchöfe abſetzen und wieder zu Gnaden annehmen, 5. auch die Abweſenden abſetzen könne; 6. daß niemand mit denen Perſonen, welche von dem Papſte in den Bann gethan ſind, in Einem Hauſe wohnen dürfe; 7. daß der Papſt allein die Macht habe, nach erheiſchender Nothdurft der Zeit neue Geſetze zu geben, neue Völker oder Gemeinen zu verſammeln, aus einem Canonicat-Stifte eine Abtey, und umgekehrt, zu machen, die reichen Biſthümer zu vertheilen, und die armen zu vereinigen; 8. daß der Papſt allein die Reichs-Inſignien führen könne; 9. daß alle Fürſten die Füße des Papſtes allein küſſen müßten; 10. daß nur des Papſtes Nahme in den Kirchen genennet werden dürfe; 11. daß kein anderer als der römiſche Papſt, den Titel: Papſt führen dürfe; 12. daß er allein Macht habe, die Kaiſer abzuſetzen; 13. daß er, bey erheiſchender Nothdurft, die Biſchöfe von einem Orte in einen andern verſetzen könne; 14. daß er Geiſtliche in allen Kirchen ordiniren könne; 15. daß derjenige, welcher von ihm ordinirt worden iſt, auch andern Kirchen vorſtehen, aber von keinem andern Biſchofe einen höhern Grad erlangen könne; 16. daß kein allgemeines Concilium ohne ſeinen Befehl gehalten werden könne; 17. daß ohne ſein Anſehen und Ausſpruch kein Capitel oder Buch für kanouiſch gehalten werden dürfe; 18. daß ſein Ausſpruch überhaupt von niemand widerſprochen oder aufgehoben werden dürfe; wogegen er allein aller andern Aus-

ſprüche

Räuber darauf erhoben, ſeit dieſer Schand-Zeit des europäiſchen Menſchen-Verſtandes, galt keine weltliche Macht mehr in Wälſchland, und auswärtige Fürſten mußten Decrete und Interdicte aus Rom erwarten. Mönche und Beicht-Väter hatten gewonnenes Spiel, es mochte ihnen nun gleiſſende Ueberredung oder Gift-Miſcherey und Meuchelmord, den Weg dazu bahnen. Die ärgerlichen Nahmen der Marozia und Theodora, des Sergius und Anderer, ſollte die Welt in ewige Vergeſſenheit vergraben können. Sie lagen im Arme der Unzucht und Büberey; in einer Hand hielten ſie den Becher der Wolluſt, und in der andern das Schickſal der Welt.

Manchmahl fühlten die Fürſten Muth genug, dem allgewaltigen Despotismus der anmaßlichen Statthalter Chriſti ſich ernſtlich zu widerſetzen. Aber nun war man auch in Rom darauf bedacht, ihre Entwürfe vor der Zeit zu vernichten. Man fand einen Vorwand: das Land Gottes wäre in den Händen der Ungläubigen; die nach dem heiligen Grabe wallfahrenden Pilgrimme würden muſelmänniſch verfolgt und gedrückt, u. ſ. w. Es wäre alſo die höchſte Pflicht für die Chriſtenheit, das Erbtheil der Jünger Chriſti (wovon doch nichts in ſeinem Teſtamente ſteht,) wieder an ſich zu reiſ-

ſprüche verwerfen könne; 19. daß er von niemand könne gerichtet werden; 20. daß ſich niemand unterſtehen ſolle, diejenigen zu verdammen, welche an den apoſtoliſchen Stuhl appellirten; 21. daß alle wichtige Sachen aller Kirchen an den Papſt gebracht werden müſſen; 22. daß die römiſche Kirche niemahls geirrt habe, noch auch irren werde; 23. daß ein römiſcher Papſt, wenn er kanoniſch ordinirt worden iſt, durch das Verdienſt des heil. Petrus ganz ungezweifelt ein Heiliger werde; 24. daß die Untern auf ſeinen Befehl, oder mit ſeiner Erlaubniß, ihre Obern anklagen dürften; 25. daß er auch ohne eine Synode Biſchöfe abſetzen und mit der Kirche verſöhnen könne; 26. daß derjenige nicht katholiſch ſey, welcher nicht mit der römiſchen Kirche eins wäre; 27. daß der Papſt die Unterthanen gottloſer Regenten von dem Eide der Treue losſprechen könne.

reiſſen. — Wer nun Luſt dazu bezeigte, dies Abenteuer in Aſia zu beſtehen, bezeichnete ſich mit einem rothen Kreuze; die Mönche trugen, ſtatt der Fahnen, Crucifixe voran; die Werber nannte man **Kreuz=Prediger**, und die erſte unſinnige Unternehmung den erſten **Kreuz-Zug**. Kaum war eine Million ſolcher Schwärmer auf dem Wege, ſo fingen die Päpſte und ihre Gehülfen an, ihre wahre Abſichten zu entdecken, und die Hildebrandiſchen Dictatus in das Werk zu ſetzen. Die meiſten deutſchen Fürſten mit ihrer unüberſehlichen Mannſchaft, und einer, ach! ſo herrlich blühenden Jugend, waren entfernt; etwas dawider zu thun, wagten es nicht, denn die Bann=Flüche von der Engelsburg fürchteten ſie mehr, als die rächenden Blitze des Himmels. In dem Vaterlande ihres Glaubens=Stifters verſiegelten ſie ſeine göttliche Lehren des Friedens und der Wahrheit, und ihren Glauben und ihre Schwärmerey mit dem Blute.

Doch, zur Geſchichte ſelbſt! Die Kreuz=Züge waren eine Folge der Tyranney der Saracenen gegen die chriſtlichen Pilger im heiligen Lande, und der ſchwärmeriſchen Predigten **Peter's des Einſiedlers.** Seit den geprieſenen Zeiten des Kalifen **Harun al Raſchid**, eines Zeit=Genoſſen und Freundes von **Karl dem Großen**, hatten die Chriſten, die ſo gern und häufig am Grabe ihres Glaubens=Stifters ihre Andacht verrichteten, keine Ruhe mehr zu genießen. Denn kaum hatte der fatimitiſche Chalif Hakem die Herrſchaft über Syrien und Paläſtina erlangt, ſo fingen ſich für die Chriſten in dieſen Ländern die traurigſten Zeiten an. Gewaltthätigkeiten aller Art, ließ der Tyrann an ihnen ausüben. Der **Religions=Haß** — wer zittert nicht vor dieſem weit und tief eingewurzelten Uebel der Menſchheit? — bediente ſich aller ſchleichenden Liſt und öffentlichen Wut. Die unerhörten

Grauſamkeiten toller Wüteriche, wie Hakem war; die unzähligen Drangſale, womit die Chriſten zu kämpfen hatten, und unwiderſtehliche Triebe, das Land Gottes in die Hände ſeiner Glaubens-Genoſſen zu ſpielen, bewogen ſchon im J. 986 den Erz-Biſchof von Ravenna, Gerbert, nachmahligen Papſt Sylveſter III., im Nahmen der Kirche zu Jeruſalem einen Brief an alle Chriſten zu ſchreiben, der eine förmliche Ermahnung an ganz Europa, die Waffen gegen die ungläubigen Unterdrücker zu ergreifen, und die heilige Stadt ihrem Joche zu entreiſſen, enthielt. Der verwegene Verſuch einiger vornehmen Republikaner in Piſa, gegen die Muſelmänner in Syrien einen Einfall zu thun, lief zwar fruchtlos ab, aber der Orient gerieth doch darüber in Beſtürzung. Denn die Sage war um das Jahr Chriſti 1010 allgemein, daß alle Mächte der Chriſtenheit ſich vereinigen würden, die Muhamedaner aus dem Lande zu verjagen. Ferner ſetzte gegen das Ende des 10ten und den Anfang des 11ten Jahrh. eine Vermuthung, welche ſich auf jene 1000 Jahr gründete, deren der h. Johannes, Offenb. 20, 4. erwähnt, die chriſtliche Welt in allgemeine Beſtürzung, daß nähmlich die lezte Zukunft Chriſti zum Welt-Gericht nahe ſey; und dies war ein merkwürdiger Grund, nach Jeruſalem zu pilgern. Man wallfahrtete in der Abſicht dahin, um durch ein Bad im Jordan die Flecken der Seele auszulöſchen. Es war ein Heil, in der Nähe des Oehl-Berges zu ſterben, oder hier die Zukunft des Herrn zu erwarten. Dieſer Glaube machte, daß Könige, Fürſten, Grafen, Biſchöfe, und ſo gar eine große Menge von Frauenzimmern und mancherley Leuten geringern Standes, ihre Güter verlieſſen, und ſcharweiſe, ohne Rückſicht auf Freundſchaft und Familie, eiligſt nach dem gelobten Lande gingen. Ehe alſo noch der Zeitpunct der allgemeinen Raſerey erſchien, wimmelte ſchon, das ganze

11te Jahrh. hindurch, der Weg nach Paläſtina von einzelnen Pilger-Scharen. Unter andern zeichnet ſich ein großer Zug von heiligen Abenteurern aus, die im J. 1026 den **Grafen von** Angouleme begleiteten. — Von weniger Andacht und Buße, und nur von menſchlichen Abſichten beſeelt, unternahm im J. 1065, eine weit größere Anzahl, die 7000 Pilger, dieſe Wallfahrt, unter Anführung Siegfried's, Erz-Biſchofes von Maynz. Sie wurden aber, als ſie in das Gebieth der Saracenen kamen, von einem Hauſen unternehmender Muſelmänner überfallen, und aller ihrer Habſeligkeiten beraubet. Nur 2000 von ihnen ſahen ihr Vaterland wieder; dieſe waren aber ausgezehrt, arm und abſcheulich entſtellt.

**Paläſtina** ward vorzüglich in dieſem Zeitpuncte, ein Schauplatz innerer Zerrüttungen. Die Wallfahrten wurden nun immer gefahrvoller. Dieſes Land kam im J. 1075, aus den Händen der Fatimiten unter die Gewalt des furchtbaren Sultans Malek Schach. Nun ward das Joch der Chriſten ſo drückend, wie unter den Neronen und Diokletianen von Rom. Nur das Zeit-Alter Ludwig's und der Hugenotten ſtellt eine ähnliche Betriebſamkeit, die mannigfaltigen Plagen noch zu vermehren, dar. Nur zwey Kirchen blieben den Chriſten übrig, die vom heil. Grabe und St. Maria, weil die Sieger ſonſt hätten befürchten müſſen, die unermeßlichen Einkünfte der frommen Schwärmer aus Europa zu verlieren. Jeder Wanderer, der von Paläſtina zurück kam, erzählte die Gefahren, die er ausgeſtanden hatte, und beſchrieb, mit mancherley Vergrößerungen, die Grauſamkeiten und das Ungemach bey den frevelnden Türken. Auch war es eine Gewohnheit vieler Chriſten, die in Jeruſalem und andern morgenländiſchen Städten wohnten, daß ſie als Bettelnde durch Europa reiſeten, und mit einer kläglichen Beſchreibung des jammervollen Zuſtandes, in wel-

welchem die Bekenner des chriſtl. Glaubens unter der Herrſchaft der Ungläubigen ſich befanden, Almoſen erpreſſeten, und eifrige Thäter des Chriſtenthumes anreizten, einen Verſuch zu machen, ſie aus dieſer Unterdrückung zu retten.

Und in Europa war damahls ein Herrſcher, welcher die weitläuftigſten Entwürfe erſann und ausführte. Gregor VII., jener Erz-Feind der weltlichen Souveränität, und der hitzigſte Verfechter der Kirchen-Freyheit und Rechte des römiſchen Stuhles; ein unter fünf Päpſten geübter Stats-Mann und unausforſchlicher Heuchler — Hildebrand, der das Syſtem der Unterwerfung von Grund aus im Kopfe, und im Herzen Vermeſſenheit hatte, es auszuführen, wurde von Michael Dukas, einem gekrönten Thron-Räuber auf dem Throne von Conſtantinopel, aufgefordert, Europa wider Aſia zu waffnen. Er ſchmeichelte dem Papſte mit einem Ruhme, der ſeinen Hoffnungen entſprach, und ſeinen Stolz gar angenehm kitzelte. Kirchen-Vereinigung und Beſitz des heiligen Landes, war dem Ehrgeize des geiſtlichen Dictators eine zu herrliche Ausſicht, als daß er nicht mit aller Lebhaftigkeit ſeines unbändigen Geiſtes das große Werk hätte unternehmen ſollen. Er ließ deswegen Briefe mit Ermahnungen an die Chriſten ausgehen, beſchrieb ihnen darin „die Gräuel, welche die Ungläubigen gegen „die Chriſten im Orient verübt hätten, und forderte „ſie bey dem Glauben und der Liebe zu dem Gott, der „für ſie geſtorben ſey, auf, das klägliche Schickſal ihrer Brüder zu mildern, die Beſchwerden einer langen Reiſe nicht zu ſcheuen, und ihr Blut für die heiligen Oerter und das unterdrückte chriſtliche Kaiſerthum „zu vergießen". Gregor's Ermahnungen hatten die gehoffte Wirkung. Dies- und jenſeit der Alpen rotteten ſich Völker zuſammen, die leicht ein Heer von 50,000 Mann hätten formiren können. Der Papſt

war,

war, wie aus einem heuchleriſch ſchmeichelnden Brie-
ſe an ſeinen nachherigen Tod-Feind, Kaiſer Hein-
rich IV., erhellet, entſchloſſen, ſich an die Spitze die-
ſer heiligen Krieger zu ſtellen. Allein, aus wichtigen
Urſachen, unter welchen die Abſicht, Heinrich IV. zu
demüthigen, wohl die vornehmſte war, vergaß er den
vorgegebenen göttlichen Trieb, die Bedrängten zu be-
freyen, und machte dagegen ſeine Hildebrandiſchen
Dictatus (ſ. oben, S. 292, Anm.) bekannt, zu deren
Annahme er durch pontifikaliſche Bann-Flüche die
Prieſter und Laien verpflichtete.

Die Chriſtenheit war einmahl in allgemeine Be-
wegung geſetzt, und aller Augen und Herzen nach Pa-
läſtina gerichtet. Da kam aus den Mauern von
Amiens das ſeltſame Werkzeug hervor, dem es vorbe-
halten war, um einer Stadt und ihrer Gegend willen,
zwey Welt-Theile gegen einander aufzuhetzen. Pe-
ter, der Einſiedler, insgemein Kukupeter (Petrus cu-
cullatus) genannt, ein pikardiſcher Pilger, ſchien für
ſein Jahrhundert ausdrücklich geboren, ſo wie dieſes
Jahrhundert für ihn gebildet zu ſeyn. Mutter Na-
tur war übrigens gegen ſeine ganze Geſtalt ſehr geizig
geweſen. Häßlich von Kopf bis zu Fuß, bedeckt mit
den Lumpen der Armuth, verrieth er nichts weniger, als
den Urheber einer großen Revolution; aber ſeine lebhafte
Augen verriethen einen feurigen Kopf und eine aus-
ſchweifende Einbildungs-Kraft. Herz und Mund
war empfindſam und beredt. Durch die Strenge ſei-
ner Enthaltſamkeit und durch die Stärke des Nachſin-
nens, wurde ſeine noch mehr erhitzte Seele der
Brennpunct, in welchem alle Leidenſchaften ſich ver-
ſtärkten, um nachher in eine Art von Wut auszubre-
chen. Sein kühnes und unruhiges Weſen war in
beſtändigem Aufruhr. Seinen Stolz und ſeine Eitel-
keit verbarg er in der härenen Kleidung und im hanf-
enen Stricke. Und, im Vertrauen auf eine unmittel-
bare

bare Verbindung mit dem Himmel, dünkte ſich der argloſe Mann ein Werkzeug ſeiner Abſichten und der Siegel-Bewahrer ſeiner Geheimniſſe zu ſeyn. — Dieſer auſſerordentliche Menſch war 1053 geboren, mithin in dem Auftritte, wo er ſeine Rolle zu ſpielen anfing, noch in einem Alter, da die Leidenſchaft am heftigſten wirkt. Seine Jugend war den Wiſſenſchaften gewidmet, und ſein überaus veränderlicher Geſchmack wählte den Kriegs-Stand. Er wurde aber in Flandern gefangen, und legte, nach ſeiner Befreyung, Harniſch und Schwert nieder. In ſeinem Eheſtande mit der alten häßlichen Beatrix von Rouſſy fand er aber die geſuchte Ruhe nicht, und ſuchte ſie alſo in der Prieſter-Weihe. — Aber auch hier ward er nicht befriedigt, ſondern flohe in die Wüſte, wo es keine Menſchen gibt, und hier ſoll er als Einſiedler gelebt haben. Das Gerücht von den Wallfahrten ſtörete auch hier unſern h. Peter auf, und er pilgerte 1093 gerades Weges nach Jeruſalem. Der Anblick dieſer Stadt, die Vorſtellung der Vergangenheiten, ſtürmten mit heftigem Nachdruck auf ſeine offene Empfindung. Mit jedem Schritte, den er in die Stadt that, entbrannte ſein Zorn. Ueberall Gang und Spur eines Gottes, und überall dieſer Gang, von den Tritten der Ruchloſen entweihet. Der Oehl-Berg und alle Stätten, wo Chriſtus gewandelt hat, alles in dem Beſitze der Ungläubigen! Solche und ähnliche Betrachtungen beſtürmten ſeine Seele. Jeder Gegenſtand drückte einen Stachel in ſein Herz, beſonders, da er an der Stelle des Salomoniſchen Tempels, jene prächtige Moſchee der Moslenim (Muſelmänner) ſahe. Sein Herz blutete bey dem Anblicke aller der traurigen Scenen, und nun denkt er Tag und Nacht darüber nach, wie er allen den Abſcheulichkeiten ein Ende machen könne. In dem damahligen Patriarchen von Jeruſalem, Simeon II., fand er ganz den Mann, wie

er ihn wünſchte. Dieſen wußte er durch ſeine Reden ſo für ſich einzunehmen, daß derſelbe kein Bedenken trug, ſein Herz in den Schooß des jungen Schwärmers auszuſchütten. Der Greis, ganz gerührt, machte ihm eine ſehr traurige Schilderung von den Verwüſtungen des heiligen Landes, ſahe dieſes aber für eine gerechte Strafe des Himmels an, für die Laſterhaftigkeit der Chriſten, und ſetzte die einzige Rettung aus dieſer betrübten Lage in den Beyſtand der Abendländer, d. i. der Europäer.

Man denke ſich die Gemüths-Bewegungen und aufgeregten Leidenſchaften in Peter's Seele. Alles ſchien ihm leicht, was Simeon doch noch für ſehr ſchwer hielt. Da er einmahl ein rüſtiges Werkzeug der Vorſehung zu Befreyung der morgenländiſchen Chriſten zu ſeyn wähnte, ſo zweifelte er im geringſten nicht, daß er auch ſeine Abſichten glücklich durch ihn ausführen würde. Unſer martialiſcher Apoſtel gerieth in immer höhere Aufwallung. In einem Traume dünkte ihm ſo gar, durch Jeſum Chriſtum ſelbſt aufgemuntert zu werden, ſein Werk muthig zu beginnen. Er erpreßte nun gleichſam von dem alten Simeon Briefe an den Papſt und an die chriſtlichen Fürſten, die Freude beflügelte ſeinen Abzug aus Jeruſalem, und nach einer kurzen See-Reiſe, auf welcher er ſich unaufhörlich über die Langſamkeit der Winde beklagte, ſtieg der Held, der es wagte, Welt und Nachwelt in Erſtaunen zu ſetzen, zu Bari an das Land, und ohne ſich einige Raſt von den Beſchwerlichkeiten der See-Reiſe zu erlauben, eilte er ungeſäumt zum Papſt nach Rom.

Urban II. — weiland Gregor's VII. innigſter Vertrauter — ſaß damahls auf dem päpſtlichen Throne. Dieſer Mann würde ohne die hartnäckige Ausübung ächt Hildebrandiſcher Stats-Theorie, den Rang unter den größten, ja eine Stelle unter den be-

ſten

ſten Päpſten verdienen. Das Schatten=Bild der Gregoriſchen Hierarchie zu realiſiren, war ſeine fortbrauſende Bemühung, ob er gleich ſpäterhin als ein Verbannter und Geächteter herum irren mußte. Er wußte, als eiu Buſen=Freund Gr gor's, die Gründe, worauf dieſer einſt den Entwurf der Kreuz=Züge gebauet hatte. Jezt bat auch der Kaiſer Alexius von Conſtantinopel, in wiederhohlten dringenden Bitt=Schriften an den Papſt und mehrere chriſtliche Fürſten, um ihren thätigen Beyſtand gegen den allgewaltigen Strohm, welcher Aſia überſchwemmte. Die ganze Angelegenheit eröffnete dem Urban die ſchmeichelhafteſten Ausſichten, ſeine Macht zu vermehren, ſeine Plane durchzuſetzen, und doch zugleich als Helfer der leidenden Menſchheit zu erſcheinen. Nach einiger Ueberlegung ward ſein Entſchluß reif. Er gab nun im Ernſt dem Pilger von Amiens den Befehl, die Gemüther zu einer ſo frommen Unternehmung vorzubereiten, die Gebiethe der chriſtlichen Fürſten zu durchlaufen, und die Fürſten und ihre Unterthanen zur Erfüllung des göttlichen Willens zu ermahnen. Peter's Herz hüpfte vor Freuden, daß er der Vorläufer des Papſtes ſeyn ſollte, und er eilte, ſeine Geſandtſchaft zu vollziehen. Mit einem Crucifixe in der Hand, barfuß und mit bloßem Kopfe, mit einem wollenen Unter=Kleide, einer langen Mönchs=Kutte von dunkler Farbe, und über derſelben einen kleinen Einſiedler=Mantel von grobem Zeuge, bekleidet, und mit einem großen Stricke umgürtet, befliß er ſich der ſtrengſten Enthaltſamkeit, kaſteyete ſeinen Leib, und übte, wo er nur konnte, gute Werke. Nun durchlief er alle Straßen, und ſeine Erwartungen wurden allenthalben übertroffen, man ſahe und bewunderte in ihm einen Geſandten Gottes; ſo gar ſein Eſel hatte Theil an der übertriebenen Verehrung, die man dem heiligen Reiter erzeigte. In Jahres=Friſt durchſtrich er beynahe ganz

Euro=

Europa, redete alle Fürſten und Große an, beſchwor das Volk, und zündete in allen Seelen das Feuer an, welches ihn ſchon längſt verzehrte.

Es iſt über allen Begriff eines geſunden Verſtandes, was für eine allgemeine Bewegung dieſer Kukupeter im größten Theile von Europa verurſachte. Wo man hinblickte oder wandelte, ſahe man lauter begeiſterte Menſchen, die, ſo wie er, nach dem Blute der Ungläubigen durſteten. **Türken und Rache! Chriſten-Freyheit und Jeruſalem!** war die allgemeine Loſung. Alles ſeufzte nach einem allgemeinen Bunde.

Papſt Urban ſchritt nun mit Nachdruck zum Werke. Eine allgemeine Kirchen-Verſammlung ſchien ihm das anſtändigſte Mittel zu ſeyn, die angegebenen und geheimen Abſichten ſeiner Entwürfe durchzuſetzen. Und ſo kam denn eine ſolche im J. Chr. 1095, in Piacenza zu Stande. Eine ungeheure Anzahl von Geiſtlichen und mehr als 30,000 Laien, ſtellten ſich hier ein, in Hoffnung, hier würde der Krieg gegen die Ungläubigen erkläret werden. Der Menge wegen hielt man die Sitzungen im freyen Felde. Die Geſandtſchaften des griechiſchen Kaiſers verlaſen öffentlich die Schreiben ihres bekümmerten Monarchen, und ſchilderten mündlich das Elend und die Leiden im Morgenlande. Der Papſt hielt eine lange rührende Ermahnungs-Rede, und: „Laſſet uns aufmachen, die duldenden Brüder zu befreyen" — dies war Ein Gedanke, war Eine Stimme bey Allen.

Jeder kehrte mit dem wärmſten Entſchluſſe, bey dem Drang-Gefühle der unterdruckten Menſchheit ein Mit-Erretter zu ſeyn, in ſein Vaterland zurück; und jeder ward, ohne es ſelbſt zu wiſſen, ein neuer Werbe-Commiſſarius des Papſtes.

Auf den 18 Nov. eb. deſſ. Jahres, wurde durch ein Circular-Schreiben des Papſtes an alle Prälaten und weltliche Fürſten der Chriſtenheit, zu Clermont

mont in Auxerre eine abermahlige Kirchen-Verſammlung feſtgeſetzt. Auf dieſem für alle Zeit-Alter denkwürdigen Congreß kamen aus allen Gegenden Europens eine unglaubliche Menge von vornehmen und geringen Geiſtlichen, Laien vom höchſten bis zum niedrigſten Range, zuſammen. Es wurde hier gleich als ein unverbrüchlicher Kanon feſtgeſetzt, daß die Reiſe nach Jeruſalem ſtatt aller andern Büßungen gelten ſollte. Zu Piacenza hatte man die Geſandten des griechiſchen Kaiſers reden laſſen; — hier ſollte ein anderer ſeine Rolle ſpielen. Peter erſchien in ſeinem gewöhnlichen Anzuge, mit dem Crucifixe in der Hand, mit traurigem Blicke und trüber Stirn, und hielt eine herzerſchütternde Rede, in welcher er alles erſchöpfte, um das traurige Schickſal der morgenländiſchen Chriſten mit lebendigen Farben zu ſchildern, um jedes Herz ſeiner Zuhörer zu rühren, und um die Gemüther von neuem zu einer Unternehmung gegen die grauſamen Unterdrücker der armen Chriſten zu begeiſtern.

Seine Rede that Wunder. Ein kalter Schauder durchlief die Verſammlung. Rührung und Seufzer theilten ſich mit, wie elektriſche Funken. Herz, Mitleiden, Einbildungs-Kraft, — jedes Senſorium des menſchlichen Elendes ward rege; — nur dem Verſtande fehlte noch Ueberzeugung, und dies Werk hatte der Papſt ſich vorbehalten. Seine Rede an die verſammelte Chriſten-Schar durchdrang aller Herzen. Unwiderſtehlich riß er alles mit ſich fort, und der Augenblick, den er mit Ungeduld erwartete, war da. Die Gemüths-Bewegung ſeiner horchenden Zuhörer war auf den höchſten Grad geſtiegen. Thränen floſſen, Seufzer wurden laut, und verwandelten ſich am Ende ſeiner Rede in ein lautes: **Gott will es haben!** — **Gott will es haben!** Dies war Eine Stimme, Ein Geſchrey bey Allen. Urban konnte kaum ſeine **Freude** verbergen, und machte ſich dieſe Einmüthigkeit zu Nu-

ze. Voll Rührung erhob er ſich von ſeinem Throne, winkte mit der Hand zum Stillſchweigen, und ſetzte ſeine Rede mit der empfindendſten Zuverſicht fort; zeigte ihnen, wie augenſcheinlich es wäre, daß hier Gott ſelbſt im Werke ſey, und daß ſie, um zu zeigen, daß ſie Soldaten Jeſu Chriſti ſeyn, ein unterſcheidendes Zeichen, und zwar das ehrwürdigſte und ſchicklichſte unter allen: die Abbildung des heiligen Holzes, an welchem Chriſtus gekreuzigt worden iſt, tragen ſollten. „So ſchmücke ſich dann", ſprach er: „ein Jeder, der „ſich zu dieſer ruhmwürdigen Unternehmung geſellen „will, mit dieſem heiligen Bilde, er trage auf der rechten Schulter, oder auf der Stirn, oder auf der Bruſt, „ein rothes Kreuz!" Nun noch einige nachdrückliche Ermahnungen, ſich gegen den Frühling bereit zu halten, und — er hatte, was er wünſchte; — wie ein Lauf-Feuer waren Entſchließungen und Maßregeln bey allen Zuhörern von Herz zu Herz gegangen. — Die ganze Verſammlung fiel auf die Knie, der Papſt ertheilte Allen die Vergebung der Sünden, den apoſtoliſchen Segen, und die Erlaubniß nach Hauſe zu gehen. Wahrſcheinlich geſchahe es auf Verabredung, daß ſich gleich darauf Adhemar von Monteil, Biſchof von Puy, fußfällig vom Papſte die Bezeichnung mit dem Kreuze ausbat, und ſie auch mit vielen andern vornehmen Perſonen erhielt. Zum Beſchluß wurden auch die **Privilegien und Freyheiten der Kreuz-Fahrer** bekannt gemacht. Sie konnten, während ihres Dienſtes im heiligen Kriege, nicht Schulden halber angeklaget werden (*); von entlehnten Geldern durften ſie keine Zinſen bezahlen; ſie waren ganz, oder zum Theil, von Steuern und Auflagen befreyt; ſie konnten ohne Einwilligung ihres Lehens-Herren ihre Ländereyen ver-

(*) Dies allein trieb viele Tauſende fort.

veräuſſern; ihre Perſonen und Habſeligkeiten ſtanden unter dem Schutze des h. Petrus, und keiner durfte ſie und die Ihrigen während ihrer Abweſenheit im mindeſten zu beleidigen wagen, wenn er nicht den Bann-Strahlen der Kaiſer bloß geſtellt ſeyn wollte; ſie waren, gleich den Geiſtlichen, keinem weltlichen Gerichts-Hofe unterworfen, und erhielten endlich, welches noch das Beſte war — einen vollkommenen Ablaß, d. h. alle ihre Sünden wurden ihnen vergeben, und die Pforten des Himmels in optima forma eröffnet, wenn ſie nur an dieſem heiligen Kriege Theil nahmen (*). Der Papſt gab zugleich allen Geiſtlichen die Macht, allen denen, welche ſich in dieſe heilige Miliz begeben würden, Vergebung der Sünden anzukündigen; und damit dieſer heilige Anſchlag einen beſſern Fortgang haben möchte, ſo ſollten alle Geiſtliche täglich eine gewiſſe Anzahl Vater Unſer beten, und an einer Reihe hölzernen Kügelchen Gott gleichſam vorzählen, wodurch die ſo berühmten Paternoſter aufgekommen ſind.

Nach der zehntägigen Dauer der Kirchen-Verſammlung ging Jeder heim in ſeine Stadt; Jeder predigte, wo er konnte, das Kreuz, und ſammelte ſich Gefährten nach Jeruſalem. Unterdeſſen war auch der Aberglaube und die Unwiſſenheit nicht müßig, mancherley wunderſeltſame Dinge auszubrüten. Die kühnſten und abgeſchmackteſten Dinge wurden erdacht und geglaubt, und alles auf die große Sache der chriſtlichen Schwärmer angewendet.

Nicht

(*) Wem fällt hierbey nicht ein, wie abſcheulich zum Theil, wie alle menſchliche und bürgerliche Ordnung zerſtörend, wie ſittenverderblich, alle Moralität zernichtend und bloß nach dem leidigen Intereſſe des römiſchen Hofes zugeſchnitten, dieſe Sätze waren! Schrecklich iſt es zu denken, daß es einſt eine Zeit gab, wo ſolche und noch abſcheulichere Satzungen für Europa verbindend waren.

Nicht lange, und eine unzählige Menge von Kleidern war mit Kreuzen geziert; und wehe dem, der es ſich nur von weitem merken ließ, daß ihm das Ding nicht behagte! Eine Orange-Kokarde konnte bey der neulichen Revolution in Holland, und eine National-Kokarde bey der in Frankreich, nicht kräftiger gegen die Mißhandlungen des antipatriotiſchen Pöbels ſchützen, als das rothe Kreuz gegen die Angriffe ſchwärmeriſcher Kreuz-Brüder. Nur der war geachtet, der dieſes Zeichen trug. — Dieſe Kreuze wurden aus Tuch, oder Stoff, oder auch aus Seide verfertigt, und waren im erſten Kreuz-Zuge von rother Farbe; im vierten hatten die Franzoſen noch dieſelbe Farbe, die Engländer aber weiße, und die Flamländer grüne Kreuze. Sie wurden auf der rechten Seite des Kleides, Fig. 2919, oder Mantels, oder vor die Stirn auf dem Helme, befeſtigt, vorher aber erſt geweihet. Auf dem Rückzuge nahm man das Zeichen von der Bruſt oder Schulter ab, und trug es auf dem Rücken, oder am Halſe. Einige Schwärmer lieſſen es ſich ſo gar mit glühenden Eiſen auf den Leib brennen; andere machten, vermittelſt einiger Säfte, Wunden in das Fleiſch, welche die Geſtalt der Kreuze hatten.

Es heißt genug geſagt, um die brennende Begierde der Menſchen aus allen Ständen, nach Jeruſalem zu gehen, zu bezeichnen, wenn man weiß, daß jeder dieſen Gang für den einzigen Weg zum Himmel hielt. Auch das weibliche Geſchlecht ſehnte ſich innigſt, dies Abenteuer zu beſtehen. Kein Band der Freundſchaft und Liebe war ſtark genug, die Raſenden aufzuhalten. Kein häusliches Intereſſe, keine zärtliche Empfindung, kein Gefühl von Patriotismus, war zur Aenderung eines unſinnigen Entſchluſſes vermögend. Der Haupt-Bewegungsgrund bey vielen war gewiß: ihr Schickſal zu verbeſſern, ſich mit der Beute der Reiſe-Gefährten und Feinde zu bereichern, und ihren Wollüſten

und Leidenſchaften zu fröhnen. Räuber und Mörder durften an dem heiligen Zuge Theil nehmen; ſie beichteten ihre Verbrechen, und ſie wurden ihnen vergeben. Weltgeiſtliche, Mönche und Nonnen, Weiber und Kinder, kehrten ſich nicht mehr an das Verboth Urban's, der ſie zu Clermont von dem Zuge nach dem heil. Lande ausſchloß, ſondern liefen den kreuzfahrenden Heeren ſcharenweiſe zu. Schrecklich iſt es zu leſen, welch eine Miſchung der Stände, Geſchlechter und Leidenſchaften, der Tugend und des Laſters, hier Statt hatte.

Die Koſten, ſo zahlreiche Haufen von Menſchen aus Europa nach Aſia zu führen, waren, natürlicher Weiſe, ganz enorm groß. Die öffentlichen Einkünfte einer jeden Nation waren damahls noch ſehr geringe. Alle, die ſich zur Reiſe rüſteten, waren, um ſich Lebens = Unterhalt verſchaffen zu können, gezwungen, ihre Habe zu verkaufen. Wohl dem, der Klugheit genug beſaß, oder durch Verhältniſſe gezwungen war, zu Hauſe zu bleiben, da man bey ſo vielen Verkäufern um ein geringes Geld Käufer werden konnte! Fürſten und Geiſtliche machten ſich dieſes ins beſondre zu Nutze. Aller Orten wurde verkauft und gekauft. Ganze Provinzen, Städte, Felder, Wieſen und Hütten, alles kam in gierige, fremde Hände. Der Handel erhielt eine gänzliche Revolution. Auf der einen Seite ſahe man auſſerordentlichen Einkauf, auf der andern den lächerlichſten Verkauf deſſen, was man auf die Reiſe brauchte, oder entbehren konnte. Um eine Kleinigkeit ſagte man ſich von allen ſeinem Erb-Gute los, in der Hoffnung eines eingebildeten größern Gewinnes in einem entfernten Lande.

Unterdeſſen verſtrich der Winter, der mit Ermunterungen und Zurüſtungen zu einem Vorhaben, welches ſeines Gleichen nicht hat, zugebracht wurde. Kaum erwachte die Natur aus ihrem Schlummer,

kaum

kaum blickten die Erſtlings-Tage des Frühlinges in das Thal, ſo ward alles lebendig bey Allen. Empfindung im Blick und Munde, Schwärmerey und Hoffnung im Herzen! Europa ward die Bühne von den auſſerordentlichſten Auftritten — lauter handelnde Perſonen erſchienen, und kein Zuſchauer war da! Hier ſegnete eine Mutter ihren Gatten und Sohn zur Pilgerſchaft ein, dort führten Väter ihre Söhne nach den Verſammlungs-Plätzen; da machten wilde Edelleute nur blutige Anſchläge, indem ſie ihre liebenswürdige Gemahlinnen auf immer verlieſſen, oder ſie auch zwangen, an den Beſchwerlichkeiten ihrer neuen Laufbahn Theil zu nehmen. Man ſahe Bauern mit ihren Weibern und Kindern und Geräthſchaften auf elenden Kärren mit langſamen Schritten zu den Verſammlungs-Plätzen hinziehen. Auf den Gaſſen und Land-Straßen, bey Städten und Feſtungen, in den Ebenen und auf Bergen, allenthalben erhoben ſich Fahnen und Gezelte. Alle Heer-Straßen waren mit Kriegern von allen Ständen, Altern und Geſchlechtern bedeckt. Alle waren, troß der Beſchwerlichkeiten der Reiſe, munter und fröhlich, und lieſſen die Luft von ihrem Kriegs-Geſchrey erſchallen. Man denke ſich die wunderbare Miſchung von Haus-Geräth und Kriegs-Werkzeugen, von Trompeten und Zinken des Helden, mit den Schalmeyen und Flöten des Hirten; Jagd- und Fiſch-Geräthe, u. ſ. w.

Man kann leicht erachten, daß ſich keiner thätiger bewies, als Peter. Er nahm alles, was Frankreich und Deutſchland entbehrliches liefern konnte, zu ſeinem ehrenvollen Gefolge — einen erſtaunlich zahlreichen Schwarm Lumpen-Geſindels — auf. Mit dieſem kam er zu dem alten Bekannten, Gottfried von Bouillon, Herzog von Lothringen. Dieſer Prinz erſtaunte bey dem Anblicke einer ſolchen Horde, ohne Nahmen, Zucht und Sitten. Statt aber eine Auswahl unter ih-

ihnen zutreffen, ſchlug er dem wackern Kukupeter vor, mit ſeinem Pöbel voran zu gehen, und dieſer, noch verrückt von dem aus dem Morgenlande mitgebrachten Wahne, lehnte den Vorſchlag, der ſeinem Herzen und Verſtande doch eigentlich ſchrecklich ſeyn mußte, keinesweges ab. Er war indeſſen noch ſo klug, ſeine Haufen, die aus mehr als 300,000 Köpfen beſtanden, zu theilen, um Unruhe und Verwirrung und Hunger mehr zu verhindern.

Ein Edelmann aus Bourgogne, Walther von Pereio, tapfer, aber ſo arm, daß Dummheit oder Bosheit ihm den Spott⸗Nahmen Walther ohne Habe (*) beylegte, wurde von Peter zum Anführer eines Haufens von 15 bis 20,000 Mann beſtimmt; noch zwey andere Haufen hatten ſich ebenfalls abgeſondert. Bis an die ungariſchen Gränzen ging Walther's Zug noch ziemlich gut, hier aber nahm Kreuz und Noth ihren Anfang; unter der größten Unordnung und den ſchändlichſten Ausſchweifungen, rückten ſie über Belgrad an die Gränzen der Bulgarey. In einer Stadt, die Malleville genannt wird, wurden 16 Kreuz⸗Soldaten von den Einwohnern überfallen und gemißhandelt, und Walther hatte alle mögliche Ueberredungs⸗Künſte nöthig, um das Heer von der blutigſten Rache gegen die Ungarn (die damahls von dem Könige Kalomann beherrſchet wurden,) abzuhalten. Die Bulgaren betrachteten dieſe Heer⸗Schar als eine Rotte von Land⸗Läufern, aber ihre daher bewirkte Verweigerung der nöthigen Unterſtützung, zog eine allgemeine Verbreitung der Kreuz⸗Armee im Lande herum, und allgemeine Räubereyen nach ſich. Nun ging eine wütende Verfolgung von Seiten der Bulgaren an, ſo, daß ſelbſt Walther ohne Habe, mit denen, die ihm folgen konnten, in größter Eile, ſtets vom Hunger und den

(*) Walterus ſenzavehor, ſenſaveir (ſans avoir), ſine pecunia.

den ſchrecklichſten Beſchwerlichkeiten begleitet, durch die Wälder fliehen mußte. Endlich kam er zu Niſſa an. Die große Gruppe von menſchlichem Wahnſinn und Elend rührte den Statthalter zum Mitleiden; er ließ die nöthigen Bedürfniſſe verabfolgen, und die Kreuz-Fahrer durch Weg-Weiſer nach Conſtantinopel führen. Hier blieb Walther mit Erlaubniß des Kaiſers Alexius, bis Peter zu ihm ſtieß. Dieſer war nähmlich auch nicht minder thätig auf ſeiner Laufbahn fortgeſchritten. Kaum nahm er ſich Zeit, ſein Heer, welches aus 40,000 Menſchen, ohne die Weiber, Greiſe und Kinder, beſtand, mit Mund-Vorrath zu verſorgen. Gegen Verſprechung barer Bezahlung und ſtrengſter Kriegs-Zucht, erlaubte man ihm den Durchzug durch Ungarn. In ſchrecklichen Grimm gerieth aber der General in der Mönchs-Kutte, als er zu Malleville noch die als Sieges-Zeichen aufgeſteckten Waffen jener 16 Soldaten erblickte; und nur Ein Wort, ſo thaten ſeine Kreuz-Fahrer den hitzigſten Angriff gegen die Stadt, erſtiegen ihre Mauern, und in Kurzem war die ganze Stadt von ihnen überſchwemmt. Die Einwohner flohen auf einen Berg, wurden aber von den Kreuz-Brüdern eingehohlet, und — die Streiter unter der Fahne Jeſu, des Menſchen-Freundes, des Friede-Fürſten, erwürgten von 7000 Menſchen über 4000, kehrten zurück in die Stadt, und begingen, 5 Tage lang, die abſcheulichſten Ausſchweifungen und gräulichſten Handlungen. Nach ſieben Tage-Reiſen kam das Heer bey Niſſa an. Bey dem Weiterrücken zündeten einige Soldaten 7 Mühlen und einige Häuſer an; nun aber fielen die Ungarn und Bulgaren wütend in den Nachtrab des Heeres, und richteten dieſen gänzlich zu Grunde. Peter kehrte, auf erhaltene Nachricht, gleich nach Niſſa um, in der Abſicht, die Gefangenen auf eine gute Art wieder zu erhalten. Da er aber die Hitze ſeiner Leute

nicht bändigen konnte, ſo kam es wider ſeinen Willen zu einem Hand-Gemenge. Die Schlacht und das Blutvergießen ward immer wütiger und ſtärker; alles, auch ſo gar Peter's heilige Kriegs-Caſſe, welche den ganzen Schaß enthielt, den er durch ſeine Predigten in Europa zur Unterſtützung ſeines Vorhabens geſammelt hatte, ging für die Kreuz-Armee verloren. Mit dem Ueberreſte von den 40,000 Menſchen, etwann 7000, ſetzte Peter nun in der kläglichſten Verfaſſung ſeinen Marſch durch **Thracien** fort, vermehrte aber durch den ſteten feyerlichen Trompeten-Schall und andere Mittel, ſein Heer wieder bis zu 30,000 Mann. Zu **Philippopoli** war er ſo glücklich, durch ſeine Gaukeley ſeine Caſſe ziemlich wieder zu füllen, und endlich am 1 Aug. 1096 langte der Abenteurer, unter dem Jubel-Schalle der Trompeten, vor **Conſtantinopel** an. Hier vereinigte er ſich mit ſeinem Freunde Walther, welcher nichts weniger erwartet hatte, als ſeinen General in einem noch traurigern Zuſtande, als ſein eigener war, zu erblicken.

Der Kaiſer war neugierig unſern Kukupeter perſönlich zu ſehen. Er empfing ihn überaus gnädig, und entließ ihn mit einem anſehnlichen Geſchenke, befahl ihm aber, ſich, der lieben Ordnung wegen, bis zu der Ankunft der europäiſchen Fürſten, nicht aus dem Lager zu entfernen.

Ein Prieſter, Gottſchalk aus der Pfalz, mit ſeinem Haufen von 15,000 Menſchen, lauter Lumpen-Geſindel und Pöbel, verdient kaum Erwähnung. Er hauſete mit ſeiner Horde in Ungarn ſo arg, daß Kalomann ohne Barmherzigkeit über ſie herfiel, und von 15,000 kaum 3000 übrig ließ.

Ungeachtet aller der Unglücks-Fälle, ging die Werbung der Kreuz-Soldaten in Europa noch immer fort. Eine auſſerordentliche Menge, die **Wilhelm von Tyrus** auf 200,000 zu Fuße und 3000 zu

Pferde angibt, that ſich aus Frankreich, Deutſchland, England ꝛc. zuſammen; aber größten Theils Leute vom niedrigſten Geſindel, und der Abſchaum der Nationen, welche alle Schand = Thaten verübten, die ſich von einer ſolchen Brut erwarten lieſſen. Und dieſe elende Rotten unterwanden ſich die unvergängliche Ehre der beſten Religion vor den Völkern zu retten! Sie begingen eine ſchreckliche That, vor welcher die Menſchheit zurück ſchaudert. Sie wollten nicht allein die Mißhandlungen der Chriſten an den Türken in Paláſtina rächen, ſondern ſie richteten auch ihre Wut gegen die Juden, gegen das Volk, welches erſt Canaan beſeſſen hatte, und nun ſeit der Kreuzigung des Religions = Stifters der Chriſten unter allen Völkern ohne eigene Stats = Verfaſſung und Herrſchaft herum irrt. Sie glaubten, weil die Groß = Aeltern dieſes Volkes Jeſum Chriſtum gekreuzigt hätten, ſo müßte ſich ihr heiliger Eifer auch gegen dieſe erſtrecken, und dieſe unſchuldige Nachkommen müßten die Schlacht = Opfer für die Miſſethaten ihrer Väter werden. Sie erwürgten alſo alle Juden, welche ihnen auf ihrem Zuge in die Hände fielen. In Speyer, Worms, Maynz, Cöln, Verdun, erlitten ſie die größte Marter. In dieſer Gegend hatte ein gewiſſer Graf Emich 12000 Straßen = Räuber unter dem Nahmen der Kreuz = Fahrer zuſammen gerottet. Seine heilige Beſtimmung fing mit Ermordung der Juden an. Nicht einmahl in dem erzbiſchöflichen Pallaſte, worein ſich 700 Juden geflüchtet hatten, fanden ſie eine Frey = Stätte. Selbſt vor den Augen des leutſeligen Biſchofes Rothhard, der dieſe Unglückliche in Schutz nahm, wurden ſie mit Weib und Kindern elend ermordet. Auch widerſetzten ſich einige Biſchöfe dieſer Grauſamkeit der Kreuz = Fahrer ernſtlich. Der Biſchof von Speyer, der Biſchof von Worms, und der Erz = Biſchof von Trier, nahmen

ſich ihrer an; ſie mußten aber ihre Religion zur Bedingung abſchwören. Als aber die Gefahr vorbey war, kehrten ſie, mit Einwilligung Heinrich's IV., zu ihrem Glauben wieder zurück. Durch dieſe unmenſchliche That nun verloren 12,000 Juden elend ihr Leben. Nun aber fing auch der Zug dieſes Heeres an. Dieſe Mörder rückten, voll Hoffnung eines friedlichen Durchzuges, gegen die ungariſchen Gränzen an; allein der Durchzug wurde ihnen verwehret, weil die Ungarn aus der Erfahrung wußten, daß auch dieſes Heer nicht mit Wahrheit im Nahmen des Herrn käme. Sie verſperrten ihnen daher alle Zugänge, und beſetzten alle Gegenden mit Bewaffneten. Graf Emich und die übrigen Führer dieſes Heeres faſſeten den Anſchlag, entweder durchzudringen, oder zu ſterben. Es kam nun bey Mersburg zum ſchrecklichſten Hand=Gemenge; die Kreuz=Fahrer wurden aber geſchlagen, und erlitten eine gänzliche Niederlage. In der Donau und in dem Moraſte vor der Stadt ſchwamm europäiſches Schwärmer=Blut. Tage lang ſoll der ungariſche Haupt=Strohm davon geröthet geweſen ſeyn. Einige hatten die Rettung der Geſchwindigkeit ihrer Pferde zu danken, und ſelbſt der wilde Graf Emich kam lebendig davon. Einige Flüchtlinge retteten ſich durch Kärnthen nach Apulien, und ſchweiften mit ihren Rotten verheerend umher, bis ſie endlich wieder an ihr Gelübde gedachten. Sie ſtiegen deswegen mit Verlangen und Hoffnung an Bord, und ſegelten nach Conſtantinopel, wo ſie ſich dann mit dem Kreuz=Heere vereinigten.

Peter's Heer war unterdeſſen durch die herbey gewanderten Haufen von Longobarden, Genueſern, Piemonteſern ꝛc. anſehnlich verſtärkt worden; und Alexius war froh, als er dieſe fürchterliche Leute, die in Conſtantinopel und der Gegend ärger hauſeten, als ſelbſt die Türken bey ihren Streifereyen, über die

Meer=

Meer⸗Enge von Conſtantinopel nach Bithynien hin⸗über ſetzen ſahe. Er gab ihnen noch den ernſtlichen Rath auf den Weg, ſich nicht von Nikomedien zu entfernen, und daſelbſt die Ankunft ihrer Nachfahrer zu erwarten, mit dem Verſprechen, ihnen Lebens⸗Mittel genug zu überſenden. Zwey Monathe lang blieben ſie auch ziemlich ruhig, alsdann aber fingen ſie die gewöhnlichen Räubereyen wieder an, und mor⸗deten Griechen und Türken. 7000 Mann gingen einſt auf Beute aus, und wagten ſich bis in die Ge⸗gend von Nicäa; es kam zum Treffen mit den Sara⸗cenen, die Kreuz⸗Fahrer ſiegten, und plünderten und raubten überall. Der Geiſt der Zwietracht aber, welcher Geſellſchaften und Reiche zerſtört, fand ſich auch bey ihnen ein, und zündete ein unglückliches Feuer unter den Kreuz⸗Fahrern an. Die Urſache war der große Uebermuth der Franzoſen; dieſe ſahen ſich nähmlich für den einzigen furchtbaren Haufen im Heere an, und begegneten den Deutſchen und Italiä⸗nern mit Stolz und Verachtung, daß es beynahe zu einem förmlichen Bruche gekommen wäre. Ein Corps von 3000 Mann zu Fuße, und 300 zu Pferde, unter einem gewiſſen Reinhold, trennte ſich wirklich im Un⸗willen, und ſchlug, zum Beweiſe ſeiner Herzhaftig⸗keit, ſein Lager im feindlichen Lande bey dem Schloſſe Xerigorde, 2 Meilen von Nicäa, auf, erſchlug alle Türken, und ließ den Griechen allein das Leben. Der Sultan von Nicäa, Kilidge Arslan, griff nun zu den Waffen, und überfiel ſie mit 15000 ſeiner auserleſenſten Leute. Alle fielen theils unter der Schärfe des Schwertes, theils geriethen ſie in die Gefangenſchaft und härteſte Sclaverey. Der Sul⸗tan ſuchte aber einen noch vollkommenern Sieg über die Kreuz⸗Fahrer zu erhalten. Das große Heer derſelben ſtand bey Helenopel; dieſes wußte der Sul⸗tan durch allerley Mittel, ob ſich gleich Walther auf

das

das äuſſerſte dagegen ſetzte, in dichte Wälder und Gebirge von Nicäa zu locken. Ueber 25,000 Unbeſonnene machten ſich zur Wallfahrt nach ihrem Grabe auf. Sie geriethen, 3 Meilen von Kibot in einen Hinterhalt, den der Sultan ihnen geſtellt hatte; hier brach er mit ſeinen Leuten auf ſie los, und lieferte das blutigſte Treffen. Alles ſank unter ihrem Schwerte, und ein gewaltſamer Tod war das Los aller Kreuz-Fahrer. Von der ungeheuern Menge Chriſten, vor welchen einige Monathe vorher ganz Conſtantinopel gezittert hatte, kamen nicht mehr als 3000 Mann davon. Auch **Walther ohne Habe** fand in dieſem Treffen ſein Grab; er ſank mit 7 Pfeilen im Herzen, und mit rühmlichen Wunden bedeckt. Die 3000, die ſo glücklich waren, dem mörderiſchen Schwerte der Feinde zu entrinnen, gingen nun ungeſäumt auf das wehrloſe Lager bey **Helenopel** los; und hier wurde, auſſer den hübſchen Kindern, Mädchen und Nonnen, alles ohne Gnade abgeſchlachtet. Das war das Schickſal des furchtbaren Heeres. Aber, wie ſchlugen die ſchrecklichen Nachrichten von dieſen Unglücks-Fällen unſern Peter, welcher gerade damahls in Conſtantinopel war, zu Boden! Die erſten Thränen dieſes gebeugten Jammer-Mannes wurden dem Andenken ſeines Walther's und der andern Erſchlagenen gewidmet; dann kochte Wut in ſeiner Bruſt über die Ungläubigen; und endlich bat er demüthig und wehmüthig den Kaiſer, jene übrig gebliebene 3000 Mann, die ſich noch in einer alten Schanze hielten, zu retten, und nach Conſtantinopel bringen zu laſſen. Solcher Geſtalt blieben demnach drey Mahl hundert tauſend Menſchen in dieſen erſten Zügen, und wurden hingeopfert, ohne daß ſie einen Schritt in ihrem Vorhaben gethan, und ohne daß ſie das Geringſte zur Befreyung der Chriſten in Paläſtina beygetragen hätten. Indeſſen mußte dieſes Unglück den nachkommenden Schwär-

mern

mern lehrreich werden, in ihren Maßregeln vorſichtiger zu Werke zu gehen.

Unterdeſſen hatten ſich mehrere Heere, im J. C. 1096, auf den Weg nach Paläſtina gemacht. Gottfried von Bouillon, Herzog von Nieder-Lothringen — unſtreitig der merkwürdigſte unter den Kreuz-Fürſten — brach, im Aug. 1096, an der Spitze von 90,000 Mann aus allerley Nationen, auf, um einen Kreuz-Zug zu wagen. Der berühmteſte und in Schlachten geübteſte Adel, und Ritter mit Weibern und Kindern, begleiteten ihn, und das Heer war mit allen Nothwendigkeiten reichlich verſehen. Der Zug ging immer vorwärts, bis Kalomann ihm an den Gränzen ſeines Reiches Einhalt that. Der fromme Gottfried, der mit Gewalt leicht durchgedrungen wäre, wollte die Waffen, welche wider die Saracenen und Türken gewetzet waren, nicht gegen ſeine Glaubens-Brüder kehren, ſondern brachte, durch gütliche Unterhandlungen, den freyen Durchzug zu Stande. So ging das Chriſten-Heer, bey Beobachtung der ſtrengſten Manns-Zucht, die zur Haupt-Bedingung gemacht war, ungehindert und frohen Muthes durch Ungarn und die Bulgarey, an deren leztern Gränzen man Abgeordnete des griechiſchen Kaiſers antraf, welche in ſeinem Nahmen, auf eine gute Kriegs-Zucht auf dem Marſche nach Thracien dringen ſollten. Dieſes würde unter Gottfried's Anführung keine Schwierigkeiten gefunden haben, wenn er nicht durch andere wichtige unvorhergeſehene Zufälle zu einem andern Verfahren wäre gebracht worden. Hugo der Große, Graf von Vermandois, ein Bruder des damahligen Königs von Frankreich, und ein Mann von vieler Rechtſchaffenheit und ſanften Tugenden, deſſen Stolz und Uebereilung aber wieder das ehrenvolle Andenken davon verdunkeln; Dieſer war der Anführer eines neuen, größten Theils aus Franzoſen beſtehenden,

Hau-

Hauſens Kreuz=Fahrer. Man glaubte, durch den kürzern Weg zur See, eher an Ort und Stelle kommen zu können, und ſo ging denn der Zug, im Sept. 1096, gerade nach Italien. In dieſem zahlreichen Heere waren wichtige Männer, deren Entfernung theils ihrer zu fürchtenden Macht, theils ihrer Beſitzungen wegen, dem Könige von Frankreich ſehr angenehm war, z. B. Graf Robert von Flandern; Stephan Graf von Chartres und Blois, und mehrere. Alexius fing an, bey der Annäherung ſolcher Heere, unter ſolchen Anführern, wegen der Abſichten derſelben, Argwohn zu ſchöpfen; er hatte nähmlich den Verdacht, die Fürſten im Abendlande kämen nicht deswegen, um ihm die erbetene Hülfe gegen die Ungläubigen zu leiſten, ſondern ihm ſein Reich zu entreiſſen. Ihm ward beſonders nicht wohl zu Muthe, als er hörte, daß Boemund, der älteſte Sohn des normanniſchen Helden, Robert Guiscard, unter den Hunderttauſenden wäre; dieſer hatte ſich ſonſt ſchon als ſeinen Feind gezeigt. Oeffentlich durfte der Kaiſer ſich nicht widerſetzen; er gab alſo dem Statthalter von Durazzo Befehl, ſich des franzöſiſchen Anführers mit guter Manier zu bemächtigen, und ihn nach Conſtantinopel zu ſchicken. Dieſes geſchahe, und Alexius überhäufte ihn bey ſeiner Ankunft ganz à la Grecque mit Liebkoſungen und Ehren=Bezeigungen, daß der Graf endlich dem Begehren des Kaiſers nachgab, und ihm den Eid der Treue ſchwor. Gottfried von Bouillon, der ſeine Reiſe zu Lande machte, rückte indeſſen immer näher gegen Conſtantinopel an, und um ihn zu gewinnen, ſchickte Alexius Geſandte mit dem Auftrage an ihn ab: er ſollte mit ſeinen vornehmſten Heer=Führern ſo lange in dem Pallaſte des Kaiſers abtreten, bis das Heer ſein Lager auſſerhalb der Stadt Conſtantinopel aufgeſchlagen hätte. Gottfried handelte nicht ſo unüberlegt, daß er gleich folgte, weil ihm

die

die Liſt des Kaiſers bekannt war, und ſchlug daher dieſe Forderung aus. Alexius war darüber ſo entrüſtet, daß er die Zufuhre in das chriſtliche Lager verboth. Ja der Unwille und die böſen Abſichten des Kaiſers ſchritten ſo weit, daß er auf die Kreuz⸗Fahrer einen Angriff wagte; er wurde aber durch den Muth derſelben zurück geſchlagen. Durch dieſen Angriff nun wurden die Bande der Freundſchaft zerriſſen, und nun plünderten ſie die prächtigſten Gebäude, und raubten alles, was ſie bekommen konnten. Da aber Alexius die Kreuz⸗Fahrer ſich wieder zu Freunden machen wollte, weil er, ihren Gewaltthätigkeiten zu widerſtehen, nicht im Stande war, ſo wendete er ſich an Hugo den Großen. Dieſer übernahm willig den Auftrag des Kaiſers, ſeinen Freund Gottfried wegen des Eides der Treue, den der Kaiſer auch von ihm begehrte, zu erforſchen; Gottfried und ſeinen Kreuz⸗Fahrern ſchien aber dieſe Forderung, und zwar mit Recht, bedenklich. Wie konnten ſie einem Fürſten, dem man zu Hülfe kam, Huldigung leiſten? Sie waren insgeſammt Vaſallen des Königs von Frankreich, oder des abendländiſchen Kaiſers; ſie konnten alſo mit Recht befürchten, daß ein Eid der Treue für einen fremden Fürſten ein Eid⸗Bruch gegen den wahren Landes⸗Herrn wäre. Gottfried wies alſo Hugo's Vorſchlag mit einem edeln Unwillen zurück. Um Gottfried aber zu überzeugen, daß er kein Bedenken tragen dürfe, dem Kaiſer den verlangten Eid der Treue zu ſchwören, brachte ihm Hugo folgende Gründe vor: Er ſollte bedenken, ſagte er, daß die Gegenden um Conſtantinopel herum nicht unerſchöpflich wären, wo wollte er ſich alſo in Zukunft Lebens⸗Mittel verſchaffen, wenn ihm der Kaiſer Alexius dieſelben nicht reichen wollte? Der Uebergang von Europa nach Aſia ſey zwar unbedeutend, er müßte aber doch geſchehen, und ohne die kaiſerlichen Schiffe könne er ihn nicht wagen. Es könne

alſo

alſo wohl geſchehen, daß er die geforderte Huldigung, ohne ſich wegzuwerfen, leiſten könne. Auch glaube er nicht, ſetzte er noch hinzu: daß die Lehens=Hoheit eines Herrſchers verletzet würde, wenn man ſich gegen einen mindermächtigen Fürſten lehenspflichtig mache. Durch dieſe Gründe wurde Gottfried einiger Maßen überzeugt. Er brannte überdies vor Begierde, nach Aſia zu kommen, und ſahe doch wohl ein, daß der Uebergang ohne die Hülfe des Kaiſers ſehr ſchwer wäre; deswegen ſchwur er dem Kaiſer den verlangten Eid der Treue. Gottfried erkannte ſich für einen Sohn und Vaſall des Kaiſers, und gelobte ihm, die Städte, die zum Reich gehört hätten, und die er den Ungläubigen entreiſſen würde, wieder unter den Scepter des Kaiſers zu bringen; Alexius dagegen verſprach den Kreuz=Fahrern zu Waſſer und zu Lande beyzuſtehen, ihrem Heere Lebens=Mittel zu reichen, und ſeine Macht mit der ihrigen zu vereinigen. Dem Kaiſer ſchien es aber doch endlich gefährlich, daß ſich ſo nahe bey ſeinen Mauern ein ſolcher Haufen von Fürſten verſammeln ſollte; er überredete daher ſeinen Sohn und Vaſall Gottfried zum Uebergange über die Meer=Enge, unter dem Vorwande, die Lebens=Mittel wären in Aſia wohlfeiler. Gottfried willigte ein, und durch Hülfe der kaiſerlichen Schiffe gelangte er glücklich über die Meer=Enge, und ſchlug, bey ſeiner Ankunft in Aſia, ſein Lager zu Güſekan, in der Gegend von Chalcedon, auf. Am 10 März 1097, kam nun alſo dieſes Kreuz=Heer in dieſer Gegend an, und ihre Zahl belief ſich, den Reſt des erſten Kreuz=Zuges mitgerechnet, nebſt vielen andern Tauſenden, die bisher zu ihnen geſtoßen waren, auf 500,000 Mann zu Fuße, und 130,000 Reiter. Hier blieben ſie bey einander, bis die andern Kriegs=Scharen, von welchen ich jezt ſprechen werde, zu ihnen ſtießen.

Mehrere Heere hatten ſich nähmlich wieder auf das neue geſammelt, davon das eine Graf **Robert von Flandern**, mit 1500 Mann zu Fuße und 80 Reitern, das andere **Marcus Boemund, Prinz von Tarent**, mit 10,000 Reitern und einer ſtärkern Anzahl Fuß-Volkes, anführte. Der vornehmſte ſeiner Begleiter war **Tankred**, ſein Geſchwiſter-Kind, ein berühmter Held in Taſſo's befreyetem Jeruſalem (*). Graf **Robert von Flandern** wurde auf ſeiner Reiſe von dem kaiſerl. Generale Maurocatacalon angegriffen, von demſelben überwältigt, und nach Conſtantinopel geführt, und mußte dem Kaiſer den Huldigungs-Eid ſchwören. Indeſſen näherte ſich Boemund Conſtantinopel, und weil ihm der Kaiſer Geſandte zuſchickte, mit dem Auftrage, er möchte doch eilen,

(*) Il Goffredo overo la Gieruſalemme liberata, iſt ein Helden-Gedicht des **Torquato Taſſo**, (welches von Kennern für das beſte Stück nach des *Virgilii* Aeneis gehalten wird,) darin er die Befreyung Jeruſalems von dem Joche der Saracenen beſingt. Es iſt dieſes Gedicht zu Paris 1644 in fol., zu Rom 1646 in 24, und zu Amſterd. 1652 in 12, auch ſonſt viel Mahl herausgekommen. Die neue venetianiſche Ausgabe aber iſt die ſchönſte. Man hat dieſes Gedicht auch in die polniſche Sprache gebracht, welche Ueberſetzung zu Krakau 1618 in 4. heraus gekommen iſt. Ferner hat man daſſelbe in die neapolitaniſche Mund-Art 1689 überſetzt, und nebſt dem Grund-Texte in fol. zu Napoli heraus gegeben. Hernach iſt auch eine holländiſche Ueberſetz. in ungebundener Rede vorhanden, u. d. T. Het verloſte Jeruzalem van Torquato Taſſo, vertaald door J. Dullaart, tot Rotterd. 1658, 8. m. Kupf.; ſie beſteht aus 2 Alphab. und 3 Bogen. Endlich iſt auch eine deutſche Ueberſetz. dieſes Gedichtes vorhanden, deren Verfaſſer ein kaiſerl. Oberſter, **Dietrich von dem Werder** geweſen iſt, und welche 1626 zuerſt im Drucke erſchien, u. d. T. Gottfried, oder Erlöſetes Jeruſalem, deutſch. Die 2te und verbeſſerte Auflage davon, kam zu Frf. a. M. 1651, in 4. mit feinen Kupfern heraus. In **Jo. Fr. Koppens** Verſuch einer poetiſchen Ueberſetzung des **Taſſo**iſchen Heldengedichtes, genannt: Gottfried, oder das befreyete Jeruſalem, Lpz. 1744, 8. iſt dieſes Gedicht weit angenehmer zu leſen, als in der alten Ueberſetzung.

eilen, nach Conſtantinopel zu kommen, der Kaiſer erwarte ihn mit Ungeduld, um mit ihm Freundſchaft zu machen, ſo übertrug er ſeinem Vetter Tankred die Aufſicht über das Heer, und beſchleunigte ſeine Reiſe. Nach vielen erwieſenen Ehren=Bezeigungen forderte er einen Eid der Treue von ihm, den er um ſo eher dem Kaiſer abzulegen geneigt war, damit das Mißtrauen, welches der Kaiſer gegen ihn hatte, weil ſein Heer in ſeinem Reiche einige Gewaltthätigkeiten verübt hatte, hinweg fallen ſollte. Unterdeſſen kam Tankred in Conſtantinopel an, und weil er ſich mit dem Kaiſer durch den Eid der Treue nicht verbinden wollte, ungeachtet er dadurch ſeinen höchſten Unwillen auf ſich laden würde, ſetzte er bey Nacht heimlich über die Meer=Enge, und vereinigte ſich jenſeit deſſelben mit dem Kreuz=Heere. Nun kam auch Raymund IV., Graf von Toulouſe mit ſeinem Heere, deſſen Leute man insgemein Provenzalen nennt, in Conſtantinopel an. Ihn begleiteten Adhemar, Biſchof von Puy, als päpſtlicher Legat, und viele andere Männer von Wichtigkeit. Raimund war einer der erſten, die das Gelübde auf ſich nahmen, zur Büßung ihrer Sünden, ihre übrige Lebens=Zeit im Streite wider die Türken zu zubringen. Nach unendlich vielen überſtandenen Widerwärtigkeiten, welche auf dieſes Heer vornehmlich eindrangen, kam er endlich in Conſtantinopel an; den begehrten Eid der Treue aber mochte er nicht ſchwören; er ſey nicht in den Orient gekommen, ſagte er: einen Herrn zu ſuchen, noch ſich einem andern, als Jeſu Chriſto, zu unterwerfen. Alexius nahm nun ſeine gewöhnliche Zuflucht zur Treuloſigkeit. Die Griechen griffen nähmlich einſt bey Nacht das Lager der Kreuz=Fahrer an, wurden aber gänzlich zurück geſchlagen. Gottfried nahm nun, auf Anſuchen des Kaiſers, über ſich, den Unwillen Raimund's zu beſänftigen.

Durch ſeine weiſe Vorſtellungen brachte er auch bey ihm zuwege, daß er von ſeinem Haſſe abſtand, und dem Kaiſer den verlangten Eid der Treue ſchwor.

Gottfried von Bouillon rückte nun mit ſeinem Heere bis nach Nikomedien fort. Er kam nun auch auf die grauſenvolle Ebene, wo der Sultan von Nicäa ein ſo ſchreckliches Blut-Bad unter Walther's Haufen angerichtet hatte. Ein jammervoller Anblick für die Kreuz-Fahrer, die zerſtreueten und haufenweiſe herum liegenden Leichname und Gebeine ihrer gefallenen Brüder! Rache, ſchreckliche Rache, ſchwor Jeder dem Sultan und allen Türken; man rückte, doch mit Behutſamkeit, gegen Nicäa, damahls die Haupt-Stadt Bithyniens, und der Sitz des ſeldſchuckiſchen Reiches, an, und ſchlug am 6 May 1097, das Lager vor der Stadt auf. Nach einer Muſterung fand man, daß es ſich auf 600,000 Streiter zu Fuße, und 100,000 Reiter, die Prieſter, Mönche, Greiſe, Weiber und Kinder nicht mitgerechnet, belaufe. Mit dieſen verband ſich auch Tatices, General des Kaiſers, mit 2000 Griechen. Eine ſolche Armee hätte unermeßliche Eroberungen machen können, aber es fehlte ihr an demjenigen, was gewiſſe Siege verſpricht: an Einigkeit unter den Anführern, an Klugheit und an Kriegs-Zucht.

Die auſſerordentlich ſtarken Feſtungswerke, und die zahlreiche tapfre Beſatzung, machten die Stadt Nicäa beynahe unüberwindlich, und man mußte ſich zu einer förmlichen Belagerung entſchließen. Am 15 und 16 May unternahmen die Chriſten den heftigſten Sturm, richteten aber nichts damit aus. Ein zweymahliger wütender Angriff des Sultans, wurde durch die Wachſamkeit Gottfried's, Boemund's, Tankred's, Hugo's, und der beyden Roberte (von der Normandie und Flandern), lauter Helden von geprüfter Stärke, durch die den Feinden beygebrachten

Niederlagen vereitelt, und die Stadt endlich, nach einer ſiebenwöchentlichen Belagerung, zur Uebergabe gezwungen. Der Zug ging nun gegen Tarſchiſch, Edeſſa und Theſſalonich. War es Nothwendigkeit, oder Nachläſſigkeit, daß das Heer ſich in zwey Theile theilte? Genug, es hätte für die Chriſten zum großen Nachtheil gereichen können, denn der Kilidge Arslan, der ſeine und ſeiner Alliirten ganze Macht zuſammen gezogen, und jezt 200,000 Mann auserleſener Truppen bey ſich hatte, überfiel die ſchwächere Hälfte des Kreuz-Heeres. Ein ſchreckliches Gefecht begann; Graf Robert von Flandern fiel unter dem Pfeil-Regen der Saracenen; die Noth des geängſtigten Chriſten-Heeres ſtieg ſchon auf das höchſte, als gerade in dem entſcheidendſten Augenblicke Gottfried und Hugo der Große mit 60,000 Reitern von dem andern Haufen zu gutem Glücke herbey ſprengten, und nun die Feinde gänzlich geſchlagen wurden. Das auſſerordentlich reiche Lager derſelben, welches alles enthielt, was nur Leuten in ihrer Lage behagen konnte, ward eine Beute der Sieger. Auf dem weitern Fortrücken mußten die Kreuz-Fahrer, beſonders in den Gebirgen und engen Wegen von Piſidien, unausſprechliches Elend erdulden, da es ſo oft an allen Nothwendigkeiten gebrach, bis ſie ſich endlich bey Antiochette, welche Haupt-Stadt ſich gleich ergab, erhohlen konnten. Aber auch nachher, da man weiter ging, war nahmenloſes Ungemach das Los der heiligen Krieger. Hunger und Durſt — Fuß-Pfade, wie über den Gotthard und Mont Cenis, links und rechts mit Dornen bewachſen, führten am ſchwindeligen Rande von Abgründen hin. Endlich langten ſie bey der Stadt Maraſch an, eroberten bald nachher Kalchis, einen wichtigen Ort zur Sicherheit von Antiochien, und hatten die Freude, den vorher detaſchirten tapfern Tankred von ſeiner Eroberung Ciliciens glück-

lich

lich wieder zurück kommen zu ſehen. Balduin, Gottfried's Bruder, trennte ſich, zur Unzufriedenheit der übrigen Heer-Führer, mit einem Haufen raubbegieriger Leute vom Heere, und machte in Meſopotamien anſehnliche Eroberungen. Edeſſa, die Haupt-Stadt, ergab ſich ihm; der kinderloſe Fürſt von Edeſſa erklärte ihn zum Erben ſeines Landes; und nicht lange darauf, nach der vom Pöbel vollbrachten Hinrichtung ihres bisherigen Regenten, ward Balduin wirklicher Fürſt eines anſehnlichen States, den er nach und nach beträchtlich erweiterte.

Das Haupt-Heer lagerte ſich, am 21 Oct. 1097, in der ſchönſten Ordnung vor den Thoren von Antiochien. Dieſe Haupt-Stadt Syriens war lange der Wohnſitz der Seleukiden, wurde ehedem die Königinn des Morgenlandes genannt, und, wie Rom und Conſtantinopel, für eine der drey vornehmſten Städte des römiſchen Reiches gehalten. Nach vielen erlittenen, oft harten Schickſalen, war ſie jezt ſeit 14 Jahren in den Händen der Türken, denen man ſie nun entreiſſen wollte. Die Belagerung dieſer mit den ſtärkſten Feſtungswerken und der tapferſten Garniſon verſehenen Stadt, wurde ſogleich beſchloſſen. Die Chriſten fanden faſt unüberſteigliche Hinderniſſe. Sieben ganze Monathe gingen hin, unter einer ſteten Abwechſelung vom höchſten Ueberfluß aller Bedürfniſſe und dem quälendſten Mangel; vom herrlichſten Wohlleben und dem ſchrecklichſten Elende; von frugaler Mäßigkeit und viehiſcher Unmäßigkeit in allen Begierden und Neigungen; von Thaten ächter Großmuth und der ſchimpflichſten Niederträchtigkeit; von ſchöner Ordnung und Disciplin, und der zügelloſeſten Wildheit; von der ſchwärmendſten Andacht und dem begehrlichſten Ehrgeize, oder vielmehr der boshafteſten Heucheley, und dem aufgeblaſenſten Uebermuthe; — von den hitzigſten Angriffen auf die Feſtungswerke, und den heft-

heftigſten Ausfällen der Belagerten. Ich muß nicht vergeſſen, hier zu melden, daß Kukupeter den unerwarteten Einfall bekam, mit einem Ritter, Wilhelm Charpentier, durchzugehen; Tankred aber hohlte dieſe Ausreiſſer wieder ein, und ſie mußten im Angeſichte des ganzen Heeres ſchwören, zu bleiben, bis das heil. Grab erobert ſeyn würde.

In zwey hitzigen Treffen, welche im Febr. und März 1098 zwiſchen den Belagerern und einem anrückenden Entſatze vorfielen, wurden die Türken gänzlich geſchlagen. In dem zweyten vorzüglich legte Gottfried die bewunderns würdigſten Proben ſeines Helden-Muthes und ſeiner Stärke ab. Sein Schwert traf wie Roland's Schwert. Noch fürchterlicher, als Skanderbeg und Sobieski, wühlte der Kraft-Mann, ſeine tödtende Fauſt ſchwebte blutig über dem Leben der Saracenen. Auch der Herzog von der Normandie bewies eine auſſerordentliche Bravour.

Endlich ging Antiochien durch Verrätherey eines gewiſſen Phiruz über. Dieſer Böſewicht, welchem bey ihrer Vertheidigung ein wichtiger Poſten anvertrauet war, öffnete den Chriſten eine Pforte, und das Kreuz-Heer drang in der Nacht in die Stadt ein. Aber nun beginnen gräßliche Scenen. Alle Wohnungen der Türken wurden Schlachtbänke, wo alles, was Odem hatte, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechtes, fallen mußte, ohne daß die wimmernde Unſchuld, oder flehende Schönheit, oder goldreiches Anerbiethen, den Arm des Mörders zurück hielt; und nur dann hörte man erſt auf zu würgen, bis für den Mord kein Opfer mehr da war. Dieſe Ueberrumpelung von Antiochien geſchahe in der Nacht vom 2ten auf den 3ten Jun. 1098. Der unglückliche Emir Baghi-Sian fand auf der Flucht ſeinen Tod. Boemund wußte es nach vielen Schwierigkeiten dahin einzu-

einzuleiten, daß er zum **Fürſt von Antiochien** erkläret wurde.

Indeſſen zogen ſich die Kreuz-Fahrer durch die Unmäßigkeit aller Art, welcher ſie ſich in der eroberten Stadt im höchſten Grade überlieſſen, das drückendſte Elend, beſonders des Hungers, zu. Ihre ganze Lage ward nun die jämmerlichſte, in welche ein Heer geſetzet werden kann, und das Elend wurde noch durch die Ankunft eines furchtbaren Heeres von 200,000 Mann unter dem Sultan von Plonien und dem Könige von Moſul, erhöhet. Aller Muth ſank dahin, und es mußten die verzweifeltſten Mittel gebraucht werden, um die Soldaten zu zwingen, auf ihren Poſten zu bleiben. Man hatte mit Schwärmern zu thun, deren Feuer-Eifer bey dem mannigfaltigen Elende beynahe erkaltet war. Schwärmerey mußte alſo wieder rege gemacht, oder, wie hier geſchahe, durch Aberglauben angefachet werden; beſonders durch das Vorgeben von wundervollen Erſcheinungen, die der eine von Jeſu Chriſto ſelbſt, ein Anderer von der heil. Jungfrau, ein Dritter vom Apoſtel Petrus, gehabt hatte, am meiſten aber durch das Vorgeben, die heilige **Lanze** erhalten zu haben, mit welcher die Seite Jeſu durchſtochen worden, und die der h. Andreas bey ſeiner dreymahligen Erſcheinung ausdrücklich zum Wunder-Pfande von dem Schutze, deſſen der Himmel von nun an die Kreuz-Fahrer würdigen wollte, erklärt habe; — durch dieſe und mehrere fromme Betriegereyen wußten die Fürſten und Prieſter des Kreuz-Heeres die Gemüther ſo einzunehmen, und alles ſo zu beleben, daß der ſchon geſunkene Muth neukräftig wieder empor ſtieg. Man fand eine eiſerne Lanze, und ſchrie: Wunder! Kukupeter war der Erſte, welcher dieſes Wunder für wahr hielt, und ſich vor dem vermeintlichen **Unterpfande** des Himmels niederwarf.

Jezt wurde eine Schlacht mit der weit überlegenen Armee der Feinde beſchloſſen, in der man zu ſiegen oder zu ſterben entſchloſſen war. Alles, was man in ſeiner Gewalt hatte, wurde aufgebothen, um Leib und Seele zu guter Lezt noch ein Mahl zu laben — jenen, indem man alles, was noch von Lebens-Mitteln da war, verzehrte, und dieſe, indem man die Einbildungs-Kraft des gemeinen Mannes auf das höchſte ſpannete.

Bey dem Anbruche des 29 Jun., am Feſte Peter's und Paul's, brach das Heer, und zwar, zur Ehre der 12 Apoſtel, in 12 Colonnen auf. Man vergaß vor allem andern die heilige Lanze nicht. Ein komiſches Gemiſch von Reitern und Fußvolk, deren trauriger Anblick und ausgezehrte Körper, Mitleiden erweckten, die indeſſen von einer Schwärmerey beſeelt waren, welche in dem folgenden höchſt merkwürdigen Treffen ihre ganze Gewalt äuſſerte, und deren Wirkung hier auf mehr als Eine Art beweiſet, wie gefährlich und fürchterlich ſie ſey, wenn ihr die Waffen in die Hände gegeben werden. Mit einem offenen frohen Herzen, welches allenthalben die unmittelbare Hand Gottes, und alles in Wunderwerke verändert zu ſehen glaubte, kamen die Kreuz-Fahrer in der Ebene zwiſchen dem Fluſſe Orontes und dem Gebirge an, und wählten eine ſehr vortheilhafte Stellung. Karboga, der König von Moſul, wußte wirklich nicht, ob er ſeinen Augen trauen ſollte, als man ihm die in guter Schlacht-Ordnung ſtehenden Chriſten zeigte, da man ihm noch geſtern ſagte, daß dieſe Leute in der kläglichſten Verfaſſung wären. Seine Macht war der chriſtlichen doppelt überlegen, aber die Schwärmerey ſiegte über die Menge. Das Treffen nahm mit aller Hitze ſeinen Anfang. Der Sultan erhielt ſchon einige Vortheile, aber ein neuer Zufall raubte ſie ihm alle wieder; und dies war der Beyſtand, der nach des

Bi-

Biſchofes Adhemar Verſprechen, in der größten Noth vom Himmel kommen ſollte. Die Häupter der Kreuz-Fahrer machten ſich den Irrthum, der ſich in dieſen Gegenden von den heiligen Rittern Georg, Moritz und Theodor, verbreitet hatte, zu Nutze, und hielten einige Reiter verſteckt, ihre übernatürliche Rolle zu ſpielen, und himmliſche Legionen vorzuſtellen. Dieſe Reiter, in prächtiger, glänzend weißer Rüſtung, erſchienen; ein neues Feuer durchdrang Aller Herzen. „Gott will es haben! Gott will es haben!" war das allgemeine Kriegs-Geſchrey, und — um es kurz zu ſagen, vollkommen erkämpft war der Sieg. Eine unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände, auf deren Transport nach Antiochien, obgleich 15,000 Kamele zuſammen gebracht wurden, ſie 30 Tage zugebracht haben ſollen. Uebrigens beſtand der wahre Nutzen dieſes Sieges wohl eigentlich nur darin, daß man ſich das fürchterliche feindliche Heer vom Halſe geſchaffet hatte; denn bey dem ungewohnten Ueberfluſſe verſank das Chriſten-Heer in eine Unthätigkeit und Unordnung, die ihm nicht anders, als höchſt nachtheilig ſeyn konnte. Dazu geſellete ſich die Peſt, die täglich eine große Menge Menſchen wegraffete, wovon, wie auch von dem übrigen Elende, mit welchem die Kreuz-Fahrer faſt beſtändig zu kämpfen hatten, man klüglich nur wenig nach Europa berichtete, um die neuen zahlreichen Wagehälſe, die ſich auf den Weg nach dem heil. Lande machen wollten, nicht abzuſchrecken.

Nach einigen Streifereyen, Plünderungen und Eroberungen von beträchtlichen und unbeträchtlichen Städten, rückten die Kreuz-Fahrer gegen die Stadt Marra-el-Noomen (jezt Marreh), ſüdlich von Alep belegen, an. Bey der blutigen Belagerung dieſer Stadt wütete unter den Belagerern abermahl der Hunger mit allen ſeinen Schreckniſſen, bis man ſich

in einem wiederhohlten Sturme dieſes Ortes bemeiſterte. Aber — traurig iſt es zu ſagen — auch hier übertrafen ſich beynahe die angeblichen Streiter des größten Menſchen-Freundes, den je die Welt geſehen hat, in allem, was man Grauſamkeit, Treuloſigkeit und abſcheuliche Büberey nennen kann. Ganz ihrer Wut und tobenden Raſerey überlaſſen, würgten ſie mit kaltem Grimme die Einwohner nieder. Man wollte hier abermahl zaudern, aber das Heer verlangte mit Ungeſtüm, nach **Jeruſalem** geführt zu werden, und diejenigen Fürſten, welche gern erſt ihr Privat-Intereſſe in Begründung einiger Beſitzungen beſorget hätten, mußten es ſich gefallen laſſen.

Es iſt hier zu bemerken, daß die heilige **Lanze** jezt bey weitem nicht mehr in dem alten Geruche der Heiligkeit ſtand; man ſcherzte laut über dieſe Betriegerey, und die Verachtung dieſes wunderthätigen Eiſens zog der Sache der Kreuz-Herren einen augenſcheinlichen Nachtheil zu. Man nahm alſo ſeine Zuflucht zu neuen Mährchen und wunderſeltſamen Erſcheinungen, die derjenige, welcher ſich an ihren Erzählungen weiden mag, in den ergeßlichen Kreuzzugs-Fabeln **Raimund's von Agile** (*) nachleſen kann. — Die Kreuz-Fahrer mußten, gleich Muhamed's Publicum, durch Wunder gegängelt werden. Hier dichtete man, da die Lanze nunmehr allen Credit verloren hatte, unter andern eine Erſcheinung des, bald nach der Schlacht vor Antiochien verſtorbenen, allgemein ver-

(*) *Raymundus d'Agiles*, oder *Agilæus*, oder *Raymundus de Podio*, war Dom-Herr zu Puy-en-Velay, des Biſchofes daſelbſt, der auch zugleich Graf von Toulouſe war, Capellan, und zog mit demſelben 1095 in das gelobte Land, ſchrieb auch hernach als einer, der alles mit ſeinen Augen angeſehen hatte, Hiſtoriam hieroſolymitanam von 1096 bis 1099, welche in dem Vol. I. Geſtorum Dei per Francos ſteht, darüber man die Anmerkungen des *Barthii* in Hrn. v. **Ludwig** Reliquiis antrifft.

verehrten Biſchofes Adhemar, der den heiligen Streitern befahl, ſich künftig des **Kreuzes**, welches er ehedem dem Heere hatte vortragen laſſen, zu bedienen. Es kam — und die Kreuz=Fahrer entbrannten von einem neuen Eifer zur Beſchleunigung des Marſches nach Jeruſalem. Unter mancherley Vorfällen kamen ſie nach Cäſarea, wo am 29 May das Pfingſt=Feſt gefeyert wurde; von da rückte man nach **Emaus** (ehedem **Nikopolis**), und hier fand man Abgeordnete mit einer Einladung von den Chriſten aus **Bethlehem** vor. Tankred ging mit einem Corps dahin, die übrigen Fürſten zogen jenſeit Nikopolis auf eine Höhe, und — genoſſen das unausſprechlichſte Entzücken. —

Jeruſalem lag vor ihren Augen ausgebreitet wie ein Teppich. — — Man denke ſich hier die Wallungen, welche hier zwiſchen Erde und Himmel den Herzen der Chriſten entquollen! Nur Kolom konnte etwas Aehnliches nachempfinden, als man vor Guanaham rief: Land! Land!

Jeruſalem, die Stadt Gottes! — „Gott will es haben! Gott will es haben"! und der Wiederhall von den Bergen umher, tönte tauſend Mahl dieſes jauchzende Kriegs=Geſchrey wieder. Nach und nach ging das laute Frohlocken in ſtillere Ausbrüche der Frömmigkeit über. Die Andacht bog ihr Knie; im Auge zitterten die Perlen der Empfindung; ihre Demuth küßte den Boden, den Jeſus Chriſtus betrat. -- Hier der Bach Kidron, da Gethſemane, dort Maria — dort Golgatha! —

Die Chriſten lagen hier, — es war am 9 Jun. 1099 — niedergebeugt in den Staub. Das Kreuz, womit ſie bezeichnet waren, ſchien ſie zu drücken; das Blut des Gekreuzigten ſchien noch aus der Erde zu dampfen, und ſeine Verehrer zur Rache anzufeuern. — Ihre Wut nahm Flügel, ſie wollten ohne Ordnung

hinein raſen, zu zerſchmettern die Heiligthümer der Ungläubigen. Aber noch hielt der zurück kommende tapfre Tankred ihre brauſende Hitze bis auf den folgenden Tag auf, und unter fröhlichen Liedern und Lob-Geſängen beſchloß man, alsdann die Belagerung der heiligen Stadt anzufangen.

Der Sultan von Aegypten war jezt Beſitzer von Jeruſalem, und hatte die Stadt in einen ſehr guten Vertheidigungs=Stand geſetzt. Die Beſatzung war zahlreich und tapfer genug, um dem angreifenden Chriſten=Heere, welches um dieſe Zeit nur noch aus ungefähr 60,000 Mann beſtand, aber durch einen ſtarken Haufen Engländer Zuwachs erhielt, einen langen Widerſtand zu leiſten. Rings in der Gegend umher hatten die Saracenen wohlbedächtlich alles verwüſtet, die Brunnen zugeworfen, u. ſ. w. um die Chriſten zu ihrem Unterhalte nichts vorfinden zu laſſen. — Der erſte Sturm auf die Stadt mißlang, und Hunger und Durſt und andere Leiden und Mühſeligkeiten brachten die Kreuz=Fahrer bald faſt an den Rand der Verzweifelung. Nichts deſto weniger ſetzten ſie ihre Arbeiten bey der Belagerung muthig und unverdroſſen fort. Man brachte auch wieder unſichtbare Mächte in das Spiel, und zwar ſo glücklich, daß alle ſchwärmeriſche Vorſtellungen mit aller Stärke wieder erwachten, und man den Sieg für ganz gewiß hielt. — Aber unſern theuern Kukupeter nicht zu vergeſſen! Seine Seele ſchwebte in einer Unendlichkeit von himmliſchen Ausſichten, daß er, zur heiligſten Begeiſterung hingeriſſen, in einer herzbrechenden Rede, der Heerſchar des Herrn kräftig bewies, wie ſie die „eitle „Rotte von **Teufels=Soldaten** zertrümmern, wie ſie „dieſe feindſelige **Diener der Hölle** noch erſtarret und „unbeweglich vor dem Kreuze würden niederfallen ſe„hen“, u. ſ. w.

Schwärm=

Schwärmeriſch wütend thaten die Belagerer am 15 Jul. einen Angriff — wurden aber zurück geſchlagen. Der Sturm wurde am folgenden Tage mit vermehrter Wut erneuert; bis gegen Mittag war der Angriff eben ſo fruchtlos, als grauſam; der unbeſchreiblichſte Jammer von Mordſucht und Zerſtörungs-Geiſt, war auf beyden Seiten angerichtet. Keine Kraft lag in den Kreuz-Fahrern verborgen, die nicht voll Thätigkeit zum Vorſchein gekommen wäre. Der Widerſtand, der die Anſtrengung ihres Muthes vor Salems Mauern zurück donnerte, war entſetzlicher, als ſie befürchtet hatten, und ſchon fangen die chriſtlichen Streiter an, zu wanken, als plötzlich, auf der Fürſten wohlbedächtliche Veranſtaltung, ein Reiter in völliger Rüſtung auf dem Oehlberge erſcheint, der ſeinen ſonnenſtrahlflammenden Schild gegen die Stadt bewegt, um den Chriſten damit anzudeuten, daß ſie eindringen ſollen. Der himmliſche Anblick des heil. Georg — denn wer konnte es ſonſt anders ſeyn? — entflammte das Heer mit neuem Muthe. Man kämpft mit neuer Hitze, endlich wird die Vormauer erobert, die Vertheidiger müſſen weichen. Gottfried dringt ein, und treibt alles zurück. **Gott will es haben!** tönt die Luft wieder. Andere dringen unterdeſſen in eine Lücke der Mauer, und — Jeruſalem war erobert.

Aber in dieſem Jeruſalem wurde auch das abſcheulichſte Blutbad angerichtet. Kambyſes, Bajaſid, las Caſas, Pizarro, und die Ausmärzer des Edictes von Nantes, können nicht grauſamer verfahren ſeyn, als hier die chriſtlichen Eroberer, welche mit dem Kreuze bezeichnet waren. Tankred und Gottfried ſelbſt entehrten den Adel ihrer Seele durch unaufhörliches Morden. In Omar's prächtiger Moſchee, wohin die Ueberwundenen ihre Zuflucht nahmen, wurden allein 10,000 Menſchen getödtet, und — doch mir entſinkt, indem ich weiter leſe, die Feder aus der

Hand,

Hand, bey den, wie man leider zu glauben Urſache hat, nicht übertriebenen Nachrichten von allen dem ſchrecklichen Gräuel, den unerhörten Schand-Thaten, und den ſchimpflichſten Treuloſigkeiten, womit die Chriſten ihren Nahmen befleckten. Ich ziehe einen Vorhang vor dieſen gräßlichen Scenen. An dieſem unglücklichen Tage fielen über 100,000 Menſchen, von denen der größte Theil erſt nach der Eroberung der Stadt niedergemacht wurde, und Jeruſalem war mit Leichnamen dermaßen angefüllt, daß man kaum noch darin wandeln konnte.

Von dem einen Extrem verfielen die wütenden Schwärmer auf das andere. — Eine Erſcheinung, die ſich, zumahl bey Leuten dieſes Gelichters, leicht erklären läſſet, ungeachtet deſſen, was Voltaire in ſeiner Hiſtoire des Croiſades, dawider ſagt. Auf die Ausbrüche der Mordluſt und auf die Stillung des Durſtes nach Rache dieſer Saracenen-Würger, folgten, aber leider nur auf eine ſehr kurze Zeit, — Reue und Buße, ja ſo gar lebhafte Empfindungen der Frömmigkeit. Die Waffen weggeworfen, die Hände gewaſchen, die mit Blut beſpritzten Kleider gereinigt — ſeufzen, weinen und wehklagen ſie, und gehen in dem feyerlichſten Zuge alle mit bloßen Füßen zur Kirche des heiligen Grabes. Und bald darauf fielen dieſe Menſchen in ihre erſte Wut zurück, und fingen das Niedermetzeln mit kaltem Blute wieder an, gleich, als glaubten ſie den Himmel zu beleidigen, wenn ſie einen Saracenen am Leben lieſſen. Noch am dritten Tage nach der Einnahme der Stadt, ermordeten ſie die Gefangenen mit einer Bedächtlichkeit, als wenn es ein Verſöhnungs-Opfer geweſen wäre. Dieſer Contraſt von ſchrecklicher Barbarey und mißverſtandener Frömmigkeit, ſchildert die Sitten der damahligen Zeit auf das natürlichſte.

Man

Man war nun darauf bedacht, unter den Fürſten des Kreuz-Heeres einen **König** über Jeruſalem zu wählen. Nach langen Berathſchlagungen erhielt Gottfried, **Herzog von Lothringen**, am 20 Jul. 1099, dieſe Würde. Man begleitete ihn ſogleich nach der Kirche des heil. Grabes, wollte ihn hier auch ſalben, und eine goldene Krone auf ſein Haupt ſetzen. Er lehnte aber dieſe Ehren-Bezeigungen mit einer frommen Beſcheidenheit ab, und betheuerte, daß er nie eine Krone in einer Stadt tragen wollte, wo der König aller Könige eine Dornen-Krone getragen hätte. Selbſt ſtatt des Königs-Titels, bat er ſich nur den Nahmen eines Vertheidigers des heil. Grabes aus, den er auch bis an ſeinen Tod beybehielt. — Nach einiger Zeit bekam der neue König Nachricht, daß das furchtbare Heer unter dem Sultan von Aegypten, Al-Aphdal, mit welchem die Kreuz-Fahrer ſchon vor der Eroberung Jeruſalems waren bedrohet worden, wirklich im Anzuge begriffen ſey. Ungeachtet der Schwäche ſeines Heeres, welches nur aus 20,000 Mann beſtanden haben ſoll, ging er ungeſäumt den 200,000 Saracenen entgegen, und lieferte ihnen, am 12 Aug. 1099, bey **Askalon** eine Schlacht, in welcher ſeine von aller Zuverſicht der Schwärmerey begeiſterte Krieger ſie völlig ſchlugen.

Nach einer vergeblichen Belagerung von Askalon und Arſuf, kehrten die Fürſten nach Jeruſalem zurück, um den neuen König zu verlaſſen. Sie hatten jezt ihr vornehmſtes Gelübde erfüllt, und zogen nun mit mehrern Tauſenden Kreuz-Brüder fort, mit Palmen in den Händen anſtatt der Waffen. Sie walleten über Tyrus, Sidon, Oſchiebele, u. ſ. w. Nur der edelmüthige Tankred blieb mit ſeinen Völkern bey Gottfried. Lezterer empfand nun die drückende Herrſchaft in ihrer ganzen Schwere, indeſſen unterſtüzte ihn der edle Tankred mit Rath und That, ſo, daß ſie ihre

ihre Beſitzungen noch anſehnlich vermehrten. Aber Schade um den erſt aufblühenden Stat, daß der, als Regent wegen ſeiner erhabenen Tugenden verehrungswürdige König, nach einer nur einjährigen Regierung, im 40ſten Jahre ſeines Alters ſchon mit Tode abging. Sein Verluſt wurde von den Moslemin ſo ſehr, als von den Chriſten, bedauert. Sein Bruder, **Balduin Fürſt von Edeſſa**, war ſein Nachfolger.

Bey den herrlichen Nachrichten, die man in Europa aus dem heiligen Lande erhielt, wandelte die Kreuzfahrer=Wut mehr, als je, auch das deutſche Volk an. Ein Heer, über 200,000 Mann ſtark, mit einem unglaublichen Schwarme von Weibsleuten, deren Ausſchweifungen am meiſten den ſchlechten Erfolg dieſes Feldzuges bewirkten, ſetzte ſich in Bewegung, und kam um Oſtern 1102, in **Nikomedien** an. Nach nahmenloſen Widerwärtigkeiten kamen dieſe Leute nach **Paphlagonien**, und ſchlugen ihr Lager auf einer Ebene auf, erblickten aber, zu ihrem nicht geringen Schrecken, ein ſtarkes Heer Türken. Die Franken und Lombarden ſchlugen den erſten Anfall derſelben ab, zogen aber bey den folgenden Scharmüzeln gewöhnlich den Kürzern, bis endlich eine allgemeine Muthloſigkeit einriß, welche die Türken ſich ſo gut zu nutze zu machen wußten, daß ſie das ganze Heer völlig zerſtreueten. Ein ihnen nachfolgender Haufen von 15,000 Franzoſen ſchmolz in der Gegend von **Heraklea**, unter den mordenden Händen der Moslemin, bis auf einige kleine Ueberbleibſel zuſammen. Nicht viel beſſer kam ein ſtarkes Heer, welches unter **Herzog Welf von Bayern**, und dem Grafen **Wilhelm von Poitou**, in Ikonien eingefallen war, weg.

Die Chriſten in Paläſtina mußten ſich unaufhörlich mit den Türken und Saracenen herum ſchlagen. Balduin I. ſchlug ſie indeſſen in mehrern großen Treffen, welche in den Jahren 1101 und 1103 vorfielen, er=

eroberte Ptolemais (Akra) und Tripoli (Tripoli di Soria), und vermehrte überhaupt ſein Reich mit 4 Provinzen. Als er im J. 1118 ſtarb, ſo folgte ihm Bruder Balduin von Bourg, welcher 4 Jahr nachher die Saracenen völlig beſiegte, in einem andern minder glücklichen Feldzuge aber gefangen wurde. Er ſtarb 1131, da er bereits wieder in Freyheit war. Ihm folgte Fulko von Anjou, und dieſem Balduin III., deren Regierung in einen Zeitpunct fiel, da ihr kleines Königreich von tauſend Gefahren umgeben war. Die Uneinigkeit der morgenländiſchen Fürſten, (von Jeruſalem, von Edeſſa, Antiochien, Laodicäa ꝛc.) und ihre Eiferſucht ward allmählich der Haupt=Grund ihres näher rückenden Unterganges. Die Umſtände wurden immer trauriger und verwirrter. Edeſſa ging um dieſe Zeit ſchon verloren. Dieſes und viele andere Unglücks=Fälle veranlaſſeten einen neuen Kreuz=Zug, den der Papſt Eugen III., und ſein Nachfolger Lucius II., betrieben.

König Ludwig VII. von Frankreich glaubte, ſeine Sünden durch einen Feldzug nach dem gelobten Lande abbüßen zu können. Der heil. Bernhard, Abt von Clairvaux, in Champagne, ein zweyter Kukupeter, predigte das Kreuz, und trug kein Bedenken, im Nahmen Gottes einen ganz unfehlbar glücklichen Feld=Zug zu verſprechen. Viele Fürſten und Ritter erbothen ſich, den König zu begleiten. Auch Kaiſer Conrad III. wurde im J. 1146 von Bernhard aufgefordert, weigerte ſich aber, das gewiſſe Wohl der Deutſchen einem ungewiſſen Schickſale aufzuopfern, bis es endlich dem Kreuz=Prediger gelang, ihn zu überreden. Unter andern Fürſten, welche mit dieſem Monarchen Partie machten, waren auch: ſein Neffe, der ſtreitbare Krieger Friedrich Barbaroſſa, Conrad's Nachfolger, und Herzog Heinrich, Bruder des Kaiſers, nebſt Welf I., Herzog von Bayern. Auch der König

nig Bladislav von Böheim, der Markgraf Odoacker III. von Steyermark und andere mächtige Fürſten, erklärten ſich für die abenteuerliche Reiſe. Im Frühlinge des J. 1147, traten Ludwig und der deutſche Conrad, und die ſie begleitenden Fürſten, mit ihren Heeren, den wichtigen Zug an. Die Franzoſen beſchloſſen, den Weg zu nehmen, den Gottfried von Bouillon gegangen war. Der Kaiſer ſetzte ſeinen Zug ungehindert fort. In Polen verſahe ihn der König Boleslav mit allen Bedürfniſſen. Aber ein traurriger Tag für dieſe Kreuz-Fahrer war es, als ſie ſich in einem angenehmen Thale bey dem Städtchen Kernvach gelagert hatten, als es Jedem in der Seele ſo recht wohl war, und nach dem herrlichſten Wetter ein tobender Sturm und ein gewaltiger Regenguß einbrach. Der Fluß im Thale ſchwoll hoch an, und die lachende Flur war in kurzer Zeit unter Waſſer geſetzt. Das wogende Waſſer riß eine Menge Menſchen, Gezelte, Gepäck, allen Mund-Vorrath &c. mit ſich weg; denn Jeder war nur auf die Rettung ſeines Lebens bedacht. Welch ein Anblick des Jammers und Wehklagens, da man am folgenden Morgen Verwüſtung, ſtatt des paradieſiſchen Gefildes, überſchauen mußte!

Da die Heer-Führer dem griechiſchen Kaiſer verſprachen, die genaueſte Manns-Zucht zu beobachten, ſo wurden ſie bey ihrem Weiterrücken in allem unterſtützt. Bis Sardika hielten die Herren Wort; hier aber hatte die bisher beobachtete Ordnung, und damit auch das gute Vernehmen mit den Griechen, ein Ende. Wie froh mochte Emanuel, der in ſeinem Herzen den furchtbaren Heeren ihren Untergang wünſchte, ſeyn, da er endlich die Deutſchen mit ihrem ſtolzen Conrad wieder aus den Gränzen ſeines Gebiethes wußte! Seine argliſtige Weg-Weiſer mußten das Heer, bey ſeinem Eintritt in Ikonien, in die gefährlichſten Gegenden führen, und dann heimlich davon ge-

gehen. Nun wurde das traurige Schickſal der Deutſchen bald entſchieden. Sie wurden in den kappadociſchen Wüſteneyen von den Türken umzingelt, und dermaßen in die Pfanne gehauen, daß von 70,000 kaum der zehnte Theil übrig blieb, das ganze Lager verloren ging, und Conrad ſich nur mit genauer Noth retten konnte.

Ludwig VII. war unterdeſſen mit 200,000 Mann auch in Conſtantinopel angekommen; und weil er überhaupt ein beſſeres Betragen beobachtet hatte, ſo fand er bey den Griechen eine günſtigere Aufnahme. Er ſetzte im Nov. 1147, über die Meer=Enge bey Conſtantinopel, und richtete ſeinen Zug gegen Nicäa. Hier erfuhr er das Unglück ſeines Vorgängers. Er vereinigte ſich mit Conrad, deſſen Deutſche ſich aber größten Theils für das Verdienſt und die Ehre des heiligen Zuges bedankten, und klüglich in ihr Vaterland heimkehrten. Die Kreuz=Fahrer rückten nach Epheſus; Kaiſer Conrad, unzufrieden über den Mangel einer ſtandesmäßigen Begleitung — denn die meiſten deutſchen Fürſten hatten ihn verlaſſen — verließ hier die Franzoſen, und beluſtigte ſich, den Winter über, an dem kaiſerlichen Hofe von Conſtantinopel, in Thracien.

Die Franzoſen hatten, einige Tage=Märſche von Laodicäa, das Unglück, in einer ſehr nachtheiligen Stellung von den Türken angegriffen, und nach einer blutigen Schlacht faſt gänzlich zerſtreuet zu werden. Ludwig kam mit dem kleinen Ueberreſte in kläglichen Umſtänden endlich zu Antiochien an. Von hier aber trieb ihn die Eiferſucht über das zweydeutige Betragen ſeiner zur Galanterie ſehr geneigten jungen Gemahlinn Leonore, bald wieder weg, und er eilte nach Jeruſelem, wo er den Kaiſer Conrad mit dem Herzoge Welf und dem jungen Friedrich wieder antraf. Man ſchritt nicht lange darauf zur Belagerung der wichtigen

Stadt Damaskus. Aber Uneinigkeit, die von Türken und einländiſchen Chriſten gleich ſtark angefachet wurde, und Verrätherey der leztern, durch welche die Fürſten auf das ſchändlichſte hintergangen wurden, nöthigten dieſe, die Belagerung aufzuheben. Aufgebracht über die entdeckten Treuloſigkeiten, ſehnten Conrad und Ludwig ſich aus einem Lande weg, wo die Chriſten ſo voll tückiſcher Bosheit waren. Der Kaiſer ging 1149, und nicht lange nach ihm auch Ludwig, in ſeine Staten zurück.

Nach dieſem, nur 2 Jahr währenden und ſo unglücklich abgelaufenen Zuge, kamen die Angelegenheiten der paläſtiniſchen Chriſten gänzlich in Verfall. Was tauſend Mahl tauſend Hände mit unzähligen Gefahren und unausſprechlichen Mühſeligkeiten erbauet hatten, das ſtürzte nun allmählich durch einige nichtswürdige Menſchen wieder zuſammen.

In Aegypten fiel, um das J. 1163, eine Revolution vor, da der Herrſchaft der Fatimiten ein Ende gemacht wurde, und bald nachher der furchtbare Eroberer, Sultan Salaheddin (Saladin) zur Regierung kam. Dieſer trieb die Chriſten ſehr in die Enge, und ward dem ſinkenden Reiche Jeruſalems überhaupt immer fürchterlicher. Balduin IV. ſchickte daher eine Geſandtſchaft nach Europa, um Hülfe zu ſuchen; aber, welch eine Beſtürzung verbreitete ſich bey ihrer Zurückkunft, als kein Troſt für ihre Erwartung erſchien! Nach Balduin's Tode entſtanden ſchreckliche Zerrüttungen über den Beſitz der armſeligen Krone, in welchen Guy von Luſignan, ein franzöſiſcher Graf, zum größten Mißvergnügen der inländiſchen Fürſten, die Oberhand behielt. Graf Raimund von Tripoli, ſein größter Antagoniſt, war ſo erbittert, aber auch zugleich ſo niederträchtig, daß er mit Salaheddin ein Bündniß ſchloß, worauf dieſer, im J. 1187, die Chriſten mit Heeres-Macht überzog, und ſie in einem zweytägigen

Tref-

Treffen völlig beſiegte. Der König, der Groß-Meiſter der Tempel-Herren, und viele Andere, wurden gefangen. Tiberias ging im Rauch auf, das feſte Ptolemais, Askalon — kurz, das ganze chriſtliche Syrien fiel in Saladin's Hände, und Jeruſalem wurde, nach einer Belagerung von 33 Tagen, erobert. Der Sultan, der ſich ſchon längſt den Ruhm nicht nur eines tapfern, ſondern auch gerechten und ſanftmüthigen Fürſten erworben hatte, ging auch hier nicht, wie vormahls die chriſtlichen Wüteriche, ſondern mit aller nur möglichen Schonung, zu Werke. Nur die abendländiſchen Chriſten mußten die Stadt räumen. — Wie brach ihr Herz — wie bebte ihr Fuß bey den Thoren der heiligen Stadt! Der Sultan, von dem traurigen Aufzuge gerührt, tröſtete ſelbſt die Königinn Sibylle, und verſprach ihr ihres Gemahls Freyheit; — auch alle übrige Gefangene wurden losgelaſſen, und den Ihrigen wiedergegeben. Der abſcheuliche Verräther Raimund aber nahm den Verbanneten, bey ihrer Ankunft in Tripoli alles wieder ab, was ſie der Güte des Sultans zu danken hatten.

So machte alſo Saladin, im Oct. 1187, dem Königreiche Jeruſalem ein Ende, nachdem es 88 Jahr von chriſtlichen Fürſten war beherrſcht worden. Er führte den muhamedaniſchen Gottesdienſt wieder ein, litt aber durchaus nicht, daß ſeine Soldaten mit den Kreuzen und Bildern der Chriſten ſchnöde umgingen, und erwarb ſich bald ganz das Zutrauen und die Liebe ſeiner treuen Unterthanen. Tyrus, welches von ihm vergebens belagert wurde, blieb alſo, da auch Antiochien erobert wurde, die einzige Chriſten-Stadt in Aſia. In Europa verurſachten dieſe Begebenheiten eine allgemeine Bewegung. Man predigte überall, daß diejenigen unwürdig wären, ein Erbtheil im Himmel zu haben, die das Erbtheil Gottes auf Erden nicht von der Herrſchaft der Ungläubigen befreyeten.

Die Könige von England und Frankreich, Richard II. und Philipp August, ſammelten, mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte, ein furchtbares, mit allem reichlich verſehenes Heer, welches ſie im Jun. 1190, auf dem Gefilde von Vezelay, an den Gränzen von Burgund, muſterten, und es über 100,000 auserleſener Männer ſtark fanden. Philipp ging mit ſeinen Völkern nach Genua, Richard nach Marſeille, wo ſie im Sept. zu Schiffe gingen, aber beyde durch Sturm genöthiget wurden, in Meſſina ihre Zuflucht zu nehmen.

Auch die Deutſchen wandelte abermahl die Luſt an, wider die Türken zu ſtreiten. Kaiſer Friedrich der Rothbart (Barbaroſſa) hielt es für ein Verdienſt, ſeine Laufbahn der Ehre mit eben dergleichen Zuge zu endigen, mit dem er ſie unter ſeinem Oheim, Conrad III. angefangen hatte. Ueberhaupt muß man die Bemerkung nicht aus den Augen laſſen, daß die Päpſte alles Mögliche thaten, um die Kreuz-Züge zu befördern, weil ſie ihre gewiſſe Vortheile daraus zogen, die Völker-Kräfte ſchwächten, die Regierungs-Verfaſſungen in Europa zu ändern fähiger wurden, und ſich nach und nach, unter dem beſten Scheine der Religion, jene anſehnliche Macht anmaßen konnten. — So wie in dem vorigen zweyten Kreuz-Zuge unter Kaiſer Conrad und Ludwig VII. mehr als 400,000 Menſchen hingeopfert waren, ſo rechnet man, daß dieſer dritte unſerm deutſchen Vaterlande über eine halbe Million gekoſtet hat. — Schreckliche Verblutungen der beſten Länder unſers Welt-Theiles!

Im J. 1182 trat der Kaiſer, unter Begleitung vieler deutſchen Fürſten, ſeinen Zug an. Er fand in Ungarn die beſte Aufnahme; bey Belgrad wurde das Kreuz-Heer gemuſtert, und 150,000 ſtreitbare Männer ſtark befunden. Während des Marſches wurde ſtets die ſtrengſte Manns-Zucht beobachtet, und, ohne Rückſicht auf Stand und Perſon, jede Unordnung

ſcharf

ſcharf geahndet. Nach mancherley ernſthaften Auftritten mit den argwöhniſchen und verrätheriſchen Griechen, ſetzte Friedrich, im Frühlinge des J. 1190, nach Aſia über. Er rückte den Staten des Sultans von Ikonien, mit welchen er ein Bündniß geſchloſſen hatte, näher. Er ſahe aber bald, daß die eigentliche Abſicht des Sultans geweſen war, die Deutſchen durch ſich ſelbſt und durch Argliſt zu Grunde zu richten, denn die Geſandten des tückiſchen Mannes führten das Heer durch rauhe, unwegſame Gegenden, und verſetzten es dadurch in den kläglichſten Zuſtand, ſo, daß der Kaiſer ſich endlich genöthigt ſahe, den Sultan als offenbaren Feind zu behandeln, und ſeine Deutſche hielten ſich ſo wacker, daß er nicht nur die Haupt-Stadt **Kogni** durch ſeinen Sohn Friedrich eroberte, ſondern auch ſelbſt zu gleicher Zeit den Sultan in einer blutigen Schlacht zur Flucht, und zu einem Frieden, wie der Kaiſer ihn dictirte, nöthigte. Ohne durch wichtige Vorfälle unterbrochen zu werden, ging der Zug weiter, bis man am 30 May 1190, **Laranda** an den Gränzen von Cilicien, am Fuße des Taurus, erreichte. Man überſtieg die Gebirge, und es kamen Geſandte von dem Beherrſcher derſelben, gemeiniglich der **Alte des Berges** genannt, durch welche dieſer ſich mit ſeinen **Aſſaſſinen** — ſo hieß das Banditen-Volk — zum Dienſt des Kaiſers anboth. Ein Anerbiethen, welches für das kaiſerliche Heer ſehr vortheilhaft war, da dieſe Leute ihm auf den rauhen, ſteilen und gefährlichen Wegen zu Weg-Weiſern dienten. Aber, dem ungeachtet fand der gute Kaiſer in dieſer Gegend ſeinen Tod. Er hatte nähmlich noch einen ſehr ſteilen Berg zu überſteigen, an deſſen Fuße der Saleph (Kalykadnus) vorbey floß, und der ſiebenzigjährige Greis hatte das Unglück, hinunter zu ſtürzen; er wurde halbtodt wieder heraus gezogen, mußte aber am folgenden Tage, den 10 Jun. ſeinen Geiſt

aufgeben (*) — Dies war das Ende eines der größten und verehrungswürdigſten Kaiſer, den Europa und Aſia ehrten. Sein Sohn Friedrich, Herzog von Schwaben, übernahm nun die Anführung des Heeres; aber auch dieſer liebenswürdige, tapfre Fürſt, fand vor Ptolemais, in der daſelbſt fürchterlich wütenden Peſt, ſeinen Tod. Er hatte ſich vor dieſer Stadt heldenmüthig hervor gethan. Bewahrung ſeiner Unſchuld, und Eifer, ſie nie zu verletzen, ſchildern die Geſchichtſchreiber als einen Haupt-Zug in ſeinem vortrefflichen Charakter; er ſtarb, von Jedem geliebt, bewundert und beweint. — Das große furchtbare Heer, welches, wie oben gemeldet worden iſt, bey Belgrad aus 150,000 Mann beſtand, war nun bereits bis auf einige tauſend zuſammen geſchmolzen. Wie dankten dieſe Wenige dem Himmel, als unvermuthet zwey ſtarke Flotten mit Europäern ihnen zu Hülfe kamen! Aber dieſe Freude war nur von kurzer Dauer; denn es währte nicht lange, ſo befanden ſich die Kreuz-Fahrer wieder in den kläglichſten Umſtänden. Daher wurden es die meiſten Europäer überdrüſſig, länger im Lande des Todes und der Verwüſtung zu harren. Sie zerſtreueten ſich, und ſuchten, jeder ſo gut als möglich, nach Hauſe zu kommen; viele aber erreichten nicht einmahl die lange erſehnte Heimath.

Die Hunderttauſende von Menſchen waren abermahl aufgerieben; die unermeßlichen Koſten waren verwendet, und das alles — vergebens. Deutſchland empfand davon nichts, als Schaden, und das Ende einer ſo mühſeligen Reiſe war — Elend und Tod. — Von Conſtantinopel bis Jeruſalem — welch ein unüberſehliches Todten-Gefilde! —

Man

(*) Nach Andern war ein unvorſichtiges Bad in dem Fluſſe, die Urſache ſeines Todes.

Man erwartete nun mit Schmerzen die Ankunft der Könige von Frankreich und England, die den Winter 1190 in Cilicien zugebracht hatten. Dieſe beyde, auf einander ſtets eiferſüchtige und gleich ehrſüchtige Monarchen, fanden ſchon hier die nächſte Veranlaſſung zu ihren nachherigen Feindſeligkeiten. Groll und Widerwille gegen einander, ſchlugen in ihren Herzen tiefe Wurzeln. — Philipp ſegelte, am 30 März 1191 von dannen, und landete ſchon am 12 Apr. vor Ptolemais. Am [illegible] Apr. brach auch Richard auf, ſeine Flotte aber wurde durch Sturm an die Küſte der Inſel Cypern verſchlagen, welche Richard bey dieſer Gelegenheit erſt eroberte. Am 8 Jun. kam er im Lager der Chriſten vor Ptolemais, und zwar noch zu rechter Zeit, an. — Der Wett-Eifer der Franzoſen und Engländer erzeugte nun auſſerordentliche Thaten, wovon die Uebergabe der Stadt am 13 Jul. ein redender Beweis iſt. Zehn Tage nachher erklärte Philipp Auguſt, daß er entſchloſſen ſey, nach Europa zurück zu kehren, und er ſetzte auch wirklich, ungeachtet Richard ſich alle erſinnliche Mühe gab, ihn umzuſtimmen, dieſen Vorſatz am 1 Aug. ins Werk, indem er von ſeiner Armee 10,000 Mann zurück ließ. Richard ging indeſſen auf ſeiner ruhmvollen Laufbahn unaufhaltſam fort. Er war im Begriff, von Ptolemais nach Askalon zu marſchiren, um die Stadt zu belagern, als ſich Saladin ihm mit 300,000 Mann entgegen ſtellte. Ungeachtet der Ueberlegenheit des Feindes an Truppen — denn Richard hatte nur etwa das Drittel dieſer Zahl — hatte der Held Muth genug, die Feinde anzugreifen. Hier erfolgte dann eine der gröſten, hartnäckigſten und blutigſten Schlachten des damahligen Zeit-Alters, und die berühmteſte, wenn man den kriegeriſchen Muth der Anführer, die Anzahl und Tapferkeit des Kriegs-Volkes, und die große Mannigfaltigkeit der

Vorfälle betrachtet, welche mit derſelben verbunden waren. Nach einem fürchterlich anhaltenden Schlacht⸗Gewühle erhielt Richard den vollſtändigſten Sieg über die Saracenen, und in einem harten Zwey⸗Kampfe überwand er auch, zum größten Erſtaunen aller, die den ſaraceniſchen Held kannten, den Sultan Saladin ſelbſt. Aber, leider wurde der Sieg nicht ſo ganz genuzet; Richard ging nicht auf Jeruſalem los, ſondern Askalon und andere Eroberungen hielten ihn auf. Dieſer Aufſchub war dem Chriſten⸗Heere wieder verderblich; die Hitze der Kreuz⸗Brüder verrauchte, und die meiſten ſehnten ſich bald nach ihrem Vaterlande zurück. Auch Richard ſahe ſich durch die Ränke des Königes von Frankreich, welche derſelbe in ſeiner Abweſenheit ſpielte, genöthigt, wieder umzukehren. Er ſegelte durch das adriatiſche Meer, um hernach durch Deutſchland nach ſeinem Reiche gehen zu können, litte bey Aquileja Schiffbruch, und zog hier, um unerkannt durch Deutſchland wandeln zu können, eine Pilgrims⸗Kleidung an. Er wurde aber in Wien erkannt, und auf Befehl des Herzoges Leopold von Oeſtreich, aus Rache, weil ihm Richard bey der Einnahme von Ptolemais ſeine Fahne von einem Thurme hatte abreiſſen laſſen, feſtgeſetzt. Leopold war unedel genug, ſich noch jezt für jenen vermeintlichen Schimpf zu rächen; zugleich aber rechnete ſein Geiz auch auf eine fette Ranzion. Kaiſer Heinrich VI. erklärte den gefangenen König für ſeinen Feind, und ließ ſich denſelben, gegen eine Summe Geldes, ausliefern, begegnete dem edeln Manne mit niederträchtiger Härte, und ſetzte ihn, gleich dem ruchloſeſten Verbrecher, in ein elendes Gefängniß. Auf einem Reichs⸗Tage ſo gar, der zu Worms gehalten wurde, ließ er den großen Mann vorführen, und beſchuldigte ihn ſchwerer Verbrechen. Richard nahm aber die verſammelten Fürſten durch ſeine ernſte männ⸗

liche Rede und durch ſeine Standhaftigkeit ſo ſehr für ſich ein, daß ſie das Verfahren des Kaiſers laut mißbilligten. Endlich im Febr. 1194 erhielt der als ein Corſar behandelte Held des Kreuz=Zuges, gegen ein Löſe=Geld von 150,000 Mark (ungefähr 300,000 Pf. Sterl.) ſeine Freyheit wieder. Mit vieler Aufopferung, aber gern, gab ſein Volk dieſe Summe her.

Die Uneinigkeiten der Türken unter einander nach des großen Saladin's Tode, das Intereſſe der Päpſte, der Aberglaube, der Geiſt der Ritterſchaft, und die Hoffnung, Fürſtenthümer in Aſia zu erwerben, gaben wieder Anlaß zu einem neuen Kreuz=Zuge, zu welchem der Kaiſer Heinrich VI. mit vielen deutſchen Fürſten ſich im J. 1195 rüſtete. Der Zulauf war wieder auſſerordentlich groß, und das Heer ging daher in drey Haufen auf verſchiedenen Wegen nach dem Orient ab. Der Kaiſer aber kam nicht ſo weit, denn er wurde zu Meſſina vergiftet. Die übrigen Kreuz=Fahrer waren größten Theils glücklich in Paläſtina angekommen, und es ging ihnen hier ziemlich nach Wunſch. Nur zögerten ſie zu lange mit ihren Haupt=Expeditionen, und lieſſen dadurch dem Sultan Saphadin (Sala=heddin's Bruder und Nachfolger) Zeit genug, ein anſehnliches Heer zu ſammeln. Dieſer wußte auch, durch Beſtechungen der Tempel=Herren und Johanniter=Ritter, ſo viele Uneinigkeiten unter den chriſtlichen Fürſten zu ſtiften, daß er aus ihren Mißverſtändniſſen die größten Vortheile zog. Theils aus Ueberdruß, theils wegen der kritiſchen Lage der deutſchen Reichs=Angelegenheiten nach des Kaiſers Tode, gingen die meiſten Fürſten 1198 wieder nach ihrem Vaterlande zurück, nachdem ſie mit Saphadin einen Stillſtand auf 10 Jahr geſchloſſen hatten.

Dieſer Ruhe ungeachtet, wurde in Frankreich noch in demſelben Jahre ein neuer Kreuz=Zug gepre-

digt.

digt. Fulko Nueilli vertrat die Stelle Kukupeter's und Bernhard's, ſel. Andenkens, und zwar mit eben dem reiſſenden Beyfalle. Ein ſehr großes Heer zog, unter dem Ober-Befehl des Markgrafen Bonifacius von Montferrat nach Venedig, von wo dieſe Kreuz-Fahrer zur See nach Conſtantinopel gehen wollten, um den durch ſeinen Bruder Alexius III. vom Throne geſtürzten, der Augen beraubten, und im Gefängniß ſchmachtenden Iſaak Angelus, der die Kreuz-Fürſten durch ſeinen Sohn Alexius um Hülfe gebeten hatte, erſt zu befreyen, und zum Kaiſer wieder einzuſetzen. Die herrlich ausgerüſtete Flotte beſtand aus 300 Schiffen, und kam, am Johannis-Tage 1203, in ſchöner Schlacht-Ordnung vor Conſtantinopel an. Die vor der Stadt ſich widerſetzenden Griechen wurden bald geſchlagen, und am 17 Jul. die Stadt ſelbſt in einem allgemeinen Sturme erobert, der alte Iſaak Angelus aus ſeinem Gefängniſſe befreyet, und nebſt ſeinem jungen Prinzen Alexius wieder auf den Thron geſetzt. Aber von nun an geht eine ſchändliche Periode in der Stadt an, in welcher Murzuphlus die vornehmſte Rolle ſpielte, und die meiſte Veranlaſſung zu den ſchrecklichen Zerrüttungen gab. Auf ſeine Veranſtaltung wurde der junge Kaiſer, den er längſt bey ſeinen Unterthanen verächtlich gemacht hatte, gefeſſelt, in ein Gefängniß geworfen, und hingerichtet. Der alte Vater Angelus erfuhr von den eigenen abſcheulichen Händen des Böſewichtes ein gleiches, und nun wußte es dieſer ſo einzuleiten, daß man ihn ſelbſt zum Kaiſer ausrief. Für dieſe unerhörte Tyranneyen übernahmen die Fürſten des Kreuz-Heeres, die ihr Lager auf der Höhe von Galata hatten, die Rache. Am 11 Aug. griffen ſie die unglückliche Stadt an, und eroberten ſie im Sturm. Die Kreuz-Soldaten wüteten mit aller Grauſamkeit und Raubſucht, die ſich nur denken läſſet, und die zuſammen geraffte Beute belief

ſich

ſich auf 400,000 Mark Silbers. Die Urheber, oder diejenigen, welche zu dieſer traurigen Kataſtrophe Veranlaſſung gegeben hatten, Murzuphlus und ſein Anhang, flohen, und die Herren des Kreuz-Heeres glaubten berechtigt zu ſeyn, den erledigten Thron mit einem aus ihrer Mitte wieder zu beſetzen. Dies geſchahe denn auch wirklich in der Perſon Balduin's, **Grafen von Flandern und Hennegau** (*). Man glaube aber nicht, daß die übrigen Fürſten leer ausgegangen wären; ſie bedachten ſich, indem ſie das Reich zerſtückten, mit anſehnlichen Provinzen. Bey dieſer Gelegenheit entſtand auch das Duodez-Kaiſerthum **Trebiſonde**. Ueber alle dieſe Eroberungen aber wurde, natürlicher Weiſe, der Zug nach Paläſtina vernachläſſiget, ja ganz vereitelt. Der ſo genannte König von Jeruſalem empfand dies am nachdrücklichſten, denn er wurde immer mehr und mehr in die Enge getrieben. Papſt Innocentius III. verkündigte zwar einen neuen Kreuz-Zug, fand aber nur Eingang bey Kindern, welche wähnten, Gott wolle ſich ihrer Unmündigkeit bedienen, um Jeruſalem den Ungläubigen zu entreiſſen. Aber dieſe **Kinder-Armee**, welche man auf 50,000 Leutchen angibt, wurde jämmerlich zertrümmert, ehe ſie einmahl ihren Helden-Muth zeigen konnte. Die aus Deutſchland kamen meiſtentheils in den Schweizer-Gebirgen elend um das Leben, und die aus Frankreich litten theils Schiffbruch, theils fielen ſie den Saracenen in Aegypten in die Hände.

So war nun Europa ſeit 130 Jahren durch dieſe ſchreckliche Raſerey verarmt und entvölkert worden; und

(*) Dieſe neue Herrſchaft, welche man das **Kaiſerthum der Lateiner** nannte, dauerte nur 57 Jahr, da nähmlich **Michael Paläologus** wieder das byzantiniſche Kaiſerthum erhielt.

und doch drang Papſt Honorius III. wieder auf einen neuen Kreuz-Zug. Dieſes veranlaßte, daß im J. 1218, eine große Anzahl Menſchen wieder nach Paläſtina zog. Aber auch hier ſchien es, als wenn die Vorſehung beſchloſſen hätte, die Bemühungen der Kreuz-Fahrer ſtets zu vereiteln. König Andreas von Ungarn, der ſich mit unter dem Heere befand, ward der vielen Cabalen, mit welchen er täglich zu kämpfen hatte, überdrüſſig, und ging wieder heim. Der Herzog Leopold von Oeſtreich, und der Graf Wilhelm von Holland, ſetzten ihre Bemühungen fort, und nahmen den Türken, im J. 1219, Damiata in Aegypten weg, welches man aber nachher gegen das heilige Kreuz, welches ſich noch immer in den Händen der Ungläubigen befand, zurück gab, da der Sultan von Aegypten ſchon, als die Sachen der Kreuz-Fahrer noch auf einem beſſern Fuße ſtanden, das ganze genommene Land nebſt Jeruſalem, gegen dieſe wichtige Stadt angebothen hatte. Das Ende von ihrem Unternehmen war auch das gewöhnliche. Sie mußten wieder nach ihrem Vaterlande zurück gehen, da ſie ihre Macht eingebüßt hatten.

Kaiſer Friedrich II., der eine faſt unüberwindliche Abneigung gegen die Kreuz-Züge bezeigte, konnte erſt nach mehrjährigen Unterhandlungen und durch den Bann-Spruch des heil. Vaters, im J. 1228, bewogen werden, ſich zu einem Zuge nach Paläſtina wirklich zu entſchließen. Die Angelegenheiten der Saracenen waren, wegen eines Einfalles der Tatarn, in einer ſo kritiſchen Lage, daß ſie ſich zu einem für die Chriſten ſehr vortheilhaften Vergleiche bereitwillig finden lieſſen, daß ein Waffen-Stillſtand auf 10 Jahr geſchloſſen, und dem deutſchen Kaiſer die Stadt Jeruſalem, mit ganz Paläſtina und allen Oertern, welche Saladin, Balduin IV. abgenommen hatte,

hatte, abgetreten wurde (*). Weil der Kaiſer, wegen ſeiner vorigen Zögerung noch immer im Bann war, ſo wollte ihn der Patriarch von Jeruſalem nicht krönen; er ſetzte ſich daher, unter dem lauteſten Frohlocken der Deutſchen, ſelbſt die Krone auf. Aber, die niederträchtigen Verräthereyen des Patriarchen, der Tempel⸗Herren und der Johanniter⸗Ritter, mußten ihn, natürlicher Weiſe, ſehr entrüſten, noch mehr die Unruhen, welche der Papſt in der Lombardey und in Deutſchland wider ihn erregte. Es war alſo wohl der Klugheit gemäß, daß er (im J. 1229) wieder zurück ging, und den Papſt nöthigte, ihn im folgenden Jahre von dem Banne loszuſprechen.

Noch hatte die Kreuzfahr⸗Wut kein Ende. **Theobald, König von Navarra**, und eine ſtarke Anzahl vornehmer Herren und Ritter, unternahmen, da der durch Friedrich II. geſchloſſene Stillſtand aufhörte, nach dem J. 1240, mit einer Armee von 40,000 Mann, einen, und zwar ſehr unglücklichen, Kreuz⸗Zug. Bloß Uneinigkeit, Eigennutz und Eiferſucht, ſchwächten die Kräfte, welche verbunden immer im Stande geweſen wären, bey den Mißhelligkeiten der Muhamedaner, ſich in Paläſtina zu behaupten. Theobald ging wieder nach Hauſe; dagegen kam Prinz Richard, Bruder des Königes von England, und ſchloß einen Waffen⸗Stillſtand, den die Chriſten aber 3 Jahr nachher brachen, und ſich dadurch ſo wohl, als durch die mit dem Sultan von Damas eingegangene Allianz, des Sultans von Aegypten höchſten Zorn zugezogen hatten. Es kam bey Gaza zu einer zweytägigen, ſehr blutigen Schlacht, in

(*) Durch ſeine zweyte Gemahlinn **Jolanta**, welche die Tochter und Erbinn des leztern Königs von Jeruſalem, **Johann von Brienne** war, hatte er ein Recht auf dieſes kleine Königreich.

in welcher das ſyriſch=fränkiſche Heer den Kürzern zog, und man konnte es bloß der Uneinigkeit, welche unter den Feinden herrſchte, zuſchreiben, daß die Chriſten nicht ſchon jezt ihren völligen Untergang fanden.

Es ſchien indeſſen in Europa, als wenn die ſchon ſo lange wütende Raſerey, um ein kleines Land in Aſia den Ungläubigen zu entreiſſen, nur durch die häufigen Unglücks=Fälle neu angefachet würde. — Ein trauriger Beweis von der Schwäche des menſchlichen Herzens, und lehrreich für unſere Zeiten, wo Schwärmerey anderer Art leider ſo tief Wurzel gefaßt hat, und, wie eine anſteckende Seuche, ſich verbreitet! — **Ludwig IX.** oder **der Heilige**, tritt jezt auf den Schauplatz. Alle Vorſtellungen ſeiner patriotiſchen Räthe konnten ihn nicht von dem thörichten Gelübde, das heilige Grab zu befreyen, zurück bringen. — 2800 Reiter, lauter Sproſſen aus den vornehmſten Häuſern, waren in ſeinem Gefolge, und — wie traurig! faſt alle wurden das Opfer ihres Enthuſiasmus; ſie fanden, bis auf einige Wenige, ihr Grab in Aegypten und Paläſtina.

Am 25 Aug. 1248, ging **Ludwig** zu **Aigues Mortes**, mit dem ſchönſten Kriegs=Heere und einer wohl ausgerüſteten Flotte, unter Segel. Nach 3 Wochen landete er in **Cypern**, verlor aber hier bald, durch eine Art von Peſt, drittehalb hundert wackere Ritter und eine Menge Soldaten. Die von allen Seiten bedrängten Ueberbleibſel der Chriſten im heil. Lande, waren noch: Ptolemais, Tyrus, Tripoli und Antiochien. Im folgenden Frühlinge gingen die Franzoſen, durch einen Haufen Engländer verſtärkt, wieder von Cypern ab, um **Damiata** in Aegypten anzugreifen. Die Feinde, welche die Landung verwehren wollten, wurden tapfer zurück geſchlagen, und ihre

ihre Flotte zerſtöret. Das Heer lagerte ſich nun, 50,000 Mann ſtark, vor Damiata, und nahm dieſen wichtigen Platz bald darauf ohne Schwert=Streich in Beſitz. Unglücklicher Weiſe befolgte Ludwig, als ihm der wieder zurück getretene Nil freyes Feld zu ſeinen Operationen gab, den Rath der jüngern Ritter, welche, an ſtatt auf Alexandrien, als einen ſichern Hafen und Waffen=Platz, gleich auf Kahira los gehen wollten. Zwar ſchlug er, auf dem Marſche dahin, die feindliche Armee in die Flucht, aber die übertriebene Hitze des Grafen Robert von Artois und einiger Andern, in Verfolgung des Feindes, brachten das chriſtliche Heer wieder in eine nachtheilige Lage; das Treffen begann von neuem, und dauerte unter einem fortwährenden, aber unentſchiedenen, Gefechte bis in die Dunkelheit der Nacht. Am folgenden Morgen ging das Schlacht=Getümmel wieder an, in welchem beyde Theile gar ſehr einbüßten, bis der türkiſche Heer=Führer zum Rückzuge blaſen ließ. Ein Unglück für die Chriſten war es, daß ſie jezt nicht gleich nach Damiata zurück marſchierten, denn durch die nunmehrige Zögerung gerieth das ganze Heer in die traurigſten Umſtände. Eine verheerende Seuche, welche durch die Menge der verweſenden Leichname entſtand, mit einer ſchrecklichen Hungers=Noth vergeſellſchaftet, raffte Tauſende weg. Man ſchlug nun den Saracenen einen Waffen=Stillſtand vor; als es aber auf Geiſſeln zur Feſthaltung des Vertrages ankam, ſo verlangte der Sultan den König ſelbſt; aber das wollte das Heer nicht zugeben, ſondern entſchloß ſich, den allenthalben verſperrten Weg nach Damiata mit Gewalt zu eröffnen. Bey der Ausführung dieſes Entſchluſſes aber wurde der König, nach einem hitzigen Gefechte, mit ſeinem ganzen Heere gefangen genommen. Er mußte ſich nun zur Rückgabe von Damiata, und

 800,000

800,000 goldener Byzantiner (*) bequemen, um ſeiner und ſeiner Ritter Freyheit zu erkaufen. Nach dieſer harten Gefangenſchaft und nach unzähligen Mühſeligkeiten, ging er nach Ptolemais. Für ſeine zurück bleibende Truppen hatte die neue Revolution in Aegypten, da die Mammelucken gerade jezt die Herrſchaft des Landes an ſich riſſen, äuſſerſt traurige Folgen. Die meiſten wurden hingerichtet, wenn ſie nicht ihren Glauben abſchwören wollten. Ludwig aber ging, nach einigen unglücklichen Unternehmungen in Paläſtina, endlich 1254 wieder nach Frankreich zurück.

Nicht lange nach ſeinem Abzuge machten ſich die Mammelucken von ganz Syrien und Paläſtina Meiſter. Dieſes Unglück rührte den frommen König ſo ſehr, daß er, ob er gleich ſehr ſchwach war, den Vorſatz faſſete, einen abermahligen Kreuz-Zug vorzunehmen. Anfangs erregte ſein Vorhaben tiefe Beſtürzung, bald nachher fand es ſo vielen Beyfall, daß viele Fürſten und Herren einen gleichen Entſchluß nahmen. Auch in England ſchlug dieſe Raſerey von neuem Wurzel. — Der heil. Ludwig zog ſein Heer wieder bey **Aigues Mortes** zuſammen, und am 1 Jul. 1270, ging er mit 60,000 Mann unter Segel. An ſtatt aber gleich nach Paläſtina zu gehen, befand er für gut, vorher **Tunis**, an der afrikaniſchen Küſte, zu beſetzen. Man landete ohne viele Schwierigkeiten, ſäumte aber mit den ernſtlichen Anſtalten zur Belagerung der Stadt, weil Ludwig erſt den König von Sicilien erwarten wollte. Während der Zeit aber wüteten allerley Krankheiten; dieſe nebſt andern widrigen Zufällen, rieben das Heer bis zur Hälfte auf, und am 15 Aug. raubte auch eine heftige rothe Ruhr dem Könige das Leben. Seine lezte Gedanken waren noch eine

(*) Nach damahligem Fuße ungefähr 100,000 Mark Silbers.

eine Sorge für die Bekehrung der Ungläubigen. Seinem Sohne, Philipp dem **Kühnen**, wurde ſogleich gehuldiget. — An eben dieſem Tage kam der König von Sicilien mit einer anſehnlichen Flotte an, und erhob dadurch den ſinkenden Muth der Franzoſen. Die Saracenen wurden hierauf in 3 blutigen Schlachten gänzlich beſiegt, wodurch der König von Tunis zur Anerbiethung eines vortheilhaften Friedens auf 10 Jahr, den man auch annahm, genöthiget wurde. Gerade jezt kam Eduard, Kronprinz von England, mit ſeiner Flotte vor Tunis an, und weil er hier nichts mehr zu thun fand, ſo ſegelte er gleich weiter nach Paläſtina. Hier fehlte ihm nur Richard's Armee, um gleiche Lorbeeren über die Ungläubigen zu ärnden. Weil aber ſein Heer ſich zulezt zu einem Häufchen verminderte, ſo entſchloß ſich der tapfre Prinz zur Rückreiſe, nachdem er im J. 1272 mit dem Sultan von Aegypten einen Stillſtand eingegangen war, nach welchem Jeder das Seinige behalten ſollte. Nicht lange nach ſeinem Rückzuge aber ging nun alles, was die Chriſten je in Paläſtina beſeſſen hatten, an die Mammelucken verloren. Tripoli, Tyrus, Beryt und Sidon wurden erobert, und endlich ging auch 1291 die ſtärkſte Schutz=Mauer der Chriſten, die Stadt Ptolemais, wo ſich ſeit 110 Jahren die Johanniter=Ritter aufgehalten hatten, an die Ungläubigen über. — Alles wurde geſchleift, damit die Chriſten weiter keinen Aufenthalt finden möchten, und alles, was Chriſt hieß, mußte entweder den Wander=Stab ergreifen, oder ſeinen Glauben abſchwören. Gut war es für die **drey** geiſtliche **Ritter=Orden**, die Johanniter, **Tempel=Herren** und **deutſchen Ritter**, daß ſie ſich in Europa hinlänglich bedacht hatten, um nicht mit dem heiligen Lande alles einzubüßen.

Den Völkern Europens waren nun endlich die Augen geöffnet, und ſo viele Mühe ſich verſchiedene

Päpſte, inſonderheit Nikolaus IV. 1292, und Clemens V. 1311, gaben, ihren Eifer anzufachen, und die Chriſten zu neuen Kreuz⸗Zügen zu reizen, ſo arbeiteten ſie doch umſonſt, und ſeitdem haben die Kreuz⸗Züge aufgehört. Das heilige Land ſank wieder in die alte Sclaverey zurück, die vielleicht erträglicher war, als die Herrſchaft habſüchtiger und zügelloſer Chriſten. Die Kreuz⸗Fahrer hatten nunmehr nichts gewonnen, ob ſie ſchon im Mutter⸗Lande ihres Glaubens⸗Stifters ſeine göttliche Lehre mit ihrem Blute verſiegelt hatten.

Dies iſt der Ausgang der **heiligen Kriege**, oder der frommen Raſereyen, welche zwey Jahrhunderte allgemein, inſonderheit in Frankreich, und zu deſſen größtem Nachtheil, gewütet, und, auſſer den unermeßlichen Koſten, an 6 bis 7 Millionen Europäer aufgerieben haben. Frankreich hat bey den 5 **großen Kreuz⸗Zügen** am meiſten geblutet, da es immer größern Antheil, als Deutſchland und das übrige Europa, daran hatte; keiner war, der Europa nicht unermeßliche Koſten und großes Elend zugezogen hätte. „Reines „Chriſten⸗Blut,“ ſagt Mailly: „in Einfalt des Glau„bens und der Schwärmerey hingegoſſen, wie Bäche, „für Knochen und Kreuzes⸗Reliquien; — hinſterben „der edelſten Geſchlechter, des Kernes der Söhne von „Deutſchland, Frankreich, Brittannien, Spanien, „Ungarn und Venedig, die im Orient ihr Blut ver„ſprützten; — öde Städte, menſchenarme Länder, „verraſete Felder, abſcheuliche Sitten, Leib und See„le verderbende Krankheiten; — wilde Denkungs„Art, geheuchelte Frömmigkeit, ausgeartete Stats„Kunde, Syſtem der Unterdrückung und der Fehden, „Ketten der Lehens⸗Dienſte, Ritterſchaft und Ordens„Innungen, dies waren Früchte der heiligen Kriege“. Kurz, dieſes einzige allgemeine Unternehmen, in welchem ſich die europäiſchen Nationen jemahls vereinigt,

und welches faſt alle mit gleicher Hitze betrieben haben, iſt am Ende nichts weiter, als ein ſeltſames Denkmahl der menſchlichen Thorheit.

Und der Nutzen dieſer fürchterlich großen Begebenheiten? — Er iſt freylich nicht ſo ganz auffallend ſichtbar, obgleich, was Wiſſenſchaften, Künſte und Handel betrifft, gar nicht unverkennbar; aber bey dem allen können wir es doch gewiß der gütigen, über die Schickſale der Menſchen und Länder wachenden Vorſehung, die in dem Kleinſten, wie in dem Größten, und zwar zum Beſten des Ganzen ſtets wirkſam iſt, zutrauen, daß auch aus dieſen für jeden, der Gefühl für Menſchen-Glück und Menſchen-Elend hat, ſchauderhaften Scenen, im Stillen und von unſern kurzſichtigen Augen unbemerkt, vielleicht ſchon jezt, Revolutionen erfolgt ſind, und ſich fernerhin noch entwickeln werden, die der eingeſchränkte menſchliche Geiſt gerade nicht als Folgen jener Begebenheiten betrachtet, und die durch ihre Wohlthätigkeit und ihren auf Jahrtauſende fortdauernden glücklichen Einfluß, allen den Jammer und alles das Elend, welches jene Auftritte damahls verbreiteten, vielfach aufwiegen. Aber auch ſchon damahls hat die Vorſehung, welche alle thörichte Unternehmungen der Menſchen mit Güte und Weisheit lenkt, doch aus dieſen ausſchweifenden Feld-Zügen manche für Europa wohlthätige Folgen entſtehen laſſen, welche hier kurz angemerkt zu werden verdienen.

Die Kreuz-Soldaten gingen, auf ihrem Zuge nach dem gelobten Lande, durch mehr angebauete und beſſer geſittete Länder, als diejenigen waren, aus denen ſie kamen. Ihr erſter Sammel-Platz war gemeiniglich Italien, wo Venedig, Genua, Piſa und andere Städte angefangen hatten, ſich auf den Handel zu legen, und dadurch ſowohl dem Reichthume, als

auch der Verfeinerung der Sitten, näher gekommen waren. Sie gingen daſelbſt zu Schiffe, und landeten alsdann wieder in Dalmatien, von da ſie ihren Weg bis Conſtantinopel zu Lande fortſetzten. Dieſe alte und berühmte Stadt hatte bis dahin noch nie die zerſtörende Wut wilder Eroberer empfunden, und in ſo fern weit günſtigere Schickſale, als Rom, gehabt; ſie war die größte und ſchönſte von allen europäiſchen Städten, und die einzige, in welcher noch ein Bild der Artigkeit alter griechiſcher und römiſcher Sitten, und prächtige Denkmäler des Geſchmackes und der ſchönen Künſte waren. Auch die See-Macht des morgenländiſchen Kaiſerthumes war nach damahliger Art beträchtlich. In dem Gebiethe deſſelben waren ferner vortreffliche Manufacturen und Fabriken (*) angelegt. Conſtantinopel war der einzige Markt-Platz in Europa, wo man mit oſtindiſchen Waren handelte. Der Reichthum, welcher ſich aus dieſen Quellen in die

(*) Daß die **Manufacturen und Fabriken** bey Gelegenheit der Kreuz-Züge in Aufnahme kamen, beweiſet unter andern auch der, unter **Roger'n**, König von Sicilien, 1131 durch dieſe Revolution zuerſt aus Griechenland nach Italien gekommene **Seidenbau**. Er hatte aus verſchiedenen griechiſchen Städten Manufacturiers weggenommen, und legte nun in Palermo Seiden-Manufacturen an, welche guten Fortgang gehabt haben müſſen, weil man bald darauf Seiden-Zeuge in Italien immer gemeiner werden ſieht. Auch andere Künſte wurden ausgebreitet. **Faucher** ſagt von **Ludwig** VII. Folgendes: „Dieſes war der erſte König „ſeines Hauſes, der durch einen Zug nach Jeruſalem, auch „auſſer Landes ſeine Reichthümer zeigte. Auch fing Frankreich ſeitdem an, ſich durch die prächtigſten Gebäude zu „verſchönern. Man fand nun Geſchmack an Juwelen und „andern Koſtbarkeiten, welche entweder dem Könige oder „ſeinem Gefolge in der Levante gefallen hatten. Man „kann daher füglich von dieſem Fürſten ſagen, daß er den „erſten, eines ſo großen Königes würdigen **Hof-Stat** hatte, „welcher ſo glänzend war, daß ſeine Gemahlinn die Einfalt unſerer vorigen Regenten verließ, und ihm ein ſilbernes **Grabmal** ſetzen ließ, da man ehedem nur ſteinerne „kannte.“

die Stadt ergoß, unterhielt darin eine Pracht-Liebe und Neigung zu Künſten und Wiſſenſchaften, welche ihr den Vorzug vor allen andern Städten der damahligen Welt erwarben. Aber auch auſſer ihr fanden die Kreuz-Fahrer in Aſia noch beträchtliche Ueberbleibſel der Wiſſenſchaften und Künſte, welche das Beyſpiel und die Aufmunterung der Caliphen in ihrem Gebiethe geſchützt und ausgebreitet hatte. Selbſt die eigenen Geſchichtſchreiber der Kreuz-Fahrer miſchen in ihre Erzählungen rührende Beweiſe von Menſchlichkeit und Großmuth in dem Betragen des Sultans Saladin, und einiger anderer Anführer der Türken, die uns auch einen hohen Begriff von ihren Sitten machen können. Es war nicht möglich, daß die unzählbare Menge der Kreuz-Fahrer das alles hätte ſehen ſollen, ohne vieles davon zu lernen, und ſich zu Nutze zu machen. Ihre Ausſichten wurden erweitert, ihre Vorurtheile nach und nach geſchwächt, neue Begriffe drängten ſich haufenweiſe in ihre Seele, und ſie mußten bey manchen Gelegenheiten das Bäueriſche ihrer eigenen Sitten fühlen, wenn ſie dieſelben mit der feinern Lebens-Art dieſer Völker verglichen. Dieſe Eindrücke konnten bey der Rückkunſt in ihre Heimath nicht ſogleich vertilget werden. Die genaue Verbindung zwiſchen den Morgen- und Abend-Ländern, welche die Kreuz-Züge veranlaſſet hatten, war auch nicht vorüber gehend, ſondern dauerte zwey ganze Jahrhunderte hindurch; neue, nach Aſia ziehende Kriegs-Heere begegneten den daher zurück kommenden Abenteurern, welche manche von den Gewohnheiten des Orientes, die ihnen durch einen langen Aufenthalt darin eigen geworden waren, mit ſich nach Hauſe brachten. Dieſem gemäß finden wir auch kurz nach dem Anfange der Kreuz-Züge eine größere Pracht an den Höfen der Fürſten, größern Pomp in allen öffentlichen Cerimonien, einen feinern Geſchmack in Luſtbarkeiten und Zeitver-

treiben, und daneben einen romanhaften Unternehmungs=Geiſt, welchen nicht nur das dieſen Feldzügen eigenthümliche Wunderbare einflößte, ſondern auch das Beyſpiel der erhitzten Einbildungs=Kraft der Araber gar ſehr ſtärkte, und nach und nach über ganz Europa ausbreitete. Auf dieſe Weiſe haben wir jenen thörichten wilden Feldzügen den erſten Anbruch des Lichtes zu danken, welches die Barbarey und Unwiſſenheit vertreiben ſollte.

In der **Lebens=Art der Europäer** beobachtet man die Spuren der wohlthätigen Folgen der Kreuz=Züge nur langſam. Der **Einfluß derſelben auf den Stand des Eigenthumes, und folglich auch auf die Macht der Regenten**, war plötzlicher und bemerkbarer. Sie brachten beträchtliche Veränderungen in dem **Bauern=Stande** hervor. Ein Land, darin, nach der Predigt der Geiſtlichen, Milch und Honig fließen ſollte, als freyer Eigenthümer zu beſitzen, und für deſſen Befreyung von der Gewalt der ungläubigen Saracenen, ſich noch dazu völligen Ablaß aller ſeiner Sünden und den Himmel zu verdienen, — dieſes mußte, natürlicher Weiſe, für die Phantaſie des in bruchigen und rauhen Gegenden von Deutſchland unter dem Joche der Leibeigenſchaft ſeufzenden Bauern eine unwiderſtehliche Reizung ſeyn, ſich mit dem Kreuze bezeichnen zu laſſen, und mit Weib und Kind von dannen zu ziehen. Wollten nun die Guts=Herren die Bauer=Höfe nicht ganz verödet ſtehen ſehen, ſo waren ſie genöthigt, entweder dem gegenwärtigen Beſitzer durch Ertheilung einer gänzlichen, oder wenigſtens perſönlichen, Freyheit, und Erlaſſung eines großen Theiles ſeiner Zins= und Dienſt=Pflichten, die Vorſtellung von jenem irdiſchen und himmliſchen Paradieſe, welches **Peter der Eremit** ihnen verſprach, aus dem Kopfe zu bringen, oder ſie mußten die verlaſſenen Höfe mit freyen Leuten beſetzen, die ſich nur

auf billige Bedingungen annehmen lieſſen. Der Adel, welcher damit ſchon viel von ſeiner bisherigen Gewalt verlor, büßte noch mehr von ſeinem Anſehen dadurch ein, daß er zu Beſtreitung der ungeheuern Koſten, welche dieſe Feldzüge erforderten, viele ſeiner Güter verkaufen mußte. Die Menge derer, die ſich mit romantiſchen Hoffnungen von prächtigen Eroberungen in Aſia ſchmeichelten, verminderte ſelbſt durch das häufige Feilbiethen ſeiner vaterländiſchen Beſitzthümer den Werth derſelben; und dieſes gab den Regenten Gelegenheit, die größten Ländereyen für geringe Summen anzukaufen, und in Domänen zu verwandeln, wozu dieſelben deſto eher im Stande waren, da im Anfange kein einziger Regent der europäiſchen Staten für ſeine eigene Perſon auf dieſe abenteuerliche Unternehmungen ſich einließ. Auch erloſchen oft ganze Familien vieler mächtigen Vaſallen durch dieſe gefahrvolle Unternehmungen, und dann fielen ihre Beſitzthümer an den Regenten, als Lehens-Herrn, zurück. Die Gewalt der Leztern ward dadurch immer unumſchränkter, je mehr die bisherige ariſtokratiſche Verfaſſung abnahm. Wie denn auch ferner die lange Abweſenheit ſo mancher mächtiger Herren, die gewohnt waren, ihren Regenten vorzuſchreiben, den Königen eine Gelegenheit gab, ihre Vorrechte auszudehnen, und in der Regierung ein neues Gewicht zu gewinnen.

Zu dieſen Umſtänden kam auch noch dieſes, daß alle, die das Kreuz nahmen, dadurch unter den unmittelbaren Schutz der Kirche verſetzt wurden, welche allen denen, die dieſe heilige Krieger und ihre Güter befehden, oder ihnen Schaden und Unrecht thun würden, mit ihren ſchwereſten Flüchen drohete. Hieraus wurden die Privat-Händel und Feindſeligkeiten, welche ſonſt die öffentliche Ruhe ſtöreten, ſehr gemindert und eingeſchränket, und eine allgemeinere und feſtere Ju-

ſtiz=Pflege fing dagegen an, eingeführt zu werden. Alles dieſes waren die erſten Schritte zu Errichtung einer regelmäßigen Regierung in den europäiſchen Staten.

Eben ſo wichtig waren auch die Wirkungen der Kreuz=Züge in Anſehung des Handels. Die erſten Kreuz=Heere, welche Peter der Einſiedler und Gottfried von Bouillon durch Deutſchland und Ungarn nach Conſtantinopel geführt hatte, litten ſowohl durch die Länge des Marſches, als auch von der Grauſamkeit der in dieſen Ländern wohnenden, und durch das eigene ſchlechte Betragen der Kreuz=Fahrer gereizten Völker, ſo viel, daß andere abgeſchrecket wurden, eben dieſen Weg zu nehmen. Sie wählten alſo lieber den Weg zu Waſſer, wozu Venedig, Genua und Piſa ihnen die Schiffe gaben. Schon die Summen, welche dieſe Städte für die Schiff=Fracht zogen, waren erſtaunlich groß; indeſſen waren ſie doch nur ein geringer Theil des Gewinnes, den ſie aus den heiligen Kriegen zogen. Sie lieferten, vermöge eines mit den Kreuz=Fahrern geſchloſſenen Contractes, alle Bedürfniſſe derſelben, und bemächtigten ſich dadurch aller Vortheile dieſes einträglichen Handels=Zweiges. Jeder glückliche Erfolg, den die Kreuz=Züge hatten, eröffnete neue Quellen des Handels und des Gewinnes. In denen Colonien, welche die Chriſten in Aſia anlegten, wurden den Venetianern, Genueſern und Piſanern, die vorzüglichſten Freyheiten bewilliget. Alle Waren, die ſie ein= und ausführten, wurden von Abgaben frey erklärt; ihnen wurde das Eigenthum ganzer Vorſtädte in den See=Plätzen, ganzer Straßen und großer Gebäude in andern Orten zuerkannt. Alle Rechts=Händel unter Perſonen, die in ihrem Bezirke wohnhaft waren, oder unter ihrem Schutze Handel und Gewerbe trieben, durften von ihren hierzu beſtellten Richtern nach eigenen Geſetzen unterſucht

und geſchlichtet werden. Bey der Eroberung von Conſtantinopel hatten die Venetianer gleichfalls die weſentlichſten Vortheile. Sie machten ſich auch ferner Meiſter von einem Theile des alten Peloponneſus in Griechenland, und von einigen der fruchtbarſten Inſeln im Archipelagus. Verſchiedene ſchätzbare Zweige des Handels, die ehemahls Conſtantinopel beſaß, zogen ſich nun nach Venedig, Genua und Piſa. So öffnete eine Reihe von Begebenheiten, welche dieſer heilige Krieg verurſachte, mancherley Quellen, aus welchen der Reichthum ſtrohmweiſe in dieſe Städte floß, welche ſie unter dem Beyſtande anderer wichtigen Einrichtungen in Stand ſetzte, ihre Freyheit und Unabhängigkeit zu befeſtigen.

Aber nicht nur die Italiäner und die Franzoſen, ſondern auch die Deutſchen, wußten von der neuen Richtung des morgenländiſchen Handels Vortheile zu ziehen. Die Bremer thaten ſowohl zu Waſſer, als zu Lande, bey der Eroberung Jeruſalems große Dienſte, und wurden deswegen 1111. von Kaiſer Heinrich IV. mit dem Vorrechte begnadigt, daß ihre Proconſuln und Conſuln auf den Kleidern und Mänteln, gleich dem Ritter=Stande, Gold und Grauwerk tragen durften (*), welches eine Art von Standes=Würdigung war. Sie und die Lübecker hatten 1188 bey der Belagerung Accon's oder Ptolemais, von ihren Schiffen, womit ſie dieſelbe deckten, die größten Segel=Tücher abgenommen, und davon Gezelte für die verwundeten Kriegsleute gemacht, die ſie ſorgfältig verpflegten

(*) *Dipl. ap. Lünig* im Reichsarchiv, P. ſp. cont. 4, P. 1. p. 219. Ceterum propter viriles actus ac non modicos labores & expenſas, quos & quas ciues Bremenſes per mare ſuis nauibus & per terram fecerunt, in paſſagio vltra mare ad terram ſanctam, quando ciuitas Hieroſolymitana tempore praecl. record. Henrici genitoris noſtri ab ill. Ducibus Godfrido & Balduino capta fuerat & obtenta, — — Procoſſ. & Coſſ. dignos facimus, — vt ſe ipſos eorum veſtes & indumenta auro & vario opere, vt militibus conceſſum eſt, poſſint & valerent adornare.

ten (*), und dadurch die Stiftung des deutſchen Ordens veranlaſſeten; ſ. oben, S. 179. Es iſt kein Zweifel, daß unter den vielen fremden Kaufleuten, die ſich in den beyden reichen Handels=Städten Accon (**) und Damiata (***) aufhielten, Bremer und Lübecker geweſen ſeyn, die beſtändig eine Anzahl Schiffe in den dortigen See=Häfen liegen hatten, um auch auf dem Oceane levantiſche Güter nach der Oſt=See zu bringen. Die Anwohner der Oſt=See hatten alſo ihre alte Gewohnheit, das mittelländiſche Meer zu beſuchen, noch nicht abgelegt, und ihre Flotten waren bey den Kreuz=Fahrten in dieſen Gewäſſern eben ſo häufig, als die italiäniſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen und engliſchen. Beynahe ſcheinen die Deutſchen ſelbſt den Italiänern bey dieſem neuen Gewerbe das Beyſpiel gegeben zu haben. Denn Kaiſer Friedrich II. trieb aus ſeinen ſiciliſchen Staten einen Handel, der durch ganz Aſia ging, und ſich bis in Indien erſtreckte. Er erhielt kurz vor ſeinem Ende 12 mit Gold und Silber beladene Kamele aus dem Oriente (****).

Die durch die Kreuz=Predigten veranlaßte Verfolgung der Juden hat ebenfalls zur Aufnahme des Handels in Ober=Deutſchland nicht wenig beygetragen, indem das Gewerbe dieſer Gattung von Menſchen von je her dem Groß=Handel nachtheilig geweſen iſt. Da ſie ſich nun in groſſer Anzahl in den oberländiſchen Städten aufgehalten haben, ſo mußte ihre Vertreibung dem dortigen Handel eine andere und beſſere Geſtalt geben.

Von der Revolution im europäiſchen Handel durch die Kreuz=Züge, ſ. Hrn. Prof. Fiſcher Geſchichte des teutſchen Handels, 1 Th. (Hannov. 1785, gr. 8.) S. 393, fgg.

Auſſer demjenigen, was jezt angeführt worden iſt, haben die Kreuz=Züge auch noch andere wichtige Folgen gehabt, von welchen ich nur noch einige deswe=

(*) *Chron. ord. Teuton.* §. 39, *ſ. ap. Matthaei. To. V. Anal. vet. aevi, p.* 655. S. auch den hiſtor. diplomat. Unterricht von des teutſchen Ordens Balley Heſſen, 1751, §. 2, p. 2.

(**) *Chron. ord. Teuton.* §. 265, p. 751.

(***) *Godefrid. Mon. ad a.* 1217.

(****) Häberlin's Reichshiſtorie, B. 2, S. 518.

wegen nahmhaft machen will, weil ſie bis auf den heutigen Tag ſich erhalten haben.

Es gehört hierher das **Ritter-Ordens-Weſen,** wozu bey Gelegenheit der Kreuz-Züge der Grund gelegt wurde, indem die noch blühenden anſehnlichſten unter allen Ritter-Orden, nähmlich der Johanniter- oder Maltheſer-Orden ſowohl, als auch der Marianer- oder deutſche Orden, darin geſtiftet worden ſind. Siehe oben, S. 177, fgg.

Ferner ſind die **Geſchlechts-Wapen** auch eine Erfindung der Kreuz-Züge. Unter der einförmigen Rüſtung würde man einen Ritter und Streiter von dem andern nicht haben unterſcheiden können, wenn es nicht mit Hülfe der Zeichen, die jeder auf ſeinem Schilde hatte, wäre erleichtert worden. Von dieſen Zeichen nahmen auch viele Ritter die nach und nach aufgekommenen Geſchlechts-Nahmen her; und der Sohn machte ſich eine Ehre daraus, mit eben dem Schild-Zeichen im Felde zu erſcheinen, welches durch die tapfern Thaten ſeines Vaters berühmt geworden war.

Daß für **Künſte und Wiſſenſchaften,** inſonderheit für die Geſchichte, Sprachen, mathematiſche, phyſikaliſche und geographiſche Länder-Kunde, die Kreuz-Züge von großer Wirkung geweſen ſeyn, iſt aus dem Obigen leicht einzuſehen. So gar unſere jezt übliche gemeine **deutſche Zahlen** ſind aus Arabien durch die Kreuz-Züge zu uns gebracht worden.

Unter den Wiſſenſchaften hat **inſonderheit die Arzeney-Gelahrtheit durch die Kreuz-Züge großen Nutzen erhalten,** welcher aber erſt nach einigen Jahrhunderten in Deutſchland erkannt worden iſt. Durch die Kreuz-Züge wurden die Schriften der arabiſchen und einiger griechiſchen Aerzte in Europa eingeführt. Die erſtere Sprache war zu der Zeit den Europäern durch die Wallfahrten, und durch die Saracenen oder

Mau-

Mauren in Spanien, bekannt geworden. Die Ueberſetzungen der arabiſchen Aerzte machten dieſe Wiſſenſchaften zuerſt in Italien, und hernach in Frankreich, bekannt. In beyden Ländern wurde ſie öffentlich zu Salerno, Montpellier und Paris, gelehret. Die einige Jahrhunderte nachher erfolgte Eroberung von Conſtantinopel, trieb verſchiedene gelehrte Griechen nach dem Occident; und da ſie viele Handſchriften der griechiſchen Aerzte mitbrachten, aus welchen die arabiſchen Aerzte ihre mediciniſche Weisheit geſchöpft und ſie öfters in ihren Schriften angeführt hatten, ſo wurde die griechiſche Sprache erlernet, und die Arzeney-Wiſſenſchaft, durch die Ueberſetzungen dieſer Schriften in die lateiniſche Sprache, allgemeiner gemacht, ſo, daß in der Folge die von den Arabern genutzten griechiſchen Schriftſteller in der Grund-Sprache ſelbſt geleſen wurden.

Der erſte Nutzen, welchen die Kreuz-Züge brachten, war die **Einführung der öffentlichen Kranken-Häuſer**, die zuerſt in den Morgenländern errichtet, und in welchen arme Kranke aufgenommen und verpfleget wurden. Sie verdienen aus der Urſache angemerkt zu werden, weil die Arzeney-Wiſſenſchaft durch deren Stiftung in Aufnahme gekommen und verbeſſert worden iſt. Siehe im XLVII Th. S. 123, f. und 499, fgg.

Endlich iſt auch ſelbſt von den **Religions-Gebräuchen** manche willkürliche Anordnung aus dieſen Zeit-Umſtänden herzuleiten. Dahin gehören: die Titular-Biſchöfe in partibus infidelium, die Privat-Capellen, der Roſen-Kranz (ſ. oben, S. 306), u. ſ. w.

*Bened. de Acoltis* de bello a chriſtianis contra Barbaros geſto pro Chriſti ſepulcro & Judaea recuperandis Libri IV. Venet. 1532. 4

Hiſtoria di *Roberto* Monaco della guerra fatta da principi chriſtiani contra Saracini per l'acquiſto di terra ſanta, tradotta per M. *Franc. Baldelli*. Fiorenze, 1552. 8.

Jac.

*Jac. Bongars* Geſta Dei per Francos, ſ. orientalium expeditionum hiſtoria. Hanoviae 1611, f. 2 Bände. Iſt eine Sammlung von 20 Schriftſtellern damahliger Zeiten, die den heiligen Krieg beſchrieben haben.

Hiſtoire des croiſades pour la delivrance de la Terre Sainte, par le P. *Louis Maimbourg*, à Par. 1686, 4. 2 Bände.

*Ad. Reckenberg* diſſ. de prima expeditione cruciata, ſt. im 2 Th. ſeiner Diſſertatt. hiſtor. politic. S. 474, fgg.

*Gothofr. Aug. Meerheim* diſſ. de vtilitate expeditionum cruciatarum, Viremb. 1776, 4.

**Jo. Cph Maiers** Verſuch einer Geſchichte der Kreuzzüge und ihrer Folgen. Zwey Theile. Berl. 1780, gr. 8.

Eſprit des Croiſades, à Par.

D. überſ. u. d. T. Geſchichte der Kreuzzüge, oder Staats- und Kriegs-Begebenheiten der Unternehmungen der Chriſten wider die Mohammedaner, im 11, 12 und 13ten Jahrhunderte, zur Wiedereroberung des heiligen Landes. Erſter Band, welcher die Einleitung, nebſt einem hiſtoriſch-kritiſchen Verzeichniſſe der Quellen dieſer Geſchichte enthält. Lpz. 1782, gr. 8. 710 S.

Zwenter Band, welcher die Geſchichte des erſten Kreuzzuges enthält. 652 S.

Auſſer den jezt beſchriebenen Zügen wider die Ungläubigen in den Morgenländern, wurden auch diejenigen Krieges-Unternehmungen **Kreuz-Züge** genannt, welche die europäiſchen Chriſten, auf Antrieb der Päpſte, wider ſolche, die für Kezer und Feinde der Kirche erklärt waren, bisweilen unternahmen. Man erhielt dadurch gleichen Ablaß, wie bey jenen, ließ ſich auch wohl auf ähnliche Art mit dem Kreuze bezeichnen.

Seit den Zeiten der Kreuz-Züge, iſt nie wieder eine Epoche geweſen, wie die **neue Epoche** des menſchlichen Geſchlechts in Europa, deren Anfang im J. 1789, dem merkwürdigſten ſeit vielen Jahrhunderten, begann, in welcher eine politiſche Meinung ſo durch ganz Europa ſich mit ſolcher allgemeinen Heftigkeit und Theilnahme verbreitete, und ausſchweifte. Der Geiſt der Freyheit ward, am Ende des 18ten Jahrhundertes, wie der Geiſt der Religion,

gion, am Ende des 11ten, kriegeriſch. Damahls eroberte man das heilige Land, jezt die heilige Freyheit. Damahls ſtritt man gegen Saladine, jezt gegen ſeine eigene Fürſten. Die Franzoſen nahmen damahls dem Ungläubigen Könige ſeine Schlöſſer, jezt nahmen ſie dieſelben dem Allerchriſtlichſten. Wie damahls, ſo ward auch jezt der Enthuſiasmus in vielen Köpfen Schwindel und Fanatismus. Man ſchlug den Leuten die Köpfe ab, man plünderte und zerſtörte Häuſer und Schlöſſer, um die Rechte der Menſchheit zu zeigen. „Im J. 1725, iſt die Welt „toll geworden,“ ſchrieb Cheſterfield. — „Ich „glaube, in dieſem Jahre wird man ſie müſſen in das „Tollhaus ſchicken,“ — ſchrieb Friedrich der Große an Voltaire, im J. 1740 (*). Beyde erwähnte Jahre zeichneten ſich doch nicht durch ſo viele unſinnige Scenen aus, wie das vorige (1789) Jahr. — Aber bey heftigen Revolutionen kann es an tollen Ausſchweifungen nicht fehlen. Wenn die Politik dem Volke mit Beyfall predigt, ſo geräth ein Theil der Zuhörer in Ueberſpannung der Schnellkraft. Der Freyheits-Drang ward in Paris Schwindel, und er zog von Paris nach Oſten, Süden und Weſten, drang nach Weſt-Indien, und die ſchwarzen Sclaven in den heißen Inſeln wurden davon unſinnig. Die Freyheit iſt eine ſchöne Nahrung, aber es gehört ein guter Magen dazu, um ſie zu verdauen, ſagte Rouſſeau. Und den haben nicht alle Menſchen.

**Kreuz-Zügel**, ſ. **Pferde-Geſchirr**.

1. **Kreuzen**, mit dem Hülfs-Worte haben, Fr. croiſer.

1. Ein

(*) S. Oeuvres de *Voltaire*, To. 52, S. 468.

1. Ein Manufactur-Wort, welches ſonderlich in den Zeug- und Seiden-Manufacturen gebraucht wird.

In den Zeug-Manufacturen, heißt einen Zeug kreuzen, Fr. croiſer une Etoffe, ihn mit vier Schemeln oder Tritten arbeiten, um dadurch die Fäden feſt und derb zuſammen zu ziehen, und dasjenige, was man die Kreuz-Webung, die Kreuz-Wirkung, das Kreuz-Gewirk, das Köpern, Fr. Croiſure, nennt, heraus zu bringen.

In den Seiden-Manufacturen, heißt es, die Seide, vermittelſt einer Mühle oder Winde, oder eines andern dazu dienlichen Inſtrumentes, gelinde zuſammen drehen; die Arbeit ſelbſt heißt das Kreuzen, Fr. Croiſement. Es iſt ſolches die nothwendigſte Zubereitung der Seide, die man von den Cocons abwindet. Sie geſchieht, indem man die 10 oder 12 zarten Fäden, woraus man denjenigen ſeidenen Faden macht, den man zur Seidenzeug-Manufactur beſtimmt, kreuzweiſe über einander legt. Durch dieſes Kreuzen, welches vermittelſt einer Mühle oder Winde geſchieht, werden ſolche Fäden mit einander vereinigt und befeſtigt. Bey der umgedreheten Seide iſt dieſe Zurichtung nicht nöthig.

Solche Zeuge nun werden gekreuzt, Fr. croiſé, genannt. Unter den ſeidenen Zeugen ſind die ſeidenen Sarſche, und die Ras von St. Maur; unter den wollenen die Raſche, Ratines und Sarſchen, und unter den baumwollenen und leinenen, die Baſins und Barchente auf ſolche Art gekreuzt. Alle dieſe gekreuzte Zeuge ſind beſſer zu gebrauchen, als die ungekreuzten.

2. In der See-Sprache wird dieſes Wort von Schiffen, und beſonders von bewaffeneten Schiffen, gebraucht, wenn ſie ſich einige Zeit, in einer gewiſſen Gegend der See, auf einer gewiſſen Höhe, vor einer

gewiſſen Rehde, Hafen u. ſ. w. aufhalten, und daſelbſt hin und wieder ſegeln, in einer gewiſſen Abſicht, um z. B. daſelbſt ankommende Schiffe zu erwarten, Corſaren von Plünderung der Kauf-Fahrer und die contrabanden Schiffe abzuhalten, feindliche Schiffe zu beobachten und wegzunehmen, Zufuhre abzuſchneiden, Nachrichten von der feindlichen Seite zu ſammeln, Häfen zu ſperren, Landungen abzuhalten, u. d. gl. **Auf See-Räuber kreuzen. In der See kreuzen.** Fr. croiſer, Engl. to cruiſe.

Entweder von dem hin und wieder fahren, da die Wege des Schiffes ſich gleichſam durchkreuzen, oder auch von kreiſen, im Kreiſe herum fahren, welches im gem. Leben gleichfalls **Kreizen** geſprochen wird. Siehe **Kreiſen** 2, im XLVIII Th. S. 583.

Die Gegend, wo das Kreuzen, oder die **Kreuz-Fahrt**, geſchieht, wird der Sammel-Platz oder die **Höhe des Kreuzens**, Engl. cruiſing latitude, genannt. Wenn die zu ſolcher Abſicht beſtimmten Schiffe, welche daher den Nahmen **Kreuzer**, Fr. Croiſeur, Engl. Cruiſer, führen, auf der ihnen angewieſenen Station, Fr. Croiſière, angelanget ſind, durchſtreichen ſie die See, vor- und rückwärts mit halben Segeln, in einer begränzten Weite, wo ſie vermuthen, dem Striche, den ihre erwartete Gegner halten, nahe zu ſeyn.

Vom Aſſecuriren der Kreuzer, ſ. **Joh. Weskett** Theorie und Praxis der Aſſecuranzen, nach Hrn. **Engelbrecht** Ueberſetz. 1 Th. (Lübeck, 1782, gr. 4.) S. 346, fgg.

2. **Kreuzen**, welches von **Kreuz** abſtammet, und in doppelter Geſtalt vorkommt.

1. Als ein **Neutrum** mit dem Hülfsworte **haben**.

(1) Hin und wieder fahren, ſich hin und her bewegen, ſo, daß die Richtungs-Linie der Bewegung ſich nach gewiſſen Winkeln durchſchneidet. **Die Wege**

ge kreuzen ſich, wenn ſie ſich nach Winkeln durchſchneiden.

(2) In einigen oberdeutſchen Gegenden, eine Wallfahrt mit Kreuz und Fahnen halten.

2. Als ein Activum.

(1) Mit dem Kreuze bezeichnen, das Zeichen des Kreuzes machen. Siehe **Kreuzigen.**

(2) An das Kreuz ſchlagen, eine veraltete Bedeutung für **kreuzigen**, welches noch bey dem Opitz vorkommt.

Daher durchkreuzen, kreuzweiſe durchſchneiden. So **durchkreuzen** ſich die **Linien** in der Wapen-Kunſt und Mathematik, wenn ſie ſich in Geſtalt eines Kreuzes durchſchneiden.

Figürlich, ohne einen gewiſſen Weg durchreiſen, durchirren. **Die See durchkreuzen.**

**Kreuzenach**, Creuzenach, oder **Kreuznach.** L. Crucenacum, vor Alters Cruciniacum, oder Crucianiacum, ein Ober-Amt und eine Stadt, in dem churpfälziſchen Antheile an der vordern Grafſchaft Sponheim, im ober-rheiniſchen Kreiſe.

Das Ober-Amt enthält 4 Städte, 31 Flecken und Dörfer, und 26 Meier-Höfe, und ein Salzwerk, welches das ſtärkſte in der ganzen Pfalz iſt, und, nach Abzug aller Koſten, auf 30,000 Fl. Ueberſchuß tragen ſoll. Das eine Salzwerk liegt diesſeit der **Nahe**, wo man von Alzey kommt, eine Viertel-Stunde von der Stadt, iſt 1729 angelegt, heißt **Karlshalle**, und hat ungefähr 10 Gradier-Häuſer. Zwey andere liegen an jener Seite, davon aber eins, welches 1743 angelegt iſt, und **Theodorshalle** heißt, nicht dem **Churfürſten**, ſondern einer Familie in Frankfurth, mit Nahmen Bartels, gehören ſoll, die daſſelbe vermuthlich **als** ein Lehen, oder unter einem andern Titel beſitzen **werden.** Die Sole von der churfürſtl. Saline

line wird zu zehnlöthig angegeben, die alſo ziemlich reichhaltig iſt.

Die Stadt Kreuzenach wird durch den Fluß Nahe in die Alt- und Neuſtadt abgetheilt. Sie iſt eigentlich die Haupt-Stadt der Grafſchaft Sponheim, und der Sitz des churpfälziſchen Ober-Amtes. Sie hatte zur Zeit der erſten fränkiſchen Kaiſer einen Königs-Hof. Nach Manheim und Heidelberg, iſt dieſer Ort die gröſte Stadt in der Pfalz, die aber doch nicht über 550 Häuſer hat. Ueber den Fluß, welcher, gedachter Maßen, die Stadt in 2 Theile abſondert, führt eine ſteinerne Brücke, der man das Alterthum aus allen Ecken anſieht. In dem vorderſten Theile der Stadt liegt ein wohl gebauetes Franciscaner-Kloſter; in dem andern Theile, gleich an der Nahe, iſt die katholiſche und reformirte Kirche, welche inwendig, wie die zu Heidelberg, durch eine Mauer abgeſondert iſt. In derſelben iſt ein ſchönes Monument des lezten Grafen von Sponheim, Symon IV., mit der Inſchrift: Anno Dni. MCCCCXIIII. Cal. Septembr. Nobil. Dominus Symon Comes in Spanheim & Vienne hic ſepultus. Cuius anima requiescat in pace. Amen. Die Lutheraner haben eine beſondere Kirche, und an Einwohnern iſt der katholiſche Theil der geringſte, Lutheraner und Reformirte ſind einander gleich, und die ſtärkſten. Die Straßen ſind mehrentheils ſchmahl, die Häuſer gut und ſchlecht durch einander, doch iſt der Ort noch ziemlich lebhaft. Es wird hier auch wöchentlich ein ſtarker Frucht-Markt gehalten, welcher der Stadt nebſt der herum liegenden ſchönen Landſchaft viele Nahrung verſchaffet. Das Schloß wird der Kautzenberg genannt; es wurde 1689 von den Franzoſen ruinirt; es liegt auf einem hohen felſigen Berge, dicht an der Nahe, in ſeinen völligen Ruinen. Nahe am Schloß-Berge herum, und an einer Seite der Stadt wird ziemlich viel Wein gebauet,

ſonſt

ſonſt aber beſteht die Haupt-Nahrung der Stadt in Ackerbau und Viehzucht. Die Einwohner handeln mit Wein, Salz, Korn, Mehl, Wolle und Tobak, zu deren Ausfuhre die Moſel und der Rhein ſehr bequem ſind. Fabriken und Manufacturen aber kennt man hier nicht.

**Kreuzer.** 1. Ein auf der See kreuzendes Schiff; ſ. oben, S. 370.

2. Eine deutſche Scheide-Münze, welche ihren Nahmen von dem vor Alters her darauf geprägten Kreuze hat (*), L. Croſatus, Crucifer, Cruciger, Cruciatus. Fr. Cruche. Es iſt eine kleine Münze von Silber, die in den öſtreichiſchen Landen, Bayern, Schwaben, am Rheine, in Franken, Böheim und Schle-



(*) Nach Joh. Mattheſius Bericht, in der 14ten Predigt, in ſeiner Sarepta, ſollen die Kreuzer ihren Urſprung von dem römiſchen Gelde haben. Denn, weil die Denarii der Römer 10 Aſſes, d. i. ein römiſches Quent Silber ungefähr gegolten haben, ſo ſey auf dieſe Geldſtücke, ein lateiniſches X, welches bey den Römern in der Zählung 10 bedeutet, und auf die halben Denarios ein lateiniſches V, welches 5 bedeutet, gepräget worden; da nun X ein Kreuz, wie das Andreas-Kreuz auf einigem clausthaliſchen beſchickt- und feinem Gelde ſteht, und V ein halbes Kreuz vorſtellt, und denn nachgehends ſolches X oder Kreuz auf einige Geld-Sorten, und noch ein, oder noch mehr römiſche Zahl-Zeichen dabey gepräget worden, wie viel ein Stück an Kreuzern gelte, ſo ſey daher die Benennung der Kreuzer entſtanden.

Hr. Prof. Köhler, in Göttingen, widerlegt dieſes, und ſchreibt: „Die Kreuzer-Münze kann nicht von dem „römiſchen Zahl-Zeichen, das einen Denarium bedeutet, „herkommen; denn auf den alten Kreuz-Pfennigen, da„her der Kreuzer-Nahme entſtanden, ſteht kein X von „Andreas-Kreuz, ſondern ein ordentliches Kreuz in dieſer „Form †, mithin führt dieſe kleine Münz-Sorte den Nah„men von der darauf geprägten Kreuz-Figur, nicht aber „von dem römiſchen Zahl-Buchſtaben, der 10 bedeutet. „Man ſetzte aber deswegen ein Kreuz auf dieſe alte Reichs„Münze, weil das Kreuz das eigentliche Wapen des deut„ſchen Reiches iſt.“

Uebrigens iſt das Kreuz auf den Kreuzern unterſchieden, einfach, oder ſternweiſe, wie auf den nürnberger Kreuzern.

Schleſien, ſehr gebräuchlich iſt. Man hat davon dreyerley Gattungen, nähmlich: leichte, ſchwere und Wechſel-Kreuzer. Die **leichten Kreuzer** ſind die gewöhnlichſten, und in allen vorhin erwähnten Ländern gänge und gebe. Ihr Werth iſt, nach unſerm Gelde, $3\frac{1}{5}$ Pfenn. oder 4 leichte Pfennige; 3 machen einen Kaiſer-Groſchen; 5 einen guten Batzen; 10, ein halbes Kopfſtück; 15, vier gute Groſchen; 20, ein Kopfſtück; 30, ein Achtgroſchenſtück; 60, einen Kaiſer-Gulden, und 90 einen Reichs-Thaler Courant, aus. Sie werden verſchiedentlich ausgemünzt, indem man halbe, ganze, Drey-, Sechs-, Sieben-, Zehn-, Zwölf-, Funfzehn-, Siebenzehn-, Zwanzig-, Dreyßig-, und Sechzig-Kreuzerſtücke hat. Die **ſchweren oder guten Kreuzer** ſind in Franken, inſonderheit in dem Bambergiſchen und Würzburgiſchen, desgleichen in den öſtreichiſchen Kreis-Landen, aber nicht ſo häufig, als die leichten Kreuzer, zu finden. Sie ſind am Werthe 4 gute Pfennige, daß alſo 3 einen guten Gröſchen; 4, einen ſchweren Batzen; 48, einen Kaiſer-Gulden, oder 16 Ggr.; und 72, einen Reichs-Thaler machen. Die **Wechſel-Kreuzer** ſind nur eine fingirte Münze, nach welcher an einigen Orten gerechnet wird, und deren 74 einen Reichs-Thaler machen.

Dieſe Münze hat, allem Vermuthen nach, in den kaiſerlichen Erb-Landen, beſonders in Tyrol, ihren Urſprung genommen, woher man dergleichen ſchon vom 13ten Jahrh. findet, denen das Zeichen eines Kreuzes aufgeprägt iſt. Die **Etſcher Kreuzer** findet man ſchon im 15 Jahrh. Erweislich falſch werden dieſelben in **Hirſchens Münz-Archiv**, Th. 1, S. 161, in Ao. 1490, 124 Stück auf die rauhe Mark von $7\frac{1}{2}$ löthigem Silber angegeben, und ihnen S. 188, 190, 216 und 221, der Cours gleich 4 bamberger und würzburg. Pfennigen geſtattet, deren à 28 Stück

Stück pr. 1 Lt. von $4\frac{1}{2}$ löthigem Silber 1593 Stück aus der feinen Mark Silber ausgebracht waren, und 6 Stück dieſer Pfennige den Werth eines ſolchen Kreuzers noch nicht erreicht haben würden; es müſſen alſo wohl 240 Stück derſelben Kreuzer, wie Adelung die in großer Menge zu Meran geſchlagenen Etſcher Kreuzer de Ao. 1473, 15 auf ein Lt. angibt, 1 Mark rauh gewogen haben, wie denn auch Ao. 1533 zu Augsburg von den Bundes-Ständen, und Ao. 1535 nach dem Münz-Vertrage zwiſchen dem römiſchen Könige Ferdinand, den Pfalz-Grafen Wilhelm, Ludwig, Otto Heinrich, und Philipp, dann den beyden Städten Augsburg und Ulm, verordnet wurde, 250 Kr. auf die rauhe Mark von 7 löthigem Silber auf die nürnberger, und $294\frac{1}{2}$ St. auf die wiener Mark rauh auszumünzen, mithin die nürnb. Mk. fein Silber darin zu 9 Fl. 31 Kr., und die wiener feine Mk. zu 11 Fl. 12 Kr. rheiniſch ausgebracht war, und dieſes betrug 9 Fl. 20 Kr. auf die cölniſche Mark fein Silber, war alſo ein ſolcher Kreuzer de Ao. 1533 und 1535, $2\frac{1}{7}$ Kr. im 20 Gulden-Fuß werth.

In den Reichs-Geſetzen kommt der Kreuzer am erſten in der zu Eßlingen von K. Karl V. im J. 1524 aufgerichteten Münz-Ordnung vor, wo 3 Kreuzer für einen neuen Groſchen, und 21 ſolcher Groſchen für einen Gulden geſetzt werden. Auch der tyroliſchen Kreuzer wird daſelbſt gedacht, deren auch 3 für einen Groſchen, 63 aber für einen Gulden kommen ſollen. Die Kreuzer wurden gar bald ſo beliebt, daß man ſie, beſonders da die Pfund- und Häller-Rechnung immer mehr in Abnahme kam, zu einem Münz-Rechnungs-Fuß annahm, der ſich bis auf unſere Zeiten aufrecht erhalten hat. Schon 1535 findet ſich, daß 4 Häller einen Kreuzer, 60 Kreuzer einen Gulden rheiniſch, oder 20 Schill. in Gold, gethan haben. In K.

Karl V. zu Augsburg 1551 errichteten Münz-Ordnung ſowohl, als in dem K. Ferdinandiſchen Münz-Edicte von 1559 ſcheinen die Kreuzer in ihrem Reichs-Werthe und Nahmen eigentlich autoriſirt und beſtärkt worden zu ſeyn, indem in der erſten nicht nur verordnet wird:

> Zum Achten, zwey und ſiebenzig Stück, die einen Goldgulden und derſelben Stück einen Kreutzer gelten, ſollen auf die Köllniſch Mark gehen 237 Stück und fein halten 6 Loth 1 Gren, wird die feine Mark ausgebracht um 10 fl. 26 kr. $\frac{3}{4}$ pf. ſolche Stücke ſollen durch das Reich Kreutzerer genennet werden;

ſondern auch der Kreuzer zugleich zum Fuß anderer Münz-Sorten beſtimmt wird, die unter dem Nahmen der Zwanzig- Zwölf- Zehen- Sechs- und Drey-Kreuzerer gepräget und genommen werden ſollen. Daher wurde auch verordnet, daß alle dieſe Reichs-Kreuzer auf dem Averſe mit dem kaiſerl. Adler, dem Zeichen J. C., und der Umſchrift: Caroli V. Imp. Aug. P. F. Decreto, ausgemünzet werden ſollten. Nach dem Ferdinandiſchen Münz-Edicte von 1559, gingen der Kreuzer ſchon mehrere, nähmlich 243$\frac{1}{2}$ Stück, auf die cölniſche Mark, hielten fein 6 Lt. 4 Grän, und wurde die feine Mark ausgebracht zu 10 Fl. 26$\frac{1}{7}$ Kr. ſo, daß ein ſolcher Kreuzer im Conv. 20 fl. Fuß am Werthe 1$\frac{1339}{1461}$ Kr. betrug, nach demſelben aber Zehen- Fünf- Zweyeinhalb- und Zwey-Kreuzerer gepräget und genannt. Auch in dem K. Maximilianiſchen Reichs-Abſchiede, zu Speyer 1570 errichtet, ſind die Kreuzer unter die Reichs-Münze gerechnet, und ihrer nachher immer mehrere, auch von auswärtigen Reichen, als z. B. polniſche Kreuzer, gepräget, und in den neuern Zeiten die Welt damit dermaßen überſchwemmet worden, daß man in man-

mancher Periode faſt nichts als Kreuzer geſehen hat, und öfters große, ja ſelbſt Capital-Zahlungen, wider alle Reichs-Grundgeſetze vom Münz-Weſen, in Kreuzern anzunehmen ſich gezwungen ſahe. Wie nun die Gulden und Thaler der Reichs-Richtpfennig der großen ſilbernen Sorten waren, ſo waren es die Kreuzer bey den kleinen, mit dem ſchon bemerkten Unterſchiede, daß man die Kreuzer auch zum Richt-Pfennig der Gulden und Thaler gebrauchte, ſo, daß 60 Kreuzer einen Gulden rheiniſch, 72 einen Gulden meißniſch und fränkiſch, und 90 einen Reichs-Thaler ausmachten. Es wurden aber die Kreuzer nach und nach, mit den übrigen kleinen Münz-Sorten immer ſchlechter, bis ſie endlich im J. 1693, nach dem Schluſſe der V. Stände, 400 St. pr. rauhe Mark von $5\frac{1}{3}$ Loth haltigen Silber, und folglich die Mark, fein zu 20 Fl. auszuprägen, verordnet wurde. In Franken gab es, wie ich bereits erwähnt habe, auch ſchwere Kreuzer, deren 72 auf einen Reichs-Thaler gingen; im Reiche ſind ſie ſchon ſeit 1551, 60 auf 1 Fl. geſetzt, und an denen Orten, wo der Conventions 24 fl. Fuß zulaſſungsweiſe eingeführt iſt, werden deren 375 Stück auf die rauhe cöln. Mark von 4 löthigem Silber geſchrotet, wobey die cöln. Mk. fein Silber mithin zu 25 Fl. ausgebracht iſt. Seit 1760 hat man nun auch angefangen, kupferne Kreuzer auszumünzen, wobey die Mark Kupfer gemeiniglich zu 30 Kr. ausgebracht iſt.

Bey Gelegenheit der in die kön. preuß. Staten häufig eingebrachten ſchleſiſchen und andern Kreuzer, worauf kein Bildniß oder Kopf befindlich war, und welche weder in Schleſien ſelbſt, noch anderwärts, weiter für voll, ſondern $7\frac{1}{2}$ Kreuzer nur für 1 Ggr. genommen wurden, verordnete K. Friedrich Wilhelm I. daß gedachte Kreuzer im Handel und Wandel nicht

höher, als das Stück zu einen halben Dreyer, oder 8 auf 1 Ggr., genommen werden ſollten.

Edict, wegen der frembden geringhaltigen kleinen Scheide-Münze, inſonderheit wegen der Kreutzer, worauf kein Bildniß oder Kopf befindlich. Sub dato Berlin, d. 11 Mart. 1732, ſt. in Mylius Corp. Conſt. March. 4 Th. 1 Abtheil. No. CIX, Col. 1351, f.

Berech-

Berechnung der Kreuzer gegenwärtiger Zeit,

nach den Stücken, die zu Folge der verſchiedenen Münz-Fuße auf eine cölniſche Mark fein Gold und Silber gehen, und des Werthes eines jeden Stückes in Paſſier-Piſtolen, à 5 Rthlr. nach dem 20 fl. Fuße, und in preußiſchem Courent-Gelde (*).

| | Folgende Stücke gehen auf eine cölniſche Mark fein | | Werth eines Stückes in dem Convent. 20 fl Fuß, die Paſſ. Piſtole à 5 Rthl. | | in dem preußiſchen Courent-Fuß. | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Gold. | Silber. | Gr. | Pfenn. | Gr. | Pfenn. |
| Kreuzer, 90 auf 1 Rthlr. nach dem | | | | | | |
| a) augsburger Giro-Fuß, Paſſ. Piſtolen à $3\frac{112}{127}$ Rthlr. - - - - - - - | $13972\frac{56}{127}$ | $944\frac{112}{127}$ | — | $4\frac{8}{127}$ | — | $4.^{3}$ |
| b) Convent. 20 fl. Fuß, Paſſ. Piſtolen à 5 Rthlr. - - - - - - - - - - | 17745 | 1200 | — | $3\frac{1}{5}$ | — | $3\frac{9}{25}$ |
| c) Preuß. oder Tyroler Cour. Fuß, Paſſ. Piſtolen, à $5\frac{1}{4}$ Rthlr. - - - - - | $18632\frac{1}{4}$ | 1260 | — | $3\frac{1}{21}$ | — | $3\frac{1}{5}$ |
| d) Convent. 24 fl. Fuß, dergl. à 6 Rthlr. | 21294 | 1440 | — | $2\frac{2}{3}$ | — | $2\frac{4}{5}$ |
| e) Convent. 25 fl. Fuß, dergl. à $6\frac{1}{4}$ Rthlr. | $22181\frac{1}{4}$ | 1500 | — | $2\frac{14}{25}$ | — | $2.^{7}$ |

Jo. Ge. Schoapps Tabellen der Reichskreutzer, reducirt gegen funfzigerley in- und ausländiſche Münzen. Nürnb. 1712, f.

(*) S. Hrn. Gerhardt Handbuch der deutſchen Münz- Maaß- und Gewichtskunde, (Berl. 1788, gr. 8.) S. 124.

Kreuz-

**Kreuzigen.** 1. Bey den Tuch-Machern, die vollen Gänge mit einem Stocke bemerken, welcher die Fäden kreuzweiſe geſchlungen hält, und das Ende eines Ganges bezeichnet.

2. Das Zeichen des Kreuzes mit den Fingern in der Luft machen, doch nur im gem. Leben, und in der R. A. **ſich kreuzigen**, ſich mit dem Zeichen des Kreuzes ſegnen. **Man möchte ſich kreuzigen und ſegnen!** Siehe oben, S. 54, fgg.

3. An das Kreuz ſchlagen, eine ehemahlige ſchimpfliche und ſchmerzhafte Art der Hinrichtung; ſ. oben, S. 20, fgg.

(1) Eigentlich. **Chriſtus iſt gekreuziget worden. Jeſum den Gekreuzigten ſuchen,** Matth. 28, 5.

(2) Figürlich in der deutſchen Bibel und bibliſchen Schreib-Art. **Sein Fleiſch kreuzigen, den alten Menſchen kreuzigen,** die ſinnlichen Begierden, der unangenehmen damit verbundenen Empfindungen ungeachtet, unterdrücken.

Daher die **Kreuzigung**, in allen obigen Fällen.

**Bekreuzigen**, mit einem Kreuze verſehen. In den Rechten der mittlern Zeiten bedeutete **ein Haus bekreuzigen**, daſſelbe durch Aufſteckung des Kreuzes befrohnen, d. i. den Gerichts-Zwang daran ausüben; ſ. oben, S. 15.

In der dritten Bedeutung bey dem Ottfried cruzen, und noch bey dem Opitz kreuzen, bey dem Notker chriucigen, der auch das Haupt-Wort Chrucigunga hat.

**Kreuznach**, ſiehe **Kreuzenach**, oben, S. 371.

**Kreyendorf**, ½ Meile von Moritzburg, im meißniſchen Kreiſe des Churfürſtenthumes Sachſen, iſt wegen ſeiner beſonders mächtigen Torf-Lager, welche in der dortigen Gegend mit Vortheil genutzet werden, merkwürdig.

Kreyer, Fr. Craie, eine Art niederdeutſcher und nordiſcher (inſonderheit ſchwediſcher und däniſcher) Laſt-Schiffe, welche drey Maſten, aber ohne Maſt-Korb und Stenge, d. i. Ober-Maſt, führen.

Siehe auch Caracke, im VII Th. S. 644.

Kreyfeld, ſiehe Krefeld, im XLVIII Th. S. 429.

Kreyſcha, ein churf. ſächſiſches ſchriftſäſſiges Kammer-Gut, im Amte Schweinitz, im Chur-Kreiſe, mit einem Dorfe und einer Kirche, an der alten Elbe, Torgau gegen über. Hier iſt eine churfürſtliche Stuterey, welche der zu Torgau untergeordnet iſt. Dieſes Kammer-Gut nebſt den churfürſtl. Vorwerken Döbrichau und Görnewitz müſſen, wenn es nöthig iſt, das Heu und Rauch-Futter in die torgauer Stuterey liefern.

Auf der Güſſefeldiſchen Karte ſteht Kreiſchau, Döbrichen, welches leztere auf der Seuteriſchen ganz fehlt.

Kribbel-Krankheit, ſiehe Kriebel-Krankheit.

Kribbeln, Kribbel-Kopf; ſiehe Kriebeln.

Kricklich, ſiehe Gricklich, im XX Th. S. 18.

Kriebel-Kopf, ſiehe Kriebeln.

Kriebel-Krankheit, Kribbel-Krankheit, Kribbel-Sucht, die Korn-Staupe, der krumme Jammer, die krumme Krankheit, die ſteife Krankheit, die ziehende Seuche, L. Convulſio cerealis, Necroſis cerealis, Fr. Maladie produite par le ſeigle ergoté, eine epidemiſche Nerven-Krankheit, in welcher nach einem ſtarken Schweiße kleine Blattern über den ganzen Körper hervor kommen, und ein heftiges Jucken verurſachen, wobey der Kranke ein Kriebeln (Kribbeln) der äuſſern Haut, welches der Bewegung laufender Ameiſen gleich kommt (Formicatio), in den Spitzen der Finger, und oft unter der ganzen Haut des Körpers, empfindet, welche, wo nicht vom Mutter-Korne oder den Korn-Zapfen, doch von ganz friſchem

ſchem in Menge genoſſenen Rocken, und überhaupt von ſchlechter und verdorbener Nahrung, entſteht.

Dieſe epidemiſche, und von andern allgemein herrſchenden Krankheiten gar ſehr verſchiedene, Krankheit, wird mit dem alten deutſchen Nahmen: Kriebel-Krankheit, oder die Krampfſucht, belegt. Der lateiniſche Nahme: Morbus epidemicus convulſivus malignus, welchen Horſt zuerſt gebraucht hat, iſt mehr eine aus dem Haupt-Zufalle hergenommene Beſchreibung der Krankheit, und daher der Krankheit gut angemeſſen. Die Benennung: Morbus ſpasmodicus vagus aber, welche Hoffmann (1), zu Anfange des jezigen Jahrh., dieſer Krankheit gab, iſt eben ſo wenig ſchicklich, als der neue; denn es dürfen nicht alle krampfhafte Krankheiten, die aus beſondern, und einem jeden Menſchen eigenen, Urſachen entſtanden ſind, unter der Kriebel-Krankheit begriffen werden, ſondern nur die, welche epidemiſch herrſchen, und daher eine allgemeine, weit ausgebreitete Urſache haben. Daher ſcheinen auch alle die Kranken-Geſchichten, die Hoffmann ſeiner Beſchreibung als Beyſpiele beygefügt hat, wenig zur Erklärung derſelben beyzutragen, und gehören alſo nicht hierher.

Linné (2) definirt die Kriebel-Krankheit durch Contractio ſpaſtica, cum agitatione convulſiva dolore violentiſſimo periodica. Vogel's (3) Definition: Convulſio cum ſpaſtica articulorum contractione & dolore immani, periodica, weicht eben nicht ſehr von jener ab. Meiſterhaft iſt aber des Leztern Paraphraſe: „Im Anfange findet ſich in den Gliedmaßen däm„iſches Weſen, und im Rücken Schmerz mit einer Empf-

(1) Med. ration. ſyſtem. To. IV. P. 3, Sect. 1, c. 3.

(2) Gen. morb. no. 145.

(3) Gen. morb. no. 192.

„Empfindung von Stechen und Ameiſenkriechen, die „ſich durch den ganzen Leib verbreitet. Kurz nachher „werden die Glieder bald ſteif, bald verzückt, bald zu„ſammen gezogen, und zugleich ſind die Augen bald „ſtarr, bald verdreht, bald iſt der Mund verzerret, „der Schlund zuſammen geſchnürt, und die Zunge rück„wärts gezogen. In den Muskeln ſämmtlich iſt ein „ſo heftiger Schmerz, daß die Kranken ſchreyen, de„liriren, und, wenn ſie nicht gefeſſelt werden, wütend „umher laufen und ſich ſelbſt Schaden thun. Einige „werden blind, andere blödſinnig, andere ſchwermüthig, „wieder andere raſend. Zuweilen kommt Fieber und „Ochſen-Hunger ſymptomatiſch dazu. Bey vielen „iſt Ekel und Erbrechen vorhanden, bey nicht wenigen „die Krankheit hindurch ein Durchfall. Zuweilen „ſchwellen nach mehrern Convulſionen die Glieder an, „und oft brechen daſelbſt Waſſer-Bläschen und Beu„len, auch Frieſel-Ausſchlag, aus. Zuweilen findet ſich „auch Naſenbluten, oder Blut-Huſten. Manchmahl „entfallen den Fingern und Zehen ihre Nägel. Die „Paroxysmen finden ſich 2, 3, und mehr Mahl des „Tages ein, dauern 1 bis 2 Stunden, worauf Schweiß „und Schlummer folgen, und Betäubung nachbleibt. „Die Periode dieſer ganzen Krankheit iſt manchmahl „nur 1 Woche, manchmahl 1, 2, auch mehr Mona„the, ſo daß viele bald daran ſterben, manche, wenn „ſie auch das Leben friſten, in andre Nerven-Uebel, „als: fallende Sucht, Lähmungen, Tetanus, oder in „Krankheiten des Geiſtes, oder in Auszehrung, ver„fallen. Schweiß und Krätze ſind als heilſame Kri„ſen bemerkt worden. Zuweilen bleibt, nach erlang„ter Geſundheit, Schwindel, ſchwaches Geſicht, Blind„heit, Ohrengällen, eine Zeitlang nach. Den Rück„fall verkündigt eine widernatürliche Eßluſt.“

Dieſe Krankheit iſt keine ſo neue Krankheit, als Einige vermuthet haben. Wenn man in die entfern-

teſten

teſten Zeiten des Welt-Alters zurück ſieht, wird man Spuren davon entdecken. Vielleicht iſt, da Gott dem jüdiſchen Volke die Krankheiten des Getreides zur Strafe ankündigt, auch die Krampf-Sucht daraus entſtanden. Denn die Worte der Bibel, welche die Krankheit des Getreides in unſerer Sprache ausdrücken, ſind zwar überall **Brand** (4); allein, der Grund-Text ſowohl, als die LXX Dolmetſcher geben es nicht überall mit gleichen Ausdrücken.

Der erſte unter den alten Schriftſtellern, welcher uns einige Nachrichten von den Getreide-Krankheiten überliefert hat, iſt der ältere Plinius. Aus dem von dem Könige Numa Pompilius angeordneten Brandkorn-Feſte (Robigalia oder Rubigalia) läſſet ſich leicht ſchließen, daß die Römer der damahligen Zeit dieſes Uebel nicht geringe geachtet haben (5); und vielleicht hatte das Ofen-Feſt (Fornacalia), welches von eben dem Könige geſtiftet wurde, auch die Abſicht, das Korn von dem Gifte durch Dörren zu reinigen, wiewohl Andere dieſem Feſte einen andern Urſprung zuſchreiben (6). Daß aber dieſe Krankheit des Getreides ſehr gewöhnlich und fürchterlich bey den Römern

(4) 5 Moſ. 28, 22. 1 Kön. 8, 37. 2 Chron. 6, 28. Amos 4, 9. Haggai 2, 17.

(5) Robigalia waren ein Feſt zu Rom, welches man d. 25 Apr. dem Robigo zu Ehren beging, damit er nicht den Brand in das Getreide kommen laſſen ſollte. Schon Numa hatte ſolches eingeführt, und es wurden daran ein Hund und Schaf geſchlachtet, und deren Eingeweide mit Weihrauche geopfert. *Plin.* Hiſt. nat. L. 18, c. 29. *Varro* de L. L. Lib. 5, c. 3. *Ovid.* Faſt. 4, v. 901. *Gyrald.* Synt. Deor. 17, p. 495. *Alex. ab Alex.* L. 6, c. 8. *Struv.* Antiqu. rom. c. 1, p. 57.

(6) Fornacalia waren ein Feſt zu Rom, welches Numa einführte. Es wurde den 18 Febr. der Deae Fornaci zu Ehren gehalten, damit das Getreide wohl und glücklich gedörret, und zum Stampfen vorbereitet werden könne. *Plin.* L. 18, c. 2. *Gyrald.* 1, p. 41. *Alex. ab Alex.* L. 4, c. 12.

mern geweſen ſey, beweiſet die Stelle (7): „Die ge„meine Seuche aller Saaten iſt der Kornbrand.“ Und kurz vorher: „Das von der Luft herrührende „Uebel der Feldfrüchte und der Weinberge, der Brand, iſt ſchädlicher, als irgend eines.“ Vielleicht iſt auch die Krankheit, welche zu Athen kurz vor dem Tode des Perikles herrſchte, und, nach dem Berichte des Thucydides (8), der ſie ſelbſt überſtand, mit dem trocknen kalten Brande überein kam, hierher zu rechnen, obwohl den Kranken nach ausgeſtandenen vielen Schmerzen, Hände und Füße, Arme und Beine abfielen, und wogegen die Aerzte gar kein Mittel auszufinden vermochten.

Galenus (9) empfiehlt den Bäckern, mit dem fremden Geſäme im Brod-Korne vorſichtig zu ſeyn, es vorher zu ſieben, und nicht zu glauben, wenn man etwann nicht ſogleich üble Folgen davon ſähe, daß es keinen Schaden verurſache, welcher ſich nachher erſt äuſſern könne. Er meint zwar eigentlich nur das Schwindel-Korn (Lolium temulentum); allein, da er überhaupt ſchädliche Folgen vom Brode bemerkt, ſo kann allerdings die Urſache der Kriebel-Krankheit mit darunter verſtanden werden.

Die erſten Nachrichten, die man in den jüngern Zeiten von der Kriebel-Krankheit findet, ſind von den Jahren 1587 und 1592, ſo wie ſie um Hirſchberg, Schmiedeberg und Landshut ſich eräugnet hat. Dieſe beſchreibt Caſp. Schwenkfeld (10), als ein ſehr gefährliches Uebel, und leitet die Urſache von dem in den Gebirgen erbaueten Korne her, welches durch Hagel-Wet-

(7) *Plin.* L. 18, c. 17.

(8) *Thucydides* de bello pelopones. & attico, L. 2.

(9) De alimentis, L. 1, c. 37.

(10) Theriotropheum Sileſiae. Lign. 1604.

Wetter von einer Manna aërea maligna, ſ. rore venenato & acri, überfallen wurde, ſo, daß die Menſchen, welche Brod davon genoſſen, beſonders alte Leute, Weiber und Kinder, krumm davon geworden ſeyn.

Aus der Beſchreibung einer Krankheit, welche im J. 1579 im dem heidelbergiſchen Waiſen=Hauſe und um Worms wütete, ſollte man faſt ſchließen, daß keine andere, als die Kriebel=Krankheit, darunter verſtanden werde, ob ſie gleich nicht genannt wird. Die Kinder hatten Zuckungen in der Bruſt, Krämpfe im Magen, waren wechſelsweiſe ſtumm und redeten dann wieder irre, wurden von Spul=Würmern geplagt, und genaſen ſehr langſam (11). Die Aerzte legten die Schuld auf üble Speiſen, und auf die wegen der Näſſe nicht reif gewordenen Früchte.

Im J. 1596 herrſchte in Heſſen, in den benachbarten Gegenden, eine convulſiviſche Krankheit, welche die mediciniſche Facultät zu Marburg dem Mutter=Korne zuſchrieb. Sie gab im J. 1597 ein kleines Werk über die Zufälle, die Urſache und die Behandlung dieſer Krankheit deutſch heraus (12). Aus dieſer Quelle ſcheint Sennert die lange Beſchreibung genommen zu haben, die in ſeinem Werke von den Fiebern vorkommt (13).

In

(11) *Jo. Phil. Brendelii* Conſil. med. p. 407.

(12) Das marburgiſche Conſilium kam im J. 1596 heraus. Eine Ueberſetz. deſſelben hat Gregor Horſt, Opp. med. To. 2. L. 8, p. 422. Dieſes Conſilium iſt das erſte erhebliche Actenſtück, welches wir über dieſe Krankheit haben; und dies hat auch gemacht, daß man die heſſiſche Seuche für die erſte Erſcheinung der Kriebel=Krankheit gehalten, und die Zeit, wann ſie zuerſt beobachtet wurde, auf das J. 1596 geſetzt hat.

(13) De febrib. L. 4, c 16. de febre maligna cum ſpasmo, p. 562. Willis und Cartheuſer haben dieſe Krankheit nach dem Sennert beſchrieben.

In dieſer Epidemie, machte, nach der Beſchreibung der Marburger Aerzte, ein heftiges Jucken in der äuſſern Haut, welches bald in den Händen, bald in den Füßen, bald in den Händen und Füßen zugleich, und bald in einer, bald in beyden Seiten war, und der Bewegung laufender Ameiſen gleich kam, den Anfang der Krankheit, und es war den Kranken, als wenn ihre Glieder voll Ameiſen, und eingeſchlafen wären. Bald darauf folgten Verzuckungen und ſeltſame Bewegungen der Glieder. Die Verzuckungen fingen in den Fingern und Händen an, breiteten ſich nachher weiter aus, ſtiegen die Arme hinauf, und verbreiteten ſich in den ganzen Körper, welcher ſo zuſammen gezogen wurde, daß er einer Kugel ähnlich war, oder der Länge nach ausgeſtreckt, und gleichſam gewalſamer Weiſe ausgedehnt auf dem Bette lag. Dieſe Krämpfe dauerten zuweilen in einer Reihe fort, zuweilen aber kamen ſie in Anfällen wieder. Bisweilen dauerte die Bewegung nur in den Händen, oder am Munde, oder in den Lippen und Augen fort. Dieſer Krampf währte, nach der Menge und Beſchaffenheit der angeſteckten Säfte, eine bald längere, bald kürzere Zeit, und hörte nicht eher auf, als bis alle dampfende Materie durch dieſe Bewegung und Erſchütterung der Glieder ganz ausgetrieben und zerſtöret worden war. So bald dieſe ausgetrieben war, hatten die Gliedmaßen ſo lange Ruhe, bis von neuem ſolche Dünſte rege wurden. Dieſe Spannungen und Zuckungen begleitete ein grauſamer, nicht zu beſänftigender Schmerz, ſo, daß die Kranken, wegen der Heftigkeit deſſelben, entſetzlich ſchrien. Diejenigen, welche mit Zuckungen befallen waren, verlangten, man möchte die zuſammen gezogenen Theile ausdehnen, oder die ausgedehnten einwärts biegen; denn auf dieſe Weiſe ſchien der Schmerz an Heftigkeit nachzulaſſen. Einige hatten in dem ganzen Körper die Empfindung des äuſ-

äuſſerſten Froſtes; andere empfanden die ſtärkſte Hitze, und dieſe Leztern bekamen nachher hitzige Fieber. Der Krampf befiel die Leute ſo plötzlich und unvermuthet, daß ihnen bey Tiſche das Meſſer oder der Löffel aus der Hand fiel, und ſie auf die Erde niederfielen. Andere wurden auf dem Felde, oder in den Wäldern, gleichſam wie vom Donner gerührt, von dieſen Krämpfen befallen. Einige brachen Schleim von ſich, bey Einigen wurden nur die Gliedmaßen von Verzuckungen befallen; Andere, bey denen nicht zeitig genug ſchickliche Heil-Mittel gebraucht wurden, befiel eine wahre Epilepſie, mit Abweſenheit der innern Sinne. Nach dem Anfalle waren Einige wie vom Donner gerührt, und gleichſam todt; Andere befiel eine 3 bis 4 Tage lang dauernde Schlafſucht, oder ſie wurden närriſch, ſo, daß ſie, ihres Verſtandes gänzlich beraubt, die Speiſen, die ſie, um ihren Hunger zu ſtillen, gefordert hatten, in die Miſt-Grube warfen, und alle Schamhaftigkeit ablegten. Andere liefen furchtſam, und die Einſamkeit liebend, mit oder ohne Hemd, durch die Felder und an die Flüſſe; wieder andere fielen, wie Raſende, die Beyſtehenden wütend an, und gingen ſelbſt auf ihre Anverwandte los, ſo, daß man Einige durch Banden im Zaum halten mußte. Noch andere hatten einen lächerlichen Wahnwitz. Dieſe nach der Verſchiedenheit der Temperamente verſchiedene Zerrüttung des Gemüthes dauerte viele Tage, und bey Einigen eine ſehr lange Zeit fort; und ob ſie ſchon, wenn die Anfälle vorüber waren, wieder zu Verſtande kamen, ſo führten ſie ſich doch wie Betrunkene auf, gingen ſtolz einher, gaben ihren Füßen eine ſeltſame und närriſche Stellung, erinnerten ſich deſſen, was in dem Anfalle mit ihnen vorgegangen war, nicht, und klagten über keinen gegenwärtigen oder vorhergegangenen Schmerz. Dieſe Verwirrung des Verſtandes endigte ſich ſelten, ohne eine Folge zurück zu laſſen;

ſen; denn es blieben nach überſtandener Krankheit, Ohrenbrauſen, ſchweres Gehör, eine Verdunkelung des Geſichtes, und ähnliche Krankheiten, zurück. Bey Einigen wurden die Gliedmaßen gelähmt und unbrauchbar. Wenn der Anfall vorüber war, wurden faſt alle Kranke von dem heftigſten Hunger und Eß-Begierde geplagt, ſo, daß ſie nicht zu ſättigen waren, und eine unglaubliche Menge Speiſen zu ſich nehmen konnten, ohne daß einige Empfindung einer Beſchwerlichkeit, oder Ueberladung, erfolgt wäre. Dieſe bekamen hernach einen Durchfall, der bis zu Ende der Krankheit dauerte, und deſto heftiger war, in je geringerer Menge die Kranken die Speiſen zu ſich nahmen. Bey andern entſtanden auſſerordentlich große Geſchwülſte an den äuſſern Gliedmaßen, mit großen erhabenen Blaſen; öffnete man dieſe, ſo floß eine Menge Gauche heraus, ohne daß die Krankheit davon vermindert worden wäre. Dieſe Krankheit war insgemein anſteckend, und fiel diejenigen, die beyſammen wohnten, zugleich an, obſchon bey Einigen der Same des Giftes viele Monathe, ja ganze 2 Jahr lang, verborgen lag, ehe er ſich offenbarte. Einige, die gut geheilt worden waren, erlitten in dem darauf folgenden Jahre, vornehmlich, im Jänner, einen Rückfall.

Die Krankheit hatte ſchon ganze 2 Jahr, nähmlich 1595 und 1596, in ganz Weſtphalen, Heſſen und den benachbarten Orten, geherrſcht. Es war jene Zeit die traurigſte; denn der Krieg in den Niederlanden ſchränkte ſich nicht auf die Niederlande allein ein; die Tyranney der Spanier, die Mordbrennereyen, häufige Todtſchläge, und die Zerſtreuung der Gemüther, hatten ſich auch in andere Provinzen verbreitet; die muthwilligen Soldaten verwüſteten alles, ſo, daß die unbebaueten Felder zur Erhaltung der Einwohner nicht hinlänglich waren. Zu derſelben Zeit richtete eine grauſame Peſt in ganz Italien und in dem obern Theile Deutſchlandes die grauſamſte Verwüſtung an. Die marburgiſchen Aerzte ſagen in ihrem Antwort-Schrei-

ben, der Mangel des Getreides ſey in Weſtphalen ſo groß geweſen, daß das gemeine Volk mit zur Nahrung ganz ungeſchickten Dingen den Hunger zu ſtillen geſucht habe. Eben dieſe Krankheit ſcheint in dem Kriege, der Deutſchland im vorigen Jahrhundert ganze 30 Jahr hindurch zum Aufenthalt ſo vieler unbändigen Völker machte, epidemiſch geherrſcht zu haben.

Die zwey Heilungs-Anzeigen, welche die marburger Aerzte zu befolgen riethen, beſtehen in dem Gebrauche der Purgier- und gifttreibenden Mittel, und ſolcher, die das Nerven-Syſtem ſtärken. Bey dieſer Seuche wurden noch folgende zwey Bemerkungen gemacht, die hier angeführt zu werden verdienen. 1. Diejenigen, die während des Verlaufes der Krankheit von der Epilepſie befallen wurden, genaſen faſt niemahls. 2. Die Kranken, welche närriſch wurden, blieben es, bis ſie ſtarben. 3. Obſchon viele Perſonen noch lange, nachdem ſie dieſe Krankheit überſtanden hatten, lebten, ſo hatten ſie doch alle Jahr im Jänner und Febr. einige Empfindung davon. 4. Dieſe Seuche war nicht völlig von aller Anſteckung frey, welches man an andern Orten nicht geſehen hat. 5. Die Leichname der an dieſer Krankheit Verſtorbenen gingen weit eher in Fäulniß über, als die nach jeder andern Krankheit geſtorben waren (14). 6. Sie ſchonte ſo gar einige Thiere nicht; beſonders wurden die Hirſche von derſelben, wie die Menſchen, befallen. Man ſahe ſie auf der Erde in einer großen Starrung liegen.

Von dieſer Zeit an, bis 1647, findet man keine Nachricht von irgend einer, dieſer ähnlichen Epidemie. Joh. Drawitz gab ſeinen Tractat von dem ſchmerzma-

(14) Die andern Beobachter haben in Rückſicht auf die Fäulniß der Leichname eben daſſelbe angemerkt; und Hr. Taube wurde durch den ſchrecklich faulichten Geſtank der Leichname, den ſie ſehr bald ausdunſteten, ſehr afficirt.

machenden Scharbock, in dieſem Jahre, zu Leipzig, zuerſt heraus; in demſelben führt er die Kriebel-Krankheit, in einem eigenen Abſchnitte, unter dem Nahmen: Affectus ſcorbutico-ſpasmodicus, auf.

Er ſetzt die Grund-Urſache dieſes Uebels in einer ſchädlichen verderblichen Melancholie, oder in einem zähen Schleime, welcher in einer giftigen Scharbock-Sammlung beſtehe, und um den Magen, Milz, Leber und Zwerch-Fell liege, im Gekröſe Verſtopfung und Verſäurung veranlaſſe, und hernach als ein giftmäßiger Dampf das weiße Geäder anhauche. Dieſe Melancholie rühre von groben, rohen und unannehmlichen Speiſen, welche in der Theurung und Hungers-Noth gegeſſen werden, her. Er geſteht aber ſelbſt, daß ihm die Urſachen der verſchiedenen Auftritte in dieſer Krankheit noch unerforſchlich geblieben ſeyn. In Beſtimmung der Zufälle aus den Temperamenten der Kranken, iſt er ſehr genau und zutreffend. Er hat die Krankheit bald mit, bald ohne Fieber geſehen. Er miſcht in der Folge die Lieblings-Urſache vieler Krankheiten damahliger Zeiten, die Bezauberung, mit ein; allein, er erklärt ſich doch ganz deutlich, wie wenig er davon halte. Von dem Ausgange der Krankheit urtheilt er, daß ſie möglich zu heilen ſey, wenn in Zeiten zu Hülfe gekommen würde; wenn aber der Verſtand einmahl verrückt wäre, ſo ſey wenig zu hoffen. Er behauptet die Möglichkeit des Anſteckens, und warnt die Aerzte, ſich durch Verwahrungs-Mittel dagegen zu ſchützen. Endlich kommt er auf die Heil-Art, und beweiſet, daß bey dieſer Krankheit keine allgemeine Statt finde. Er billigt den Nutzen der marburgiſchen Purgier-Latwerge, zieht aber im Anfange das Erbrechen vor, und räth gleichfalls zur marburgiſchen Stärk-Latwerge und zu dem Kriebel-Pulver. Als er von dieſen Mitteln nicht allezeit die gehoffte Wirkung erfolgen ſahe, verſuchte er verſchiedene andere, worunter er die Valeriana ſylveſtris obenan ſetzt. Die übrigen ſind gleichfalls aus dem Pflanzen-Reiche. Wenn aber nach dem anhaltenden Gebrauche aller dergleichen Mittel die gehoffte Beſſerung nicht erfolgt, ſo empfiehlt er ſchweißtreibende. Zu den äuſſerlichen Mitteln nimmt er ferner ſeine Zuflucht, und hoffet viel von Fontanellen, noch mehr aber von Senf- und Blaſen-Pflaſtern. Salben von allerley Art, beſon-

ders nervenſtärkende, werden empfohlen. In der Diät iſt er ziemlich ſtrenge, und unterſagt mancherley. Unter den Kranken-Geſchichten zeichnet ſich die dritte beſonders aus, wobey er Blut-Egel mit großem Nutzen am Halſe ſetzen ließ, worauf ſich die Krankheit durch einen Ausſchlag gehoben hat.

In den Jahren 1648, 1649 und 1675, zeigte ſich die Kriebel-Krankheit heftig im Vogtlande, und den umliegenden Gegenden (15). Bey dieſer Gelegenheit ließ der plauiſche Arzt, Ge. Leisner, die Schrift der marburger Aerzte, in das Deutſche überſetzt, abdrucken.

In den J. 1672 und 1675, graſſirte dieſelbe in Weſtphalen, und hin und wieder in den am Nieder-Rhein gelegenen Oertern. Zu eben der Zeit verurſachete der plötzliche Einfall Ludwig's XIV. in Holland, und des Turenne in Weſtphalen, in dieſen Ländern eine Hungers-Noth und allgemeine Verwüſtung, woher viele Krankheiten, und unter andern die Peſt, die Ruhr und die Kriebel-Krankheit entſtanden, weshalb auch damahls die duisburgiſche Academie ihren Ort zu verlaſſen, und 2 Jahr in der jenſeit des Rheines liegenden Stadt Meurs zu bleiben genöthigt war. Barbeck, welcher damahls bey gedachter Acad. zum Lehrer geſetzt war, hat in einer Diſſert. v. J. 1673, de morbis convulſivis, dieſe epidemiſche Krankheit beſchrieben.

Wepfer ſagt, ſie habe im J. 1693 in einem Theile des Schwarzwaldes graſſirt, und führt einige ſchreckliche Beyſpiele derſelben an (16).

Im

(15) *Fr. Hoffmann* Med. rat. ſyſt. To. 2, p. 300.

(16) De morbis capitis, obſ. 120. Er ſchreibt die Krankheit dem Brande, und überhaupt einer ſchlimmen Eigenſchaft des Getreides, zu.

Im J. 1702 herrſchte ſie in dem ganzen Freyber-ger Gebiethe [17]; und im J. 1716 wütete ſie in der Lauſitz, und in der Schweiz, desgleichen in Holſtein.

Im J. 1709, wurde ſie zuerſt in Frankreich, aber unter der ſchrecklichen Folge des kalten Bran-des, in den Memoir. de l'Acad. de Paris, 1710, be-ſchrieben, ob ſie gleich vorher, nach dem Briefe des Hrn. Tiſſot [18], in den Jahren 1630, 50, 70 und 74, in verſchiedenen franzöſiſchen Gegenden war be-merkt worden. Die Urſache derſelben wird in der ge-dachten franzöſiſchen Nachricht, bloß den Korn-Za-pfen zugeſchrieben.

Eben dieſe Krankheit fing im J. 1710, nach dem überſtandenen harten Winter, deſſen Andenken der Nachkommenſchaft unvergeßlich bleiben wird, unter den



(17) **Hoffmann**, Med. rat. ſyſt. To. 2. p. 300. Sie herrſchte auch im Hannoveriſchen, vornehmlich gegen die hannover-iſche Gränze, inſonderheit in der Vogtey Hankensbüttel. Noch früher ſahe **Jo. Conr. Brunner** Fälle der Krie-bel-Krankheit auf dem Harze, die daſelbſt ſehr gemein war, und leitet die Krankheit von dem Mutter-Korne ab. Ephem. Nat. Cur. Dec. III. Ann. 2, p. 300.

(18) S. A. D. TISSOT epiſtola ad Dn. G. Baker, de morbis ex vſu ſecalis cornuti; data Lauſannæ, d. 28 Jun. 1764, & ite-rum 16 Nov. 1769, ſt. in *Philoſ. Tranſact.* Vol. LV, for the year 1765, Art, 17, S. 106 — 126; und in Deſſen *epiſtolis medico-pract. auctis & emend.* Lauſanne 1770, gr. 12. S. 477 — 522.

D. überſ. u. d. T. S. A. D. **Tiſſot** Nachricht von der Kriebelkrankheit, und ihren vermutheten Urſa-chen aus dem Genuſſe der Kornzapfen; in einem Schreiben an den Hrn. Ge. Baker; ſt. im 12 St. des Neuen Hamb. Magaz. 1767, 8. S. 531 — 560; und im 83 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1770.

Eine andere Ueberſetz. u. d. T. Hrn. S. A. D. **Tiſſot** Nachricht von der Kriebelkrankheit und ihren wahr-ſcheinlichen Urſachen aus dem Genuſſe des Mutter-Korns, überſ. und mit Anmerk. erläutert, nebſt noch einigen andern Abhandlungen. Lpz. 1771, 8. 9 B.

Eb. Deſſ. Abh. von den Krankheiten, die durch das Mutterkorn verurſacht werden, ſt. in Deſſen ſämmtl. Schriften, 5 Th. (Lpz. 1782, 8.) S. 636, fgg.

den ſpaniſch-öſtreichiſchen und polniſch-ſächſiſchen Kriegs-Unruhen, wieder zu wüten an, da kurz vorher die Peſt in Preuſſen und in dem nordöſtlichen Theile Deutſchlandes geherrſcht, und beſonders die ſchrecklichſten Waſſer-Fluthen mitten im Sommer dieſe Provinzen verwüſtet hatten. Sie hörte nicht eher, als ungefähr im J. 1726, zu wüten auf. Im J. 1717 verbreitete ſie ſich ſehr allgemein in Deutſchland, und verſchiedene Aerzte machten über dieſelbe ihre Bemerkungen und Urtheile bekannt.

Wedel (19), erwähnt vielerley Urſachen dieſer Krankheit, auch der Korn-Zapfen; bleibt aber bey der ihm am wahrſcheinlichſten dünkenden, dem Scorbut, ſtehen. Das Beſondere, was er bey der angerathenen Heil-Art hat, ſind Aderläſſe, wovon er große Hülfe rühmt. Er empfiehlt Brech- und ſchweißtreibende Mittel, und ſieht die Krankheit für ſehr gefährlich an.

Longolius (20) ließ eine kleine Abhandlung drucken, welche nach Stahliſchen Grundſätzen eingerichtet iſt. Er leitet die Urſache dieſes Uebels von dem Genuſſe des friſchen, mit Mutter-Korn vermiſchten Brodes her, wodurch der wäſſerige Theil des Blutes ſey verdorben worden. Bey der Cur läſſet er die Aderläſſe bedingt zu, räth beyderley Ausleerungen an, und ſchlägt, mit Uebergehung des Campfers, den Salpeter und Peſt-Eſſig allgemein vor.

Nach

(19) *Ge. Wolfg. Wedel* diſſ. de morbo ſpasmodico-epidemico maligno, in Saxonia, Luſatia &c. graſſato & adhuc graſſante. Jen. 1717, 4.

(20) *Jo. Dan. Longolii* Judicium medicum de corruptione lymphae per frumentum corruptum, oder mediciniſche Gedanken von der Kornſtaupe, welche Ao. 1716. 17. an verſchiedenen Orten in Sachſen und Oberlausnitz unter dem Titel des Reiſſens, der Ziehekrankheit, Krampfſucht oder Kriebel-Krankheit bekannt worden iſt. 1717, 8.

Nach Budäus (21) Meinung, ſind, auſſer dem giftigen Mutter-Korne und andern Unreinigkeiten im Rocken, auch Mehlthau, Garten-Früchte, unreines Waſſer, Erd-Schwämme, u. d. gl. Urſachen dieſer Krankheit. Seine Heil-Mittel ſind aus dem marburg. Conſilio genommen. Ueberhaupt ſchlägt er Brech- und abführende Mittel, bezoardiſche und erdige Pulver, Blaſen-Pflaſter, Reiben der Glieder mit Spiritus, Oehlen und ſtärkenden Sachen, vor. Die Aderläſſe widerräth er ausdrücklich.

Haberkorn, Arzt in Camenz, (22) behauptet, daß dieſer morbus epidemicus ſpasmodico-nervinus, von einem corroſiviſchen und merkurialiſchen Gifte herrühre, welches, mit Uebergehung der andern Theile des Leibes, inſonderheit nur die Spann- und Sehn-Adern angreife, mehr oder weniger reize, und alſo bey Einigen nur Müdigkeit, bey Andern ein Zittern, bey den Meiſten aber ein Ziehen, Zerren, ſchmerzhaftes Dehnen, Zuckungen, und endlich die Epilepſie verurſache. Daß das merkurialiſche Gift durch öftere Nebel und Honig- oder Mehl-Thau auf das Korn gebracht worden ſey, iſt bey ihm kein Zweifel. Er beſchuldigt aber das Mutter-Korn nicht allein, ſondern auch den kleinen ſchwarzen, zuſammen geſchrumpften, dunkelbraunen, halbverbrannten Rocken, wovon das Brod weich, ſchwarz und ſchliefig wird. Er hält dafür, daß die Krankheit beſſer mit acidis und balſamicis nervinis, als bezoardicis, zu heben ſey. Er hat beſonders die Eſſenz von Eichen-Miſtel bewährt gefun-

(21) Gottl. Budäi Conſilium medicum von der Krampfſucht oder Kriebelkrankheit. Budiſſ. 1717, 8.

(22) Jo. Chr. Haberkorn unvorgreifliche Gedanken von der Ziehe- oder Nerven-Krankheit, welche durch das inficirte Korn an unterſchiedenen Orten in Sachſen und Lauſitz eingeriſſen. Budiß. 1717, 8.

funden. Endlich empfiehlt er, einen Krampf-Eſſig äuſſerlich und innerlich zu gebrauchen. Zur Verwahrungs-Cur dringt er hauptſächlich auf geſundes Korn. Das Verdächtige will er vor dem Mahlen mit Eſſig befeuchtet haben, deſſen Mehl nicht zu Kuchen, Suppen oder Breyen zu gebrauchen, und das daraus verfertigte Brod nicht warm zu genießen.

Der Prediger Bruno gab eine Predigt heraus (23), in welcher er die Urſachen der Krankheit in dem ſchrecklichen Hagel-Wetter, in den häufigen Blitzen und ſchwefeligen Dünſten, welche ſich auf das Korn gelegt haben, ſucht. Bey der angeſtellten chemiſchen Unterſuchung, wurden die Beſtand-Theile des Giftes für alkaliſch gehalten.

Gölicke (24) ſammelte alles, was er von dieſer Krankheit auftreiben konnte, und bemerkte bey vielen Kranken, was ſie beſonders von einander unterſchied. In der Unterſuchung der Entſtehung der Krankheit, und der Cur-Methode, folgt er ſeinen Vorgängern.

Der ſchweizeriſche Arzt, Lang (25), beſchrieb die Krankheit, welche aus dem mit Mutter-Korn vermiſchten Rocken, in Brod und Speiſen genoſſen, entſteht. Schon im J. 1709 hatte er ähnliche Zufälle in einem luzerniſchen Dorfe bemerkt, welche ſich damahls mit dem trocknen kalten Brande endigten. Sie dauerten damahls nur 10 Wochen. Die Beſchreibung der Zufälle der Seuche von 1717, iſt ſehr wohl ge-

(23) M. Gottlob Valer. *Brunonis* Gott gewidmete Gedanken und Unterſuchung der itziger Zeit herum ſchleichenden Krampf- und Kriebel-Krankheit. Budiß. 1717, 8.

(24) Exercitatt. ſubſec. To. 2, p. 17.

(25) Carl Nic. Langens Beſchreibung des ſchädlichen Genuſſes der Kornzapfen im Brodte, Luzern, 1717, 8. 19 B. mit Kupf.

gerathen. Den zweifelhaften Ausgang derſelben entweder in den trocknen kalten Brand, oder in Krämpfe, leitet er von dem mindern oder mehrern Genuſſe des verdorbenen Rockens her. Er beſchreibt die Korn-Zapfen ſehr genau, und macht einen großen Unterſchied zwiſchen vergifteten und unſchädlichen, wovon die Urſache der erſtern böſen Eigenſchaft auf den noch hinzu gekommenen Roſt (Rubigo) gelegt wird. Er nennt hernach auch den Honig-Thau Rubigo, welcher bey ſeiner Süßigkeit eine ätzende Eigenſchaft beſitzt, deſſen Urſprung er hauptſächlich von faulen Waſſern herleitet. Er führt eine Vermuthung an, daß der Brand (Vſtilago) auch wohl von Thieren herrühren könne (26). Er erzählt die Gefahr des Genuſſes von giftigen Korn-Zapfen im Brod, als wodurch das Gift derſelben noch mehr erhöhet wird. Seine Cur-Art beſteht in Brech- herzſtärkenden und ſchweißtreibenden Mitteln. Im trocknen Brande werden zertheilende Umſchläge, Spiritus, Salben, Pulver und Pflaſter empfohlen. Bey ſolchen Umſtänden räth er die Aderläſſe an.

In Pirna, gab Hr. D. Chr. Gotthard Wiliſch einen **Bericht von der Krampfſucht, oder ſpasmodiſchen Krankheit, ſo an unterſchiedenen Orten im vergangenen Jahre ſich ereignet, heraus.**

Die Epidemie, welche vom J. 1710 bis 1723, unter den Bewohnern der Länder am balthiſchen Meere, in der Lauſitz und in Schleſien wütete, wurde von ähnlichen Zufällen mit der heſſiſchen, begleitet, die ich nach der Beſchreibung des D. Müller aus Stettin, welche er d. 6 März 1723, an das mediciniſche Collegium nach Berlin abſchickte, anführen will. Sie ſteht, mit andern dazu gehörigen Schriften, in den Act.

(26) Hiermit ſtimmet *Jo. Rajus* hiſt. plant. To. 2, p. 1241, überein.

Act. Medic. Berolinenſ. Dec. II. Vol. 6, S. 50, fgg.

„Es entſtand unverſehens ein plötzliches Zuſammenziehen der Gliedmaßen und Hände, welches mit einem ſpannenden Schmerzen begleitet war. Die Gliedmaßen bewegten ſich hin und wieder, ſie erſtarreten öfters, und verloren eine Zeitlang ihre Stärke. Einige wurden von einer wahren Epilepſie befallen, der Mund ſchäumte, die Daumen waren in die Hand gedrückt, ſie zerbiſſen die Zunge, u. ſ. w. Die Krankheit nahm insgemein in dem Nacken ihren Anfang, die Kranken waren dumm, ſie lachten ohne Urſache — ſie raſeten. Sie lagen bisweilen im Bette, viele ſtanden ſo lange aufrecht, bis ein neuer Anfall kam. Das Geſicht war bleich, eingefallen, und die Schwäche groß. Sie aßen ſehr viel, und wurden doch nicht genähret. Einigen ſchwoll das Geſicht, andern der Bauch auf. Viele wurden von einer weißen Ruhr befallen. Die Krankheit war bey Kindern und Jünglingen heftig. Man beobachtete keine eigentliche Kennzeichen des Fiebers, der Puls war insgemein langſam; dem ungeachtet war die Krankheit nicht ganz ohne Fieber, beſonders im lezten Zeitraume. Die Krankheit wurde zuerſt unter den Fiſchern und Schiffern, welche früh und ſpät auf ihren Schiffen geweſen waren, beobachtet. Sie ſagten, ſie hätten vor 4 Monathen, bey der Ueberſchwemmung, den Rand des Waſſers mit einer grünen Materie bedeckt, und eine Menge ſchwarzer, beweglicher und lebender Würmer in demſelben geſehen. Drey Menſchen, die in einem Schiffe waren, erſtarreten ſo ſchnell, daß ſie, weil ſie niedergefallen waren, das Schiff der Gewalt des Waſſers überlaſſen mußten, bis ihnen ein anderes Schiff zu Hülfe kam.“

Die Zufälle der Krankheit, die im J. 1716 und 1717 in der Lauſitz, Schweiz und in Holſtein wütete, waren dieſen ganz ähnlich. Ueberhaupt wurden nur Bauern, Landleute, und ſolche, die in der freyen Nacht-Luft auf dem Felde arbeiteten, von der Krankheit befallen.

Im

Im J. 1722 erſchien dieſe Krankheit in Schleſien, und Vater beſchrieb ſie (27), und 1736, im Fürſtenthum Schweidnitz, wo ſie Burghart beſchrieb (28), und in dem Gebiethe Wartemberg in Böheim, wo ſie Joh. Ant. Scrinc beſchrieb (29).

Des böheimiſchen Arztes Scrinc Beſchreibung dieſer Krankheit gehört unter die beſten, indem er über 500 Kranke an derſelben geſehen hat.

Die Krankheit fing mit einem unangenehmen Jucken unter den Fuß-Sohlen an, welches demjenigen glich, welches man erleidet, wenn eine Ameiſe über der Haut wegläuft. Bald darauf erlitten die Kranken einen heftigen Magen-Schmerz, und von da ging die Krankheit in die Hände, und bald darauf in den Kopf über. Auf dieſes Jucken folgte nicht allein ein Zuſammenziehen der Finger, der Hände und der Füße, ſondern auch eine ſo heftige Zuſammenziehung der Arme und Schenkel, daß man eine Verrenkung befürchten mußte. Die Kranken erlitten in den Händen und Füßen eine ſo heftig brennende Empfindung, daß ſie ſchreyen mußten, und überaus ſtark ſchwitzten. Nach heftigen Schmerzen ward ihnen der Kopf ſchwer, ſie erlitten heftigen Schwindel, und ſahen Wolken vor den Augen; einige wurden blind, andere ſahen die Gegenſtände doppelt; ſie hatten kein Bewußtſeyn mehr, und fielen in ein vollkommenes Delirium. Einige wurden raſend, andere tiefſinnig, wieder andere fielen in eine Schlafſucht. Perſonen, die über 50 Jahr alt waren, bekamen

(27) *Chr. Vater* diſſ. Obſervationes ſelectae de morbo ſpasmodico populari Sileſiaco. Witteb. 1723.
Epitome diſſertationis medicae de ſeminibus loliaceis et Secalis nigris corruptis, cum farina commixtis, & alimenti loco aſſumptis, varios morbos epidemicos Ao. 1722 autumnali & hyemali tempore producentibus, conſcripta a GOTTLOB SCHOBERO, & Moſcua transmiſſa, ſt. in *Act. Erud. Lipſ.* 1723, M. Oct. p. 446 — 451, und in *Mangeti biblioth. ſcriptor. medicor.* To. II. P. 2, S. 209, f.

(28) Satyr. Med. Sileſ. Spec. 3, Obſ. 4, p. 26.
*Hier. Ludolff* diſſ. ſiſtens caſum novi morbi ſpasmodico-convulſivi. Erf. 1727.

(29) Satyr. Med. Sileſ. Spec. 4, obſ. 5, p. 35.

kamen leicht Anfälle der Epilepſie, die bey vielen ſogleich tödlich wurden. Die Kranken gaben bey dieſen Anfällen einen grünen und blutigen Schleim von ſich. Oft fand ſich auch ein heftiger Opiſthotonus ein; die Zunge wurde häufig durch die Verzuckungen zerbiſſen, und bey einigen Kranken ſchwoll ſie dermaßen auf, daß ſie die Sprache verloren. Wenn die Epilepſie auf den Magen-Schmerz folgte, war der Tod unvermeidlich. Wenn ſich nach der erſten Empfindung des dem Laufen der Ameiſen ähnlichen Kriebelns, Froſt einfand, waren die Zuckungen nicht ſo ſtark. Zu allen dieſen Uebeln geſellete ſich oft ein Ochſen-Hunger, welcher die Kranken unerſättlich machte. Ein Kranker hatte Karfunkeln am Nacken, in welchen ſich ein gelber Eiter erzeugte, und die mit den ſchrecklichſten Schmerzen verbunden waren. Zuweilen erſchienen an den Füßen kleine rothe Flecken, die viele Wochen lang blieben; zuweilen verbreiteten ſich dieſe Flecken auch über das Geſicht, und entſtellten daſſelbe. Der Puls war bey Allen beſtändig ſo, wie er im geſunden Zuſtande zu ſeyn pflegt. Auf die Krämpfe folgte eine Steife der Theile, ſo, daß die Kranken weder ihre Arme noch Schenkel bewegen konnten. Die Krankheit dauerte 2, 4, 6, auch wohl 12 Wochen, und hatte bey Einigen freye Zwiſchenzeiten. Von 500 Kranken, worunter 300 über 15 Jahr alt waren, ſtarben 100, und faſt alle Sterbende waren über 15 Jahr alt. Alle Bewohner zweyer Häuſer ſtarben. Die Krankheit war nicht anſteckend.

Die Krankheit, welche Burghart zu eben dieſer Zeit in Schleſien beobachtete, hatte gleiche Zufälle, nur geſelleten ſich zu den andern Verzuckungen noch Verzuckungen der Augen und Lippen, die vom Irrereden begleitet wurden. Er ſahe nicht, daß die Krankheit eher, als nach 3 Wochen, wich, und ſie dauerte oft 2 Monathe, wenn die Kranken ſich nicht einem genauen Verhalten unterwarfen, und die Medicamente fleißig gebrauchten. Kranke, bey welchen ſich ein Fieber einfand, wurden weit eher geſund, beſonders wenn das Fieber mit Schweiße vergeſellſchaftet war. Die Sterbenden bekamen vor dem Tode eine Art einer allgemeinen Lähmung. Frauensperſonen befanden ſich ſchlimmer, wenn ſie ihre monathliche Reinigung hatten; und wenn ſie ſich nachher beſſer befanden, ſo ward

die

die Krankheit bey der abermahligen Wiederkunft der Monathszeit wieder heftiger, und ſie befanden ſich ſchlimmer.

In der oben angeführten Beſchreibung des Hrn. Müller finden wir dieſelben Zufälle, die auch Scrinc beſchrieben hat, nur mit dem Unterſchiede, daß Müller's Kranke insgeſammt Fieber hatten, welches bey der böhmiſchen Epidemie fehlte.

Im J. 1741, und den 3 oder 4 darauf folgenden, ſahe man eben dieſe Krankheit in dem nördlichen Theile Deutſchlandes und in Weſtphalen epidemiſch herrſchen. Es war ein harter Winter, der nicht viel gelinder, als der vor 30 Jahren war, (nähmlich im J. 1709 und 1710) welcher die Lebens-Säfte der Bäume, Früchte, Thiere, und ebenfalls der Menſchen, verderbte, und eine große Theuerung verurſachte, vorhergegangen.

Im Nürnbergiſchen gelehrten Briefwechſel berichtet der wolfenbütteliſche Leib-Arzt Brückmann, daß die braunſchweigiſchen Lande, der Menge der Korn-Zapfen ungeachtet, im 1741 und dem folgenden Jahre, von der Kriebel-Krankheit frey geblieben wären, daß dieſelbe aber in der Gegend Neu-Ruppin, in der Mark ſtark gewütet habe. Die Zufälle wären eben die, wie bey der im J. 1770. Einigen war die Oberhaut des ganzen Körpers abgeſchworen. Bey 2 Perſonen war der Milch-Staar zurück geblieben. Man leitete das Uebel von den Korn-Zapfen her, welche von der naſſen Witterung wären vergiftet worden (30).

Der Phyſikus zu Oranienburg, in der Mittelmark, D. J. J. Hoffmeyer, gab ein Sendſchreiben an einen Geiſtlichen (31) heraus, in welchem die Krampfſucht beſchrie-

(30) *Franc. Ern. Brückmann* relatio de clavis ſecalinis morboque inde exorto epidemico, quem die Kriebel-Krankheit vocant, cum eiusdem morbi hiſtoria, itemque de clavis ſiligineis & hordeaceis, ſt. im *Commerc. litter. Nor.* 1743, hebd. 7, n. 3, S. 50 — 52.

(31) Von der Kriebel- oder krummen und ſchweren Noth Krankheit. Berl. 1742, 8.

ſchrieben, der Seele aber der Haupt-Antheil daran zugeeignet wird.

Einer vorzüglichen Aufmerkſamkeit iſt des Hrn. v. Bergen, in Frankfurth a. d. Oder, academiſche Streit-Schrift ([32]) würdig. Die von ihm beſchriebene Krankheit hob ſich im Anfange des Herbſtes, um die Aernde-Zeit, an. Die erſten Anfälle waren von gelinder Art. In der Folge gingen oft Spul-Würmer von ſelbſt weg; viele hatten Durchfall, etliche hatten ſtarken Durſt, Würgen und Wahnſinn. Bey Kindern vermehrte ſich die Krankheit mit dem Mond-Wechſel. Wenn Zuckungen entſtanden, ſo begleitete dieſelben insgemein ein ſcharfer Freß-Hunger. Wenn die Krankheit ſich brach, welches bald den 8ten, bald den 14ten, bald am 21ſten Tage erfolgte, ſo war gewöhnlich die Kriſis ein heftiger Schweiß, oder ein rother Scharbock-Ausſchlag. Die Kräfte kamen ſehr langſam wieder. Unter der Geneſung blieben Dummheit, ſteife Glieder und ein beſtändiger Hang zu Krämpfen, die langen Begleiter. Diejenigen, welche ſtarben, wurden an den kritiſchen Tagen ſchlimmer, und bekamen die Epilepſie. Als die Seuche eine Zeitlang gewütet hatte, verlor ſich die ſo genannte hitzige Art, und änderte ſich in eine langſame; und welche daran ſtarben, bekamen vorher die Auszehrung. Dieſe Seuche hatte nur ganz geringe Perſonen, und unter denſelben mehr Kinder, als Erwachſene, befallen. Da die Luft allen gemein iſt, ſo ſchließt Hr. v. Bergen dieſelbe, bey Unterſuchung der Urſachen, von der Beſchuldigung gänzlich aus, und wirft ſeinen ganzen Verdacht auf den Brand (Rubigo), welchen er auch Honigthau nennt, und mit dem die Bäume beſchädigenden Mehlthaue für einerley hält. Nachdem er verſchiedene Meinungen von der Entſtehungs-Art des Brandes im Rocken erzählt hat, tritt er der von Fagon behaupteten bey, daß nähmlich der Brand von böſen Nebeln entſtände, welche, ob ſie wohl von Ramazzini und Andern für ſaure Schärfe ausgegeben worden, doch mit Hoff-

(32) Diſſ. de morbo epidemico convulſivo contagii experte. Præſ. *Car. Aug. a Bergen*, Reſp. *J. M. F. Müller*. Frf. a. V. 1742, 4. Sie ſteht auch in der Sammlung praktiſcher Streit-Schriften des Hrn. v. Haller, B. 1, S. 87, n. 6, nach dem Auszuge des Hrn. Bergr. Crell.

Hoffmann beſſer für alkaliſch zu halten ſey. Den Einwurf, daß Verſchiedene von dem verdorbenen Rocken genoſſen hätten, und nicht in die Krankheit verfallen wären, zieht er in Zweifel, und läugnet eine Erfahrung davon ſicher erlebt zu haben. Als eine mitwirkende Urſache zur Ausbreitung der Seuche, wird nicht allein die Witterung, ſondern auch der Genuß verſchiedener Früchte, auf welche der Roſt gleichfalls gefallen ſey, angegeben. Die Erklärung der Zufälle dieſer Seuche iſt ſehr bündig abgefaßt. Bey der Heilung der Kranken wandte er Brech-Wurzel mit Mittel-Salzen, zertheilende, balſamiſche und erdige Mittel an. Er verordnete Bibergeil und flüchtige Salze. Die äuſſerlichen Mittel beſtanden in Reiben, Blaſen-Pflaſtern, Salben und flüchtigen Waſſern. Aderläſſe und ſtarke Abführungen haben den Tod beſchleunigt. Die von ihm nicht bemerkten, von Andern aber angeführten, Zufälle ſind: Schmerzen in den Därmen, Lungen, Herzen, Leber, Geſchwulſt der Glieder, Blindheit und ſchweres Gehör.

Im J. 1745 und 1746 befiel die Kriebel-Krankheit in Schweden die Landleute von allerley Alter, gleich nach der Aernde und dem Genuſſe des friſchen Kornes, welche Hr. von Roſenſtein beſchrieben hat (33).

Das Krümel-Korn von allerley Gattungen gemiſcht, und das daraus verfertigte friſch und warm genoſſene Brod, verurſachte viel heftigere Zufälle, welche auch einer Art Korn-Raupen zugeſchrieben wurden. Viele bekamen, bey dem Eintritte der Krankheit, Erbrechen und Naſen-Bluten, darauf Krämpfe und Zuckungen, welche, wenn die erſten in die Bruſt traten, oder wenn ein blutiger; auch eiterhafter Auswurf erfolgte, den Tod gar geſchwinde beförderten. Es werden 2 Kranken-Geſchichten angeführt, von welchen der Ausgang der erſtern nicht entſchieden iſt; denn ſie hat noch im folgenden Jahre das Ameiſenlaufen unter den Augen behalten, ob ſie gleich Brand-Blaſen unter den Fuß-Sohlen bekommen hatte. Der zweyte Fall iſt



(33) Diſſ. de morbo ſpasmodico-convulſivo epidemico. Præſ. *de Roſenſtein*. Reſp. *J. L. Heiligtag*. Lund. Goth. 1749.

iſt eine langſame, aber gelinde Kriebel-Krankheit geweſen. Die folgenden Abſätze enthalten eine Erklärung der Lehre von den Zuckungen, und Vermuthungen von den Urſachen dieſer Krankheit. Die Beſchuldigungen der Luft ſcheinen Hrn. v. Roſenſtein zu allgemein zu ſeyn. Er kommt deswegen auf das Mutter-Korn, und unterſcheidet zweyerley Arten, wovon die verderbliche durch giftige Nebel oder Honigthaue gefährlich geworden ſeyn könne. Die Urſache mag indeſſen ſeyn, welche ſie wolle, ſo finde ſich doch gewiß, daß der Anfang des Uebels im Magen zu ſuchen ſey, worauf es ſich dann im Gehirne feſt ſetze. In der Heil-Art werden beyderley Ausleerungen, ſchweißtreibende und zertheilende Mittel, empfohlen. Unter den Warnungen findet man das Verboth, die kalte Luft zu meiden, Gemüthsbewegungen zu unterdrücken, nicht ruhig zu ſeyn, und den Gebrauch des Mohn-Saftes zu unterlaſſen, wo eine baldige, ſchon eingetretene, oder zu befürchtende Dummheit zu vermuthen ſtehe.

Im J. 1754, äuſſerte ſich dieſe Krankheit in den Gegenden um Potsdam, deren Geſchichte Hr. geh. Rath Cothenius bekannt machte (34).

Hr. Cothenius ſetzt den Grund der Kriebel-Krankheit in dem Genuſſe des Mutter-Kornes, führt alle damit gemachte Erfahrungen an, und erzählt zugleich die Cur-Methode, deren er ſich bedient hat. Er wählt dabey ſolche Mittel, welche dem Vermögen des Landmannes gemäß ſind. Er ſchlägt die Brech-Wurzel, von 20 bis 30 Gran, mit 20 Gr. Nitr. antimoniat., zur Reinigung des Magens, vor; empfiehlt darauf Krebs-Steine mit Wein-

(34) Chr. Andr. Cothenius Nachricht von denen Zufällen, welche aus dem Genuß des Mehls von den unter dem Roggen ſich befindlichen Brandkörnern entſtehen, ſt. im 112 St. der berl. Realſchulzeit. v. J. 1754, S. 894 — 896.
Und u. d. T. Nachricht von der Schädlichkeit des Mutterkorns, in Schreber's Samml. verſchied. Schriften ꝛc. 2 Th. (Halle, 1756, gr 8.) S. 413 — 416: im 79 St. des hannov. Magaz. v. J. 1764; im 5 St. der gel. Beytr. zu den braunſchw. Anz. v. J. 1765; im 2 St. des 8 B. der phyſik. ökon. Auszüge ꝛc (Stutg. 1766, 8.) S 209 — 214, und im 89 St. der Streliz. nüzl. Beytr. v. J. 1770.

Wein- oder mit ſcharfem Bier-Eſſig, und fleißig einen Kräuter-Thee von Scordien und Schafgarbe mit etwas Anieß und Fenchel-Samen zu trinken, auch, wenn der Trieb zu ſtark nach dem Kopfe geht, Blaſen-Pflaſter zu legen.

Eine, in den J. 1754 und 1755, in Småland und Blakingen herrſchende Epidemie dieſer Krankheit, beſchrieb Hr. Prof. Bergius (35), und legte den Urſprung davon auf den Genuß des verdorbenen Kornes.

Chr. Fr. Joerdens erlebte eine zwar kleine, aber deswegen hier mit anzuführende Epidemie, weil er ſie als eine wahre Nerven-Krankheit behandelt wiſſen will, und ſogleich mit flüchtigen Arzeneyen anhebt (36).

In Frankreich theilte Salerne ſeine Anmerkungen der Acad. d. Wiſſ. in Paris mit (37).

Er ſetzt darin die Schädlichkeit des Genuſſes von zu vielem Mutter-Korne, durch Erfahrungen feſt. Er führt nicht allein die dadurch krank gewordenen und geſtorbenen Thiere an, ſondern zeigt auch, daß der Mangel an nöthiger Unterhaltung die Einwohner von Sologne zwinge, ſich zu vergiften. Das Lazareth von Orleans war, von der Mitte des Aug. an, mit Perſonen beyderley Geſchlechtes, und von allem Alter, angefüllt, bey welchen der trockne kalte Brand theils ſchon eingetreten war, theils noch drohete. Es waren darunter über die Hälfte mehr Manns- als Frauens-Perſonen. Dieſe Fäulung ging niemahls über die Knie, und zwar häufiger an den Beinen, als an den Armen. Diejenigen, welche darnach wieder geſund wurden, lebten nicht lange. Das Abnehmen der vertrockneten Glieder beſchleunigte mehrentheils den Tod. Ein

 Menſch

(35) *Peter Jonas Bergius* diſſ. de epilepſia acuta epidemica, Stockh. 1755. 1756.

(36) Ephem. Nat. Cur. Dec. III. A. 9 & 10, obſ. 93.

(37) Mémoire ſur les maladies, que cauſe le Seigle ergoté, par M. SALERNE, ſt. in den *Memoir. de Math. & de Phyſ. preſentés à l'Acad. &c.* To. II. (a Par. 1755, 4.) S. 155 — 163.

Menſch hatte vor 18 Jahren in dieſer Krankheit die linke Hand verloren. Er kam das Jahr zuvor, mit dem trocknen Brande an der rechten Hand und Fuß in das Lazareth. Nachdem er daſelbſt einige Erleichterung bekommen hatte, ging er wieder zu den Seinigen, kam aber im Aug. 1755 wieder, und verlor alle ſeine Finger. In dieſem Jahre waren 24 Kranke in dem Lazarethe, welche den trocknen Brand hatten. Ob ſie gleich mit Alaun, weißem Vitriol und Merc. præcip. rubr. waren verbunden worden, ſo konnte doch das wilde Fleiſch nicht dadurch zurück gehalten werden. Die Abſonderung der Knochen hat man mit Guajac-Oehl befördert; die Natur beſorgte ſie ohnedies, aber langſam. Bey dem Abnehmen der Glieder iſt gar keine Verblutung zu befürchten. Alle dieſe Kranke haben eine Unempfindlichkeit in den Spitzen der Finger, und ſind dumm, welche Dummheit mit der Gefahr, worin ſie ſind, zunimmt. Die Sterbenden bekommen Bauchfluß, behalten aber Appetit. Das Uebel iſt nicht anſteckend. Die Glieder-Salbe, und die Beſchreibung des rothen Balſames, welche beyde in dieſer Krankheit vortreffliche Dienſte thun, ſind vom Verf. hier bekannt gemacht.

Die Erzählung der Zufälle einer merkwürdigen Krankheit in Schweden, welche der Ritter v. Linné in einer eigenen Streitſchrift beſchreibt (38), ſind mit der eigentlichen Kriebel-Krankheit ſo zutreffend, daß man ſie für eine und eben dieſelbe halten könnte, wenn ſie der Verf. nicht von andern Urſachen herleitete; indeſſen ſetzt er doch die zu beſchreibende mit denen Epidemien, welche ich bisher erzählt habe, in Eine Claſſe.

Linné beſchreibt hier die Krankheit, welche in den J. 1746 und 1747 in dem untern Theile von Weſt-Gothland wütete. Die damit Befallenen empfanden anfangs eine Taubheit in Händen und Füßen, welche bald darauf in Stechen, Jucken, Kriebeln und Rückenweh überging. Die Glieder wurden ſteif, und Sehnen und Nerven heftig be-

(38) Diſſ. de Raphania. Præſ. *Car. v. Linné.* Reſp. *Ge. Rothman.* Vpſ. 1763. 4. 3 B.

bewegt. Die Adern ſchwollen, die Haut ſchien abgeſtorben, und der heftige Schmerz ging in Krämpfe über. Die Arme wurden gewaltſam gegen den Mund gepreßt, die Finger in einander in die Hand geklemmt, und die Augen ſtanden ſtarr. Die Kranken wälzten ſich winſelnd und unſinnig auf ihrem Lager. In der Wut des Schmerzens ſtürzten ſich Etliche bald in das Waſſer, bald in das Feuer. Der Krampf griff die obern Theile an, der Mund wurde verzerret, die Zunge zerbiſſen und zurück gezogen, wodurch dem Geſchrey abgeholfen wurde. Die Augen blieben in beſtändigen Zuckungen, bis ſie blind wurden. Dieſe Auftritte hatten ihre verſchiedene Dauer. Selten tödteten ſie frühzeitig, und zuweilen hielten ſie 2 Monathe an. Dieſe Krankheit nahm nicht eher ihren Anfang, als bis der Landmann Brod von friſch geärndetem Korne genoſſen hatte. Arme, aber keine Vermögende, welche ihr Korn nicht genug gereinigt hatten, waren der Krankheit mehr und heftiger unterworfen. Die Krankheit wurde beſonders an denen Orten bemerkt, wo Sommer=Korn gebauet war. Aus dem Umſtande, daß Bediente und Arme ihr Brod von Gerſten=Mehle genoſſen, wird nun behauptet, die Urſache des Uebels liege in der Gerſte. In dieſen Gerſten=Feldern iſt, in Schweden, das gemeinſte Unkraut der Acker=Rettig, (Hederich, Raphanus Raphaniſtrum *L.*), daher auch die Benennung dieſer Krankheit: Raphania, entſtanden iſt; und weil derſelbe im vor ergehenden Sommer häufig gewachſen ſey, ſo wäre demſelben dieſe Seuche zu zuſchreiben. Die ganze Pflanzen=Gattung der Tetradynamie beſitzt mindere oder mehrere Schärfe, je nach dem der Boden beſchaffen iſt; ſie verliert ſich aber durch das Trocknen. Hieraus kann die Urſache des Nachlaſſens der Krankheit gegen den Frühling, ſehr gut erkläret werden. Die Urſache, warum dieſe Krankheit in Schweden nicht eher bemerkt worden ſey, könne vielleicht dieſe ſeyn, daß der Same des gedachten giftigen Krautes mit der Gerſte aus fremden Ländern eingeführt ſey. Unter denen Mitteln, welche wider dieſe Krankheit angewandt worden ſind, zeichnet ſich eine Tinctur aus den Blättern des gemeinen Löwenfußes (Alchemilla vulgaris *L.*) beſonders aus.

Siehe auch im XXII Th. S. 659, f.

Man findet Spuren, daß dieſe Krankheit auch in den J. 1756 und 1757, in den am Rhein liegenden Ländern graſſirt habe, wo das in einem Jahre öfters wiederkommende Erdbeben, und der ſiebenjährige Krieg, in welchen faſt ganz Europa verwickelt war, den nachher der große König Friedrich II. rühmlichſt endigte, die Menſchen mit Furcht und Angſt erfüllten. Sie verdient aber mehr für ſporadiſch, als für epidemiſch, gehalten zu werden.

Im J. 1763, ließ Hr. Hofr. Detharding, in Bützow, eine Streitſchrift vertheidigen (39), in welcher er, nachdem er die Entſtehungs-Art der vielerley Nebel erzählt hat, auch den Mehl- und Honig-Thau hierher rechnet. In der Folge wird von der Kriebel-Krankheit gehandelt, und die Meinung behauptet, daß, obgleich andere Urſachen vorhanden ſeyn können, doch die ungezweifelte Erfahrung lehre, ſie ſey von dem durch Roſt verdorbenen Mutter-Korne entſtanden. Er räth an, den Rocken von Unreinigkeiten zu ſäubern, und, wenn gedachte Krankheit aus deſſen Genuſſe entſtanden ſey, durch Brech-Mittel und Säure das Uebel zu bändigen.

Hr. Leib-Medicus Zimmermann (40) beſchreibt die Kriebel-Krankheit nach einigen Epidemien, welche in der Schweiz geherrſcht haben, und beſonders derjenigen, die der lucerniſche Arzt, Hr. Lang, aufgezeichnet hat. Der kalte Brand iſt plötzlich in den Füßen entſtanden, ſo gar, daß Einige, bey dem Ausziehen der Schuhe oder Strümpfe, die Zehen mit fortgeriſſen haben. Die Schuld wird den Korn-Zapfen gegeben.

Der

(39) De nebularum effectu noxio in corpore humano.

(40) Von der Erfahrung in der Arzeneykunſt, 2 Th. (Zürich, 1764, 8.) S. 241.

Der franzöſ. Leib=Arzt und Prof. in Montpellier, Fr. Boiſſier de Sauvages, führt in ſeiner Noſologia (41) den von dem Genuſſe der giftigen Korn=Zapfen entſtandenen trocknen Brand unter dem Nahmen Necroſis vſtilaginea an. Er räth an, wenn die Theile ſchon abgeſtorben ſind, alles der Natur allein zu überlaſſen, und dem Abſondern ſo wenig durch Umſchläge, als durch das Meſſer, zu Hülfe zu kommen, weil beydes den Tod beſchleunige. Im Anfange der Krankheit empfiehlt er den Theriak, etliche Aderläſſe, und einen Umſchlag von Weingeiſt mit Campher. Bey erfolgender Vereiterung verordnet er Terpenthin=Oehl, und ein Pulver von See=Salz und Vitriol.

Die franzöſ. königl. Acker=Geſellſchaft der Generalité Tours, Bureau von Mans, fand nöthig, durch einen ihrer Mitglieder, eine für den dortigen Landmann faßliche Schrift von der Schädlichkeit des Mutter=Kornes verfertigen, und unentgeldlich austheilen zu laſſen. Der Verf. derſelben war Hr. Vetillart (42).

Im J. 1770, entſtand die lezte Seuche dieſer Krankheit. Sie herrſchte im Hannoveriſchen, im Herzogthume Lüneburg, im Fuldaiſchen, in der Gegend von Wernigerode, von Naumburg, und, wiewohl ſparſam, doch in mehrern Dörfern und Häuſern in Vogtland. Sie iſt von den Hannoveriſchen Aerzten, beſonders vom Hrn. Hof=Medicus Wichmann (43),

 vom

(41) Noſologia methodica, (Amſt, 1763.) To. 3, P. 1, p. 547.

(42) Mémoire ſur une eſpece de poiſon, connu ſous le nom d'ergot, ſeigle ergoté, blé cornu, mane; ſur les maux qui reſultent de cette pernicieuſe nourriture, & la méthode curative que l'on doit mettre en uſage ſuivant les différens tems de la maladie, par M. *Vetillart*, à Tours 1770, 8. 1 u. e. h. B.

(43) Beytrag zur Geſchichte der Kriebel=Krankheit im J. 1770, von D. **Jo. Ernſt Wichmann.** Lpz. und Zelle, 1771, 8. 5 B.

vom Hrn. Hof-Medicus Taube (44), vortrefflich und ſo beſchrieben worden, daß man die Werke dieſer beyden Aerzte (45) unſtreitig für die wichtigſten und beſten Schriften, welche über dieſe Krankheit geſchrieben worden ſind, halten muß.

Nach Hrn. Wichmann's Beſchreibung, fing die Krankheit im Zelliſchen ſogleich mit dem Kriebeln in den Finger-Spitzen an, welches ſich bey andern bis zum Vorder-Arm erſtreckte, und bey Vielen unter der ganzen Haut zu verſpüren war. In der Zunge war die Empfindung am ſchmerzhafteſten, und ihre Spitze ſchlug ſich dabey krampfhaft zurück. Der zweyte Grad trat mit dem krampfigen Verziehen der Finger, auch bey Einigen der Zehen an den Füßen, ein, welcher Zufall bey Vielen ohne andere ſchlimmere, einige Wochen fortdauerte. Den dritten Grad rechnet Hr. Wichmann vom Verziehen der Hände und Füße; in dieſem erkannte man theils durch das Geſicht, theils durch das Gefühl, eine zitternde Bewegung oder ein Springen einiger kleinern oder größern Muskel-Faſern im Geſichte, an den Händen, u. ſ. w. Endlich ging das zunehmende Uebel in die ganze Claſſe der fürchterlichen Zuckungen und Krämpfe, auſſer der Starrſucht über, wovon der Emproſthotonus, und

(44) Nachricht von der Kriebel-Krankheit, welche in dem Herzogthume Lüneburg, 1770 und 1771, gewütet, und wie ſelbige geheilt worden. Zelle, 1771, 8.

Die Geſchichte der Kriebel-Krankheit, beſonders derjenigen, welche in den Jahren 1770 und 1771 in den Zelliſchen Gegenden gewütet hat, beſchrieben von Joh. Taube. Gött. 1782, 8. 2 A. 12 B.

(45) Hierzu kann man auch noch die Berichte und Bedenken, die Kriebel-Krankheit betreffend, die von den kön. ſchleswig-holſteiniſchen Phyſicis an die königl. Kammer zu Kopenhagen eingeſandt worden, Kopenh. 1772, 8. und die in Hrn. Lentin's Beobachtungen, (Götting. 1774, 8.) vorkommenden Beobachtungen über dieſe Seuche, rechnen.

und bey Kindern die Epilepſie, angemerket werden. Der Appetit ſowohl, als der Puls, blieben natürlich. Viele klagten über Engbrüſtigkeit. Der heftige Krampf fing gegen Morgen an, ließ gegen Mittag ohne Kriſe nach, und kam gemeiniglich am 9ten Tage wieder. Bey Einigen trat der Anfall des Krampfes plötzlich ein, und er war ſodann, wofern er nicht nachließ, ſchon am 3ten Tage tödlich. Mehrere hatten denſelben in geringerm Grade, aber anhaltend und ohne Verſtärkung. Die Gefahr war mit der Zunahme der Perioden oder Rückfälle in Verhältniß; bey Vielen blieb aber ſchon nach dem erſten Rückfalle eine Verdrehung der Glieder, ein Wahnſinn, oder eine Blödſinnigkeit zurück. Nach dem erſten Rückfalle fand Hr. W. bey Vielen eine wäſſerige Geſchwulſt in dem Gelenke der Hände, wodurch die Zufälle etwas abzunehmen ſchienen. Den trocknen Brand hat er nicht beobachtet. Der Tod iſt entweder bey dem erſten Anfalle, oder bey dem erſten Rückfalle und den fortdauernden Krämpfen, oder am öfterſten im zweyten Rückfalle erfolgt, dergeſtalt, daß, an ſtatt langſamer Krämpfe, plötzlich tödtende Zuckungen oder ein Schlag erfolgt ſind. Die Leichen ſind bald in Fäulniß gerathen. Im Amte Gifhorn waren die Anzeigen eines im Unterleibe liegenden Zunders merklicher, wohin das Drücken und die unangenehme Empfindung in der Herz-Grube, der Magen-Krampf, der Durchfall, und bey Einigen die Aufblähung des Unterleibes, gehört. Das Kriebeln abgerechnet, hat die Krankheit die größte Aehnlichkeit mit dem Veits-Tanze, welchen Hr. W. auch bey zwey Erwachſeneu geſehen hat.

Von des Hrn. Hof. Med. Taube Bemerkungen, werde ich weiter unten Nachricht ertheilen.

Bey Auswärtigen ſchien dieſe Krankheit ſeit einiger Zeit geruhet zu haben. Nur in No. 41 und 42 der Gazette ſalut. v. J. 1770 findet ſich ein warnender

der Aufſatz wider den Genuß der Mutter-Körner in Brod ſowohl als Mehl-Speiſen. Der Verf. davon ertheilt die Beſchreibung einer Salbe für Krämpfe, und eines Balſames zu Heilung der Blaſen. Und am Ende des J. 1770 berichtete D. Fiſcher nach Wien, daß in der ganzen Grafſchaft Zemlin in Ungarn, die Peſt wüte, und das Gerücht verbreitete ſie ſchon bis nach Preßburg. Dieſer große Schrecken aber wurde noch vor Ablauf des Jahres durch die Nachricht, daß der Arzt ſich geirret und ein Scharbock-Fieber für Peſt gehalten hätte, gehoben. Dieſe Scharbock-Fieber hatten die Folge, daß faſt alle davon Angefallene ſtarben, kaum entging der Zwanzigſte dem Tode; welche aber die Krankheit überſtanden, verloren Finger, Zähne, Arme und Beine, welche ihnen faul abfielen. Die wieneriſchen Aerzte erklärten, einige Zeit darauf, dieſe Krankheit für die franzöſiſche faulende Kriebel-Krankheit; ſie waren aber in der Beſtimmung der Urſachen nicht einig. Von den ungariſchen Aerzten wird die Entſtehung derſelben dem häufigen Genuſſe der Fiſche zugeſchrieben, welche nach den zurückgetretenen vielen Ueberſchwemmungen der Ströhme in großer Menge gefangen worden ſind, wovon aber doch noch der größte Theil ungenutzt verfault ſey, und die Luft vergiftet habe.

Im J. 1771 gab Read einen kleinen Tractat heraus (46), in welchem er die Krankheit den Korn-Zapfen, und dieſe dem Stiche eines Inſectes zuſchreibt. Er erzählt inſonderheit die Epidemie, welche 1764 in der Gegend von Arras wütete.

Dieſe hob ſich mit heftigen Schmerzen der Gelenke und einer geringen Geſchwulſt an. Man fand keine ſichtbare Zeichen der Entzündung, aber doch einen Fieber-Puls. Die Umſtände dauerten 10 bis 14 Tage. Hierauf nahm die

(46) Traité du Seigle ergoté, par Mr. *Read*. à Strasb. 1771.

die zweyte Periode der Krankheit ihren Anfang, nähmlich die Schmerzen verloren ſich, und die Glieder wurden taub und unempfindlich; dabey war die Kälte in denſelben ſo groß, daß keine Hitze des Feuers ſie vertreiben konnte. Dieſe zweyte Periode dauerte bald weniger, bald mehrere, als 10, Tage. In der dritten Periode zeigte ſich der kleine Ausſchlag in der Haut, woraus der heiße Brand an den Zehen entſtand, welcher ſchnell um ſich griff; dieſer ſetzte ſich zuweilen allein in den Fuß feſt, zuweilen nahm er das Bein ein, manchmahl ging er bis mitten auf die Lenden, und allemahl ſehr geſchwinde in den kalten Brand über. Die obern Glieder der Arme, verhielten ſich eben ſo. Bey dieſer dritten Periode ſonderten ſich die abgeſtorbenen Glieder aus den Gelenken. Der Puls ward dabey klein und zuſammengezogen. In der Cur, will der Verf., durch den ganzen Lauf der Krankheit, ſaure Getränke genoſſen wiſſen. Der Puls ſoll allein die Nothwendigkeit der Aderläſſe beſtimmen, überhaupt aber ſoll ſehr mäßig damit verfahren werden. Im Anfange der Krankheit ſollen Brech=Mittel, und am folgenden Tage Purganzen gegeben werden, wenn das Fieber nicht zu heftig iſt. Das Waſſer, worin Flieder, Pappeln und Königskerzen abgekocht ſind, und wozu etwas Honig, Wein=Eſſig und Brech=Weinſtein gethan worden iſt, ſoll große Dienſte thun. Blaſen=Pflaſter, nahe an die Theile, welche unempfindlich ſind, gelegt, ſollen ſehr gut gethan haben. Er läſſet hernach die in Waſſer gekochte China=Rinde nehmen, und räth an, daſſelbe auch äuſſerlich zum Umſchlag zu gebrauchen. Wider den wirklich eingetretenen kalten Brand, läſſet er gebrannten Alaun, Vitriol und Küchen=Salz, in Waſſer aufgelöſet, oft umſchlagen. Wenn endlich die Ablöſung eines Gliedes nöthig wäre, ſoll ſie nicht eher vorgenommen werden, als bis ſich der Strich zwiſchen den abgeſtorbenen und geſunden Theilen bemerken läſſet, wo das Abſetzen geſchehen ſoll.

Hr. Prof. Nebel (47), in Gießen, behauptet das Gift der Korn=Zapfen, und zeigt, daß die im J. 1770 daraus entſtandene Krankheit gewiß dieſelbe Kriebel=Krank=

(47) *Chr. Lud. Nebel* diſſ. de Secali cornuto eiusque noxa, experientiis atque experimentis chemicis nixa. Gieſſ. 1771. 4.

Krankheit der Vorgänger ſey. Bey Gießen iſt ſehr wenig Mutter-Korn im Rocken gefunden worden; in andern heſſen-darmſtädtiſchen Gegenden hingegen iſt wenigſtens die Hälfte darunter geweſen, und im Brode mit verſpeiſet worden, wovon in 2 Dörfern mehr als 35 Perſonen erkrankt, und 5 geſtorben ſind.

Es haben aber auch ſehr viele Aerzte das Mutter-Korn für unſchädlich erklärt. Bis 1717 ſcheinen die Aerzte ziemlich einig über die Urſache der Krankheit, die man von dem Mutter-Korne herleitete, geweſen zu ſeyn; denn obwohl die mehreſten auch andere Grund- und Neben-Urſachen mit anführen, ſo vergeſſen ſie doch das verdorbene Brod nicht, wenigſtens entſchuldigen ſie das Mutter-Korn und anderes verdorbenes Getreide nicht; in der Folge aber fing man an, anders zu denken. Waldſchmidt ſetzte zuerſt die Urſache der Kriebel-Krankheit in der Luft, und bezweifelt die Entſtehungs-Art derſelben aus dem Mutter-Korne ausdrücklich (48).

Die Krankheit nahm d. 26 Aug. ihren Anfang. Sie fiel damahls ſtarke und geſunde Perſonen am mehreſten, Knaben weniger, und das hohe Alter am allerwenigſten an. Die krampfigen Glieder waren bey Allen etwas geſchwollen. Der Puls blieb groß; ſelten war er klein, auch nicht einmahl bey Sterbenden. Die Kranken hatten vielen Durſt, ohne Hitze, beſtändige Schlafloſigkeit, und ſehr ſelten wahre Epilepſie. Sie wurden ſehr langſam geſund; und diejenigen, welche harte Arbeiten unternahmen, befanden ſich beſſer, als die bey ruhiger Lebens-Art. Die Kälte beförderte Rückfälle. Die erſte Urſache der Krankheit ſucht er in der abwechſelnden Witterung, da in der Aernde die Tage ſehr heiß, die Nächte aber ſehr kalt geweſen waren, in welchen oft Nebel und Reife fielen. Er wirft aber die Frage auf: da ſich ſo viele Perſonen dieſer Witterung ausſetzten, warum denn nur ein kleiner Theil der-

(48) *Wilh. Hulder. Waldſchmidt* diſſ. de morbo epidemico convulſivo per Holſatiam graſſante, oppido raro. Kil. 1717, 4.

derſelben dieſe Krankheit bekommen habe? Er ſucht alſo noch nähere Urſachen, und findet ſie in den harten Speiſen. Ob er nun wohl wegen der Gefahr und des Verdachtes der Mutter-Körner, den Horſt, Brunner, Budäus, und eine eigene Erfahrung, welche die Meinung der gedachten Männer zu beſtätigen ſcheint, anführt, ſo zweifelt er doch daran, weil er Kranke geſehen hat, ehe ſie Brod von friſchem Rocken genoſſen hatten, und nicht kriebelkrank geworden waren. Ihm ſcheint am Ende der Grund dieſes Uebels am wahrſcheinlichſten, wie von allen Epidemien, aus der Luft zu entſtehen; dieſes beweiſet er damit, daß die erſten Empfindungen um das Zwerchfell verſpüret werden und mit Beängſtigung anheben, und daß Rückfälle auf Erkältung folgen. Den von ſeinen Vorgängern bemerkten Uebergang in allerley Arten Zuckungen, hat er niemahls beobachtet. Die ganze Krankheit iſt nicht anſteckend geweſen. Die Aderläſſe, welche bey 120 geſunden Perſonen eines Dorfes vorgenommen wurden, beſchützten den dritten Theil dieſer Anzahl, daß der Krampf nicht entſtand. Im Anfange der Krankheit räth er Brech-Mittel und Abführungen an, von welchen leztern er die Jalappe mit verſüßtem Queckſilber empfiehlt. Wenn die Krankheit ſchon wirklich da iſt, widerräth er, auch ſo gar bey Vollblütigen, die Aderläſſe, als woraus heftige Zuckungen entſtänden. Bey den Anfällen der Krämpfe hat er Hirſchhorn- und Ofenruß-Spiritus, Bibergeil und das Laud. liqu. Sydenhami angewandt. Auſſer dem Reiben und Ausdehnen der Glieder räth er das Binden, Waſchen mit Spiritus, und das Räuchern derſelben, an. In den Ruhe-Zeiten hat er ſich des marburgiſchen, in etwas veränderten, Pulvers mit großem Nutzen bedient. In dem Laufe der Krankheit hat er weniger abgeführt, als ſchweißtreibende Sachen angebracht, und am Ende derſelben ſtärkende und die Verdauung befördernde Gewürze gebraucht. Die Zuckungen, welche zuweilen entſtanden, gingen leicht vorüber, wenn den Kranken ein Kühl-Pulver mit Bibergeil und Zinnober, oft wiederhohlt gegeben wurde.

Die breslauer Aerzte waren eigentlich die Erſten, welche gegen das Gift des Mutter-Kornes Zweifel erregten (49), und beſtimmten den bisher noch nicht ge-

(49) Bresl. Samml. 1718. Sept. S. 76.

gemachten Unterſchied zwiſchen cauſam materialem efficientem und occaſionalem remotam. Aus den Nachrichten des Büdäus, Wilisch, Haberkorn, Longolius, Scheuchzer, Bruno und Lang, ſammelten ſie die ſächſiſche und ſchweizeriſche Krankheit, und beſchrieben ſie umſtändlich. Zu der Beſchreibung der holſteiniſchen gab ihnen Waldſchmidt's Diſſertation den Stoff (50).

In den Actis Nat. Cur. bemerkt Kannengießer die Epidemie in Holſtein, von 1742 (51), und legt deren Grund auf die Beſchaffenheit der Luft.

Die Krankheit fing ſich bey dem Landmanne am Ende des Aug. an. Sie befiel junge Perſonen mehr, als bejahrte. Nachdem er die verſchiedenen Arten der Zuckungen beſchrieben hat, leitet er aus den verſchiedenen Graden der Kälte in der Luft, die mehrere oder mindere Heftigkeit der Krankheit her, und führt den Vater und Waldſchmidt an, welche behaupteten, die Krankheit läge nicht in einem Fehler des Brod-Kornes, ſondern entſtände aus der Luft. Aus den Gründen, daß die Kriebel-Krankheit gleichwohl nicht nachgelaſſen habe, da den Einwohnern des Landes der Genuß des friſchen Rockens unterſagt ſey, daß weder bey der Krankheit, noch nach dem Tode, Zeichen des Giftes zu bemerken geweſen ſeyn, wird geſchloſſen, daß das Uebel von verdorbenem Rocken nicht entſtanden ſey. Aber da der Landmann überhaupt an harte Speiſen gewöhnt, und er der abwechſelnden Luft ſehr ausgeſetzt ſey, ſo werden dieſe beyde Umſtände als Urſachen der Krankheit angegeben. Nachdem er die Ausleerungen vorher angerathen hat, ſchlägt er die Spieß-glanz-Tinctur in wenigen Tropfen vor, und widerräth balſamica, antiſcorbutica, antivenerea und amara. Er ſpricht ferner den erdigen Mitteln das Wort, und rühmt inſonderheit den Berg-Kryſtall. Von Brech-Mitteln ſoll man ſich enthalten, dagegen ſollen Aderläſſe und Blaſen-Pflaſter angebracht werden. Zum äuſſerlichen lindernden Mit-

(50) Eb. daſ. S. 87. und Dec. S. 397.

(51) Acta Nat. Cur. Vol. VII. p. 108.

Mittel empfiehlt er vorzüglich den Regenwürmer- oder Thymian Spiritus. Als ein Verwahrungs-Mittel will er den Aderlaß angeſehen wiſſen.

Im J. 1768, erklärte ſich Hr. Hofr. Model, in St. Petersburg, für die Unſchädlichkeit des Mutter-Kornes [52], indem er durch chemiſche Erfahrungen bewies, daß in demſelben kein dem menſchl. Körper ſchädliches Gift enthalten ſey.

Zu den ſorgfältig angeſtellten Verſuchen iſt friſches Mutter-Korn gebraucht worden, von welchem aber nicht gemeldet wird, ob es aus einer Gegend genommen ſey, wo damahls die Kriebel-Krankheit geherrſcht hat. Aus einer Anmerkung [53] iſt zu ſchließen, daß es ganz gewiß aus einer geſunden Gegend geweſen ſeyn müſſe, weil unter 800 Körnern nur ein einziges angefreſſen gefunden wurde. Das Mutter-Korn brannte am Lichte, in heller Flamme; geſunder trockner Rocken that es nicht. Es enthält keinen Salpeter. Bey dem Deſtillieren, kam vom Mutter-Korne zuerſt ein ſäuerliches Waſſer, hernach ein viel ſaureres, welches den völligen Gegenſatz des Aſchen-Salzes hatte, und endlich ein brandiges Oehl. Aus gleichem Verſuche mit guten Rocken-Körnern folgt der Schluß, daß das erſtere Oehl mehr erdige Theile habe, als das lezte. Das ausgelaugte Caput mortuum des erſtern war ſeifenhaft, eben auch die Art des ſo genannten Harzes, mit Spiritus ausgezogen. Mit Mehl zu gleichen Theilen gemiſcht, iſt geſundes Brod daraus gebacken worden. Der Unterſchied zwiſchen guten Rocken und Mutter-Korn wird darin geſetzt, daß das ſchleimige Weſen, welches die öhligen Theile auf-

(52) Jo. Ge. Model's Abh. vom Mutterkorn, ſt. in Deſſen Fortſetzung ſeiner chymiſchen Nebenſtunden, (St. Petersb. 1768, gr. 8) S. 1 — 69.

(53) Dieſes bekräftigt Hr. Hof-Med. Taube mit einer gleichen Erfahrung. Die Mutter-Körner der angeſteckten Gegenden aus der Aernde von 1770, waren alle, nicht ein einziges ausgenommen, wurmſtichig; hingegen hatte er bey unzähligem Nachſuchen aus der Aernde von 1771, von allerley Gegenden, nicht ein einziges angefreſſenes Korn finden können.

auf löſen ſollte, im Mutter-Korne zerſtört ſey. Aus dieſem nun wird das Mutter-Korn für unſchuldig erklärt. In dem Anhange, S. 92 — 96, erzählt er dasjenige, was er nach Verlauf beynahe eines Jahres, nachdem die Abh. vom Mutter-Korn bereits völlig niedergeſchrieben war, von Entſtehung uud Wachsthum des Mutter-Kornes aus eigener Erfahrung wahrgenommen hat.

Als im 141 St. der Götting. gel. Anz. v. J. 1770, des Hrn. H. M. Taube der königl. Geſellſch. vorgelegte Nachricht, von der im Zelliſchen herrſchenden Kriebel-Krankheit, bekannt gemacht, und in gedachter Geſellſchaft deutſchen Sammlungen, S. 151, fgg. eingerückt wurde, in welcher er ſich gegen das verdorbene Mutter-Korn erklärt, fand er viele Widerſprüche. Die Verſuche des Hrn. Hofr. Schleger in Caſſel, deren einen Theil der dortige geſchickte Roß-Arzt, Kerſting, der zelliſchen Landwirthſchafts-Geſellſchaft mittheilte, waren die erſten (54).

Der Verf. beweiſet in denſelben, durch Erfahrungen, daß die Mutter-Körner weder Hunden, noch Schweinen, und der Dampf des zur Gährung eingerührten Teiges auch keinem Menſchen geſchadet habe. Einem Huhne hat es keine Krankheit zugezogen. Ein Schwein, welches 9 Tage damit war gefüttert worden, iſt geſund geblieben. Ein Schaf hat 3 Tage, bey dem Genuſſe des warmen Mutterkorn-Brodes, ohne Saufen, wiedergekäuet, und iſt geſund geblieben; endlich iſt daſſelbe, nach Einſprützen in die Hals-Adern mit der wäſſerigen Einbeizung des Mutter-Kornes, in Bauchſchlagen verfallen, und getödtet worden. Bey der Oeffnung deſſelben hat man viele vorher kranke Theile, und das Blut in den Adern ſehr coagulirt gefunden. Endlich ſind auch ſo gar Karpfen mit Mutterkorn-Mehl geſtopfet, und, da ſie nicht da-

(54) Verſuche mit dem Mutterkorn, von D. Theod. Aug. Schleger, Caſſel, 1770, 4. 4 B. Hr. DU ROUEIX widerlegt ſie im *Journ. encyclop.* Sept. 1771, S. 265, und nimmt gegen dieſe Verſuche die Schädlichkeit des Mutter-Kornes allgemein an.

davon erkrankten, ohne Nachtheil verzehrt worden. Nach dem Verhältniſſe der Berechnung, findet ſich in 6 ℔. ausgebackenem Brod, $\frac{1}{2}$ Quent Mutter-Korn, welcher Genuß niemanden geſchadet hat, obgleich ein Jeder 4 bis 6 Wochen, ohne vorhergegangene Reinigung davon gegeſſen hat. Doch iſt das Mutter-Korn, nach ſeinen Erfahrungen, ein verdorbenes Getreide; man muß mit demſelben nicht zu dreiſt verfahren, und es hat die Krankheiten, die 1597 im Heſſiſchen entſtanden, wirklich erregt.

In den duisburgiſchen Anzeigen nimmt Hr. Prof. Leidenfroſt die Korn-Zapfen in Schutz (55).

Im 99 und 100 St. der hamb. Adreß-Comtoir-Nachr. v. J. 1770, findet man eine durch ihre gute Ausführung ſich ſehr empfehlende Abhandlung, in welcher mit wohlgewählten Gründen die Schädlichkeit des Mutter-Kornes geläugnet wird.

Des Hrn. Prof. Eſchenbach Bedenken (56), enthält einen Auszug des Briefes von Hrn. Tiſſot, über die Kriebel-Krankheit, und erörtert nachher die Frage, ob das Mutter-Korn wirklich die ſchädlichen Eigenſchaften habe.

Dieſe Frage wird dadurch beantwortet, daß das Mutter-Korn jährlich, wiewohl nicht in gleicher Menge, genoſſen werde; daß bey deſſen auſſerordentlich häufiger Gegenwart, wie im J. 1771, aus 80 Scheffeln noch kein ganzer Scheffel Mutter-Korn nebſt anderm unreinen Geſäme geſammelt, daß über die Heil-Art ganz verſchieden gedacht ſey; daß in einem Körper zwey Krankheiten herrſchen können, welche mit einander keinen Zuſammenhang haben; daß das Gift dieſer Krankheit ungewiß beſtimmt ſey, und daß, von einigen Aerzten, Neben-Urſachen ſeiner Schädlichkeit hinzu geſetzt werden; daß in den Schriften



(55) Im 47 — 52 Blatt v. J. 1770, und 1 St. v. J. 1771, unter der Aufſchrift: Nachricht von den Mutter-Zapfen oder Mutter-Korn des Rockens, und wie weit die Furcht vor deſſen Schädlichkeit gegründet ſey.

(56) L. E. Eſchenbachs Bedenken von der Schädlichkeit des Mutterkornes. Roſtock, 1771, 8.

die Beweiſe von dem Verhältniſſe der Schädlichkeit, gegen das Verhältniß der Wirkungen auf den Körper fehlen. Daß das Mutter=Korn höchſtens nur ſeinen Theil an denen Krankheiten, die als Folgen von deſſen Genuſſe angegeben werden, haben könne, bis bewieſen würde, daß dasſelbe ganz ohne Nachtheil verſpeiſet ſey; dieſer Satz wird aus Schriftſtellern, und einem Verſuche mit einem Schweine, erhärtet, aus welchem allen endlich der Schluß gezogen wird, der Genuß des Mutter=Kornes ſey nicht die Quelle der ſchädlichen Folgen, die ihm zugeſchrieben werden.

Hr. Leib=Arzt Vogel, in Göttingen (57), hat die Verſuche zum Beweiſe der Schädlichkeit des Mutter=Kornes ebenfalls zu entkräften geſucht, und beſonders daraus, daß das Mutter=Korn allezeit genoſſen worden ſey, da man doch die Kriebel=Krankheit erſt ſpät bemerkt habe; daß man dieſe Krankheit auch vor der Aernde entſtehen geſehen habe; daß die Krankheit zuweilen nicht erfolgt ſey, wenn auch in dem Rocken viel Mutter=Korn enthalten war; daß nicht alle, die Mutter=Korn genoſſen haben, krank, und viele krank geworden ſeyn, die keines genoſſen haben; daß die Seuche der Kriebel=Krankheit periodiſch ſey, und Ruhe=Zeiten halte; daß die Unterlaſſung des Genuſſes des Mutter=Kornes die Krankheit nicht hebe; daß die Zufälle der Seuche verſchieden ſeyn; daß ſie Rückfälle mache; daß in Schweden, wo doch kein Rocken=Brod genoſſen wird, die Kriebel=Krankheit vorkomme, und daß man, in Rückſicht auf die giftigen Beſtand=Theile des Mutter=Kornes, noch ſehr ungewiß ſey, geſchloſſen, daß man das Mutter=Korn ohne Grund beſchuldige.

Hr.

(57) Schutzſchrift für das Mutterkorn, als einer angeblichen Urſache der Kriebel=Krankheit, von Rud. Auguſtin Vogel. Gött. 1771, 8. 3 B.

Hr. Prof. Leidenfroſt (58) hielt die Kriebel-Krankheit für eine Folge des Mangels, aus welchem in vielen vorhergehenden Jahren mancherley Krankheiten entſtanden ſeyn, und nicht für eine Folge des Genuſſes des Mutter-Kornes, welches zwar, als ein verdorbenes Getreide, Krankheiten erzeugen könne, aber in der Gegend von Duisburg, wo kein Mangel an geſundem Korn geweſen, die Krankheit nicht erzeugt habe.

Der Hr. Verf. will jene epidemiſche ausſätzige Krankheit, die man im J. 1710 in der franzöſ. Provinz Orleans beobachtete, deren Entſtehung man damahls dem Genuſſe des Mutter-Kornes zuſchrieb, mit der deutſchen nicht verwechſelt wiſſen, und hält jene von dieſer ganz unterſchieden. Er leitet den Urſprung derſelben aus dem Mangel her, als aus welchem in vielen vorhergehenden Jahren vielerley Krankheiten entſtanden wären. Bey Erklärung der Zufälle dieſer Krankheit, merkt er an, daß ſie epidemiſch gewütet habe, daß nur Landleute und Arme davon augefallen wären, daß kein Alter davon frey geblieben ſey, daß die Zufälle größten Theils plötzlich angehoben haben, daß gleich nach den erſten Beängſtigungen, Ohnmachten und Zuckungen, darauf Schwäche, Freß-Hunger, Rückfälle, Beben der Glieder, Wahnſinn und Albernheit, in verſchiedenen Verhältniſſen erfolgt ſey. Er verſichert insbeſondre, daß wenige daran geſtorben wären; welche es aber betroffen hätte, wären mehr durch Folgen des Mangels, theils auch durch unvernünftige Cur-Art, hinweg geraffet worden. Die mehreſten beſſerten ſich langſam. Bey wenigen lieſſen die Zufälle ohne ſichtbare Kriſen nach; Andere bekamen Blut-Geſchwäre, bald kleine, bald große.

 Etliche

(58) Diſſ. de morbo convulſivo epidemico Germanorum, caritatis annonae comite, vulgo die Kriebel-Krankheit. Præſ. *Jo. Gottlob Leidenfroſt*. Reſp. *Godofr. Guil. Davidis*. Duisburg. 1771. 4.

D. überſ. u. d. T. Des Hrn. Prof. Leidenfroſt Abh. von der Kriebel-Krankheit, in den Jahren 1770 und 1771. Aus dem Lat. überſ. von Jo. Chr. Gottl. Ackermann, ſt. in Hrn. g. R. Baldinger Magazin vor Aerzte, 4 St. 1776, S. 332 — 360.

Etliche ſtarben am kalten Brande. Zu eben der Zeit, als die Krampf-Sucht herrſchte, ſtellten ſich auch andere Krankheiten ein. Viele wurden mit fieberhaften Stick-Huſten, mit kalten Fiebern, Ruhren, Drüſen-Entzündungen, u. d. gl. befallen. Alle dieſe Zufälle ſchienen bösartig zu ſeyn. Er behauptet, daß die Kriebel-Krankheit, in gewiſſer Rückſicht fieberhaft zu nennen ſey; und aus dem vermehrten Reize der Theile wird geſchloſſen, daß die in Irrthum gerathene Natur hier Krämpfe hervor bringe, wo ſie Fieber machen ſollte. Die hieraus gezogene Folge beweiſet, daß der vornehmſte Sitz dieſes Uebels in dem Gehirne und dem Rücken-Marke zu ſuchen ſey, welcher Satz durch Kranken-Geſchichten erläutert wird. Aus dem Verhalten der Betrunkenen, in Anſehung ihres vermehrten Verlangens nach Speiſen, wird zwiſchen ihnen und den Krampfſüchtigen eine Aehnlichkeit gefunden. Es wird die Frage aufgeworfen, ob die Urſachen dieſes Uebels im Körper liegen, oder ob ſie von auſſen hinein geführet werden. Obgleich von beyden Meinungen keine weder bejahet noch verneinet wird, ſo ſcheint doch der Hr. Verf. ſich dahin zu lenken, daß ſie von auſſen herein gebracht ſey, wobey aber doch eine Neigung, ſie zu empfangen, voraus geſetzt wird. Endlich wird das Mutter-Korn von allem Verdachte losgeſprochen; und obgleich ein ſonſt verdorbenes Korn Krankheiten zeugen könne, ſo wäre doch im ganzen Lande kein Mangel an geſundem Korne geſpüret worden. Das Antheilnehmen der Würmer an dieſer Krankheit, wird deutlich verworfen; ob aber ein bösartiger Nebel nicht etwas dazu beygetragen habe, wird zwar vermuthet, aber nicht behauptet. Endlich zeigt Hr. Leidenfroſt an, daß Aderläſſe, Purgier-, kühlende und ſchlafmachende Mittel mehr geſchadet, als genutzt haben; hingegen ſind Aloe, balſamiſche und ſchweißtreibende heilſam, die China-Rinde aber unwirkſam befunden worden.

Im J. 1771 ſchrieb der gelehrte Hr. geh. R. Baldinger ein Programma (59), in welchem er den Gegen-

(59) Programma ad diſſertationem de metaſtaſi in morbis; Præfatio docet, Secale cornutum perperam à nonnullis ab infamia liberari. Jen. 1771, 4.

genſatz wider die Herren Model, Schleger, Eſchenbach und Leidenfroſt annimmt, und behauptet, daß das Mutter-Korn, in Menge genoſſen, allerdings die Kriebel-Krankheit verurſache. Sein Aufſatz iſt mit vieler Mäßigung, und ſehr gründlich verfaſſet.

Die umſtändlichſte, beſte, die verſchiedenen Geſtalten und Zufälle dieſer ſonderbaren Krankheit am genaueſten anzeigende Beſchreibung, iſt diejenige des ehemahl. kön. engliſchen Hof-Arztes, Hrn. Taube, der in den Jahren 1770 und 1771, 600 Kranke, wovon 97 ſtarben, an dieſer Krankheit beſorgt hat, und alſo aus einer größern Fülle der Beobachtungen, als je einer ſeiner Vorgänger, ſchreiben konnte. Seine oben, S. 410, angeführte **Geſchichte der Kriebel-Krankheit**, iſt die Folge der Bemerkungen, welche er vom Anfange des Sept. 1770 geſammelt hat, nähmlich von der Zeit an, da die Epidemie dieſer Krankheit in den zelliſcheu Gegenden zu herrſchen anfing. Ich werde dem Hrn. Verf. in der Ordnung, die er ſelbſt hierin beobachtet hat, Schritt vor Schritt folgen.

Zuvörderſt liefert Hr. Taube die Geſchichte der Kriebel-Krankheit, und zwar im erſten Abſchn. die Geſchichte der Epidemie, die er 1770 und 71 beobachtet hatte. Hier kommen Bemerkungen vor, die ich nicht unberührt laſſen kann. Im J. 1770, war nach einem nicht anhaltend ſtrengen Winter, wobey aber der Frühling ſich lange verzog, in Anſehung der abwechſelnden Wärme, Kälte und Näſſe, der Sommer ſehr veränderlich. Im Jun. fielen öfters Nebel, welche vernünftige Landleute ſtrichweiſe ziehend bemerkt haben wollen, und wovon die häufigſten in und gleich nach der Blüthe des Sommer-Rockens waren. Auf dem damahls noch grünen und weichen Korne wurden in vielen Gegenden die kleinen hellgelben Tropfen ſehr

 häufig

häufig bemerkt, welche unter dem Nahmen des Honig-Thaues bekannt ſind. Aus dieſen angeſteckten Körnern leitet der Verf. den Urſprung der Korn-Zapfen her. Auch wurde der Honig-Thau, da nach der Zeit keine Regengüſſe wieder erfolgten, vor der Aernde nicht abgeſpühlt. Der Landmann ſäumete nicht, theils aus Noth gezwungen, theils aus Neugierde, von ſeinem neu eingebrachten Rocken, und beſonders aus dem bey dem Einbringen geſammelten Abfalle, oder ſo genannten Krümel-Korne, ſogleich Brod zu backen, welches eben ſo eilig, auch wohl warm, hinein geſchlungen wurde. Unter einem genau gewogenen, ausgedroſchenen, und auf gewöhnliche Art gereinigten Pfunde Rocken, waren beynahe 2 Loth Mutter-Korn; und noch weit mehreres befand ſich unter dem Krümel-Korne. Nach dem Genuſſe eines ſolchen Brodes zeigte ſich auch bald die Kriebel-Krankheit mit allen ſchrecklichen Zufällen, woran im Anfange Einige plötzlich ſtarben. In dieſem Abſchn. wird auch noch erzählt, wie dieſe Krankheit ſich nach und nach an verſchiedenen Orten gezeigt hat. Man ſahe augenſcheinlich, wie wohl den Kranken das aus landesväterlicher Fürſorge mitgetheilte Brod von altem, reinem und gutem Korne bekam, wie ſie ein beſſeres Anſehen erhielten, wie die Heftigkeit der Zufälle ſich verlor, und wie ſie ſich nach achttägigem Genuſſe deſſelben erhohlten. Sobald aber der ausgetheilte Vorrath verbraucht war, und die armen Kranken wieder von ihrem eigenen verdorbenen Rocken genießen mußten, ſtellten ſich die fürchterlichen, und zum Theil noch viel heftigere, Zufälle ein.

Was der Hr. V. von der Schädlichkeit des verdorbenen Rockens bey dem Viehe beobachtet hat, will ich auch noch kürzlich anführen. Er ſahe nur ein einziges Schwein, welches krampfig war. Pferde fraßen das den Menſchen ſchädliche Brod, und es iſt

kein

kein einziges krank geworden, noch, ſo viel er weiß, davon gefallen. Man hat dem Horn-Viehe das Krümel-Korn vorgeſchüttet, und ſie haben es, aber theils mit Widerwillen, ohne Nachtheil genoſſen. Keine Hunde ſind von dem Genuſſe des Brodes, oder der Mehl-Speiſen, erkranket oder geſtorben. Schafen hat es nicht geſchadet, auſſer daß in einem Dorfe 7 Stück mit allen Zufällen der Krampf-Sucht ſtarben. Im Frühlinge 1771 bemerkte Hr. Taube, auf ſeinen Reiſen zu den Kranken, einen ſehr allgemeinen Mangel an jungem Feder-Vieh; er hörte jede Haus-Wirthinn klagen, ihre Hühner wollten nicht brüten, und legten wenige Eyer. Dagegen hörte man in andern Gegenden, wo die Kriebel-Krankheit unbekannt war, von dergleichen Unfruchtbarkeit nichts, wenigſtens bey weitem nicht ſo allgemein. Vielleicht, ſagt der V., kann dieſes den verdorbenen Rocken zum Grunde haben, wenn es nicht aus noch andern unbekannten Urſachen entſtanden iſt.

Dieſem Abſchnitte iſt noch die ganze Berechnung der Kranken und Verſtorbenen in der dem Hrn. Taube, als Land-Phyſikus anvertraueten Gegend beygefügt. Die Anzahl der von der Kriebel-Krankheit befallen geweſenen, beläuft ſich auf 600, wovon 97 geſtorben ſind. Kindern von 2 bis 10 Jahren iſt dieſe Krankheit am tödlichſten geweſen.

Der zweyte Abſchnitt enthält die Geſchichte dieſer Krankheit von ihrem erſten Urſprunge an, bis auf die neuern Zeiten; und zwar ſind hier ſolche Nachrichten auszugsweiſe geliefert, in welchen das verdorbene Korn, und beſonders das Mutter-Korn, als eine Urſache der Kriebel-Krankheit angegeben wird. Siehe oben, S. 384, fgg.

Im dritten Abſchn. werden diejenigen Beobachter nebſt ihren Schriften, die andere Urſachen dieſer Krank-

heit angenommen haben, angezeigt. Siehe oben, S. 414, fgg.

Nach gelieferter Geſchichte der Kriebel-Krankheit, wird nun dieſelbe nebſt ihren Zufällen ſo beſchrieben, wie ſie Hr. Taube ſelbſt geſehen hat. Die Krampf-Sucht erſchien in dieſer Epidemie auf zweyerley etwas verſchiedene Art. Die eine überfiel mit großer Heftigkeit, dauerte faſt ohne Aufhören, marterte die Kranken gewaltſam, und endigte ſich durch einen geſchwinden Tod; die andere gelindere Art war minder ſchreckhaft und heftig, ließ Ruhe-Zeiten, und ward in der Folge nur durch üble Umſtände, oder durch ſchlechte Behandlung, tödlich. Dieſe Epidemie fing mit der erſtern Art an, und dieſes dauerte etliche Monathe hindurch. Die von dieſer Art Befallenen empfanden kurz vor dem erſten Anfalle nichts, auch kein Ameiſenlaufen oder Kriebeln; es überfiel ſie auf ein Mahl Blindheit und Schwindel, welcher ſie zu Boden warf, ſie ihrer Sinne gänzlich oder zum Theil beraubte, Zittern der Glieder, heftiges aber vergebliches Würgen, ſtarke Zuckungen, wobey zugleich alle Gelenke krampfig zuſammen gezogen und einwärts gebogen wurden, ſo, daß gemeiniglich alsdann die Elbogen gegen die Bruſt gedrückt waren. Das Hand-Gelenk war noch mehr gekrümmt, und alle Finger waren in eine geballte Fauſt geklemmt. Die Gewalt der biegenden Muskeln der Arme und Finger war dabey ſo ſtark, daß oft zwey ſtarke Männer, ſie gerade zu machen oder aufzubrechen, nicht vermochten. Die Füße wurden auf gleiche Art zuſammen gezogen, die Ferſen aufwärts gegen die Achillis-Sehne getrieben, und die Zehen unter die Fuß-Sohle gepreſſet. Den ganzen Leib bedeckte ein kalter Schweiß, und der Kranke wälzte ſich, mit einer unbeſchreiblichen Unruhe, auf ſeinem Lager. Das Geſicht war gelblich, eingefallen, und von widerlichem, fürchterlichem Anſehen. Nicht

ſelten floß ein ſchäumender, oft blutiger Schleim über die Lefzen. Die Kranken forderten ohne Unterlaß, und mit bebender Stimme, Getränke; die Beängſtigung wurde aber durch das Trinken vermehrt. Sie ſchrien beſtändig um das Ausdehnen der zuſammengezogenen Finger und Gelenke, und verſicherten, unter unaufhörlichem Winſeln, die davon entſtehende Erleichterung. Die Krämpfe in den innern Theilen waren nicht minder heftig und wütend. In den kurzen Zwiſchen=Friſten klagten die Kranken unaufhörlich über unausſprechliche Schmerzen, Drücken und Beklemmung der Herz=Grube, welches mit einer beſtändigen fruchtloſen Neigung zum Erbrechen verbunden war. Die innerliche Angſt machte Drängen zum Stuhl und zum Urin; der erſtere folgte nie, der leztere aber nur ſelten, tropfenweiſe, und ohne Erleichterung. Der Puls blieb dabey klein, langſam, unterbrochen, und war oft, wenn die Krämpfe recht grauſam und wütend anſetzten, kaum zu entdecken. Dieſe heftige Auftritte hielten, nebſt den wenigen ruhigen Zwiſchen=Zeiten, 24 Stunden, oft auch noch länger, an. Darauf erfolgten wahre Zuckungen, die auch oft, inſonderheit bey Kindern, ſchon zu Anfange eintraten, mit allmählichem Verluſte der Sinne und der Sprache verbunden waren, und ſich, bey öfterer Wiederkehr, nicht ſelten erſt am dritten Tage mit dem Tode endigten. Von dieſer Art der Krampf=Sucht genas kein Kranker; ſie raffete Perſonen beyderley Geſchlechtes, Kinder, Junge und Alte, nur keine Säuglinge, hin. Bey ſäugenden Weibern verſiegte die Milch, wie überhaupt bey dieſer Krankheit, nicht, und Hr. Taube ſahe einſt einen Säugling noch an der Bruſt ſeiner ſterbenden Mutter nagen.

Die Leichen der an dieſer erſten, heftigen Art verſtorbenen Perſonen gingen überaus geſchwinde in eine gänzliche Fäulung über. Hr. T. wollte einige derſelben

ben am zweyten Tage nach ihrem Tode öffnen, aber eine ſo allgemeine Fäulniß, und ein ſo durchdringend ſcharfer, nicht eigentlicher Todten-Geruch, nöthigten ihn davon abzuſtehen. Ein 14jähriger Knabe, welcher morgens geſtorben war, wurde nachmittags geöffnet. Seine Glieder waren noch eben ſo ſteif gekrümmt, als in der Heftigkeit des Krampfes, worin Hr. T. ihn ſterbend verlaſſen hatte, und konnten kaum gebogen werden. Die Haut des ganzen Unterleibes war gelbgrün, und das Geſicht aufgedunſen und gelb. Die Augenlieder waren eingefallen, und umher braunroth. Aus Mund und Naſe floß ein durchdringend ſtinkender Schleim. Auf dem Rücken und den vordern Theilen der Bruſt und des Halſes, war Blut unter der Haut ergoſſen. Das Netz war weich, daß es bey dem geringſten Berühren zerriß, und gegen die rechte Seite mehr faul, als an andern Stellen. Der Magen und die Därme hatten ein gelbes Anſehen; die Leber war hart, dunkelbraun, und von Blute ſtrotzend. Im Magen war eine Menge eines galligen ſchäumenden Waſſers, und in demſelben lag ein halb verfaulter Spuhl-Wurm. An mehrern Stellen ſahe man in den Gefäßen, daß das Blut in denſelben beträchtlich ſtockte. Die Gallen-Blaſe war überaus ſtark und über die natürliche Größe erweitert, und die in derſelben enthaltene Galle hellgrün und wäſſerig. Die Milz war dunkler und blutreicher, als ſie ſeyn ſollte. Die Urin-Blaſe war, bis zum Zerſpringen, von wäſſerigem geruchloſen Urin erweitert. Die Harn-Gänge waren ganz voll und ausgedehnt. Die Lungen enthielten ſehr viel ſtockendes Blut; das Herz und die großen Gefäße waren leer; die Puls-Adern der Gehirn-Häute ſtrotzten von Blute, die Höhlen der harten Hirn-Haut aber waren ganz leer. Die Puls-Adern im Gehirne waren voll, die Feuchtigkeiten in den Gehirn-Kammern röthlich, und ein guter Theil

des

des feinen Gewebes über den Urſprung der Seh-Nerven, (Plexus choroideus) war in Fäulniß übergegangen. Bey einer andern Leiche ſahe er genau dieſelben Erſcheinungen.

Die zweyte oder gelindere Art der Kriebel-Krankheit konnte oft im Anfange bezwungen werden. Die Mehreſten verſicherten, ſie hätten ſie einige Tage zuvor im Körper empfinden können. Die Beine und Arme wären damahls ſchwer und taub, die Kräfte erſchöpft, und der Kopf eingenommen. Der Appetit mangelte, und in der Herz-Grube regte ſich ein empfindliches, bald vorübergehendes, bald wiederkommendes Drücken. Es ſtellte ſich mehr Begierde zum Schlaf ein, ob er gleich nicht erquickte. Im Unter-Leibe ſpüreten ſie die Empfindung einer Kälte, die ſich bisweilen über den Rücken verbreitete. Das Kriebeln, das weſentliche Merkmahl der Krankheit, ſtellte ſich in den Armen, Beinen, und auf dem Geſichte, ein, und beſonders des Nachts im Bette erfolgten ganz gelinde Zuckungen, die bald vorüber gingen, aber immer zunahmen. Die Ausleerungen und der Schweiß waren dabey natürlich. Nach etlichen Tagen wurden die Zufälle heftiger und länger anhaltend. Der Schwindel ward ſtärker, es entſtand ein größeres Beklemmen in der Herzgrube und ein Würgen. Sie erbrachen zuweilen einen gelben, bittern, zähen, widrigen Schleim, mit der augenſcheinlichſten Erleichterung, wodurch auch die Krankheit zuweilen überwunden wurde. Das Ziehen im Rücken vermehrte ſich darauf, und verbreitete ſich in alle Glieder, beſonders in die Hände und Füße, wo es bald langſam, bald geſchwinde in heftige Krämpfe überging. Darauf folgen Durſt, Verlangen nach ſauern Sachen, und, wenn der Durſt geſtillt iſt, wieder Würgen. Das gelbe eingefallene Geſicht wird bald blaß, bald roth; man ſieht das Ziehen der Muskeln in den Theilen deſſel-

ſelben; und wenn die Krämpfe ſich in die Hände und in die übrigen Gelenke ausgebreitet haben, ſo beginnt das Winſeln, und das Schreyen um das Ausdehnen und Reiben. Sobald man mit Ziehen und Reiben nachläſſet, werden die Glieder wieder krumm, und bey dem Ausdehnen empfinden die Kranken allemahl Erleichterung. Der heftige Schmerz preßt vielen Schweiß, ohne alle Wallung des Blutes, aus. Der Puls bleibt ruhig, wie bey geſunden Perſonen, doch iſt er bey den heftigſten Schmerzen oft unterdrückt und tief. Nach einer bald längern, bald kürzern Zeit, legt ſich das höchſt ſchmerzhafte Ziehen in den Gliedern, die Kranken werden matt, ſtill, fallen in eine Art einer Entzückung, ohne Verluſt des Bewußtſeyns, hohlen ſehr tief Athem, und werden oft erſt nach einer halben Stunde wieder munter. Ihr erſtes Verlangen iſt nach Speiſen, die ſie in großer Menge nehmen, worauf ſie ihr Lager verlaſſen. Sie eilen aber wieder mit Winſeln uud Seufzen zu demſelben, wenn ſie die Anwandlungen der Krämpfe von neuem verſpüren, die auch zuweilen ſchleunig tödlich werden. In der Zwiſchen=Zeit zwiſchen den Zufällen haben die Kranken ein ſchüchternes, finſteres Anſehen; die Haut des gelben, oft erdgrauen Geſichtes ſcheint eingeſchrumpft und vertrocknet zu ſeyn. Der Augenſtern iſt ungemein erweitert, und hat das Anſehen des ſchwarzen Stares. Die Finger und Zehen ſind wie abgeſtorben und taub. Bey Einigen bleiben ſchon nach dem erſten Anfalle die Gelenke ſteif, bey Andern aber kommt die Biegſamkeit nach den Anfällen wieder. Alle haben den beſten Appetit, Einige gar einen unerſättlichen Freß=Hunger. Zwey Kranke verzehrten gleich nach der Mahlzeit, bey der ſie ſich vollkommen geſättigt hatten, noch 6 Pfund Brod in 7 Minuten. Die Begierde nach ſauern Speiſen iſt am größten. Die Oeffnung des Leibes iſt natürlich, und der Schlaf ſanft, wenn er nicht

nicht von dem Krampf=Anfalle geſtöret wird. In den ruhigen Zwiſchen=Zeiten können die Kranken bloß auf den Zehen gehen, weil der Krampf die Waden=Muskeln zuſammengezogen erhält. Sie glauben in kalter Luft erleichtert zu werden. Der Säugling leidet von der Krampf=Sucht ſeiner Mutter nicht, wenn er auch fort geſäuget wird. Die monathliche Reinigung änderte die Krankheit nicht, und auch mit der Schwangerſchaft ſchien die Krankheit in keiner Verbindung zu ſtehen. Die Krämpfe ſtellten ſich vormittags häufiger ein. Kalte Luft und Näſſe dabey, beförderten die Rückfälle ſehr. Alle heftige Gemüths=Bewegungen, die bey den allemahl mürriſchen und tückiſchen Kranken häufig ſind, erregten neue Krämpfe.

Nach dieſen Zufällen entſteht ein Stillſtehen der Zufälle, und die Kranken halten ſich für geſund, allein man entdeckt bald den ſchlafenden Feind. Die Spitzen der Finger und Zehen bleiben taub; an den äuſſern Theilen ſieht man die Krämpfe einzelner Muskeln deutlich, und das Kriebeln verliert ſich auch nicht gänzlich. Die Augen bleiben in dieſer Ruhe=Zeit, wie bey dem ſchwarzen Stare, erweitert, und die Kranken ſehen viele Gegenſtände doppelt, andere aber einfach. Das Zittern der Glieder findet ſich in den Ruhe=Zeiten am öfterſten ein; ſie laſſen alles, was ſie in den Händen haben, fallen, und pflegen zugleich über Schwindel und Herzdrücken, die Vorbothen von neuen Zuckungen, zu klagen. Durch die oftmahligen Krämpfe werden die Spitzen der Finger und Zehen endlich ſo unempfindlich, daß dergleichen Kranke glühende Kohlen ohne allen Schmerz berühren und halten, und ſich die Finger=Spitzen durchſtechen können, ohne es zu empfinden.

Die Zuckungen entſtehen auf mancherley Art. Die gewöhnlichſte derſelben iſt der, der Starr=Sucht ſehr nahe kommende Tetanus, vor deſſen Anfall die Kran=

Kranken kurz vorher nichts wiſſen. Wenn ſie denſelben ſitzend bekommen, ſo bleiben ſie erſtarrt in dieſer Stellung; nur die äuſſern Glieder, die doch auch zuweilen in der Lage bleiben, in der ſie waren, da der Tetanus kam, ſinken in die Lage, welche ihnen die Schwere gibt. Auf dieſe Anfälle folgen einige Verzuckungen, und die Kranken wiſſen nicht, was während derſelben mit ihnen vorgegangen iſt. Mit dem Tetanus vergeſellſchaftet ſich zuweilen auch der Emproſthotonus, wobey der Kopf oft dergeſtalt vorwärts dringt, daß das Gewicht des ganzen Körpers auf demſelben zu ruhen ſcheint. Bey dem Opiſthotonus wurde der Körper etliche Mahl geſchwinde hinterwärts gebogen, und allemahl ganz auf die andere Seite des Lagers fort geſchoben. Dieſe Krämpfe gingen, ſo wie das ſardoniſche Lachen, nicht in die fallende Sucht über. Sie lieſſen nach, wenn Würmer abgingen. Die wahre Epilepſie entſteht in dieſer Krankheit gar oft, und weicht nicht eher, als wenn Würmer abgegangen ſind, oder ein Ausſchlag ausgebrochen iſt. Der ſchlimmſte Zufall, in den die Krankheit übergeht, iſt die Tollheit (Mania), welche die Kranken nach überſtandenen erſten Krämpfen befiel. Der Blödſinn (Amentia) war eine ſo allgemeine Folge dieſer Krankheit, daß faſt alle Kranke, nach Verhältniß ihres Zufalles, mehr oder weniger, längere oder kürzere Zeit davon befallen wurden. Auch alle wurden davon wieder befreyet. Die mehreſten verloren ihn völlig nach Abgang der Würmer, oder durch Blut-Geſchwäre; die Kinder größten Theils durch ausgeſchlagene Köpfe. Oft fiel nach den erſten Krämpfen das Gift auch auf die Därme, und verurſachete Bauchflüſſe, welche die Kranken äuſſerſt entkräfteten und auszehrten. Sie waren ſehr ſchwer zu heben; ganz junge Kinder und Bejahrte ſtarben allemahl an denſelben. Der Unrath roch faulicht, und die Speiſen gingen oft unverdaut

daut ab. Von allen, die davon befallen wurden, wurde nur der vierte Theil geheilt. Der Gebrauch der Arzeney-Mittel mußte bey dieſen Bauchflüſſen ſehr lange fortgeſetzet werden. Am meiſten erſchwerte die wenige Auswahl, welche die Kranken in den Speiſen machen konnten, die Cur. Eine Geſchwulſt der Füße geſellte ſich in der Folge, natürlicher Weiſe, zu dieſem Bauchfluſſe, und zuweilen auch eine Geſchwulſt des ganzen Körpers unter der Haut. Oft erfolgte auf dieſe Durchfälle eine Auszehrung. Bey Frauens-Perſonen hatte die Krampf-Sucht insgemein die Folge auf die monathliche Reinigung, daß ſie ausblieb. Die Mutter-Beſchwerung und die Mutter-Wut waren eine häufige Folge dieſer Hemmung.

Je ſtärker das Uebel die Oberfläche der Haut berührte, deſto gewiſſer war die Beſſerung. Die Krankheit wurde einſt durch einen der Krätze ähnlichen Ausſchlag vollkommen gehoben. Kinder, die einen Grind-Kopf bekamen, beſſerten ſich ſogleich. Blut-Geſchwäre, welche oft durch die Blaſen-Pflaſter veranlaſſet wurden, erleichterten die Kranken ebenfalls ſehr. Sehr langſam heilten ſolche Blaſen, die nur eine wäſſerige gelbe Feuchtigkeit in ſich enthielten, und das völlige Anſehen der Brand-Blaſen hatten. Wenn ſie zerplatzten, floß ein gelbes, oft übel riechendes Waſſer heraus. Sie nahmen insgemein die Finger und Zehen ein, und man hatte unter 5 bis 8 Wochen keine Hoffnung, ſie zu heilen. Kritiſch waren dieſe Blaſen niemahls. Einen andern kritiſchen Ausſchlag ſahe Hr. T., welcher der Elephantiaſis ſehr ähnlich war. Die Rinde, welche einen unerträglichen Geſtank von ſich gab, legte ſich fingerdick auf etliche Stellen, ward ſchneeweiß, und fiel in großen Brocken ab. Beſonders wurden die Gelenke der Arme und Beine davon beſetzt, obgleich das Geſicht nicht ganz verſchont blieb.

Der darauf folgende Ausſchlag war minder weiß, und ſetzte keine ſo hohe Kruſte, dauerte nicht ſo lange bis er abfiel, und hinterließ mehrentheils eine reine Haut. Die Krätze folgte auf die Krankheit niemahls. Der Speichelfluß, der ſich bey einigen Kranken einfand, war bloß zufällig. Mit dem Abgange der Würmer verloren ſich alle Zufälle der Kranken, und ſie genaſen, nachdem ſie durch den vorherigen Gebrauch der auflöſenden Mittel bereits viel Schleim durch den Stuhl ausgeleert hatten. Alte Perſonen, bey denen keine Würmer abgingen, brachten ſehr lange zu, ehe ſie genaſen, und überhaupt mußte im Fortgange der Heilung allemahl ſorgfältig auf die Gegenwart der Würmer geſehen werden. Selbſt bey den durch dieſe Krankheit wahnſinnig gewordenen, erfolgte die Geneſung von dem Wahnſinne erſt, nachdem Würmer abgegangen waren.

Die Augen-Fehler ſind eines der grauſamſten Uebel, welches dieſe Krankheit in den Ruhe-Zeiten zwiſchen den Krämpfen betreffen kann. Aus dem Krampfe entſteht der graue Star, welcher durch viele, in andern Fällen ſehr wirkſame, Mittel nicht weichen will. Er entſtand zuweilen ſehr geſchwinde, und nach dem Doppel-Sehen der Kranken unmittelbar. Auch der grüne Star, der zuweilen eine Folge der Krämpfe war, war ſehr bösartig.

Die Krämpfe, welche bey dieſer Krampf-Sucht eintreten, ſcheinen entweder auf die untern Kinnbacken-Muskeln und die Muskeln der Zunge vorzüglich zu wirken, oder die Neigungen zum Erbrechen nöthigen die Kranken, die Zunge weiter hervor zu ſtrecken. Schrecklich wird ſie oft zerquetſcht, zerbiſſen, oder ganz und gar abgebiſſen. Auf dem Lande verletzten die Kranken ſich etliche Mahl die Zunge ſo heftig, daß ſie davon ſtumm wurden.

Das

Das Kriebeln iſt der anhaltendſte Zufall dieſer Krankheit. Alle Aerzte, die von derſelben geſchrieben haben, haben daſſelbe als den weſentlichen Zufall derſelben mit Recht angeſehen. Es hält ſich die Empfindung deſſelben in dem Körper der Kranken am längſten auf, und durchwandert alle inn- und äuſſerliche Theile. Diejenigen, die es unter der Hirnſchale bekommen, ſcheinen am meiſten von demſelben zu leiden.

Die bisher beſchriebenen Zufälle und Abweichungen derſelben, beſtimmen die erſte Periode der Kriebel-Krankheit. Wenn aber, vielleicht durch die Menge des Giftes, durch ein ſchwächeres Nerven-Gebäude, oder durch unſchickliche Behandlung, die Krankheit Uebermacht gewinnt, ſo erfolgen Zufälle, deren Erzählung ſchrecklich iſt, und die Alle, nur etliche Wenige ausgenommen, getödtet haben. Das Gift ſcheint, wenn dieſe Periode eintritt, die äuſſern Theile zu verlaſſen, und deſto heftiger in den innern, beſonders in dem Kopfe, zu wüten. Arme und Beine ſind zwar fühllos und ſteif, aber ohne wirklichen ſchmerzhaften Krampf. Die Sinne dieſer Elenden ſind betäubt; ſie ſehen dunkel, hören ſchwach, reden mit ſchwerer Zunge und ſelten anhaltend vernünftig, ſind äuſſerſt entkräftet, und können ſich ohne Beyhülfe nicht umwenden. Der vorige Appetit verliert ſich gänzlich, es erfolgt ein beſtändiges Würgen, und auch wohl ein wirkliches galliges Erbrechen, wodurch ein Theil der Beängſtigung auf eine kurze Zeit vermindert wird. Oft geſellt ſich ein heftiger Durſt dazu, und wenn dieſer reichlich geſtillt wird, ſo vermehrt ſich die Angſt. Die ſchlafloſen Nächte gehen unter abwechſelnden Verwirrungen hin. Der Puls iſt fieberhaft, aber nicht auſſerordentlich heftig. Die Hand brennt, die Haut iſt trocken, das Geſicht eingefallen und verſtellt, und, wenn ſich ein Schweiß einfindet, etwas roth. Es entſteht gemeiniglich ein Durchfall,

und in der Folge geht der Unrath ohne Wiſſen des Kranken ab. Der Urin fließt ſehr wenig, bleibt ungekocht, und wird oft in den erſten Tagen gänzlich unterdrückt. Ueberhaupt leiden dieſe Unglückliche innerlich allgemein, ſie wiſſen aber insgemein keinen beſtimmten Ort des Schmerzens anzugeben; die meiſten aber klagten, wenn ſie ermuntert wurden, über einen bohrenden Schmerz im Gehirn. Bey dem fernern Verlaufe dieſer Krankheit übereilen die Zuckungen dieſe Leidende, und dabey wird die Zunge wieder öfters verlezt. Die lezten Tage dieſer fürchterlichen Periode verſchleichen, bey ſichtbarer Verringerung der Kräfte, in einem betäubenden Schlummer. Es treten mancherley Arten von Zuckungen, der Tetanus, Emproſthotonus und Opiſthotonus, ein. Der Emproſthotonus iſt beſonders ſo heftig, daß der Kopf unbiegſam auf der Bruſt ruhet; und ſo liegt der traurige Körper, ohne Nahrung, ohne Sinne und Empfindung, bis in den dritten Tag, wo endlich der Tod entweder mit neuen Zuckungen, oder durch eine allgemeine Stockung der Säfte, dieſes jämmerliche Leben endigt.

Die Körper dieſer ſo elend und langſam verſtorbenen Kranken bleiben noch nach dem Tode ſteif. Die Leichen gehen nicht ſo leicht in Fäulniß über, als die in der erſten Periode Verſtorbenen. Von der innern Beſchaffenheit und den Verheerungen ſolcher Leichen, hat Hr. T. keine Nachricht geben können, da der Eigenſinn der Landleute die Leichen-Oeffnungen nicht verſtatten, und er ſolche nicht mit Gewalt erzwingen wollte.

Noch weit ſchrecklicher iſt der langſame heiße Brand (Gangraena lenta), die äuſſerſte Gränze, welche die Kriebel-Krankheit erreicht. Dieſer ſcheint in Frankreich, nach dem Genuſſe des verdorbenen Rockens häufig, und ohne vorhergehende Krämpfe, zu entſtehen; bey der zelliſchen Seuche aber kam derſelbe,

be, der oben erwähnten Blaſen und des Abſterbens der Finger-Spitzen ungeachtet, nicht vor. Oft war zwar aller Anſchein zu demſelben da, durch langen Gebrauch des Terpenthin-Oehles aber brachte Hr. T. wieder Wärme und Empfindung in die Theile, welche er ſchon für halb abgeſtorben hielt, und durch unermüdete Sorgfalt brachte er es dahin, daß ſich unter der ganzen Menge der Durchgeſeuchten kein einziger verſtümmelter, auſſer denjenigen, welche ſich in Zuckungen die Zunge abgebiſſen hatten, befand. Unterdeſſen mußte doch Hr. T. einen ſcheußlichen, ekelhaften Vorfall erleben, welcher bloß durch die Hoffnung zur Geneſung erträglich gemacht werden konnte. Ein Mädchen häutete ſich über den ganzen Körper drey Mahl, ehe alle Schuppen ſich verloren. Die erſte Häutung beſtand in der wahren und ganzen Haut (Cutis), ſo, daß man, wenn ein Theil abgeſondert war, Sehnen und Fleiſch ohne Bedeckung liegen ſahe. Wer jemahls einen Fluß-Krebs im Waſſer ſeinen alten Harniſch ablegen geſehen hat, kann ſich einen Begriff von dieſer Häutung machen; die getrocknete Decke der Finger und Zehen ſprang auf, und dann war es Zeit, durch eine chirurgiſche Hülfe ſie abzuſtreifen. So hart die äuſſere Seite war, ſo weich war die innere. Selten ließ ſich ein Finger oder Zehe abziehen, ohne daß eine kleine Ader zerriß, und eine geringe Verblutung erregte. Das Unangenehmſte für die Kranke war die äuſſerſte Empfindlichkeit der entblößten Theile, und ſie ſchrie bey dem geringſten Berühren. Durch den Gebrauch der Bley-Salbe wurde die beſte Erleichterung geſchaffet, und die Haut ſetzte ſich wieder an. Bey der zweyten Häutung, da die Haut von neuem trocknete und aufſprang, ging nur das Ober-Häutchen (Epidermis) ab, welches auch zum dritten Mahl nachher in Schuppen wieder abfiel. Etliche dieſer abgeſtreiſten Finger, und die aus- und in-

inwendige Seite eines Stückes der Haut vom Rücken, hat Hr. T. in Kupfer ſtechen laſſen, wovon die Erklärung ſich dabey befindet.

Wenn die Krankheit dieſe Periode erreicht hatte, konnten ſich die Kranken Jahre lang damit ſchleppen, und liefen allemahl Gefahr, entweder das Leben bey derſelben zu verlieren, oder ſie bis in den Tod an ſich zu tragen. Alte Perſonen erlangten überaus ſchwer ihre Kräfte wieder, wenn ſie dieſelbe ja überſtanden hatten. Kein Bejahrter ward nach dieſer Krankheit fett. Junge Perſonen erlangten ihre Kräfte leichter wieder. Kein Kranker bekam bey und nach der Geneſung ein kaltes Fieber, ungeachtet man hätte glauben ſollen, daß, bey der Gefräßigkeit derſelben, das Entſtehen ſolcher Krankheiten leicht ſey.

Nachdem Hr. T. die Beſchreibung der Kriebel=Krankheit gegeben hat, ſo unterſucht er nun auch die Urſachen derſelben; um dieſe aber gründlich zu erforſchen, mußten Begebenheiten und Erfahrungen geſammelt werden. Der Luft ſey wohl nicht die Urſache dieſer Krankheit beyzumeſſen, obwohl kein Vernünftiger den Einfluß läugnen wird, welchen ſie überhaupt auf alle Krankheiten haben kann und mag. Ferner werden noch andere angebliche Urſachen gründlich geprüft. Dieſe Krankheit entſtand, in den zelliſchen Gegenden, gleich in den erſten Tagen, nachdem von dem eben eingeärndeten Rocken=Mehle, Speiſen oder Brod genoſſen waren. Auf keinerley Weiſe konnte Hr. T. erfahren, daß jemand krampfſüchtig geworden ſey, ohne von der Aernde von 1770 etwas genoſſen zu haben. Es war alſo billig die Eigenſchaft des Getreides zu unterſuchen. Toll=Kraut (Lolium temulentum) fand ſich ſo wenig, als Acker=Rettig (Raphanum Raphaniſtrum), oder anderes verdächtiges Geſäme, aber wohl eine Menge Korn=Zapfen. Hr. T. nimmt aber, mit Hrn. Lang, Zimmermann und Müller, einen Unter=

terſchied unter vergifteten Korn-Zapfen und unſchädlichen an, der ſich durch das Zuſammenhalten der Korn-Zapfen von verſchiedenen Jahren und aus verſchiedenen Gegenden allerdings offenbarte. Das Mutter-Korn aus der Gegend, wo die Krankheit herrſchte, war inwendig blaugrau, das innere Weſen war zähe, und ließ ſich nicht zerreiben, es hatte einen widerigen dumpfigen Geruch, und hinterließ auf der Zunge einen äzenden Eindruck; dagegen war das von 1, 2, 3 und 4 Jahren, und aus geſunden Gegenden von der Aernde 1770, inwendig weiß, mehlreich und unſchmackhaft. Ob aber gleich dieſer Unterſchied bemerkt wurde, ſo wälzt doch Hr. T. nicht die ganze Schuld und den Urſprung der Kriebel-Krankheit auf die vergifteten Korn-Zapfen. Er gibt ſie für Mitſchuldige an, und legt einen gleichen Verdacht auf die mehreſten Rocken-Körner ſelbſt, welche an den Orten, wo die Krankheit herrſchte, im J. 1770 gewachſen waren. Unter dem Rocken der angeſteckten Gegend konnte man füglich den dritten Theil für verdorben angeben. Auswendig hatten dieſe Körner zwar kein ſehr merkliches Unterſcheidungs-Zeichen, ſie enthielten aber ein blaugraues Mehl in ſich, rochen dumpfig, und drückten auf der Zunge auch einen, wiewohl geringern, äzenden Geſchmack ein. Unter dem Mikroſkope zeigte ſich das inwendige Weſen der Mutter-Körner hart und als zuſammengepreßt, und eben ſo, aber nicht ganz ſo feſt war die Subſtanz der verdorbenen Rocken-Körner. Die hellen Kügelchen des geſunden Mehles fehlten in dem verdorbenen Rocken, oder waren nur in geringer Anzahl vorhanden; ſchon die Hülſe war verlezt, und unter einer ſtärkern Vergrößerung ſahe man den Kern eingeſchrumpft. Das Gewicht dieſer Körner zu den guten verhielt ſich, wie 4 zu 7. Auſſerdem werden hier noch verſchiedene Verſuche mit den Korn-Zapfen und verdorbenen Rocken-

Körnern durch das Einweichen und Kochen erzählt. Beyderley Körner wurden zu Pulver gemacht, und mit Sauerteige und warmem Waſſer gehörig vermiſcht; es erfolgte aber keine Gährung; dieſer Teig nahm nach 2 Tagen einen ſehr durchdringenden ſtinkenden, faulen Geruch an.

Aus dem Angeführten wird es nun wohl klar ſeyn, was die Urſache der Kriebel=Krankheit geweſen iſt. Obgleich nicht alle, die eine ſolche Nahrung genoſſen, in gleichem Grade erkrankten, ſo litten doch die mehreſten etwas von der Krankheit. Wie aber dieſes Gift gewirkt habe, läſſet ſich ſchwer erklären.

Woher dieſe Vergiftung des Getreides entſtanden ſey, getrauet ſich Hr. T. nicht zu beſtimmen. Wenn alle Korn=Zapfen, ſagt er: dergleichen Gift unbedingt bey ſich hätten, ſo wäre der Sache bald näher zu treten. Die Erfahrung lehrt aber hierin anders. So viel weiß man, daß durch glaubwürdige Perſonen ungezweifelt erhärtet worden iſt, daß um die Zeit der Korn=Blüthe etliche Mahl ſtrichweiſe ſtarke und übel riechende Nebel entſtanden waren, welche durch keinen nachfolgenden Regen abgeſpühlt wurden. Hr. Land=Droſt v. Münchhauſen behauptet, daß in ſolchen Gegenden, wo Bergwerke ſind, oder wo in der Erde etwas Metalliſches, wenigſtens viel Ort=Stein ſteht, zuweilen ein dicker blauer Nebel von metalliſchen oder vielleicht arſenikaliſchen Dünſten aufſteige, der, wenn er bey ſtiller Luft nur auf der Erde fortgetrieben werde, alles verderbe.

Endlich kommt Hr. Taube auf die Mittel, die er gegen die Kriebel=Krankheit angewandt hat. Zuerſt handelt er von den innerlichen Mitteln. Da er die erſte Nachricht von mit dieſer Krankheit Behafteten erhielt, hatte er am erſten Tage noch keine Vermuthung von der wahren Urſache derſelben. Er vermuthete aus der Beſchreibung, daß die Kranken Gift bekom=

kommen hätten, und verordnete denſelben 8 Gran Brech-Weinſtein in 1 Unze Waſſer aufgelöſet. Auch nachdem er die Kranken geſehen hatte, ſchloß er noch nicht auf das Gift des Mutter-Kornes, und verordnete den Kranken Kampher-Milch, und zum Getränk abgekochte Schlangen-Wurzel. Nachher kam er auf das Mutter-Korn, als Urſache der Krankheit, gab ſeinen Kranken zu wiederhohlten Mahlen Brech-Mittel, und je mehr er Kranke dieſer Art zu beſorgen bekam, deſto mehr wurde er von dem großen Nutzen der Brech-Mittel, und von dem verlornen Reize des Magens und der Därme vergewiſſert; denn das in allen andern Theilen des Körpers heftige Schmerzen erregende Gift erregte im Magen eine Fühlloſigkeit. Anfangs gab er 3 bis 4 Gran Brech-Weinſtein auf ein Mahl; da aber dieſe Doſe nicht wirkte, ſo gab er ihn, in Waſſer aufgelöſet, ſo lange zu trinken, bis er zu wirken anfing. Er ſtieg dreiſt mit dem Gewichte, und kam nicht ſelten bis auf 40 Gran, ehe er wirkte. Das gewöhnliche und mehrentheils zutreffende Gewicht, war 20 Gran Brech-Weinſtein, zu 2 Pfund Waſſer. Dieſe Quantität mußte oft ganz verbraucht werden, ehe Wirkung erfolgte. Bey Einigen fehlte alle Möglichkeit zum Erbrechen; das Waſſer wirkte auf den Stuhlgang, und alsdann erfolgte die Erleichterung nicht, welche faſt allemahl aus dem Erbrechen entſtand. Die allgemeine Hülfe, die durch das Brechen Jedem wiederfuhr, machte, daß die Kranken Mittel, es zu erregen, verlangten. In der Folge wurden die Zufälle wieder heftiger, und machten das wiederhohlte Erbrechen nothwendig, deſſen Wirkung auch in dieſem Falle glücklich war, und die Zufälle verminderte. Dies lehrte ihn, das flüſſige Brech-Mittel, wenn auch der Krampf vorüber war, zu wiederhohlen, welches er alle 8 Tage, auch wohl noch öfter, that, und dadurch befreyete er den Magen von den denſel-

den beläſtigenden Flüſſigkeiten, und ſetzte ihn in den Stand, die häufig genoſſenen Speiſen gehörig zu verdauen. Die geſchwollene und heftig geſpannte Gallen-Blaſe, die er bey der Oeffnung etlicher Leichen entdeckte, bewog ihn, dreiſt mit der Verordnung der Brech-Mittel fortzufahren, bis die Kranken ſich über ein bitteres Erbrechen beſchwerten, woraus er ſchloß, daß die Gallen-Gänge wieder frey gemacht wären. Durch das oftmahlige Wiederhohlen des Erbrechens wurde der ſchmerzhafte Krampf merklich erleichtert, der Freß-Hunger vermindert, und das Gift, welches der Kranke immer von neuem zu genießen gezwungen war, ausgetrieben.

Am ſchlimmſten waren diejenigen daran, denen kein Brech-Mittel, der Gegen-Anzeigen beſonders einer ſchwachen Bruſt und vorhandenen Brüche wegen, gegeben werden konnte, und bey dieſen fruchtete die Brech-Wurzel (Ipecacuanha) nichts, wenn ſie auch in großer Menge genommen wurde. Er verſetzte ſie mit Rhabarber, um beyderley Ausleerungen zu befördern; allein, ſie blieb nicht nur ohne Wirkung, ſondern verurſachete auch Verſtopfungen, die durch den aufgelöſeten Brech-Weinſtein gehoben werden mußten. Wenn die Krankheit auch Schwangere traf, mußte die Auflöſung des Brech-Weinſteines doch gegeben werden, und ſie ſchadete der Frucht nicht. Kinder befanden ſich nach dieſem Mittel eben ſo gut, als Erwachſene. Ueberhaupt war allemahl 2 Stunden nach der Wirkung des flüſſigen Brech-Mittels, der Krampf recht merklich verringert, und ſelten blieb, wenn das Brech-Mittel wiederhohlt wurde, viel davon zurück. Das Uebel fand ſich aber in der Folge doch wieder zu unbeſtimmten Zeiten ein; oder es ſteckte noch tiefer in den Därmen, als daß es durch Brech-Mittel hätte weggeſchaffet werden können. Es mußte für deſſen Entfernung geſorget wer-

werden, und dies geſchahe durch Purgier-Mittel. Auch dieſe mußten, wenn ſie hinlänglich wirken ſollten, in großer Menge gegeben werden. Es wurde insgemein das Purgier-Salz zu 3 Loth auf ein Mahl gegeben, und an ſtatt daß man hätte glauben ſollen, der Bauer möchte über die große Menge des Mittels erſchrecken, ſchrien vielmehr, von der guten Wirkung überzeugt, ganze Dorfſchaften um dieſes Mittel. 3 Loth Salz waren gemeiniglich hinlänglich; es kamen aber auch oft Fälle vor, wo 6 Loth davon an einem Morgen genommen werden mußten, ohne daß die Wirkung eben ſehr beträchtlich war. Hr. T. wählte insgemein das engliſche Salz. Wenn es genug wirkte, führte es gemeiniglich eine Menge eines zähen grünlichen Schleimes, mit Erleichterung ſowohl der Krämpfe der Kranken, als auch des Gewichtes, worüber ſie ſich im Magen und in den Därmen beſchwerten, ab. Diejenigen, die den Gebrauch des Purgier-Salzes fortſetzten, blieben von den nachherigen ſchlimmen Zufällen frey; bey denen aber, welche die Ausleerungen verſäumten, kamen ſie an ungewiſſen Tagen wieder. Endlich verlor ſich, zum Nachtheil der Kranken, das Zutrauen derſelben zu den Salzen, weil ſo häufig Bauchflüſſe entſtanden, die man dem Gebrauche derſelben zuſchrieb.

Das Gummi-Gutt wurde von Hrn. T. auch verſucht, um durch daſſelbe zugleich auch Thätigkeit in die erſten Wege zu bringen; aber in kleinen Doſen, zu 3 bis 4 Gran, wirkte es nicht, in großen aber erregte es Erbrechen, welches der Abſicht nicht gemäß war. Klyſtiere lieſſen ſich auf dem Lande nicht füglich anbringen.

In Fällen, wo abführende und ſtärkende Mittel nöthig waren, wurde Rhabarber, zu ganzen und halben Quenten, ohne Erfolg gegeben. Auch die Jalappen-Wurzel wirkte für ſich nichts; das Harz derſelben

wur-

wurde wenig gebraucht; wenn aber des Abends vorher verſüßtes Queckſilber gegeben wurde, und hernach des Morgens ein gut Theil Jalappen-Wurzel, ſo erfolgte eine erwünſchte Wirkung.

Auf den Gebrauch des verſüßten Queckſilbers bey dieſer Krankheit wurde Hr. Taube durch ſeinen Collegen, den Hrn. Hof-Arzt v. Leyſer gebracht. Er brauchte es von 10 bis 30 Gran, anhaltend und häufig, und allemahl mit dem herrlichen Erfolge, daß die Krämpfe davon gelindert wurden. Es verurſachte niemahls zu heftige und zu viele Stuhlgänge; und wenn es ja in gar zu großen Doſen gegeben wurde, ſo ſtieß es der Magen, nebſt vielem Schleime, durch das Erbrechen aus. Die Art, wie dieſes Mittel wirkte, war Hrn. Taube anfangs dunkel; endlich ſahe er im Hoſpitale, daß es, unter vielem Geſchrey, Spuhl-Würmer abtrieb, und daß der Kranke unmittelbar darauf ſich beſſerte. Endlich fand er, daß das Mittel allemahl Würmer abtrieb, und daß, nach dem Abgange derſelben, die Kranken ſich allemahl beſſerten. Nun fragte es ſich, ob dieſes Mittel die Zuckungen nicht auch abhalten würde, da es dieſelben ſo ſichtbar hob, und die Würmer doch nicht während der Krankheit entſtanden ſeyn konnten. Hr. T. ſtellte genaue Verſuche darüber an, und fand, daß das verſüßte Queckſilber die Zuckungen, welche von Würmern verurſachet wurden, allemahl hob, daß aber, wenn keine Würmer zugegen waren, die Krankheit nicht davon wich. Auch in dem Falle hatte es die heilſamen Wirkungen nicht, wenn es zu früh, ehe der Körper von dem ſehr zähen Schleime genug gereinigt worden war, gegeben wurde. Es wurde ſehr oft 3 bis 4 Mahl vergebens gebraucht; wenn man aber nach dem Gebrauche anderer vorbereitenden Mittel daſſelbe wieder brauchte, ſo hob es die Zufälle, und trieb Würmer ab. Obgleich das verſüßte Queckſilber häufig

hinter einander gegeben wurde, ſo erregte es doch niemahls einen Speichel-Fluß, woſern das Mittel in den Därmen nicht gleichſam eingeſperret wurde. In dieſem Falle ſchien es Speichel-Fluß erregen zu wollen, welcher aber durch die Verdoppelung der Doſe, und die davon bewirkten Ausleerungen durch den Stuhl, allemahl verhindert wurde.

Nach beyderſeitigen Ausleerungen wollte aber der Krampf ſelten weichen, und nun ſuchte man ihn durch ſchweißtreibende Mittel zu bekämpfen. Das natürlichſte Mittel zu dieſer Abſicht war der Kampher, erſt in Emulſionen, dann in einem Teige, und, da dieſe Zuſammenſetzungen ihre Unbequemlichkeiten hatten, und die Kranken nach Säuren ſehr begierig waren, in Eſſig aufgelöſet, gegeben. Die Doſes mußten ſehr ſtark ſeyn. Zu 1 Pfund Kampher-Eſſig wurden 6 Loth Wachholder-Saft geſetzt. Dieſes Mittel bewirkte, auſſer ſeiner ſchweißtreibenden Kraft, eine mächtige Zertheilung des zähen Schleimes, und tödtete auch oft Würmer; nur mußten wenigſtens 4 Pfund von demſelben verbraucht werden, wenn man Hülfe von ihm erwarten wollte. 1 Pfund Eſſig enthielt 1½ Loth Kampher. Wein-Eſſig für ſich allein that auch zuweilen gute Dienſte. Wenn die Zunge verletzt war, wurde dem Kampher-Eſſige noch Zucker-Syrupp beygemiſcht.

Die virginiſche Schlangen-Wurzel war auch von guter Wirkung; nur konnte ſie, wegen ihrer Koſtbarkeit, und wegen des Widerwillens der Kranken gegen dieſelbe, nicht genug und lange gebraucht werden.

Das von Hrn. Hensler in Altona empfohlne Pulver, aus gleichen Theilen von Kalmus, Arons-, Alant- und Baldrian-Wurzel, mit einem geringen Theile von Rhabarber, und noch geringern von Kampher, that bey den Kranken vortreffliche Dienſte, und wirkte beſonders ſehr vortheilhaft auf den Magen;

nur

nur wollten es die Kranken, ſeines übeln Geſchmackes wegen, nicht gern nehmen.

Die China-Rinde ſchien wider die Krankheit nicht ſonderlich wirkſam zu ſeyn, ſie mochte für ſich gebraucht, oder mit Rhabarber, Kampher, oder Regenwürmer-Pulver, verſetzt worden ſeyn. In dem langſamen trocknen Brande war ſie äuſſerlich und innerlich von Nutzen.

Alle Mittel, die, um Schweiß zu erregen, gegeben wurden, waren ſchädlich. Der Hirſchhorn-Geiſt und die Bett-Wärme ſchadeten offenbar.

Wenn die Krankheit gar keine glückliche Wendung nehmen, und keine Kriſis erfolgen wollte, ſo wurde Dippel's thieriſches Oehl, beſonders Bejahrten, mit ſichtbarem Nutzen gegeben. Es wurde 3 bis 4 Mahl des Tages zu 10 bis 15 Tropfen genommen, und 3 bis 4 Wochen damit angehalten. Es wirkte, was kein anderes Mittel thun wollte, durch Ausſchläge auf der Haut, bald durch den höchſt ekelhaften der Elephantiaſis ähnlichen Ausſchlag, bald durch eine Menge kleiner Schwären, bald durch große Blut-Geſchwäre.

Eine Perſon, bey der alle andere Mittel vergebens waren gebraucht worden, wurde noch durch den Biſam von ihrem bevorſtehenden Tode gerettet; die Doſis war von 7 bis zu 10 Gran, alle 3 Stunden. Zur Cur wurden 4 Loth gebraucht. Die Koſtbarkeit dieſes Mittels hatte aber keine Verſuche weiter verſtattet.

Die von Linné wider die Raphania angerühmte Alchymilla, half nichts, oder nur ſehr wenig.

Wider die öftern Anfälle von Zuckungen war der mit Kalk bereitete Salmiak-Geiſt, von 20 bis zu 60 Tropfen, dienlich; doch hob er die Zufälle nicht völlig. Die Verzuckungen in den Eingeweiden des

Un-

Unterleibes legten ſich nach dem Gebrauche des Extracti panchymagogi Crollii.

Der Mohn-Saft wurde auch nicht unverſucht gelaſſen. Die Kranken rühmten Erleichterung darnach bekommen zu haben; das war es auch alles. Bey Einigen änderte ſich aber, unter deſſen Gebrauche, wobey auch die Salze nicht vergeſſen wurden, die Krankheit in eine Albernheit, oder auch Blödſinn. Sydenham's Laudanum machte Erleichterung und einen guten Magen, änderte aber die Krankheit im Ganzen nicht. Miſchungen aus Teufelsdreck, Kampher und Hirſchhorn-Geiſt ſchienen ebenfalls wenig wirkſam zu ſeyn. Der Kampher hob einſt die von der Kriebel-Krankheit entſtandene Tollheit.

Die Tinctur von dem Pulver des Wurm-Samens that große Dienſte, weil die Zuckungen insgemein von Würmern herkamen. Als ein ſolches Wurm-Mittel war auch das mit verſüßtem Salpeter-Geiſte aufgelöſete ſpirituöſe Extract der Baldrian-Wurzel zu betrachten. Dieſe Wurm-Mittel waren, nebſt dem verſüßten Queckſilber, überhaupt von der beſten Wirkung. Die Weinſtein-Kryſtallen leiſteten nichts. Das engliſche Zinn trieb zwar Würmer ab, aber es erfolgte auf den Gebrauch deſſelben eine Verhärtung des Unterleibes. Der in Milch abgekochte Knoblauch wurde denen gegeben, die ſich die Zunge zerbiſſen hatten, und denen ſchärfere Mittel nicht gegeben werden konnten, aber auch ohne vielen Erfolg.

Die Verhärtungen im Unterleibe hob Seife mit Rhabarber. Das pyrmonter Waſſer beſchloß bey Mehrern die Cur.

Dieſes ſind die merkwürdigſten Verſuche und Erfahrungen, die Hr. Taube mit innerlichen Mitteln in dieſer Krankheit angeſtellt hat. Eben ſo genau erzählt

zählt er nun noch, mit welchen äuſſerlich angewandten Mitteln er hierin etwas ausgerichtet hat.

Die Blaſen=Pflaſter thaten, bey Erwachſenen ſowohl als Kindern, augenſcheinlich gute Wirkung. Bey einigen Fällen der Dummheit auf den Kopf gelegt, haben ſie niemahls einen auſſerordentlichen Nutzen geſtiftet; hatten ſich aber die Krämpfe aus den Gelenken im Halſe feſtgeſetzt, ſo wurde mit augenſcheinlichem Nutzen ein ganzes Band von Zug=Pflaſtern um den Hals gelegt.

Der Aderlaß zog zu Anfange der Krankheit traurige Folgen nach ſich, und er mußte in der Krankheit nur vorgenommen werden, wo ihn dringende Umſtände erforderten, denn er war allemahl weit nachtheiliger, als er nützlich war. Wenn er oft wiederhohlt wurde, ſtarben die Kranken allemahl. Das Schröpfen ſchaffete in den von dem Krampfe befallenen Theilen Erleichterung. Die häufig an die von den Krämpfen befallenen Glieder angelegten Blut=Egel, nahmen allemahl die Schmerzen weg, auch die Dummheit minderten ſie, wenn ſie häufig an den Hals geleget wurden. 8 bis 10 Stück waren hinreichend; aber keiner von denen, welche einmahl an Krampfſüchtigen geſogen hatten, behielt das Leben; ſie konnten ſich von dem eingeſogenen Blute nicht entledigen. Sie lagen unbeweglich 8 bis 10 Tage im Grunde des Waſſers, und ſtarben endlich. Wurden ſie mit Salz beſtreuet, ſo ging zwar ein Theil des Blutes ab, aber ſie bekamen darnach eine tödliche Dürrſucht.

Das Reiben der von dem Krampfe befallenen Theile, wurde von den Kranken oft gefordert. Es bezwang oft ziemlich heftige Krampf=Anfälle, und das Kriebeln noch eher. Wider die Taubheit der Finger=Spitzen vermochte es nichts.

Wenn die Kranken ſich verbrannten, indem ſie entweder bey ſtarken Zuckungen in das Feuer fielen,

oder bey dem Niederſinken mit kochendem Waſſer ſich verbrannten, und davon heftig eiternde Wunden bekamen, ſo hatten ſie Erleichterung. Fontanelle, Haar-Seile, und andere lange unterhaltene künſtliche Ableitungen bewirkten wenig.

Eine Salbe aus gleichen Theilen friſcher Butter und Branntwein, der noch 2 Unzen Kampher zugeſetzt waren, auf krampfhafte Glieder warm eingerieben, ſchaffete ſehr große Linderung. Es wurden Umſchläge von China und Salmiak mit Kalk-Waſſer, auf Arme und Beine oft warm übergelegt. Auch der innerliche Gebrauch derſelben wurde hierbey nicht unterlaſſen. Zur Heilung des Brandes war, nebſt der China, die Bley-Salbe ſehr gut. Das Terpenthin-Oehl hob, warm eingerieben und anhaltend gebraucht, die Taubheit der Theile am beſten.

Unter allen äuſſerlichen Mitteln war aber keins von ausgebreiteterer Wirkung, als die warmen Bäder, wenn Schweiß auf dieſelben folgte, der durch das Einhüllen der Kranken in wollene Decken befördert werden mußte. Die Wärme des Waſſers mußte 60, höchſtens 70, fahrenheit. Grad betragen. In einem einzigen Falle bekam der Badende im Bade Zuckungen.

Von den elektriſchen Erſchütterungen rühmten auch die mehreſten Kranken, daß ſie dadurch in Schweiß kämen, daß die Krämpfe nachlieſſen, daß die Glieder-Schmerzen ſich verringerten, daß der Kopf leichter würde, daß das Geſicht ſich aufklärte, und daß die Taubheit in den Spitzen der Finger und das Ameiſenlaufen in der Haut ſich darnach verlöre. Insbeſondre leiſtete die Elektricität bey Einigen, die mit dem ſchwarzen Stare behaftet waren, gute Dienſte. Ueberhaupt aber waren alle Fehler der Augen, die mit einem Mangel des Vermögens zu ſehen verbunden waren, ſehr hartnäckig.

Hr. Taube ſchließt ſeine Bemerkungen über die Kriebel-Krankheit mit folgenden Aphorismen, die er aus ſeiner vielfältigen Erfahrung gezogen hat. 1. Die Kriebel-Krankheit der hieſigen Gegenden, iſt eben dieſelbe, welche in Frankreich, und an andern Orten, unter dem Nahmen Feu de St. Antoine, Maladie d'ergot, Nécroſe, bekannt iſt; ſie unterſcheidet ſich nur in der Folge dadurch, daß hier Krämpfe, Zuckungen, Dummheit und Tod erfolgen, dort der trockne Brand. 2. Es iſt möglich, daß ſie bey jedem Menſchen geheilet werden kann, wenn ſie im Anfange und mit gehörigen Mitteln angegriffen wird. 3. Je länger ſie ſich im Körper aufgehalten hat, je ſchwerer iſt ſie daraus zu vertreiben. 4. Wenn ſich das Gift im vermehrten Wurm-Schleime zeigt, ſo erfolgt die Beſſerung unmittelbar nach deſſen Ausleerung. 5. Wo das Gift durch ſeine Schärfe Nerven ätzet und Blut-Gefäße zerſtöret, da iſt die Heilung äuſſerſt ſchwer, und mehrentheils unmöglich. 6. Bey allen Auftritten der verſchiedenen Zufälle iſt noch nie ein Wechſel-Fieber bemerkt worden. 7. Nach wahren Bruſt-Krämpfen erfolgt der Tod gewiß, und oft ſehr ſchleunig. 8. Alle Arten der Zuckungen, welche nach den überſtandenen erſten Krämpfen in der Ruhe-Zeit entſtehen, können im Anfange völlig gehoben werden. 9. Aderläſſe, beſonders häufige, ſind im Anfange der Krankheit durch Erfahrung mehrentheils tödlich gefunden worden, und in dem fernern Laufe derſelben haben ſie das Uebel unheilbar gemacht, wenn nicht beſondere Umſtände ſie erforderten. 10. Die Folgen der Krampf-Sucht, als eine Nerven-Krankheit behandelt, laſſen ſich am ſicherſten bezwingen. 11. Jugendliche Körper ertragen die Anfälle der Krankheit und deren Folgen leichter, als das Alter; ſie werden auch viel ſicherer geheilt. 12. Die unterdrückte Reinigung bey dem andern Geſchlechte, macht in der Heilung große

Schwierigkeit, und ſie läſſet ſich bey oder nach dem Krampfe nicht leicht wieder herſtellen. 13. Wenn ſie eintritt, pflegen gemeiniglich Krämpfe zu entſtehen. 14. Die Kriebel-Krankheit ohne Zuckungen, ſcheint auf die Schwangerſchaft keine Wirkung zu haben. 15. Alle Ausſchläge in der Haut ſind die Kriſen geweſen. 16. Die Dummheit bey der Kriebel-Krankheit, unterſcheidet ſich von der Dummheit bey dem Genuſſe des Schwindel-Kornes, daß dieſe, in höchſtens 4 Tagen, ohne Hülfe, vergeht, jene aber anhält, und mit ſichtbarem Ameiſenlaufen in der Haut verknüpft iſt. 17. Die wahre Wut iſt, als Folge der Kriebel-Krankheit, leichter zu heilen, als die Epilepſie. 18. Eine gänzliche Unterdrückung des Urines, iſt ein Vorbothe des Todes. 19. Eine wäſſerige Geſchwulſt bey Bejahrten, bringt zum Grabe. 20. Ein nachfolgender grauer Star iſt wohl etwas zu beſſern, aber nicht völlig zu zertheilen. Das Meſſer hat noch keinen dieſer Art gänzlich geholfen. 21. Wenn alle Vermuthungen eine Jneinanderſchlingung der Gedärme (Volvulus) befürchten laſſen, ſo thut das pyrmonter Waſſer große Dienſte. 22. Der Freß-Hunger verliert ſich nie, ehe nicht ein galliges Erbrechen erfolgt. 23. Leichte Krämpfe, welche ohne Ausleerungen überſtanden werden, kehren zuweilen nach Verlauf eines Jahres wieder, und werden tödlich. 24. Körper, welche mit der Gicht beladen geweſen ſind, oder noch ſind, leiden von den Krämpfen mehr, als andere. 25. Es gibt viele Beyſpiele, daß die Kriebel-Krankheit nach einem ganzen Jahre anſcheinender völliger Geneſung wieder gekommen iſt. 26. Wenn die übrigens völlig Geneſenen in andere Krankheiten verfallen, ſo bekommen ſie gemeiniglich Krämpfe dabey. 27. Der Satz des Greg. Horſt, und des Hrn. Tiſſot, daß die Krankheit im Jan. und Febr. leicht wiederkehre, oder ſich verſchlimmere, iſt

durch Erfahrung gar zu oft wahr befunden worden. 28. Gemüths-Bewegungen erregen neue Krämpfe, welche aber, wenn ſie einen gereinigten Körper antreffen, ohne Nachtheil vergehen. 29. Wenn Zuckungen in Krämpfe oder Ameiſenlaufen übergehen, ſo iſt Hoffnung, die erſten zu vertreiben. 30. Es taugt nicht, wenn Brech-Mittel allein unterwärts wirken. 31. Bäder ſind nur alsdann nützlich, wenn in oder nach denſelben ein Schweiß erfolgt. 32. Das Elektriſiren, beſonders die Erſchütterungen, bekommen den mehreſten Kriebelkranken wohl. 33. Das überbleibende Ameiſenlaufen in den innern Theilen des Körpers, läſſet keine baldige Geneſung hoffen. 34. So lange noch in den Spitzen der Finger und der Zehen Taubheit, in den Gliedern Beben, in den Augen Schwäche, in der Haut Ameiſenlaufen, und in dem Magen Freß-Hunger, übrig ſind, ſo lange darf man keinen Kriebelkranken für geheilt halten.

Das Weitläuftigſte in dem Werke des Hrn. Hof-Medic. Taube, iſt das Tage-Buch, welches Derſelbe über ſeine Kranke gehalten hat, die in dem Land-Wirthſchafts-Geſellſchafts-Kranken-Hauſe ſowohl, als auch in dem Beyſteuer-Lazarethe, ſeiner medicinischen Fürſorge und Cur anvertrauet worden waren. Dieſes Tage-Buch iſt mit aller nur möglichen Vollſtändigkeit abgefaßt; man findet hier die merkwürdigſten praktiſchen Begebenheiten mit eingewebt; und ich könnte auch hieraus vieles auszeichnen, wenn ich nicht, gar zu weitläuftig zu werden, befürchten müßte.

Der Anhang zu dieſem Werke liefert noch verſchiedene intereſſante Aufſätze von andern Gelehrten, als:

1. Hiſtoriſche Nachricht von der Kriebel-Krankheit, welche in der im Amte Giffhorn ungefähr 5 Meilen von Zelle gelegenen Hogräfſchaft Hankensbüttel im J. 1770 und 1771 graſſirte, von Hrn. Paſt. Hüſer. Obgleich der Verf. hiervon kein Arzt iſt, ſo findet man doch in derſelben die Krank-

Krankheit nach ihren in die Sinne fallenden Zufällen genau und ordentlich beſchrieben, und ſie gehört mit zur ganzen Geſchichte. Die Urſache der Krankheit leitet auch dieſer Verf. aus dem Genuſſe des Brodes und der Mehl-Speiſen eines ſehr verdorbenen Rockens her; er ſahe hierin die Aerzte den Kranken mit Nutzen Brech- und abführende Mittel, Schwefel-Blumen, virginian. Schlangen-Wurzel, Kampher, Klyſtiere, Blaſen-Pflaſter und Bäder, verordnen.

2. Beytrag zur Geſchichte und Cur der Kriebel-Krankheit von 1770 und 1771, von Hrn. Hofmed. Weber. Hr. W. beobachtete auch bey ſeinen Kranken ſchreckliche Zufälle. Zwey Kinder, von 4 und 8 Jahren, hatten die Krämpfe immer ins Kreuz, z. B. im linken Beine und rechten Arme. Bey einem 63jährigen Manne, der aber erſt am 4ten Tage nach ſeinem Tode geöffnet wurde, fand man verſchiedenes gefault, entzündet und brandig; das Herz war ſehr welk, deſſen vordere Kammer mit vielem geronnenen Blute, die hintere nur mit ſehr wenigem, angefüllt, auch die Aorta vom Blute faſt ganz leer. Der Genuß des durch einen beſonders giftigen Mehl-Thau verdorbenen Rockens, ſcheint ihm dieſe Krankheit verurſachet zu haben. Das im Rocken gefundene Brand-Korn, als Brand-Korn hierzu anzunehmen, ſagt der Verf., ſtreitet wider meine Bemerkung, indem ich Kranke gehabt habe, unter deren genoſſenen Rocken faſt gar kein Brand-Korn gefunden wurde.

3. Einige bey der Kriebel-Krankheit gemachte Bemerkungen, von D. Jo. Aug. Evers, in Giffhorn. Von dem verdorbenen Rocken, als Urſache der Krankheit, hat dieſer Verf. ähnliche Bemerkungen gemacht, wie Hr. Taube. Er fügt dieſen noch bey, daß, wenn die Müller dieſen ſchlechten Rocken mahlten, ſie einen ganz beſondern Geruch davon empfanden, und wenn ſie ſich lange damit beſchäftigten, ſich bey ihnen eine ſchwindelnde Betäubung des Hauptes und eine gelinde Uebelkeit einſtellte, ſo, daß ſie gleich aus dem Geruche und den übrigen Folgen beſtimmen konnten, ob der Rocken, welchen

ſie mahlten, gut oder verdorben ſey. Ueberhaupt findet man hier die ſtärkſte Beſtätigung desjenigen, was ich ſchon oben aus Hrn. Taube eigener Schrift ausgezeichnet habe. Dieſer Verf. hat auch Beyſpiele gehabt, daß die Kriebel-Krankheit ſich zu den Pocken, zu Fluß-Fiebern, Bruſt-Krankheiten und zur Gicht geſellete, und daß ſie gern bey Wöchnerinnen zum Ausbruch kam. Merkwürdig ſind die Reſultate, die er, aus ſeinen vielfältigen Beobachtungen gezozen, hier mittheilt.

4. Beobachtungen über die Kriebel-Krankheit, von Hrn. Leib-Arzt Hensler. Dieſe Beobachtungen hat Hr. H. in den Jahren 1767, 68, 70 und 71, gemacht, und aus denſelben werden ſehr lehrreiche Folgen gezogen. Was eigentlich im Brode ſey, das dieſe Seuche veranlaſſet, wagt der Hr. Verf. nicht genau zu beſtimmen. Genug, ſagt er: es ſcheint im Brode etwas zu ſeyn, das mit der Wirkung narkotiſcher Gifte von der langſamen Art eine Aehnlichkeit hat. Wenn der Rocken alt wird, ſcheint er das ſchädliche Weſen zu verlieren, und das Narkotiſche im Rocken, ſo wie faſt alle narkotiſche Gifte, dunſtiger Natur zu ſeyn. Im friſchen Rocken iſt es in ſeiner völligen Stärke, und im warmen Brode ſcheint das Dunſtige mehr entwickelt und ſchneller wirkſam zu werden. Durch das Dörren des Rockens glaubt der Verf. der Seuche vorbeugen zu können.

5. Geſchichte der Kriebel-Krankheit, von Hrn. Hof-Med. Meyer; enthält einzig und allein die Geſchichte einer krampfhaften Krankheit eines Mädchens von 8 Jahren, wobey auch verſchiedene Neben-Zufälle ſich äuſſerten. Durch abführende Wurm-Mittel beſonders, und durch Pillen aus Biſam, verſüßtem Queckſilber, und Baldrianwurzel-Extract, wurde das Kind geheilet.

6. Verſuche mit der Elektricität, von Hrn. Rector Steffens in Zelle (60). Man muß die Beſcheidenheit des Verf. rühmen, da er die Wirkung der Elek-

(60) Sie ſtehen auch im 50 und 51 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1771.

Elektricität nicht zu hoch anrechnet; daſs aber das Elektriſiren mit unter die wirkſamſten Mittel, die bey der Kriebel-Krankheit mit Nutzen angewandt worden ſind, gehöre, beweiſen die damit angeſtellten Verſuche unläugbar.

7. Nachricht von der Krankheit, die aus dem Genuſſe des Toll-Kornes entſteht, von J. Taube. Einige Schriftſteller haben, wie ich oben erwähnt habe, die Kriebel-Krankheit auch dem Genuſſe des Toll-Kornes (Lolium temulentum) zuſchreiben wollen; wie aber die Krankheit von dem Gifte des Toll-Kornes, von der Kriebel-Krankheit abweiche, können nun aufmerkſame Leſer ſehen, wenn ſie dieſe Nachricht von einer ſolchen Krankheit, die im Herbſte 1771, in einigen Dorfſchaften des Amtes Kneſebeck gewütet hat, mit der Geſchichte der Kriebel-Krankheit vergleichen wollen.

Hr Focken (61) hat entdeckt, daß die unmittelbare Urſache dieſer Krankheit in dem Blute und in dem ungleichen Verhältniſſe der feſten und flüſſigen Theile ſtecke. Er nennt ſie daher einen Rheumatismum ſpasmodicum, und glaubt, ſie beſtehe in der Verdickung des Seri, oder des zum Gerinnen geneigten Blut-Waſſers. Nach dieſer Vorſtellung meint er berechtigt zu

 ſeyn,

(61) Jo. Ludolph Focken Verſuche, Beobachtungen, Erfahrungen und Curart in der ſo genannten Kribbelſucht. Mit Genehmhaltung königl hoher Landesregierung. Zelle, 1771, 8. werden in No. 118 und 119 der Staats- und gel. Zeit. des hamb. unp. Correſp. v. J. 1771 recenſirt.

Unpartheyiſche Gedanken eines fleißigen und aufmerkſamen Leſers des hamb. Correſp., bey Gelegenheit der im 118 und 119 St. enthaltenen Recenſion über J. L. Focken Verſuche ꝛc. ſt. in No. 131 derſ. v. e. d. J.

J. F. Antwort an den Hrn. X. Y. Z. auf deſſen in No. 131 dieſer Zeitung eingerückten gelehrten Artikel, ſt. in No. 138 derſ. v. e. d. J.

Vertheidigung eines ehrlichen Mannes, ſt. in No. 145 derſ. v. eb. d. J.

An den ehrlichen Mann des 145ſten Stückes des hamb. unpart. Correſp. von F. ſt. in No. 153 deſſelb. v eb. d. J.

ſeyn, den Kranken wenigſtens ſo oft die Ader öff-
nen zu dürfen, bis ſich die Speck-Haut auf dem Blu-
te zeigt, und den Durſt durch den Genuß der Häringe
zu reizen. Er behauptet, ein vegetabiliſches Gift
überhaupt, und das Mutter-Korn inſonderheit, ſey
nicht die Urſache dieſer Krankheit.

Hr. Hof-Medicus Marcard, in Hannover, be-
ſchrieb, als er noch in Stade lebte, eine daſelbſt im
Winter 1771 und 1772 beobachtete, der Kriebel-
Krankheit ähnliche Krampf-Sucht (62).

Der gelehrte Hr. Verf. hält es für wahrſcheinlich, daß die Krankheit, welche die Franzoſen Ergot nennen, und das unter dem Nahmen Kriebel Krankheit in Deutſchland bekannte Uebel, zweyerley ganz verſchiedene Dinge ſeyn. „Das Weſentliche des Ergot," ſagt er: „iſt „Schmerz in einem Gliede, dieſem folgt Stupor darin, „Veränderung der Haut-Farbe und völlige Abſterbung, „oder trockner Brand. Das Weſentliche der Kriebel-„Krankheit iſt: herumziehender vielfältig ſchmerzhafter „Krampf; dieſer befällt meiſtens zuerſt muskulöſe Theile, „ſonderlich an den Gliedern; ſeine materielle durch Reiz „ſcheinbar wirkende Urſache verliert ſich entweder durch eine „Art Metaſtaſis am gewöhnlichſten, ſelten durch einen „deutlichen kritiſchen Auswurf, noch ſeltener unmerklich „aus dem Körper; oder er fällt, wenn der Ausgang der „Krankheit unglücklich iſt, auf edlere Theile, und zerſtört „durch ſeine Wirkungen auf dieſelben das Leben oder die „Geſundheit, aber nicht eben, wie beym Ergot, durch den „Brand. Es haben alſo dieſe beyde Krankheiten das „hauptſächlich mit einander gemein, daß ſie die Glieder „anfallen, aber auf eine ſehr verſchiedene Weiſe; und ich „halte die Aehnlichkeit, welche man unter ihnen findet, „weni-

(62) Von einer der Kriebel-Krankheit ähnlichen Krampfſucht, die im Winter 1771 und 1772, zu Stade beobachtet wurde, von Henr. Matthi. Marcard. Hamb. und Stade, 1772, 8. Der Hr. Verf. hat dieſe Schrift mit einigen Anmerkungen, Zuſätzen, Verbeſſerungen und Auslaſſungen, im 2 Th. ſeiner mediciniſchen Verſuche, (Lpz. 1778, 8) S. 1 — 62, wieder abdrucken laſſen.

„weniger für die Urſache ihrer, nicht ſowohl in der Natur „gegründeten, als vielmehr bloß für bekannt angenomme„nen, Verwandtſchaft zu ſeyn, als die gemeinſchaftliche „für beyde Krankheiten vorausgeſetzte Urſache.“

Und weiter unten ſagt er: „Es iſt zwar wahr, daß „alle diejenigen, welche eigene Erfahrung von der Krie„bel-Krankheit haben, mehr für die Schädlichkeit des „Mutterkorns ſtimmen; — dem ungeachtet aber halte ich „die Schädlichkeit deſſelben keinesweges entſchieden, und „wir werden noch zuvor Aernden erleben müſſen, in denen „ſich viel Mutterkorn findet, und werden die Folgen da„von beobachten müſſen, oder aber neue Epidemien, die „ohne dieſes Gewächs entſtehen, werden die Gewißheit „darüber an den Tag bringen; die Zeit wird uns darüber „belehren, und keine neue chymiſche Verſuche eines Mo„dels.“

Die Beobachtungen der Aerzte in dem Herzogthume Schleswig-Holſtein (63), leiden, da ſie meiſt einzelne, aber wichtige That-Sachen, und größten Theils bloß Geſchichten einzelner Krankheiten, und Bemerkungen über die Krankheiten des Getreides, welche die Kriebel-Krankheit verurſachen, enthalten, keinen Auszug. Das mediciniſche Collegium zu Kopenhagen rieth, um die Kriebel-Krankheit zu verhüten, das Korn nicht zu bald zu mahlen und zu verbacken, daſſelbe gut zu reinigen, zu dörren, die brandigen Aehren auszureiſſen, und, um die Nahrung des Land-Mannes zu ändern, andere Pflanzen, die genoſſen werden können, anzubauen. In den erſten Anfällen wird ein Brech-Mittel, welches zugleich durch den Stuhl ausführen muß, und hernach ein ſchweißtreibendes Mittel empfohlen. Eine Latwerge aus Baldrian-Wurzel, Myrrhe und Jalappe, wird von ih-

 nen,

(63) Berichte und Bedenken, die Kriebel-Krankheit betreffend, ſo von den Schleswig-Holſteiniſchen Phyſicis an die königl. deutſche Kammer zu Kopenhagen eingeſandt worden, nebſt dem von dem königl. Collegio Medico daſelbſt deßfalls ausgefertigten Reſponſo. Kopenh. 1772. 8.

nen, ſo wie der Gebrauch aller Gewächſe aus der Gattung des Lauches (Allium), ſehr angerathen. Die Nahrung ſoll aus dem Pflanzen-Reiche, und fett, ſeyn.

Die Beobachtungen des Hrn. Berg-Arztes Lentin (64) kommen, in Rückſicht auf die Geſchichte der Krankheit, mit denen von Hrn. Taube überein. Die Gleichheit der Zufälle in mehrern Gegenden des Landes, in welchen die Krankheit herrſchte, iſt auffallend. Hr. L. brauchte erſt ein Brech-Mittel; darauf gab er, um Stuhlgänge zu erregen, Queckſilber-Pillen; ſodann ſuchte er das Gift auf die Haut zu treiben, und brauchte deshalb innerliche Mittel und Blaſen-Pflaſter. Um die Glieder zu ſtärken, ließ er innerlich das Cajeput-Oehl nehmen. Auch ließ er die Kranken eine genaue Diät beobachten, und ſie laue Bäder brauchen. Der Phosphorus des Brand, den er anfänglich, um das Nerven-Syſtem zu beleben, einigen Kranken gab, that gute Wirkung. Die beſtändig friſch angelegten Blaſen-Pflaſter, die Bäder, die Seife, und Purgier-Mittel, innerlich wiederhohlt gebraucht, trugen zur Cur das meiſte bey. Der Biſam, die Baldrian-Wurzel, und der in Vitriol-Aether aufgelöſete Kampher, waren unwirkſam.

Hr. Leib-Arzt Selle (65), hält ebenfalls die Kriebel-Krankheit von der in Frankreich unter dem Nahmen Ergot bekannten Krankheit für ſehr verſchieden, wenigſtens den Erſcheinungen nach, ob ſie gleich beyde von ſchlechter und verdorbener Nahrung, beſonders vom

(64) Lebr. Fr. Benj. Lentins Beobachtung von der Gribbel-Krankheit, der Entſtehung des Mutterkorns ꝛc. ſt. in Deſſen Beobachtungen einiger Krankheiten, (Gött. 1774, gr. 8.) S. 1 — 80.

(65) In ſeinem Handbuche der mediciniſchen Praxis, (3te Aufl. Berl. 1786, gr. 8.) S. 363.

vom Genuſſe eines ſchlechten Brodes bey feuchter und ungeſunder Witterung, entſtehen.

Ich ſchließe mit dem gründlichen und beyfallswürdigen Urtheile des Hrn. Hofr. Beckmann, über die Urſache der Kriebel-Krankheit (66).

„Das Mutter-Korn kann ſchädlich ſeyn, aber es muß nur ſelten die Kriebel-Krankheit verurſachen. Höchſt ſelten iſt der Rocken ohne daſſelbe. Ich habe, ſo wie Hr. Wichmann, Gegenden geſehen, wo mehr als der 8te Theil unter demſelben geweſen, und wo dennoch nichts von der Krankheit gehöret worden. Der Rocken, welcher auf demſelben Felde, ja auf denſelben Aehren mit dem Mutterkorne wächſt, iſt geſund und gut, und was Hr. W. bemerkt hat, ſcheint uns noch keine Krankheit, ſondern nur höchſtens eine Roth-Reife anzuzeigen; aber wie oft wird Rocken, der nur nothreif geworden, ohne Schaden genoſſen! Hingegen vermuthe ich, daß allemahl ganz friſcher Rocken in Menge genoſſen dieſe Krankheit hervor bringen werde, und daß ſie durch das unverdauliche Afterkorn nur beſchleunigt oder vergrößert werde, daß hingegen eben dieſer Rocken, mit dem Afterkorn, wenn er älter und trocken geworden, gar nicht mehr ſchade; ungeachtet Afterkorn immer wohl etwas unverdauliches bleiben wird. In Schweden lebt der größte Theil der Bauern von Gerſten-Brod, und auch nur dieſer bekommt die Krankheit, nicht derjenige reichere Theil der Landleute, welcher Rocken-Brod und andere Speiſen genießt. Ich ſchließe hieraus, daß alſo auch friſche Gerſte, in Menge genoſſen, eben ſo ſchädlich, als friſcher Rocken, ſey. Die Krankheit wütet auch in Schweden nur gleich nach der Aernde, und läßt nach, wenn die Gerſte älter geworden, wie Linnê ausdrücklich ſagt. Wie nachtheilig ganz friſches Getreide den Thieren iſt, iſt bekannt genug, und auch in der von Wichmann beſchriebenen Epidemie waren davon Beyſpiele. Iſt dieſe Vermuthung wahr, ſo iſt begreiflich, warum die Kriebel-Krankheit nur nach magern Jahren, wann Getreide-Mangel den Landmann nöthigt, ſogleich vom

(66) In ſeiner phyſik. ökon. Biblioth. 2 B. 1 St. (Gött. 1771, 8.) S. 120, fgg.; und in den Grundſätzen der teutſchen Landwirthſchaft, (3te Ausg. Gött. 1783, 8.) S. 147, f.

vom neuen Rocken zu zehren, einreiſſet; ſo iſt die Furcht vor dem Getreide, auf deſſen gar zu frühen und ſtarken Genuß ſich die Krankheit gezeigt hat, um ein vieles zu mindern; und ſo würde die Landes-Polizey nur dahin zu ſehen haben, daß die Landleute niemahls ganz friſchen Rocken, aus Mangel des ältern, zu genießen gezwungen wären; allenfalls müßte ihnen früh genug älterer Rocken gegen friſchen vertauſchet werden. Vielleicht verlöre auch das friſche Getreide durch künſtliche Austrocknung ſeine böſe Eigenſchaften. Hingegen iſt vielleicht das zu früh gemähete, und zu früh und zu naß in die Scheune gebrachte Getreide am gefährlichſten; vielleicht verurſacht dieſes noch die Krankheit, wenn es gleich ſpät ausgedroſchen, aber nach dem Dreſchen gleich genoſſen wird. Iſt dies, ſo kann die Kriebel-Krankheit auch ſpät im Winter entſtehen.“

**Kriebeln**, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert, und nur im g. L. und der vertraulichen Sprech-Art üblich iſt.

1. Von vielen an einem Orte befindlichen kriechenden Geſchöpfen, wenn ſie ſich haufenweiſe an einem Orte hin und her bewegen, ſagt man: an dieſem Orte kriebelt (wimmelt, wiebelt, kriebelt und wiebelt) es von Mauer-Aſſeln, Käfern, Würmern, u. ſ. f.

Im Niederſ. kribbeln, krimmeln, kremeln; Fr. fourmiller, grouiller.

2. Mit den Spitzen der Finger gelinde krauen, ſo, daß dadurch ein Jucken erreget werde. Jemand kriebeln.

Grabbeln drückt ſchon eine ſtärkere Berührung aus.

3. Eine juckende Bewegung empfinden, als wenn man gekriebelt würde, oder als wenn ſich kriechende Inſecten in dem Gliede befänden, als ein Imperſonale. Es kriebelt mich in der Naſe. Ein Kriebeln empfinden. Siehe das vorige.

4. Figürlich. Das kriebelt ihn im Kopfe, bringt ihn auf, reizt ihn zum Unwillen.

Daher

Daher Kriebel=Kopf, oder Kribbel=Kopf, in Nieder=Sachſen einen jähzornigen Menſchen bedeutet, der leicht zum Zorne zu reizen iſt.

Im Niederſ. in allen Bedeutungen kribbeln. Es iſt das Diminut. ſowohl von greifen, Niederſ. gripen, als kriechen, Niederſ. krupen, Engl. crawl, welche Zeit=Wörter ſehr nahe verwandt ſind.

**Kriebs**, (der) das Kern=Gehäuſe im Obſte; ſ. Griebs, im XX Th. S. 19.

**Kriech**, (das) an den Schiffen, das an dem Vorder=Steven befindliche Holz, worauf das vordere Bild des Schiffes ruhet. Es ſteht vorn hinaus, macht die vordere Seite des Bauches aus, und wird auch das Kreech und Schech genannt; Fr. Gorgères.

Es iſt ohne Zweifel mit der Griech= oder Gries=Säule der oberſächſiſchen Landleute verwandt; ſ. im XX Th. S. 28, f.

**Kriech=Aente**, die kleinſte Art der wilden Aenten; ſ. Th. XI, S. 41.

In den niederſächſiſchen Mund=Arten geht das ch, wie in andern Fällen, in ein k über, Kriek=Aente, Krieke, Krikke. Im Franzöſ. heißt dieſe Aente Cercerelle, im Lat. Querquedula, im Dän. Krikand, im mittlern Lat. Cricella, Cercella, bey dem Golius Tröߌlein, und um Hamburg Wöbke. Wenn der Nahme Kriech=Aente nicht ein Ausdruck des eigenthümlichen Geſchreyes dieſes Vogels iſt, ſo bedeutet er ohne Zweifel ſo viel als kleine Aente, indem kriek im Meklenburgiſchen noch jezt klein bedeutet; ſo, daß dieſes Wort mit Kracke, und gewiſſer Maßen auch mit kriechen Eines Geſchlechtes iſt. Siehe auch Krieche.

**Kriech=Bohne**, Krup=Bohne; ſ. im VI Th. S. 110.

**Kriech=Hahn**, Krup=Hahn, das kriechende Huhn; ſ. im XXVI Th. S. 13.

**Kriech=Röhre**, eine Art Röhren=Koralle, Tubipora ſerpens *Linn.*; ſ. im XLIV Th. S. 275.

**Kriech=Säule**, ſ. im XX Th. S. 28, f.

Kriech-Stein, L. Lapis repens, wird von Klein in Scheuchzer's Sciagraphia lithologica, S. 51, eine Art Aſterien genannt, von der er ſagt, daß ſie, wenn ſie in Eſſig gelegt wird, hin und her kriecht, daß man meinen ſollte, ſie lebe.

Man hat verſchiedene Steine und Verſteinerungen, bey denen dieſe Erſcheinung ſich äuſſert. So haben z. B. die kleinſten Aſtroiten das Beſondere an ſich, daß ſie, wenn man ſie in Eſſig legt, ſich bewegen, und hin und her gehen. Unter den thüringiſchen Trochiten, zeigen verſchiedene eben dieſe Erſcheinung. Von den Aſterien bezeugt es Klein; und wer ſich die Mühe geben will, mancherley Kalkſtein-Arten, inſonderheit ſolche, die nicht die Härte des Marmors haben, rund und platt zu ſchleifen, und ihnen eine Größe zu geben, welche der Schwere des Eſſiges angemeſſen iſt, der wird mehr kriechende Steine finden, als er vielleicht vermuthet. Wenn man ſolche Steine in ein glattes Gefäß, z. B. in eine porzellane Schüſſel legt, ſo liegt der Stein anfangs ruhig, man ſieht aber von ihm verſchiedene Luft-Bläschen aufſteigen; und hierin liegt der wahre Grund, warum ſolche Steine ſich bewegen. Sie haben feine Oeffnungen, und die Luft treibt ſie. Doch ſieht man dieſe Erſcheinung nicht, wenn man den Stein in bloßes Waſſer legt. Vom Wein-Eſſige wird die Wirkung ſtärker und ſchneller, als vom gemeinen Bier-Eſſige. Unter den Milleporen führt eine Art den Nahmen Millepora repens, weil ſie ſich gern auf andere Steine oder Korallen legt, und auf ihnen gleichſam herum kriecht. Man könnte ſie, wenn ſie verſteinert iſt, Lapis repens nennen, obgleich dieſer Nahme von ihr nicht gebräuchlich iſt.

Hrn. Superint. Schröter litholog. Lexikon, 3 B. (Frf. M. 1780, gr. 8.) S. 351.

**Krieche.** (die) 1. Eine Art kleiner wilder Aenten; ſ. Kriech-Aente.

2. Eine Art kleiner runder Pflaumen, oder vielmehr zahmer eßbarer Schlehen, deren Baum, welcher der **Kriechen-Baum** genannt wird, ein ſchönes bunt geſchecktes Holz gibt; Prunus inſititia *Linn.* Es gibt ihrer mit weißen oder gelblichen Früchten, welche **gelbe Kriechen** genannt werden. Siehe **Pflaume.**

An einigen Orten Kriechlinge, in Meiſſen Tarnickel, in Nieder-Sachſen Kreeken, im Osnabrück. Wichtkens, Wichterkens, im Franz. Creque, im Schwed. Krikon, im Dän. Kräge. Entweder gleichfalls mit Kriech-Aente, von kriech, kriek, klein, oder auch von krag, krach, rund, indem im Holländ. die Kirſchen Kricken genannt werden. Siehe Kragen und Krücke.

In Bretagne wird die wilde Pflaume Gregon genannt, welches Pelletier von cryg, rauh, abſtammen läſſet, weil ſie den Hals zuſammen zieht und rauh macht.

**Kriechen-Baum**, ſ. im vorhergeh. Artikel.

**Kriechen**, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort ſeyn erfordert. Es bedeutet:

1. Eigentlich, ſich vermittelſt der Füße langſam auf der Erde fortbewegen, wo es beſonders von den Inſecten und von dem Gewürme gebraucht wird; L. repere, Fr. ramper. Ueber alles Gewürm, das auf Erden kreucht, (kriecht), 1 Moſ. 1, 26. Alles was auf dem Bauch kreucht, und alles was auf vier oder mehr Füßen gehet — alles das auf Erden ſchleicht, 3 Moſ. 11, 42. Ein kriechendes Thier, das auf Erden ſchleicht, V. 44. Imgleichen von ſolchen vierfüßigen Thieren, welche ſich auf ihren kurzen Füßen nur langſam fortbewegen. Dieſe ſollen euch auch unrein ſeyn, unter den Thieren, dir auf Erden kriechen: die Wieſel, die Maus, die Kröte, der Igel, der Molch, die Eidex, die Blindſchleich, und der Maulwurf, V. 29. wo

man

man doch den Gang des Wieſels und der Maus kein Kriechen nennt, auſſer wenn es mit dem in der folgenden Bedeutung befindlichen Neben-Begriffe geſchieht. Wohl aber braucht man es von Menſchen, wenn ſie ſich vermittelſt der Hände und Füße zugleich auf der Erde forthelfen. **Ein Kind kriecht ſo lange, bis es gehen lernt. Auf allen vieren kriechen. Gekrochen kommen. Durch ein enges Loch kriechen. Die Höhle iſt ſo enge, daß man nicht darin gehen, ſondern nur kriechen kann.**

2. In engerer Bedeutung, mit dem Neben-Begriffe der phyſiſchen Erniedrigung, wo man dieſes Zeit-Wort auch von ſolchen Geſchöpfen braucht, deren gewöhnlichen Gang man ſonſt nicht ein Kriechen zu nennen pflegt.

(1) Eigentlich, wo man es von allen Thieren braucht, wenn ſie ihren Körper niedriger machen, als er gewöhnlich iſt, und ſich ſo auf der Erde fort bewegen. **So kriecht der Hund, wenn man ihm drohet. Die Mäuſe kriechen in ihre Löcher, kommen aus ihren Löchern gekrochen. Das Küchlein kriecht aus dem Eye.**

So auch in den Zuſammenſetzungen:

**Ankriechen**, L. arrepere, repere in aliquid, herankriechen, ſich kriechend nähern, doch am häufigſten nur im Particip. Paſſ. mit dem Zeit-Worte kommen. **Das ankriechende Ungeziefer kann man wohl verhindern, aber nicht das anfliegende.** Imgl. in figürlicher Bedeutung, doch nur im g. L. **Er kommt mit ſeiner romanenhaften Liebe angekrochen.**

**Auskriechen**, herauskriechen; ſ. im III Th. S. 234.

**Bekriechen**, L. perrepere, auf etwas kriechen. **Die Raupen bekriechen den Baum. Blätter, welche die Seiden-Würmer bekrochen haben.**

Durch-

Durchkriechen, 1. ein Neutrum, ich krieche durch, durchgekrochen; durch eine Oeffnung kriechen. Das Loch iſt zu klein, es kann keine Maus durchkriechen. Sie iſt ſchon durchgekrochen.

2. Ein Activum, ich durchkrieche, durchkrochen. Alle Winkel durchkriechen, in alle Winkel kriechen. Er hat alles durchkrochen, in einer niedrigen Figur, er hat alles durchſucht, alles durchgrübelt.

Einkriechen, ſ. im X Th. S. 406, f.

Unterkriechen, unter etwas kriechen, mit deſſen Verſchweigung. Die Maus iſt untergekrochrn, unter den Schrank, u. ſ. f.

Im Bergbaue kriecht man unter, wenn man mit dem Baue unter der Erde den Anfang macht. Eben daſelbſt ſagt man auch von einem Gange, er krieche unter, wenn er unter ein Geſtein in die Tiefe ſinkt.

Verkriechen, ſich durch Kriechen verbergen, an einen verborgenen Ort kriechen. Die Mäuſe verkriechen ſich in die Löcher. Sich unter das Holz verkriechen. Eigentlich nur von kriechenden Thieren, figürlich und mit Verachtung auch von Andern, für verbergen. Die Jſraeliten verkrochen ſich in die Höhlen vor dtn Philiſtern, 1 Sam. 13, 6. Die Dürftigen im Lande müſſen ſich verkriechen, Hiob 24, 4. Er muß ſich vor ihm verkriechen, in der niedrigen Sprech-Art, er kommt ihm an Vorzügen, an Reichthum, an Geſchicklichkeit, u. ſ. f. nicht bey.

(2) Figürlich.

a) Von Gewächſen, welche nicht in die Höhe ſchießen, ſondern ihre Zweige und Ranken auf der Erde und nahe an derſelben fortlaufen laſſen, ſagt

man, daß ſie auf der **Erde kriechen**. In Nieder-Sachſen, wo kriechen krupen heißt, nennt man verſchiedene ſolcher Gewächſe **Krüper**, **Krupbohnen**, **Kruperbſen**.

b) **Ein Zeug kriecht zuſammen**, oder **kriecht ein**, wenn er einſchrumpft, zuſammen läuft, an der Länge ab-, an der Dicke aber zunimmt.

c) Im verächtlichen Verſtande zuweilen für gehen, beſonders von dem Gehen in einen engen niedrigen Ort. **In das Hundeloch, in das Gefängniß kriechen müſſen**, welches man auch wohl **einkriechen** nennt.

d) Imgl. mit dem Neben-Begriffe der Verſtohlenheit. **Zu Bette kriechen, in das Bett kriechen.**

e) Noch mehr mit dem Neben-Begriffe der Demuth. **Zum Kreuze kriechen**; ſ. oben, S. 14. Wo es denn, nach einer noch weitern Figur,

f) ſich vor Andern zu ſehr erniedrigen bedeutet. **Vor einem kriechen**, ſich auf eine unanſtändige Art vor ihm demüthigen oder erniedrigen. **Er kriecht, iſt kriechend. Ein ſehr kriechendes Lob. Ein Mann, wie er, kann nur verzweifeln oder kriechen.**

Bey dem Notker chriechen, bey dem Strycker im Imperf. chruch, im Schwed. kräka, im Isländ. kreika. Mit einem andern Suffixo bey dem Notker chreſan. Mit einem noch andern Suffixo im Niederſ. krupen, im Angelſ. creopan, im Engl. creep, im Franz. croupir, im Schwed. krypa, im Isländ. kriupa, wozu auch das Lat. repere, und Griech. ἑρπειν, gehört. Eigentlich iſt es eine Nachahmung des Geräuſches, welches ein Thier im Kriechen macht, ohne doch die Begriffe des Anhaltens mit den Klauen, der Krümme, und der Niedrigkeit davon auszuſchließen, welche insgeſammt Figuren des eigentlichen Kriechens ſind, ſo, daß dieſes Wort mit Krücke und Kracke, und in Anſehung des Niederſ. krupen mit Krapf, Krabbe, greifen, raffen, und andern mehr, verwandt iſt. S. auch Krüppel, und in Anſehung des Be-

Begriffes der Niedrigkeit auch Kracke, Krieche, Kriech-Aente. In Bayern hat man von kriechen noch das Intenſivum kräxen, eigentlich krächzen oder kriechzen, welches klettern, klimmen, bedeutet, welches gleichfalls eine Art des Kriechens iſt.

**Kriechende Binde**, ſchlangen- oder wurmförmige Binde, L. Faſcia repens, oder aſcialis, Fr. Rampant, in der Wundarzeney-Wiſſenſchaft, eine Binde, welche man um das Glied, wo ſie angelegt wird, krumm, wie ein Wurm, oder ſchlangenweiſe, laufen, oder die Figur einer Schnecken-Linie nehmen läſſet. Man fängt damit von oben an, und führt ſie hinabwärts, oder von unten hinaufwärts; doch darf keine Umwickelung die andere berühren, ſondern es muß zwiſchen einer jeden ein leerer Raum gelaſſen werden. Es iſt eine einfache und auf einen Kopf gerollte Binde, ungefähr 3, 4 bis 5 Ellen lang, je nach dem es das Glied erfordert, und 2 Quer-Finger breit. Die ältern Wund-Aerzte bedienten ſich derſelben häufig wider heftige Entzündungen eines Gliedes, um das ſtockende Geblüt fort zu treiben und fort zu ſtoßen. Man gebrauchte ſie auch bey geſchwollenen Füßen, wobey ſie vortreffliche Dienſte thut; allein, ſie iſt heut zu Tage ziemlich aus der Gewohnheit gekommen, und die neuern Wund-Aerzte bedienen ſich, an ihrer Statt, mehr der Hobel-Binde.

**Kriechender Stein**, ſ. Kriech-Stein, oben, S. 462.

**Kriecher**, in der Geſchütz-Kunſt, ein eiſernes Werkzeug, die Unreinigkeiten in den Kammern der Mörſer und Kammer-Stücke los zu kratzen; welches auch das Kratz-Eiſen genannt wird. Siehe im XLVII Th. S. 721, und die dazu gehörige Fig. 2775.

**Kriechling**, ſ. Krieche, oben, S. 463.

**Krieg**. 1. Eigentlich, das Geſchrey, in welcher veralteten Bedeutung es zu dem alten Chrey, Chri,

Fr. Cri, Geſchrey, zu dem vermittelſt des Ziſch-Lautes daraus gebildeten ſchreyen, und zu den verwandten krähen, kreiſchen, kreiſſen, u. ſ. f. gehört. **Sege unde lof men horde kriegen**, Segen und Lob man hörte ſchreyen, eine gereimte Chronik in den Script. Brunſu. bey dem Friſch. – **De ôn mit grotes Loves Kriege untfengen**, die ihn mit einem großen Lob-Geſchrey empfingen, eb. daſ.

Da nach einer gewöhnlichen Figur Ausdrücke, welche eigentlich einen Schall bezeichnen, auf Dinge angewendet werden, welche in das Geſicht fallen, ſo bedeutet Kriek im Niederſ. der Schein, Glanz, und krieken, ſcheinen. **Der Kriek van dem Tage**, der Anbruch des Tages. Auf eben die Art wird brechen, welches gleichfalls einen in das Gehör fallenden Schall bezeichnet, mit ſeinen Ableitungen anbrechen, Pracht, u. ſ. f. von Dingen gebraucht, welche durch das Geſicht empfunden werden.

2. Figürlich.

1) Zank, Streit, im Schwabenſpiegel Krieg, wo auch kriegen, widerſprechen iſt, in einer Urkunde von 1400, Chrieg, im Wendiſchen Kreh. In dieſem Verſtande kommt es noch zuweilen vor. **Errette mich von den böſen Menſchen, — die Böſes gedenken in ihrem Herzen, und täglich Krieg erregen**, Pſ. 140, 3. **Woher kommt Streit und Krieg unter euch?** Jac. 4, 1. **Immer Streit und Krieg haben.** Beſonders im Scherze. **Wir wollen deswegen keinen Krieg anfangen.** Imgl. nach einer noch weitern Figur. **Zu heftig oder zu wenig begehren und verabſcheuen, iſt ein innerlicher Krieg unſers Willens mit dem Verſtande**, Gell.

2) In engerer Bedeutung, ein Streit vor Gerichte, ein Proceß, im Schwabenſp. Krieg. **Zu Kriege werden**, in einen Proceß gerathen, in dem augsburg. Stadt-Buche aus dem 13ten Jahrh.

Der mit dir will kriegen am Gericht, in einer alten Ueberſetz. des N. Teſt. bey dem Friſch. Der Krieg Rechtens, ein Proceß, der Kriegs-Vogt oder kriegeriſche Vormund, erkriegen, durch einen Proceß erhalten, und andere Ausdrücke mehr, kommen in den Schriften der vorigen Zeiten noch häufig vor. Heut zu Tage aber iſt es in dieſer Bedeutung veraltet. Siehe Kriegs-Befeſtigung.

3) Im gewöhnlichſten Verſtande, der Zuſtand der öffentlichen Gewaltthätigkeiten zwiſchen Staten oder beträchtlichen Theilen derſelben; im Gegenſatze des Friedens. Es iſt Krieg. Es iſt jezt in Europa Krieg. Krieg im Sinne haben. Krieg anfangen. Den Krieg ankündigen. Krieg führen. Den Krieg in die Länge ſpielen. Viele Kriege geführt haben. Im Kriege verwickelt, begriffen ſeyn. Einen Stat mit Krieg überziehen. Sich zum Kriege rüſten. Den Krieg endigen. In den Krieg gehen, Krieges-Dienſte nehmen. Jemanden in den Krieg ſchicken. Aus dem Kriege wieder zu Hauſe kommen. Ein innerlicher, bürgerlicher Krieg, unter den Gliedern eines States. Der kleine Krieg, die Streifereyen der ausgeſchickten Parteyen. Der Land-Krieg, ein Krieg, welcher zu Lande geführt wird, im Gegenſatze des See-Krieges, d. i. eines Krieges zur See, welcher mit Schiffen geführt wird.

In der lezten Bedeutung im Dän. und Schwed. gleichfalls Krig. Der Krieg hat in mehrern Sprachen ſeinen Nahmen von dem Schreyen, entweder wegen des Geſchreyes in den Gefechten, welches noch bey vielen Völkerſchaften üblich iſt, oder überhaupt von dem mit dem Kriege unzertrennlich verbundenen Geräuſche. Dahin gehören das Griech. Κραυγη bey dem Theophraſt, welches mit dem Deutſchen von einem und eben demſelben Stamme herkommt, und Βοη, welches eigentlich auch Geſchrey bedeutet; das Lat. Bellum, ohne Zweifel von

bellen, ſchreyen, brüllen, und andere mehr. Indeſſen iſt es doch in dieſer Bedeutung neuern Urſprunges, indem es vor dem 13ten Jahrh. nicht gefunden wird. Die Alten gebrauchten dafür Orlog, Wig, Volkeswig, von wegen, bewegen, Werre, Fr. Guerre, Ital. Guerra, von wirren, verwirren, welches eigentlich auch ein Onomatop. iſt, und andere Ausdrücke mehr.

Wir leben jezt zu einer Zeit, wo ein heftiger Paroxysmus die Menſchheit wieder ergriffen, und die Muskeln ihres Rieſen-Körpers bis zur äuſſerſten Anſtrengung geſpannt zu haben ſcheint; wo die verheerende Flamme des Krieges in Japan und China, in Indien und Marokko, in Rußlands und Oeſtreichs, in Schwedens und der Osmannen Staten lodert; zu einer Zeit, wo ſie leicht noch weiter um ſich greifen, und den jezt noch ruhigen Theil Europens ebenfalls zum Schauplatz des Schreckens, des Menſchenwürgens und der Verheerung machen kann, wenn der Genius des Friedens nicht bald die Herzen der gegen einander aufgebrachten Mächte beſänftigt, und jenes verderbliche Feuer verlöſchen heißt. Inſonderheit ſehen wir in den gereizten Muſelmännern jenen Geiſt der Barbarey und Grauſamkeit, jene Tollkühnheit und fanatiſche Wut, welche das geſittete Europa in dieſes Jahrhundertes lezter Hälfte unwiederkehrlich verlaſſen zu haben ſchien, in ſeiner ganzen Ausſchweifung wieder erwacht.

Für den Welt-Bürger, dem das Wohl der Menſchen am Herzen liegt, den mit vielumfaſſender Liebe der Wunſch allgemeiner Glückſeligkeit ſeiner Brüder erwärmt, iſt die ausgebreitete Scene des Krieges eben ſo ſchauderhaft, als ſie für den gefühlloſen Neuigkeits-Hungerigen erwünſcht und angenehm iſt. Der Politiker findet im Kriege reichliche Nahrung, er ſey nun Diener des States in einem erhabenen Poſten, oder Privat-Mann, der die Welt-Händel zum Gegenſtand

ſeines Nachdenkens, oder ſeiner Klügeleyen macht. Dem Philoſophen gibt der Krieg wichtige Veranlaßungen zu Betrachtungen und Unterſuchungen über den Geiſt des Menſchen, über ſeine Neigungen und Leidenſchaften. Er nimmt die Jahr-Bücher der Geſchichte zur Hand, beobachtet den ſtufenweiſen Fortgang der Cultur des Menſchen-Geſchlechtes, vergleicht Völker mit Völkern, ſpätere Zeiten mit früheren, und forſcht den verſchiedenartigen Quellen der Fehden nach.

Das erſte, höchſte Gut, ſagt man, nach deſſen Beſitz ein Volk, wenn es glücklich ſeyn will, trachten ſollte, iſt Friede. Friede iſt die Quelle aller Ordnung, alles Wohls. Was kann der für ſein Glück thun, den nichts als die Sorge des Angriffes oder der Vertheidigung beſchäftigt? Der Krieg erzeugt Wildheit und Grauſamkeit, und raubt dem Menſchen die edelſten Gefühle, Mitleid und Erbarmung. Er erweckt Muth und Tapferkeit; aber oft verwandeln ſich dieſe, ohnehin ſonſt ganz ſinnlichen, auch dem roheſten Wilden eigenen Tugenden in Tollkühnheit und thieriſche Wut; er entflammt den Ehrgeiz und die Ruhmbegierde; aber, indem er ſolcher Geſtalt die gefährlichſten Leidenſchaften in Aufruhr bringt, ſetzt er oft die Gewalt an die Stelle der Gerechtigkeit. Ein höchſt wichtiger Schritt für das Wohl der Menſchheit wäre es alſo, wenn die Kriege ſeltener, und folglich der Friede dauerhafter gemacht werden könnte. Aber wie wird, wie kann dies bewirkt werden? Unter welchen Vorausſetzungen und Umſtänden kann man, ohne an eine ewige Dauer des Friedens zu denken, welche eine mit der Natur des Menſchen unverträgliche Grille iſt, auf Verminderung der Fehden, mithin auf Fortgang der Volks-Glückſeligkeit ſicher rechnen? — Das iſt die große Aufgabe für Fürſten, die von dem Leben und Wohl ſo vieler tauſend Unterthanen, jene

furchtbarſte aller Rechnungen einſt abzulegen haben; das iſt das wichtige Problem für den Statsmann, der die von dem Souverän ihm übertragene Gewalt, ſeinen Einfluß, ſeine Mitwirkung, ſeine Entſcheidung, auf das Beſte des Landes, der Welt, der Menſchheit richten ſoll! — Wer die beſten ausführbarſten Mittel zur Erreichung jenes edeln Zweckes angäbe, dem würde der ſchönſte Kranz des Verdienſtes um die Welt gebühren, der Kranz, den die Blüthe unſterblichen Ruhmes umſchlingt.

Der Krieg iſt ein ſolcher Zuſtand der Menſchen, in welchem ſie einander Schaden und Abbruch zu thun befugt ſind. In dieſer Beſchreibung können bürgerliche Kriege, und diejenigen, die ein Fürſt wider ſeine ſich empörende Unterthanen führt, mit begriffen werden. Eigentlich aber iſt der Krieg ein Zuſtand, wenn ſelbſtwaltige Fürſten oder Stände ihr Recht durch die Waffen gegen einander ſuchen. Die einen Obern haben, bey dem ſie ihr Recht ſuchen können, ſind Krieg zu führen nicht befugt; und wenn ſie ſich ſelbſt Recht ſchaffen wollen, wird es eine gewaltſame feindſelige Handlung, oder eine Thätlichkeit, genannt.

Der Krieg wird, in Anſehung 1. der Perſonen, welche denſelben führen; 2. der Form, nach welcher er geführt wird; 3. der Urſachen; und 4. des Endzweckes, warum er unternommen worden iſt, verſchiedentlich eingetheilt.

1. **In Anſehung der Perſonen**, wird der Krieg, wenn man auf den Stand derſelben ſieht, eingetheilt in den **öffentlichen**, Bellum publicum, welcher von einem ſolchen geführt wird, der die Landes-Hoheit beſitzt; in den **Privat-Krieg**, Bellum privatum, welcher von einzelnen und Privat-Perſonen geführt wird; und in den vermiſch-

miſchten, welcher zwiſchen ſolchen geführt wird, wovon der eine Theil die Landes-Hoheit beſitzt, der andere aber nicht. In ſo fern von den Perſonen, einer der angreifende oder der angegriffene Theil iſt, wird der Krieg ferner eingetheilt: in den **Angriffs- oder Offenſiv-Krieg**, Bellum offenſivum, wenn einer Urheber der Beleidigungen iſt und den Krieg anfängt, und in den **Vertheidigungs- oder Defenſiv-Krieg**, Bellum defenſivum, wenn er nicht nur, wenn er ſchon wirklich angegriffen worden iſt, die Gewalt abzutreiben ſucht, ſondern auch, wenn er der gewiſſen Gefahr, überfallen zu werden, durch Ergreifung der Waffen zuvor kommt. Endlich wird der Krieg, in Anſehung der Perſonen, wenn man diejenigen betrachtet, wider welche ein Krieg geführt wird, noch eingetheilt: in den **auswärtigen**, Bellum externum, welchen ein fremder Potentat mit einem andern Potentaten führt; und in den **innerlichen**, Bellum internum, ſ. inteſtinum. Dieſer wird wieder eingetheilt: in den **öffentlichen innerlichen**, Bellum internum publicum, wenn ein Landes-Herr mit ſeinen Unterthanen, oder die Unterthanen mit ihrem Landes-Herrn, Krieg führen; und in den **innerlichen Privat-Krieg**, Bellum internum privatum, wenn Unterthanen eines States unter einander ſelbſt Krieg führen; dieſer heißt, wenn es von mehrern Bürgern eines States geſchieht, ein **bürgerlicher Krieg**, Bellum civile; wenn es hingegen nur unter zweyen vorgeht, ein **Zweykampf**, oder **Duell**.

2. **In Anſehung der Form**, nach welcher ein Krieg geführt wird, wird derſelbe eingetheilt: in den **feyerlichen**, Bellum ſolenne, welcher mit den

bey den Völkern üblichen Feyerlichkeiten geführt wird; und in den **nicht-feyerlichen**, Bellum minus ſolenne, welcher ohne die gewöhnliche Solennitäten geführt wird. Zu leztern gehört, nach dem Völker-Rechte, das Latrocinium gentis in gentem.

3. In Anſehung der **Beweg-Urſachen**, aus welchen ein Krieg geführt wird, entſteht die Eintheilung: in den **gerechten**, Bellum iuſtum, welcher aus rechtmäßigen Urſachen geführt wird; in den **räthlichen**, Bellum ſuaſorium, welcher alsdann geführt wird, wenn aus allen Umſtänden es rathſam zu ſeyn ſcheint, einen Krieg anzufangen; und in den **ungerechten**, Bellum iniuſtum, welcher unrechtmäßige Abſichten zum Grunde hat.

4. In Anſehung des **Endzweckes**, iſt der Krieg entweder ein **Deciſiv-Krieg**, Bellum iudiciale, ſ. deciſorium, welcher die Entſcheidung einer ſtreitigen Sache zum Grunde hat; oder ein **Entſchädigungs-Krieg**, Bellum reparativum, wenn ein Krieg deswegen geführt wird, daß man denjenigen, der uns Schaden zugefügt hat, und denſelben nicht erſetzen will, zur Satisfaction anhalte; oder ein **Defenſiv-Krieg**, Bellum defenſivum, welcher zu Abwendung ſchon zugefügter oder noch bevorſtehender Beleidigungen geführt wird; oder ein **Straf-Krieg**, Bellum punitivum, welcher einem Volke zur Strafe geführt wird.

Das **Recht, Krieg zu führen überhaupt**, hat ein jeder Landes-Herr und Stat, welcher die Landes-Hoheit beſitzt; nicht alſo Privat-Perſonen, woraus erhellt, daß die bürgerlichen und die Privat-Kriege mit Recht unter die unrechtmäßigen gerechnet werden.

Unter Privat-Krieg verſtehen die neuern Philoſophen: wenn ein Theil der Nation mit einem Theile der andern Nation im Kriege begriffen iſt, ohne daß die ganzen Nationen daran Theil nehmen (*); oder, wie Grotius (**) will, Krieg, der nicht auf Veranlaſſung desjenigen, der die oberſte Gerichtbarkeit über die Nation hat, geführt wird. Jene Beſtimmung ſcheint nicht genau und paſſend genug zu ſeyn; ſie paſſet zwar auf eine Art der Privat-Kriege, nicht aber auf Privat-Krieg überhaupt. Dahin gehören z. B. die Kriege, welche die oſt- und weſtindiſche Compagnie der Holländer und Franzoſen zuſammen führten; dieſes waren Theile zweyer Nationen, die, ohne daß die ganzen Nationen Theil daran nahmen, einander bekriegten. Hingegen auf Duell und Befehdung paſſet dieſe Beſtimmung gar nicht. Ich werde demnach die Definition des Grotius vom Privat-Kriege zum Grunde legen, und von der Befehdung eine beſondere geben. Fehde, iſt das von einzelnen Theilen der Nation uſurpirte Recht des Krieges der ganzen Nation, welches ſie gegen Theile ihres eigenen Volkes und anderer Völker gemißbraucht haben. Ich werde zuerſt etwas im Allgemeinen von dem Urſprunge des Krieges und ſeiner Haupt-Theile ſagen, und ſodann zu der Geſchichte der Fehde fortgehen.

Der Menſch in dem rohen Zuſtande, wie er aus den Händen der Natur kommt, fühlt doch in ſich ſchon einen unwiderſtehlichen Trieb, Beleidigungen, die ihm ein anderer zufügte, zu rächen. Begriffe vom Eigenthum ſind ihm gewiſſer Maßen angeboren, und der Grundſatz, auf den das ganze Natur-Recht ſich gründet: **Was du nicht williſt, das dir die Leute thun ſollen, das thue du ihnen auch nicht!** iſt ſelbſt bey

(*) Feder's Natur-Recht, S. 442.

(**) *Hugo Grotius* de iure belli & pacis, L. 1, c. 3, §. 1, not. 1.

bey den roheſten Wilden ganz unläugbar. Dieſen Sätzen gemäß, ſchlägt der Wilde ſeinen Beleidiger todt, wo er ihn findet. Raubt ihm jemand ſein Vermögen, ſeinen Reichthum, obgleich dieſer nur in Waffen und Fellen beſteht, ſo iſt ihm alles erlaubt, wenn er ſich dadurch rächen und ſeinen Schaden erſetzen kann. So denkt der Wilde, wenn er noch auſſer aller Geſellſchaft ſich befindet. Er tritt in häusliche Verbindung, er wird der Vater einer Familie, und zugleich ihr Oberhaupt; nun werden Beleidigungen, die einem Gliede dieſer Geſellſchaft wiederfahren, als Beleidigungen des ganzen Körpers angeſehen, und ſchon ziehen Familien gegen einander zu Felde, d. h. ſie ſuchen ſich allen möglichen Abbruch und Schaden zu thun, bis der Beleidigte Rache genug zu haben glaubt. Die Feindſchaften des Vaters erben nun ſchon auf den Sohn, u. ſ. w. Das iſt der Urſprung vom Erb-Kriege. Eine Familie endlich, zu ſchwach den Anfällen einer andern zu widerſtehen, tritt mit ihren Nachbarn in Verbindung, man wählt ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, und ſo formirt ſich eine Geſellſchaft, die zu ihrer Sicherheit ſich unter einem gemeinſchaftlichen Anführer vereinigte, ein Stat. Zu ihrer Sicherheit, ſage ich, vereinigte ſich die erſte Geſellſchaft. Jeder wünſchte, ſein Eigenthum, ſey es auch nach unſern heutigen Begriffen ſo unbedeutend als es wolle, in Ruhe zu beſitzen. — Kaum aber fühlten ſie ſich ſtark genug, ſahen, daß andere Familien, die noch einzeln lebten, ſich vor ihnen fürchteten, ſo wurden ſie kühn, ihre Habſucht wachte auf, ſie griffen um ſich und nahmen weg, was ſie erreichen konnten; anfangs Vieh, Waffen ꝛc. dann Hütten, endlich Länder, und die Bewohner derſelben machten ſie zu Sclaven, — ſo finden wir die erſten Eroberer in ihnen.

So

So entſtanden zuerſt die mannigfaltigen Arten der Kriege. So lange der Wilde noch allein lebte, war ſein Rach-Krieg nach unſern Begriffen freylich nur Mord und Diebſtahl, aber auch dieſe gehören unter die Störungen der Ruhe und Sicherheit. Da er in Familien-Verbindung lebte, ward es ſchon mehr dem Kriege ähnlich, und es entſtand Erb-Krieg daraus. In bürgerlicher Geſellſchaft finden wir ihn als Rächer der Beleidigung im Rach-Kriege, woran ſchon ganze Nationen Theil nehmen, und endlich als Eroberer. Hier zeigen ſich nun auch ſchon die erſten Quellen des eigentlichen Privat-Krieges deutlich. Wie? wenn Streitigkeiten unter den Bürgern des States ſelbſt entſtanden? — ich glaube, man ſahe frühzeitig ein, daß Geſetze, dergleichen beyzulegen, nothwendig wären. Das Oberhaupt der Nation ſchlichtete die Streitigkeiten nach der natürlichen Billigkeit, und bald nach Vorſchriften, die von der ganzen Nation eingeführet wurden, da man den Regenten entweder für zu despotiſch, oder für zu parteyiſch, hielt. Wir erblicken hier Gerichte, Volks-Verſammlungen oder Reichs-Tage, u. ſ. w. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß bey uncultivirten Nationen ſowohl Geſetzgebung, als Gerichte, ſchlecht beſchaffen waren. Man ließ es anfangs auf eine göttliche Entſcheidung durch gerichtlichen Zweykampf, u. d. gl. ankommen. Dieſen folgten bald Befehdungen, weil der abergläubiſche Haufen ſowohl bey dieſen, als jenen, wähnte, die göttliche Gerechtigkeit werde nicht zulaſſen können, daß der, deſſen Sache die gerechte wäre, bey Entſcheidung der Waffen unterliegen müßte. Hierzu kam noch bey dem Anwachſe der Nationen, daß die Großen und Mächtigen nicht immer dem Ausſpruche des Oberhauptes ſich unterwarfen. Es hing ihnen die alte väterliche Sitte noch an, ſelbſt ihre Sachen durch das Schwert auszumachen; ſie hielten es für ſchimpflich, nicht

nicht ihre eigene Richter ſeyn zu können; und ſo entſtand dieſe Art der Privat-Kriege, die öffentliche Befehdung.

So wie nun noch jezt bey den amerikaniſchen Wilden dieſe Gewohnheit herrſcht, ſo war ſie nicht weniger ehemahls bey den Barbaren im nördlichen Europa herrſchend. Sie rächten als kleine Völker-Stämme die zugefügten Beleidigungen durch Krieg mit ihren Beleidigern, weil ihr peinliches Recht, wenn man es ſo nennen kann, es mit ſich brachte. Da ſie in den mittlern Zeiten die großen europäiſchen Reiche überſchwemmten, da folglich durch ihre zunehmende Beſitzungen auch ihre Macht und die Gelegenheit zu beleidigen wuchs: ſo behielten ſie auch da, an ſtatt ihre unvollkommene Begriffe vom Recht, durch die geläuterte Begriffe der beſiegten Völker zu vervollkommnen, ihre alte Gewohnheiten bey, und führten, nach wie vor, ihre beſondere Kriege. Ein beſonderes, den rohen Zeiten eigenthümliches Kennzeichen, ſind dieſe Art der Kriege. Je mehr ein Volk ſich ſeiner Cultur nähert, deſto mehr ſchwinden, natürlicher Weiſe, alle Merkmahle von Wildheit, aber eins der lezten iſt der Privat-Krieg.

Man wird, wenn ich hernach von den Geſetzen der Privat-Kriege ſprechen werde, deutlich einſehen, wie feſt dieſe Gewohnheit im Lehens-Syſtem gegründet war. Da beyde ſich immer einander unterſtützten, und keines von dem andern füglich getrennet werden konnte, ſo zog die Aufhebung des einen, auch den Verfall des andern nach ſich. Die Könige ſahen gar bald ein, wie gefährlich und ſchädlich die Lehens-Verfaſſung ihnen war, darum bemüheten ſie ſich auch auf alle mögliche Art und Weiſe, die großen Vaſallen zu ſchwächen, und nach und nach dieſes ſchädliche Syſtem gar abzuſchaffen. Man weiß, wie lange es ſich in Frankreich erhielt, und wie viel Unglück für Könige

und

und Nationen es mit ſich brachte, ehe ſie im Stande waren es abzuſchaffen.

Ich gehe nun zur nähern Beſchreibung der Befehdungen fort, und werde zuvörderſt etwas vom Urſprunge derſelben in Frankreich und Deutſchland ſagen, ſodann aber von ihren Geſetzen und der Art und Weiſe derſelben handeln.

Die häufigen verheerenden Einfälle der Normänner in Frankreich, da ſie in der Seine und Loire bis in das Herz dieſes Königreiches hinauf drangen, die Streifereyen und Plünderungen der Wenden und Ungarn in Deutſchland unter Ludwig des Deutſchen, ſeiner Brüder und ihrer Nachfolger Regierungen, gaben Gelegenheit zur Erbauung der Berg-Schlöſſer, oder ſo genannten Bürge. Die Verfaſſung dieſer Staten war nähmlich durch die innern Kriege ihrer Könige dermaßen zerrüttet, daß man nicht im Stande war, ſich thätlich dieſen Barbaren zu widerſetzen. Carl der Kahle war genöthigt, den Normännern Tribut zu bezahlen, und Ludwig's Nachfolger mußten ſich eben hierzu bey den Ungarn verſtehen. Man war alſo auf eigene Sicherheit bedacht. Jeder Privat-Mann mußte ſich auf das beſte zu ſchützen ſuchen. Die Reichen und Mächtigen zogen ſich daher aus dem flachen Lande weg, und baueten ſich auf Bergen Schlöſſer, um gegen den erſten Ueberfall gedeckt zu ſeyn, und ihre Habſeligkeiten in Sicherheit bringen zu können. Dieſes thaten nicht nur Grafen und andere weltliche Herren, ſondern auch geiſtliche Prälaten, welche ihre Kloſter-Güter, Aebte und Biſchöfe, die ihre Schätze den Plünderungen der Barbaren entziehen wollten, baueten in der Nähe ihrer Klöſter feſte Berg-Schlöſſer. Da aber jene weltliche Herren nicht Leute genug hatten, und die Geiſtlichen nicht perſönlich ihre Bürge vertheidigen konnten, ob man gleich Beyſpiele hat, daß die Geiſtlichen oft in den Krieg zogen, ſo nutzten

beyde

beyde das damahls ſchon in ganz Europa aufblühende Lehens-Syſtem. Sie gaben Aermern gewiſſe Stücke Landes oder kleinere Güter, unter der Bedingung, die Beſatzung der Bürge auszumachen, und im Fall der Noth ihnen zu helfen; kurz, ſie machten jene zu ihren Vaſallen. So kam nun das Recht der Waffen, welches eigentlich nur dem Ganzen der Nation gehört, in die Hände eines jeden Privat-Mannes. Dieſe ſahen ſich nun mächtig. Wenn nun ein Edelmann z. B. hörte, dieſes oder jenes Kloſter beſitze von ſeinen Vorfahren ein Gut, dazu es nicht rechtmäßig gelangt iſt, ſo ſagte er: entweder gebt mir das Gut wieder heraus, oder — hier ſind meine Vaſallen, die euch ſogleich mit Gewalt dazu nöthigen werden. Dergleichen Fälle kamen häufiger. Gerichte hatte man nicht, und wo man ſie hatte, wurden ſie nicht geachtet. Man ging weiter, und ſuchte ſich wegen Verletzungen ſeiner Ehre zu rächen; kurz, es entſtanden Fehden aller Art. Die Bürge alſo zogen in Frankreich und Deutſchland dieſes Elend nach ſich, und ſo lange das Lehens-Syſtem ſich erhielt, ſo lange nicht ernſtlichere Mittel und Verbeſſerungen der Gerichts-Pflege angewandt und gemacht wurden, erhielt es ſich in ganz Europa.

Die vornehmſten Befehdungen unter allen barbariſchen Völkern ſind, wie ich bereits geſagt habe, **Familien-Fehden.** Den Anverwandten war es nicht nur erlaubt, die Beleidigungen ihrer Familie zu rächen, ſondern es war auch ihre Pflicht. In Amerika herrſcht unter den Wilden noch eben dieſes Geſetz, und die meiſten ihrer Kriege ſind Rach-Kriege wegen der Ermordung eines Verwandten, oder eines aus ihrem Stamme. Die Raths-Verſammlungen der indianiſchen Nationen halten ein genaues Verzeichniß derjenigen, die heimlich von einer andern Nation ermordet worden ſind; und man erneuert deren Andenken ſo lange, bis man ſich im Stande befindet, eine

aus-

ausnehmende Genugthuung dafür zu fordern. Eine Aehnlichkeit hiermit hat noch heut zu Tage die ſo genannte Blut-Rache bey den Morgenländern.

Es hatte ferner bey den europäiſchen Nationen niemand, als ein Edelmann, oder Perſonen von hoher Geburt, das Recht, Privat-Kriege zu führen. Streitigkeiten unter geringern Leuten wurden von Schieds-Richtern geſchlichtet, und eben ſo Mißhälligkeiten zwiſchen Edelleuten und Perſonen von niederer Geburt. Das Recht des Privat-Krieges ſetzte hohe Geburt und Gleichheit des Standes unter Streitenden voraus. Die Geiſtlichen hatten ihre Vitzthume, Advocatos, welches gewöhnlich Perſonen von hohem Range waren, die als Beſchützer der Kirchen und Klöſter erwählt wurden, und die Händel derſelben ausfechten mußten. Oft aber ſtellten ſich Geiſtliche ſelbſt an die Spitze ihrer Vaſallen, und fochten ihr Recht perſönlich aus. Wir haben von den Fehden der Geiſtlichen ein merkwürdiges Beyſpiel an der Fehde des Biſchofes Rudolf von Würzburg und ſeiner Brüder, wider den Graf Adelbert von Bamberg und deſſen Brüder, in den Jahren 904 und 905, welches zugleich die erſte Fehde iſt, davon in der deutſchen Geſchichte Meldung geſchieht.

Die Beleidigungen, welche einem Edelmanne zugefüget wurden, waren nicht alle gleich geſetzmäßig fähig zu einer Befehdung. Grobe Mißhandlungen von Gewaltthätigkeit und öffentliche Beſchimpfung, waren durch Geſetz beſtimmte Urſachen, die Waffen gegen den Beleidiger zu ergreifen. Alle Verbrechen, die heut zu Tage bey geſitteten Nationen an Leib und Leben geſtrafet werden, rechtfertigten in jenen Zeiten Privat-Kriege. Ob aber gleich Rache wegen Beleidigungen der einzige Bewegungs-Grund war, der eine Fehde geſetzmäßig entſchuldigen konnte, ſo waren doch oft urſprünglich Streitigkeiten über ein Eigen-

thum, Gelegenheit zu Feindſeligkeiten, und dieſe wurden bloß durch das Schwert ausgemacht.

Was die Perſonen betrifft, die in einen ſolchen Krieg mit verwickelt wurden, ſo mußten alle, die gegenwärtig waren, wenn ein Zank entſtand, oder eine Gewaltthätigkeit begangen wurde, einer oder der andern Partey in dem daraus entſtehenden Privat-Kriege zu Hülfe kommen; denn man glaubte, es wäre unmöglich, daß jemand bey ſolchen Umſtänden gleichgültig bleiben könnte, und ſich nicht einer oder der andern ſtreitenden Partey annehmen ſollte. Alle Verwandte der beyden Haupt-Perſonen des Krieges mußten Theil an demſelben nehmen, und waren verbunden, auf der Partey zu ſtreiten, deren Anführer mit ihnen verwandt war. Es war dieſes ſchon ein alter Grundſatz der Deutſchen, ſowohl Freundſchaft als Feindſchaft ihrer Verwandten zu übernehmen (*). Da aber, natürlicher Weiſe, nahe Verwandte mehr zu dieſem Grund-Satze verpflichtet waren, als weitläuftige, ſo waren die Grade der Verwandtſchaft beſtimmt, innerhalb welchen Jeder ſeinen Verwandten beyſtehen mußte. Man war aber, bey Beſtimmung dieſer Grade, der Kirche gefolgt; und da dieſe Ehen unter Perſonen, die im ſiebenten Grade mit einander verwandt waren, unterſagte, ſo dehnte man das Geboth der Kriegs-Hülfe auch ſo weit aus. Als die Kirche aber ſich bis auf den vierten Grad einſchränkte, wurde eben dieſe Einſchränkung auch hier eingeführt. Ein Privat-Krieg konnte demnach auch nicht unter zwey leiblichen Brüdern geführt werden, weil dieſe einerley Verwandte haben, und folglich hätte keiner von beyden ſolche Perſonen gehabt, die ihm in ſeinem Streite beygeſtanden hätten. Aber zwey Halb-Brüder konnten wohl

Krieg

(*) *Tacitus*, de mor. Germ. c. 21.

Krieg zuſammen führen, weil jeder von ihnen verſchiedene Verwandte hatte. Die Vaſallen beyder kriegenden Parteyen waren in die Streitigkeiten mit verwickelt; denn nach dem Lehen-Rechte iſt der Vaſall ſeinem Lehens-Herrn zu allerley Dienſt verpflichtet, dafern er deſſelben bedarf. Da dieſe Verbindung des Lehens-Herrn mit ſeinem Lehen-Träger eine künſtliche Verwandtſchaft iſt, ſo ſtanden die Vaſallen mit den Verwandten auf einerley Fuß. Wenn daher ein Edelmann den andern befehdete, ſo hatte er bald einen großen Haufen beyſammen; daher kam es, daß, wenn jemand glaubte nur mit Einem zu thun zu haben, ihm ſogleich bis hundert auf den Hals kamen. Wenn es ſich eräugnete, daß Perſonen, die in Lehens-Verbindung mit einander ſtanden, einander befehdeten, ſo mußte nur der Vaſall ſeinem Lehens-Herrn vorher die Lehen aufſagen; und eher fand auch kein Friede Statt, bis die aufgeſagte Lehen dem Vaſallen wieder gegeben war.

Dieſe Privat-Kriege waren etliche Jahrhunderte hindurch ſehr häufig. Sie waren Urſache, daß die Unordnungen in der Regierung und die Wildheit der Sitten ſo lange anhielt, welche in dieſem Zeitraume die Völker von Europa in einen ſo elenden Zuſtand ſetzte. Sie waren Schuld an den ſchlechten Verbeſſerungen der Juſtiz-Verfaſſung; und die Künſte des Friedens, Ackerbau und Manufacturen, mußten unter ihnen gänzlich erliegen. Man führte die Fehden mit aller zerſtörenden Wut, die man von Rachgier, welche die Waffen in den Händen führt, und von den Geſetzen berechtigt iſt, befürchten kann. Die Einfälle der Barbaren verwüſteten Deutſchland nicht ſo ſehr, als dieſe Befehdungen, und die traurigen Gemählde, welche uns von den damahligen Zeiten gemacht wurden, zeugen genug von der Grauſamkeit derſel-

ben (*). Dieſem Uebel zu ſteuern, wurden endlich von geiſt- und weltlichen Fürſten verſchiedene Mittel angewendet. Zuerſt entlehnte man aus den Sitten der alten Deutſchen ein Mittel, der Privat-Rache Einhalt zu thun. Bey dieſen und noch andern rohen Völkern mußte eine Geld-Buße zur Erſtattung gegeben werden (**). Man pflegte dieſe, theils durch einen Vergleich der ſtreitenden Parteyen, theils durch einen ſchiedsrichterlichen Ausſpruch, theils durch den Ausſpruch der Obrigkeit, zu beſtimmen. Die noch vorhandenen Geſetze der Franken, und anderer Nationen der mittlern Zeiten, geben noch davon Beyſpiele genug an die Hand. Gegen Anfang des 9ten Jahrh. ſuchte Carl der Große dieſes Uebel von Grund aus zu heben. Er befahl alſo, wenn jemand ſich eines Verbrechens ſchuldig gemacht, oder eine Unthat begangen hätte, ſo ſollte er ſich ſogleich der Strafe unterwerfen, die ihm die Kirche auferlegte, und die Erſtattung bezahlen, die ihm das Geſetz vorſchriebe; und ſollte die beleidigte Perſon, oder ihre Verwandten, ſich weigern, die Geld-Buße anzunehmen, und ſich gelüſten laſſen, ſich ſelbſt mit gewaffneter Hand zu rächen, ſo ſollten ſie ihrer Ländereyen und ihres Eigenthumes dadurch verluſtig ſeyn. Ferner gab er den Befehl: wenn einer in einer Fehde iſt, ſo ſoll man unterſuchen, wer von beyden ſich nicht zum Ziel legen will, und man ſoll ſie zum Frieden zwingen, wenn ſie auch nicht wollen. Wenn es nicht anders ſeyn kann, ſoll man ſie ihm vorführen. Wenn einer, nach dem von ihm geſtifteten Frieden, den andern umbringen wird, ſo ſoll er deſſen Wehr-Geld zahlen, die Hand verlieren, womit er falſch geſchworen hat, und zugleich den

(*) Robertſon's Leben Carl V. 1 B.

(**) *Tacitus*, a. ang. O.

den Königs-Bann zahlen. Allein, Carl ging hierin weiter, als es der Zeit, in der er lebte, angemeſſen war. Man hatte damahls noch viel zu ſchlechte Begriffe von Regierung, und viel zu wilde Sitten, als daß man ſich dieſen Geſetzen würde unterworfen haben. Nach ſeinem Tode wurden alſo auch die Privat-Kriege wieder häufiger, als jemahls; denn ſeine Thron-Folger waren zu ohnmächtig, ihnen Einhalt zu thun. Die Kirche war endlich genöthigt, ſich hier in das Mittel zu ſchlagen. Wir finden die erſten Verſuche hierin gegen das Ende des 10ten Jahrh. Im Jahr 990 verſammelten ſich im ſüdlichen Frankreich eine Anzahl Biſchöfe, und machten verſchiedene Schlüſſe, den häufigen und gewaltthätigen Befehdungen Gränzen zu ſetzen; daß, wenn eine Perſon ihres Sprengels wagen würde, dieſe Verordnungen zu übertreten, ſo ordneten ſie, daß dieſelbe zeitlebens von allen chriſtlichen Vorrechten ausgeſchloſſen ſeyn, und nach ihrem Tode ein chriſtliches Begräbniß ihr verſaget werden ſollte. Dieſes waren aber nur Mittel für einige Gegenden. Daher wurde im J. 994 eine Kirchen-Verſammlung zu Limoges gehalten. Man brachte hier die Körper und Reliquien der Heiligen her, und beſchwor die Menſchen bey dieſen Heiligthümern, die Waffen niederzulegen, und ſich eidlich zu verpflichten, den öffentlichen Frieden ins künftige nicht durch ihre Befehdungen zu ſtören. Verſchiedene andere Concilien bemüheten ſich in eben dieſen Angelegenheiten, durch ihre Decrete. Man ſuchte durch vorgegebene Wunder und Erſcheinungen den Adel zu bewegen, den Befehlen der Kirchen-Verſammlungen ſich zu unterwerfen, und von allen Feindſeligkeiten abzuſtehen. Ein Biſchof von Aquitaine gab 1032 eine Erſcheinung vor; ein Engel nähmlich, habe ihm eine Schrift vom Himmel gebracht, die den Menſchen befähle, ihre Streitigkeiten beyzulegen, und ſich mit einander zu verſöhnen.

Es war um dieſe Zeit eben eine Land-Plage in dieſen Gegenden, und die Gemüther waren alſo deſto williger, fromme Eindrücke anzunehmen, um die Strafe Gottes von ſich abzuwenden. Es erfolgte demnach ein allgemeiner Friede von 7 Jahren. Man faßte den Schluß, daß jedermann alle 3 Tage bey Waſſer und Brod faſten, den Sonnabend aber ſich des Fleiſches enthalten ſollte, und ins künftige niemand, während großer Feſt-Tage der Kirche, oder vom Donnerstag Abend jeder Woche, bis zum Montag Morgen der folgenden Woche, ſeinen Feind beunruhigen oder angreifen ſollte. Dieſe ſo ſchleunige Veränderung in den Geſinnungen der Menſchen, die man als ein göttliches Wunder betrachtete, wurde **Treuge**, Treuga Dei, **Gottes Friede**, genannt. Anfangs war dieſes nichts weiter, als Abrede in einem Königreiche. Bald aber nahm man ihn in der ganzen Chriſtenheit an, durch die Autorität der Päpſte wurde er beſtätigt, und alle Uebertreter wurden in den Bann gethan. Man hätte ſich nun wohl von dieſen Verträgen den größten Nutzen verſprechen ſollen; allein der Adel kehrte ſich an die Stillſtand-Zeiten bald nicht mehr, und fuhr ununterbrochen in ſeinen Fehden fort. Weil nun keine Bitten und Drohungen der Geiſtlichen helfen wollten, ſahen die Biſchöfe ſich genöthigt, die Beſitzungen dieſer in Fehde begriffenen Edelleute mit dem Interdicte zu belegen, d. h. ſie unterſagten den Pfarr-Herren ſolcher Edeln, bey denſelben keine heilige Amts-Verrichtungen vorzunehmen. In Deutſchland führte Kaiſer Conrad II. den Frieden Gottes zuerſt ein, wie ich weiter unten melden werde.

Das bedrängte Volk ſuchte ſich aufs neue gegen die Grauſamkeit der Privat-Kriege zu ſchützen, und man fiel abermahl auf neue himmliſche Offenbarungen. Ein Zimmermann gab gegen das Ende des 12ten Jahrh. vor, Jeſus Chriſtus und die h. Jungfrau wären ihm erſchienen, und hätten ihm befohlen,

das menſchliche Geſchlecht zum Frieden zu ermahnen; zum Siegel dieſer Erſcheinung habe ſie ihm ein Bild der h. Jungfrau gegeben, die ihren Sohn im Arme hielt, mit der Ueberſchrift: **Lamm Gottes! das du trägeſt die Sünden der Welt, gib uns den Frieden!** Dieſes verurſachte eine Verſammlung der geiſtlichen und weltlichen Herren zu Puy, und man verband ſich hier eidlich, nicht allein mit allen eigenen Feinden Frieden zu machen, ſondern auch diejenigen, welche die Waffen nicht niederlegen wollten, mit gewaffneter Hand anzugreifen. Dieſe Verbindung nannten ſie die **Brüderſchaft Gottes.** Aber auch der Einfluß dieſes abergläubiſchen Schreckens dauerte nicht lange. Doch fing nunmehr die weltliche Obrigkeit an, ſich zu bemühen, dieſem Gebrauche, welcher ſo viel Unordnung veranlaſſete, Einhalt zu thun. Philipp Auguſt, oder, nach Andern, der h. **Ludwig**, gab im J. 1245 eine Verordnung heraus, daß niemand gegen die Freunde und Vaſallen ſeines Gegners eher Feindſeligkeiten begehen ſollte, als 40 Tage nach Verübung des Verbrechens oder der Beleidigung, die zum Kriege Anlaß gäbe; und wer ſich unterſtände dieſem Geſetze zuwider zu handeln, ſollte als ein Friedens-Störer angeſehen, und als ein Verräther von dem ordentlichen Richter verhört und geſtraft werden. Dieſes wurde der **königliche Friede** genannt, deſſen Folgen ſo erwünſcht waren, daß die nachfolgenden Könige denſelben immer beſtätigten. **Philipp der Schöne** gab, gegen das Ende dieſes Jahrh., 1296, eine andere Verordnung, welche alle Privat-Kriege verboth, ſo lange der König ſelbſt gegen die Feinde des States beſchäftigt wäre. Weil die nachfolgenden Könige jene Verordnung beſtätigten, und die königliche Gewalt ſie unterſtützte, ſo thaten ſie den Streitigkeiten des Adels ziemlich Einhalt, und beyde Verordnungen fanden bey andern Nationen bald Nachahmer.

Allein, bald nachher fingen die großen Vaſallen an, aufs neue ſich unter einander zu befehden. Nach Philipp des Schönen Tode, traten ſie in verſchiedenen Provinzen Frankreichs in Verbindung, und überreichten ſeinem Nachfolger Ludwig eine ſchriftliche Vorſtellung, in welcher ſie auf die Wiederherſtellung vieler Vorrechte ihres Ordens, und unter andern auch als eins der wichtigſten und vornehmſten, der Privat-Kriege, drangen. Der König mußte es ihnen gewähren, und zu dem Ende mußten der Friede Gottes, der königliche Friede, und die Verordnung vom J. 1296, aufgehoben werden. Die Söhne Philipp's vermieden theils die Forderungen, theils mußten ſie ihnen nachgeben. Man erfand nachher noch ein neues Mittel, dieſen Unruhen einiger Maßen abzuhelfen. Die ſtreitenden Parteyen nähmlich mußten ſchriftliche Verſicherung von ſich ſtellen, einander entweder in einer beſtimmten Zeit nicht, oder gar nicht, zu befehden; die Uebertreter dieſer Verſicherung ſollten einer harten Strafe unterworfen ſeyn. Die weltliche Obrigkeit erzwang bisweilen dieſe Scheine, und bisweilen gab man ſie ſich einander freywillig. Es war auch gewöhnlich, ſtatt der Scheine, Bürgen zu ſtellen. Urſprünglich waren dieſe Scheine und Bürgen in den Städten aufgekommen, bald nachher aber fanden ſie auch bey dem Adel Anwendung. Die Städte waren von je her auch hauptſächlich den Befehdungen des Adels ausgeſetzt geweſen. Eben die Unſicherheit in freyen, offenen Oertern, welche den Bürgen ihren Urſprung gab, war auch die Urſache zu ihrer Erbauung. Aber ſie gelangten durch ihren ausgebreiteten Handel, durch Anlegung von Manufacturen, durch Privilegien, die ihnen von den Königen nach und nach ertheilt wurden, und wodurch ſie viele Menſchen lockten in ihnen ſich niederzulaſſen, und Bürger zu werden, zu großer Macht und Reichthum. Weil bey ihnen die Adeligen

mehr

mehr fanden, was ſie reizen konnte, als bey ihres gleichen, nutzten ſie alle mögliche Gelegenheit, und drückten ſie wo ſie konnten. Die Städte nahmen darauf zum Theil Adelige in ihre Dienſte, um ſich gegen die Angriffe ihrer Feinde zu ſchützen, und bisweilen geriethen ſie auch mit dieſen wieder in Streitigkeiten (*). Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, daß die Städte bald auch auf andere Mittel dachten, den Privat-Kriegen des Adels Einhalt zu thun, weil ſie dadurch auf mehr als Eine Weiſe litten. Hierher iſt nun auch die Erfindung mit Scheinen und Bürgen zu rechnen.

Der Adel trat endlich, da das Ungemach, welches dieſe Kriege begleitete, zu ſehr überhand nahm, in freywillige Conföderationen, und man entſchloß ſich, alle Streitigkeiten, ſowohl Eigenthum als Ehre betreffend, dem Ausſpruche der mehreſten Stimmen unter den Verbündeten zu überlaſſen. Und zulezt, da alles dieſes noch nicht hinreichend war, dem Unweſen zu ſteuern, gab Carl VI. im J. 1413 eine Verordnung, durch welche alle Privat-Kriege ohne Ausnahme verbothen wurden, alle Perſonen ſich derſelben unterwerfen ſollten, und die Widerſpenſtigen und Ungehorſamen durch Gefängniß, Einziehung der Güter und gerichtliche Execution, ſollten beſtraft werden. Wollte man die Uebertreter nicht perſönlich in Verhaft nehmen, ſo ſollte man ſich ihrer Freunde und Vaſallen ſo lange bemächtigen, bis ſie Bürgſchaft geſtellt hätten, daß ſie den Frieden halten wollten. Und doch mußte Ludwig XI., noch im J. 1451, durch ein beſonderes Edict die Privat-Kriege in Dauphiné abſchaffen. So viel von der Geſchichte dieſer Kriege in Frankreich.



(*) Ein merkwürdiges Beyſpiel davon iſt die Fehde Winrich's von Fiſchnich gegen die Stadt Speyer, im J. 1430.

Ich übergehe die vielen Bemühungen anderer Länder, dieſem reiſſenden Strohme Dämme entgegen zu ſetzen. Frankreich fing zuerſt an, darüber nachzudenken, und ſich dawider zu beſtreben. Seine Mittel wandte man in andern Reichen auch an, und fand oft nicht geringe Vortheile davon. Ich wende mich nun zu den Bemühungen, welche in unſerm deutſchen Vaterlande angewandt wurden, dem Unweſen zu ſteuern. Die unglückliche Verfaſſung, worin Deutſchland durch die Streitigkeiten der Kaiſer aus dem ſchwäbiſchen Hauſe mit den Päpſten ſich befand, ward durch die häufigen Fehden der kleinern deutſchen Fürſten noch unglücklicher. Alle Geſchichtſchreiber dieſer Zeiten beſchreiben die traurigen Zerrüttungen, die der Krieg in Deutſchland anrichtete. Kaiſer Conrad II. führte zuerſt in Burgund 1038, die treugam dei ein, von wo ſie bald auch nach Deutſchland kam; allein, ihre Wirkungen waren ſchwach und von kurzer Dauer. Die nachfolgenden Kaiſer ſuchten die öffentliche Sicherheit durch ſo genannte **Land-Frieden** (ſ. Th. XLVIII, S. 530) wieder her zu ſtellen, wohin beſonders Kaiſer Friedrich's I. Land-Friede gehört. Er ſetzte feſt, daß, wer den Andern beſchädigen wolle, gehalten ſeyn ſolle, ihm wenigſtens 3 Tage vorher, durch einen ſichern Bothen die Fehde anzuſagen, um nähmlich, wenn der Beſchädigte vorgeben würde, daß er ungewarnt überfallen worden ſey, es ihm beweiſen zu können. Es war deshalb nöthig, daß derjenige, welcher den Andern befehden wollte, ihm einen Fehde-Brief zuſchicken mußte. War der Beleidiger in gewiſſen Verbindungen mit ſeinem Gegner, als: Vaſall, oder Söldner ꝛc. ſo mußte ein Abſage-Brief vorhergehen. Kaiſer Friedrich II. publicirte, im J. 1235, einen Land-Frieden auf dem Reichs-Tage zu Maynz, und erlaubte hierin die Befehdung nur in dem Falle, wenn ihm von dem Richter nicht iſt gehörig Recht geſpro-

chen

chen worden, und deshalb gebiethet er denn auch bey den Reichshulden, daß alle Fürſten recht richten ſollen, als des Landes Sitte und Gewohnheit iſt. Wilhelm **von Holland** brachte 1255 einen Land-Frieden in Oppenheim zu Stande; aber in der Anarchie, nach ſeinem Tode, war an keine Vollſtreckung deſſelben zu denken, und jeder mußte ſich ſelbſt ſo gut ſchützen, als er konnte. Um dieſe Zeit wurden in Deutſchland noch immer mehr Bürge erbauet, die ihren adeligen Beſitzern bloß zum Rückenhalt dienten, wenn ſie ihre Nachbarn befehdeten, oder die Land-Straßen plünderten. Die Städte traten endlich mit einem Theile des Adels in Verbindung, und verpflichteten ſich, den öffentlichen Land-Frieden zu behaupten, und gegen die Friedens-Störer Krieg anzufangen. Dieſes war der Urſprung des **rheiniſchen** und **ſchwäbiſchen Bundes**, wie auch noch anderer kleinerer Conföderationen, die aber nicht ſo wichtig waren als dieſe. Der rheiniſche Bund war, auf Anrathen des Grafen von Waldeck, von ungefähr 70 Städten geſchloſſen, und der ſchwäbiſche durch einen zehnjährigen Land-Frieden Kaiſer Friedrich's III., im Jahr 1487 veranlaſſet, und 1488 zwar anfangs nur von einigen wenigen Fürſten und Städten geſchloſſen, aber bald ſehr erweitert und verſtärkt worden. Die Städte machten ſich beſonders durch den **hanſeatiſchen Bund** mächtig und furchtbar, welche unſtreitig eine der wichtigſten Erſcheinungen in der Geſchichte iſt. Alle Ruhe, die man vom Anfange des 12ten Jahrh. bis zum Ende des 15ten in Deutſchland wahrnimmt, hatte man dieſen Verbindungen zu danken; und die großen Vortheile, die dem deutſchen Reiche dadurch zuwuchſen, laſſen ſich ſchon einiger Maßen aus dem Gegentheile einſehen. Doch aber wurde, ſo lange die kaiſerliche Autorität noch ſo wenig feſt war, das Recht der Privat-Kriege nicht eher völlig abgeſchaffet, als

im J. 1495. Nähmlich Kaiſer Maximilian I. arbeitete auf dem Reichs⸗Tage zu Worms, ſehr ämſig an einem **ewigen Land⸗Frieden**; er brachte ihn auch wirklich in kurzer Zeit zu Stande, und aller Schwierigkeiten ungeachtet wurde er endlich auch allgemein eingeführt, und ſeitdem 1521 und 1547 erneuert. Zu Abthuung der Zwiſtigkeiten wurde das kaiſerliche Reichs⸗Kammer⸗Gericht geſtiftet, deſſen Ordnung, ſo wie der ewige Land⸗Friede, unter des heil. römiſchen Reiches Grund⸗Geſetze gehört. Es iſt dieſes unſtreitig eine der größten Wohlthaten und der beſten Einrichtungen, die Deutſchland Maxen zu danken hat; denn ihm haben wir öffentliche Ruhe und Sicherheit zu verdanken, und dürfen jezt froh, ohne alle Furcht den Edelmann auf ſeiner alten Burg herrſchen ſehen, ohne Fehde von ihm befürchten zu dürfen. Dem allen ungeachtet dauerten unter Maxens Regierung die Fehden noch fort, und erſt unter ſeinem Nachfolger Carl V. konnten ſie ganz vertilget werden. Die wichtigſten Beweiſe davon, ſind wohl unſtreitig die Fehden Götzens **von Berlichingen**, Franzens **von Sickingen**, Hans Selbitzens, uud mehrerer Ritter dieſer Zeiten.

Vom Privatkriege; eine Beylage zum Leben Götzens von Berlichingen, von Hrn. C. **Meißner**, ſt. im 94 und 95 St. des hannov. **Magaz.** v. J. 1782.

Der **Krieg** zwiſchen einzelnen und **Privat⸗Perſonen** iſt zwar nach dem natürlichen Rechte erlaubt; da aber heut zu Tage, der Streitigkeiten wegen, öffentliche Gerichte eingeführt ſind, ſo haben Privat⸗Perſonen nicht mehr das Recht, mit Gewalt ſich Genugthuung zu verſchaffen. Eine andere Bewandtniß hat es mit denjenigen Perſonen, welchen ein Landes⸗Herr erlaubt, den Feind aufzuſuchen und demſelben Abbruch zu thun. Zu Lande heißen dieſelben Partey⸗**Gänger**, zur See **Caper**.

Die

Die Natur gibt den Menſchen nur alsdann die Freyheit, Gewalt zu gebrauchen, wenn dieſes zu ihrer Vertheidigung und zur Erhaltung ihrer Rechte nöthig iſt. Hieraus läſſet ſich leicht folgern, daß dieſes Recht, welches in der Ausübung ſo gefährlich iſt, einzelnen Perſonen nur in ſolchen Fällen auszuüben zukomme, wenn die Geſellſchaft ſie nicht mehr vertheidigen und unterſtützen kann. Die Regierung entſcheidet in dem Schooße der Geſellſchaft alle Streitigkeiten der Bürger, verhindert und unterdrückt alle Gewalt und Thätlichkeiten. Will ein Unterthan ſein Recht an einen andern Fremden verfolgen, ſo kann er ſich an den Souverän deſſelben, und die Obrigkeit, welche die oberſte Verwaltung hat, wenden. Erhält er hier aber keine Gerechtigkeit, ſo muß er ſich bey ſeinem eigenen Herrn, der ihn zu beſchützen verbunden iſt, melden. Es wäre gefährlich, wenn man die Freyheit, ſich gegen Fremde Recht zu ſchaffen, einer jeden Privat-Perſon überlieſſe; es würde in der ganzen Nation keine einzige ſeyn, die ihr nicht einen Krieg zuziehen könnte. Und wir würden alsdann, da jeder einzelne Mann den Frieden ſtören könnte, denſelben zu erhalten unfähig ſeyn. Ein ſo großes Recht, das Recht zu beurtheilen, ob die Nation eine gegründete Urſache zu klagen habe, ob ſie in dem Falle ſich befinde, da ſie die Waffen ergreifen und einen rechtmäßigen Krieg anheben müſſe, ob dieſes dem Nutzen des States gemäß ſey, ob es die Klugheit anrathe und erlaube; dieſes Recht, ſage ich, kann allein der geſammten Nation, oder dem Monarchen, welcher ſie vorſtellt, zuſtehen. Es iſt unſtreitig mit der höhern Stats-Verwaltung verbunden, weil ohne daſſelbe keine heilſame Regierung Statt finden kann.

Das **Recht, Krieg zu führen**, ſteht alſo niemanden, als der höchſten Regierung, zu; da aber die verſchiedenen, dieſe Macht enthaltenden Rechte or-

dentlich in dem Ganzen der Nation verſammelt ſind, und auch nach ihrem Gefallen getheilet und begränzet werden können, ſo muß man aus der beſondern Stats-Verfaſſung eines Volkes erlernen, wer von demſelben die Macht erhalten habe, den Krieg im Nahmen des Volkes und des Ganzen zu führen.

Das **Recht, zur See Krieg zu führen,** haben nur die **See-Mächte** (*), d. i. diejenigen Monarchen und Staten, deren Länder an die See gränzen, oder ganz damit umgeben ſind, und alſo über einen gewiſſen District des Meeres, der an ihre Länder ſtößt, Herrſchaft ausüben (**).

Die Perſonen, welche das Recht Krieg zu führen haben, beſitzen folgende **beſondere Rechte:**

1. Jus foederum, das **Bündniß-Recht,** oder das Recht, mit andern Potentaten, in Abſicht auf den Krieg, Bündniſſe zu ſchließen.
2. Jus Armandiae, das Recht, Zeug-Häuſer, Pulver-Mühlen, Gewehr-Fabriken ꝛc. zu errichten, und den Verkauf des Pulvers und Bleyes an Auswärtige zu verbiethen.
3. Jus ſubditos armandi & exarmandi, das Recht, den Unterthanen Wehr und Waffen anzulegen, und ihnen wieder den Gebrauch der Waffen zu unterſagen.

4. Jus

(*) Deswegen werden von dieſem Rechte ausgeſchloſſen: die Corſaren, See-Räuber, Avanturiers, Freybeuter ꝛc. Zuweilen wird aber doch auch Privat-Perſonen von der Admiralität erlaubt, ein Schiff wider den Feind auszurüſten, und ſolche Perſonen heißen **Caper, Armateurs** ꝛc. Die Briefe, wodurch ſie die Erlaubniß von der Admiralität bekommen, heißen **Mark-Briefe.**

(**) So üben z. B. die **Venetianer** die Herrſchaft aus, über das **adriatiſche Meer**; über das **baltiſche Meer,** die Könige von Dänemark; über das **liguſtiſche Meer,** die **Genueſer**; über das **britanniſche Meer,** die **Engländer** ꝛc.

4. Jus ſequelae, die Heeres-Folge, die Verbindlichkeit dem Heere ſeines Herren zu folgen, die Waffen für ihn zu ergreifen; der Heer-Bann, die Heeres-Folge, die Land-Folge, ehedem auch der Kriegs Bann, die Heer-Fahrt, die Reiſe. Dieſes Recht iſt der Urſprung der Ritter-Pferde-Gelder, und in preuß. Landen der Urſprung der Enrollirungs-Cantons. Siehe Kriegs-Bann.
5. Jus muniendi, das Feſtungs-Bau-Recht, vermöge deſſen man in ſeinem Lande Feſtungen haben, anlegen, auch wieder niederreiſſen darf, wofern nur ſolches dem Kaiſer, dem Reiche, und dem allgemeinen Reichs-Frieden nicht nachtheilig iſt.
6. Jus praeſidiorum, das Beſatzungs-Recht, d. i. das Recht, Städte und Feſtungen mit Garniſonen zu beſetzen.
7. Jus aperturae, das Oeffnungs-Recht, daß man einem zu Kriegs- und Friedens-Zeiten, zur Sicherheit Herberge, oder zum Durchzug Städte, Schlöſſer oder Feſtungen öffnen muß.

Wenn dieſes Recht der Landes-Herr fordert, kraft deſſen die befeſtigten Städte, adelige Schlöſſer und andere feſte Oerter, dem Landes-Fürſten, zu ſeiner und der Seinigen Retirade, Sicherheit und Bequemlichkeit, ohne Widerrede offen ſtehen, und dienen müſſen, ſo gebührt ihm ſolches vermöge habender hohen Landes-Obrigkeit, auch wegen der ihm zuſtehenden Schutz- und Schirm-Gerechtigkeit in ſeinen Landen; wie denn auch der Landes-Herr befugt iſt, ſolche feſte Oerter in ſeinem Lande, wenn die Nothwendigkeit und der allgemeine Nutzen es erfordert, niederreiſſen zu laſſen (*). Dem Landes-Herrn geſchieht die Oeffnung der befeſtigten Oerter nicht nur für ſich und die Seinigen, ſondern auch für

(*) *Kyllinger* de ganerb. caſtr. Diſcurſ. 4, n. 3, ſqq. & no. 149, ſqq. *Beſoldus* Theſ. pract. v. Oeffnung.

für die von ihm hierzu abgeſchickten Bedienten, Officiers und Soldaten. Es werden ihm die Schlüſſel zu den Thoren überreicht, zur Freudens-Bezeigung die Stücke und anderes Gewehr gelöſet, die Unterthanen ziehen mit Gewehr auf, und rufen: Vivat! auch wird an manchen Orten ein Geſchenk von Wein, Hafer und andern Sachen, präſentirt (*). Einem Fremden hingegen, dem das Oeffnungs-Recht zugelaſſen iſt, werden dergleichen Ehren-Bezeigungen nicht erwieſen, ſondern es wird nur dasjenige dabey beobachtet, was durch Verträge oder Gewohnheit ausgemacht, oder durch die Verjährung erworben iſt; vielmehr muß derſelbe denjenigen, der die Gerichtbarkeit über den Ort hat, darum, auſſer im Nothfall, requiriren, und ihm ſeine Ankunft zu wiſſen thun, auch die verurſachten Schäden und Unkoſten erſetzen.

8. Jus conſcribendi milites, & luſtrationis militum, das Recht, Soldaten zu werben, ingleichem Muſter-Plätze und Muſterungen anzuſtellen.

9. Jus collectas imponendi, das Recht, zu Erhaltung ſeiner Soldaten, die Unterthanen zur Contribution anzuhalten, und Tribut, Schoß, Anlagen, Steuern, auf Geld, Güter, Kopf zu ſetzen.

10. Jus metatorum Albergariae, das Recht, Soldaten einzuquartieren, und daß die Unterthanen ihnen frey Quartier, Futter und Mahl, geben und reichen müſſen.

11. Jus obſides dandi, das Recht, die Unterthanen, auch wider ihren Willen, zu Geißeln zu geben.

12. Jus repreſſaliorum, das Recht, vermöge deſſen ſich ein Potentat der Perſonen und Sachen eines andern States, der entweder ihn oder ſeine Unter-

(*) Schönberg de Advocatia armata, c. 10, n. 593, p. 499.

terthanen beleidigt, oder das Recht verſagt hat, bemächtigt.

13. Jus Angariarum, das Recht, die Unterthanen in Kriegs-Zeiten zur Fortbringung der Bagage, Artillerie ꝛc. zu Fuhr-Frohnen, anzuhalten.

Die See-Mächte, haben, in Anſehung des See-Krieges, folgende beſondere Rechte.

1. Jus Armandiae maritimum, das Recht, See-Zeughäuſer zu errichten.
2. Jus naves bellicas exſtruendi, & milites illis imponendi, das Recht, Kriegs-Schiffe auszurüſten und zu bemannen.
3. Jus portus erigendi, & introitum ac exitum navibus denegandi, das Recht, See-Häfen anzulegen und zu ſperren.
4. Jus litteras maritimas impertiendi, das Recht, Mark-Briefe (ſ. oben, S. 494, Anm.) zu ertheilen, d. i. das Recht, Privat-Perſonen vermittelſt gewiſſer Briefe die Freyheit zu ertheilen, Caper auszurüſten, und wider die feindlichen Kriegs-Schiffe zu ſtreiten.
5. Jus Angariarum, das Recht, Schiffe in Beſchlag zu nehmen, d. i. das Recht, alle Schiffe in einem Hafen aufzuhalten, und nicht auslaufen zu laſſen, um ſich im Nothfalle derſelben ſelbſt zu bedienen.
6. Jus nautas cogendi, das Recht zu preſſen; das Recht, wenn eine Flotte, wegen Mangel der See-Soldaten und Matroſen, am Auslaufen gehindert wird, durch gewiſſe Perſonen, welche Preſſer, Preß-Meiſter, oder der Preß-Gang, heißen, die See-Soldaten und Matroſen von den Schiffen der Particuliers, oder ſonſt andere Perſonen, mit Gewalt weg zu nehmen, und auf die Kriegs-Schiffe zu bringen.

Der Krieg wird, wie ich bereits erwähnt habe, entweder zum Angriff, oder zur Vertheidigung geführt. Derjenige, welcher die Waffen ergreift, um ſich gegen einen, der ihn anfällt, zu wehren, führt einen Defenſiv-Krieg; derjenige hingegen, welcher zuerſt gerüſtet, ein Volk, welches in Frieden lebt, anfällt, führt einen Offenſiv-Krieg. Die Selbſt-Vertheidigung iſt der ſehr einfache Gegenſtand des Defenſiv-Krieges; des Offenſiv-Krieges Gegenſtand aber iſt, nach den Umſtänden und Verhältniſſen der Nationen verſchieden. Man greift ein Volk an, entweder um etwas, worauf man Forderung hat, von ihm zu erhalten; oder, um ſich wegen eines Unrechtes und einer Beleidigung zu rächen, oder auch demjenigen, welches es uns vorbereitet, zuvor zu kommen; oder endlich, eine Gefahr, womit es uns zu drohen ſcheint, abzuwenden.

Die verſchiedenen Gegenſtände, welche, die Waffen in die Hände zu nehmen, bewegen, können entweder billige Urſachen, oder auch nur ungerechte Schein-Gründe, welche wenigſtens die Schminke des Rechtes an ſich führen, ſeyn. Daher zähle ich unter die Bewegungs-Gründe zum Kriege nicht die Eroberung, die Begierde fremde Beſitzungen einzunehmen; denn ſolcher Grund hat auch nicht einmahl einigen Schein, er bewegt nicht zu einem förmlichen Kriege, ſondern es iſt eine Räuberey.

Wer einen Begriff vom Kriege hat, und über ſeine ſchreckliche Wirkungen, die traurigen Folgen, die ihn begleiten, wovon ich weiter unten ſprechen werde, nachdenken will, wird geſtehen, daß er nicht ohne die ſtärkſten und dringendſten Urſachen unternommen werden müſſe. Die Menſchlichkeit empört ſich gegen einen Monarchen, welcher ohne Noth das Blut ſeiner getreuen Unterthanen vergießt, und ohne dringende Urſachen ſein Volk dem Elende des Krieges ausſetzt,

wenn

wenn er einen ruhmvollen und heilſamen Frieden genießen kann. Wenn er dieſes aber nicht nur aus Mangel an Klugheit thut, oder weil er ſein Volk nicht liebt, ſondern weil er auch gegen diejenigen, welche er angreift, ungerecht verfährt; was für ein Verbrechen begeht er nicht, oder welche Reihe von Frevelthaten macht er ſich ſchuldig! Er hat alles Uebel, nicht nur dasjenige, welches er ſeinen Unterthanen verurſachet, ſondern auch das, welches er einem unſchuldigen Volke zuführt, zu verantworten. Das vergoſſene Blut, geplünderte Städte, verheerte Länder, alles dies ſind ſeine Frevelthaten. Jeder Menſch, der getödtet, jede Hütte, welche abgebrannt worden iſt, machen ihn vor Gott ſchuldig, und vor der Menſchlichkeit verantwortlich. Alle, aus der Frechheit der Soldaten entſtehende Unordnungen, Verbrechen und Gewaltthätigkeiten, fallen ihm zur Laſt. Er, als der Urheber des Krieges, beſchwert dadurch ſein Gewiſſen, und vermehrt ſeine Schuld-Rechnung.

Wären die Menſchen allezeit ihrer Vernunft getreu, ſie würden nur mit denen Waffen ſtreiten, welche ihnen dieſelbe anbiethet. Das natürliche Recht, die Billigkeit würden ihre Regel oder Richter ſeyn. Wer aber die Vernunft nicht hört, die Billigkeit aus den Augen ſetzt, gegen den bleibt das traurige Mittel der Gewalt allein übrig, zu welchem doch gegriffen werden muß, wenn ſonſt nichts helfen will. Ein gerechtes Volk, ein guter Fürſt thut es aber nur im äuſſerſten Falle. Sie können dazu zweyerley Urſachen haben, nähmlich: rechtfertigende Urſachen, und Beweg-Gründe. Jene zeigen, daß der Kriegende Recht habe, daß er einen rechtmäßigen Gegenſtand, den Krieg zu führen, habe; dieſe werden aus dem Nutzen und der Nothwendigkeit hergenommen, und zeigen, ob der Krieg mit Vortheil und Nutzen angehoben wor-

den iſt. Jene beweiſen die Billigkeit der Sache; dieſe, die Klugheit des Regenten.

Das Recht, Gewalt zu gebrauchen, oder Krieg zu führen, ſteht den Völkern nur zu ihrer Vertheidigung, und zur Aufrechthaltung ihrer Rechte, zu. Wenn man aber eine Nation angreift, oder ihre Rechte antaſtet, ſo thut man ihr Unrecht, man beleidigt und beſchimpft ſie. Dann, und nur alsdann iſt ſie berechtigt, den, der es thut, zurück zu treiben und zum Rechten zu weiſen. Sie iſt aber auch berechtigt, wenn ſie bedrohet wird, zuvor zu kommen. Es iſt alſo überhaupt der Grund oder die Urſache eines **gerechten Krieges**, das Unrecht, welches entweder ſchon angethan worden iſt, oder womit man bedrohet wird. Die rechtfertigenden Gründe beweiſen, daß man dergleichen entweder wirklich erhalten habe, oder, daß man damit ſo ſtark bedrohet werde, daß man, denſelben durch Ergreifung der Waffen zuvor zu kommen, ſich genöthigt ſieht. Uebrigens iſt hier, wie man leicht ſieht, nur von den Haupt-Parteyen, nicht aber von denen, welche als Verbundene an der Sache Theil nehmen, die Rede.

Um demnach zu beurtheilen, ob ein Krieg gerecht ſey, muß man ſehen, ob derjenige, welcher ihn unternimmt, wirklich beleidigt worden iſt, oder ob er damit thätlich bedrohet wird. Damit man aber auch wiſſe, was eigentlich eine Beleidigung, ein Unrecht gegen einen Stat ſey, muß man die eigentlichen, vollkommenen Rechte deſſelben wiſſen. Sie ſind, ſo vielfältig und häufig ſie auch vorkommen, alle auf einige Haupt-Gegenſtände zu bringen. Alles, was dieſe Rechte antaſtet, iſt eine Beleidigung, und kann eine gerechte Urſache zum Kriege ſeyn.

Aus dem bisher Angeführten folgt, daß eine Nation einen ungerechten Krieg führe, wenn ſie ihn, ohne beleidigt zu ſeyn, anhob. Denn nur derjenige, den

man

man wirklich beleidigt hat, oder dem man damit drohet, hat das Recht, dergleichen anzufangen. Eben hieraus folgere ich den Zweck der billigen Abſicht eines jeden Krieges, und ſetze ihn darin, daß man ſich räche, oder dem Unrechte zuvor komme. Sich rächen, heißt hier: auf Erſetzung des Schadens, auf Vergütung der Beleidigung dringen, ſo bald dergleichen möglich iſt; oder, eine billige Genugthuung zu erhalten, wenn das Uebel nicht zu erſetzen iſt; oder man thut es, um den Beleidiger im erforderlichen Falle in der Abſicht, zu beſtrafen, daß er in Zukunft die Sicherheit nicht mehr ſtören könne, wozu uns das Recht auf die Sicherheit vollkommen berechtigt. Man kann alſo einen **dreyfachen Zweck eines rechtmäßigen Krieges** feſtſetzen; 1. uns das wiedergeben zu laſſen, was uns gehört; 2. für unſre künftige Sicherheit dadurch im voraus zu ſorgen, daß man den Angreifenden oder Beleidigenden beſtraft; 3. uns gegen eine Beleidigung zu decken oder zu vertheidigen, indem wir eine Gewaltthätigkeit abwenden. Jene erſte Puncte gehören für den Offenſiv-, der lezte aber für den Defenſiv-Krieg.

**Camillus zeigte, als er im Begriff war, die Gallier anzugreifen, in wenigen Worten ſeinem Heere alle Umſtände, die den Krieg bewirken, und ſein Recht beſtätigen.** Omnia quae defendi repetique & ulciſci fas eſt (*).

Da ein Volk oder deſſen Regent, nicht nur bey allen Unternehmungen die Gerechtigkeit beobachten, ſondern ſich auch beſtändig nach demjenigen richten müſſen, was dem Wohl des States beförderlich iſt, ſo müſſen die Beweg-Gründe eben ſo rechtſchaffen und billig ſeyn, als die rechtfertigenden Urſachen wahr ſind. Dieſe beweiſen das Recht des Regenten, die Waffen zu ergreifen; die Beweg-Gründe aber beweiſen,



(*) *Livius*, L. 5, c. 49.

ſen, daß es nützlich, ſchicklich, und für dieſen Fall bequem ſey, das Recht zu behaupten; ſie nehmen ihre Beweiſe aus der Klugheit, wie jene Rechtfertigungen aus der Billigkeit her.

Rechtſchaffene und löbliche Beweg-Gründe nenne ich die, welche von dem Nutzen des States, dem Wohl und gemeinen Vortheile der Bürger hergenommen werden. Sie können ohne die Billigkeit nicht beſtehen; denn es iſt niemahls vortheilhaft, ungerecht zu handeln. Geſetzt, ein ungerechter Krieg bereicherte den Stat auf eine Zeit, er erweiterte deſſen Gränzen; ſo macht er zugleich alle andere Völker aufſätzig, und verleitet ſie, den Stat zu überläſtigen. Machen aber Reichthümer, oder ausgedehnte Beſitzungen, das Wohl einer Nation aus? Die römiſche Republik verlor ſich in Triumphen, in dem Uebermaße der Eroberungen und der Macht. Da die Stadt, welche Beherrſcherinn der Welt war, unter den Tyrannen ſtand, unter dem Joche der militariſchen Regierung ſeufzte, hatte ſie Recht, das Glück der Waffen zu beweinen, und die glücklichen Zeiten, da ihre Macht ſich nicht über Italiens Gränzen erſtreckte, ja, ſo gar diejenigen, in welchen ihre Herrſchaft faſt mit ihren Mauern umgränzt wurde, zu bedauern. Fehlerhafte Beweg-Gründe beziehen ſich nicht auf das Wohl des States, ſie fließen nicht aus dieſer reinen Quelle, ſondern aus heftigen Leidenſchaften, als: ſtolzer Herrſch-Sucht, Begierde zu prahlen, Geiz, Eroberungsſucht, Haß und Rachſucht.

Alle Rechte der Natur, folglich auch die Rechte des Regenten, beruhen auf dem Wohl des States, und müſſen darnach abgemeſſen werden. Die Pflicht, welche ſie beyderſeits haben, dieſes Wohl zu befeſtigen und auszubreiten, gibt der Nation, deren Wohlfahrt bedrohet und angegriffen wird, das Recht ſich zu rüſten, und die Waffen gegen den zu ergreifen, welcher dieſes

edle Gut antaſtet. Wenn dieſe beleidigte Nation aber die Waffen nicht, um ſich eine billige Genugthuung zu verſchaffen, ſondern aus einem fehlerhaften Beweg-Grunde ergreift, ſo mißbraucht ſie ihr Recht. Die Waffen werden durch dieſelben unlöblich, die Gerechtigkeit zum Grunde haben konnten; denn man führt den Krieg nicht mehr wegen des billigen Beweg-Grundes, den man wirklich hatte, und dieſer wird jezt nur zum Schein-Grunde. Aber ein Monarch, ein Regent, mit was für Recht kann er das Wohl des States, das Blut und das Glück der Bürger verſchwenden, und der Gefahr ausſtellen, um ſeine Leidenſchaften zu befriedigen? Ihm iſt die oberſte Gewalt nur zum allgemeinen Beſten anvertrauet; er muß ſich derſelben auch nur hierzu bedienen.

Es gibt auch an ſich wahre Gründe, die aber nicht wichtig genug ſind, den Krieg anzufangen, und welche nur vorgeſchoben werden, um die ehrgeizigen Abſichten oder andere fehlerhafte Motiven zu verbergen. Von dieſer Art war die Klage des Czares, Peter I., daß man ihm bey ſeiner Durchreiſe durch Riga nicht genug Ehre angethan habe.

Derjenige, welcher einen Krieg nur ſeines Nuzens wegen, ohne rechtfertigende Gründe zu haben, anhebt, handelt ohne Recht, und ſein Krieg iſt ungerecht. Auch derjenige, welcher wirklich einige Gründe, die Waffen zu ergreifen, hat, und dieſes doch nur aus geizigen Abſichten thut, kann zwar nicht gerade heraus einer Ungerechtigkeit beſchuldiget werden, aber er zeigt ſeine Neigung zum Böſen. Seine Anführung iſt tadelhaft, durch das Mangelhafte in ſeinen Motiven befleckt. Der Krieg iſt eine ſo ſchreckliche Geiſſel, daß nur die Gerechtigkeit und die Nothwendigkeit deſſen Unternehmung rechtfertigen, und, wo nicht löblich machen, doch wenigſtens über allen Tadel hinaus ſetzen können.

Die Nationen, welche immer fertig ſind, Krieg anzufangen, ſo bald ſie einigen Vortheil voraus ſehen, ſind ungerecht und Räuber. Diejenigen aber, welche ſich von der Raſerey des Krieges zu ernähren ſcheinen, und ihn allenthalben ohne Grund, ohne Vorwand, und ohne ſcheinbaren bewegenden Vorwand, wohin ſie nur können, ausbreiten, keine andere Motiven, als eine wilde Kriegs-Sucht, haben, ſind Ungeheuer, und des menſchlichen Nahmens unwürdig. Sie ſind als Feinde des menſchlichen Geſchlechtes und der bürgerlichen Geſellſchaft anzuſehen, und, ſo wie die Meuchelmörder und Mordbrenner, nicht nur in Anſehung derer, welche ſie beſchädigen, und die das Opfer ihres Raubes werden, ſondern auch in Anſehung des States, deſſen erklärte Feinde ſie ſind, ſchuldig. Alle andere Völker ſind berechtigt, ſich zu vereinigen, dieſe Wilden nicht nur zu ſtrafen, ſondern auch auszurotten.

Ein Defenſiv-Krieg iſt unſtreitig gerecht gegen einen ungerechten Anfall. Die Vertheidigung gegen eine ungerechte Gewaltthätigkeit iſt nicht nur billig, ſondern ſie iſt auch Pflicht der Nation. Wenn aber der angreifende Feind Recht hat, ſo iſt man nicht befugt, ihm Gewalt entgegen zu ſetzen, und die Vertheidigung iſt alsdann ungerecht; denn der Feind übt nur das aus, was ihm zuſteht, er hat die Waffen ergriffen, um ſich das, was man ihm verſagte, zu verſchaffen. Dem aber, der ſein Recht ausübt, widerſtreben, iſt unbillig. Es bleibt dem ſich Vertheidigenden in ſolchem Falle nichts übrig, als daß er dem Angreifenden eine billige Genugthuung antrage. Will dieſer ſolche nicht annehmen, ſo hat er redlich das Recht auf ſeine Seite gezogen; die Feindſeligkeiten des Angreifenden ſind alsdann ungerecht, und er vertheidigt ſich rechtmäßig gegen einen Feind, der ihn jezt ohne Grund und Urſache zu beleidigen ſucht. Wenn aber über die Beſchaffenheit eines Offenſiv-Krieges zu urthei-

theilen iſt, ſo muß man die Urſachen, um deren willen die Waffen ergriffen worden ſind, unterſuchen. Man muß von ſeinem Rechte ſehr überzeugt ſeyn, wenn man es auf eine ſo harte Weiſe geltend machen will.

Betrifft die Frage demnach eine offenbar gerechte Sache, ſoll man das Seinige wieder bekommen, ein gewiſſes und unſtreitiges Recht geltend machen, eine billige Genugthuung wegen eines offenbaren Unrechtes bekommen, und kann man alles dieſes durch kein anderes Mittel erhalten, als durch die Waffen: ſo iſt der **Angriffs- (Offenſiv-) Krieg** erlaubt. Um ihn alſo gerecht zu machen, werden zwey Dinge erfordert: 1. ein Recht, welches man geltend machen will, d. i. man muß Grund haben, etwas von einem Volke zu fordern; 2. man muß dieſes Recht nicht anders, als durch die Waffen, erhalten können. Die Nothwendigkeit allein gibt Recht zur Gewalt, und dieſe iſt immer ein gefährliches und betrübtes Mittel, welches die Natur, die gemeinſchaftliche Mutter aller Menſchen, nur im äuſſerſten Falle, und in der Ermangelung aller andern, erlaubt. Gegen ein Volk Gewalt gebrauchen, ehe man weiß, ob es Gerechtigkeit wiederfahren laſſen will, oder nicht, iſt eine große Beleidigung; und diejenigen, welche ſogleich den Degen zucken, und ſolches bey jeder, auch geringen, Gelegenheit thun, ohne friedfertige Wege einzuſchlagen, zeigen dadurch, daß ihre Rechtfertigungs-Gründe nur ein Vorwand ſind, daß ſie begierig jede Gelegenheit, ihren Begierden zu folgen, ergreifen, und daß ſie ihre Ehrſucht unter einem Anſcheine von Billigkeit befriedigen wollen. Iſt die Sache aber zweifelhaft, und ſind die Gerechtſamen ungewiß, oder nicht klar und ſtreitig, ſo kann man, vernünftiger Weiſe, nichts thun, als verlangen, daß die Frage unterſucht werde, und daß man, wenn ſie nicht entſchieden werden kann,

friedlich ſich darüber vergleiche. Will alsdann eine der Partenen die Vergleich-Mittel nicht annehmen, ſo hat die andere Recht, die Waffen zu ergreifen, um ſie zum Vergleiche zu zwingen. Hierbey iſt aber zu merken, daß der Krieg nicht die Sache entſcheidet, ſondern daß der Ueberwundene nur durch ſeinen Nachtheil genöthigt wird, die Hände zum Vergleiche zu biethen. Es iſt daher ein ſo ungereimter als unſchicklicher Irrthum, wenn man glaubt, der Krieg könne zwiſchen denjenigen entſcheiden, die Streitigkeiten, und keinen Richter über ſich haben. Der Sieg hängt insgemein eher auf der Seite der Klugheit und Macht, als auf der, wo das gute Recht iſt, und daher wäre er ein ſehr unbilliges Mittel zum Entſcheiden; aber er iſt vermögend, den, der die Wege der Billigkeit ausſchlägt, zu zwingen, und er wird in den Händen des Fürſten, der ihn geſchickt und zu einem billigen und redlichen Zweck gebraucht, gerecht.

Der Krieg kann auf beyden Seiten nicht gerecht ſeyn; einer verlangt ein Recht, welches der andere verſagt; einer beſchwert ſich über eine Beleidigung, der andere läugnet ſie begangen zu haben. Hier ſind zwey Perſonen, welche über die Wahrheit eines Satzes ſtreiten, und es iſt unmöglich, daß die entgegen ſtehende Meinungen beyder zu gleicher Zeit wahr ſeyn können. Indeſſen iſt es doch möglich, daß beyde Parteyen ehrlich ſeyn, und Recht zu haben glauben. In einer zweifelhaften Sache iſt es alſo auch ungewiß, auf welcher Seite Wahrheit und Recht ſtehen. Da nun alle Völker unabhängig und gleich ſind, ſo können ſie über einander nicht richten, und es folgt, daß in zweifelhaften Fällen beyderſeitige Waffen für gleich rechtmäßig gehalten werden können, wenigſtens ſo weit es das Aeuſſere betrifft, und bis zum Austrage der Sache. Es hindert dieſes aber andere Völker nicht, ihr Urtheil zu fällen, und zu entſcheiden, was

ſie zu thun, und wem ſie Hülfe zu leiſten haben. Bey aller Unabhängigkeit der Nation, kann aber doch der Urheber des Krieges ſehr ſtrafbar ſeyn. Handelt er aber mit gutem Glauben aus einer unüberwindlichen Unwiſſenheit, ſo kann man ſeine Waffen nicht für ungerecht halten.

Wenn der Offenſiv-Krieg geführt wird, um eine Nation zu beſtrafen, welches man einen Straf-Krieg nennt, ſo muß derſelbe, wie jeder andere, auf Recht und Nothwendigkeit gegründet ſeyn; denn dieſer Fall allein berechtigt zum Kriege, folglich iſt man Wieder-Erſatz zu fordern befugt. Iſt es aber nicht möglich, daß dieſer geſchehen kann, ſo findet die Strafe Statt, und ſo hat man Recht, ſeine und anderer Völker Sicherheit zu behaupten, indem man dem Beleidiger eine Strafe empfinden läſſet, die ihn beſſern und ihm zum Beyſpiel dienen kann. Dieſer Krieg muß aber auch nothwendig ſeyn, und dieſer Umſtand muß ihn rechtfertigen; er muß das einzige Mittel ſeyn, um Genugthuung für dieſen Fall zu erhalten, welche eine gehörige Sicherheit auf die Zukunft verſpricht. Wird ſie alſo angetragen, oder kann ſie ohne Krieg erhalten werden, ſo iſt die Beleidigung zu tilgen, und das Recht der Sicherheit rechtfertigt die Sache nicht. Das ſchuldige Volk muß ſich der verdienten Strafe unterwerfen, und ſolche leiden, um Genugthuung zu geben; aber es iſt nicht verbunden, ſich der Willkür eines aufgebrachten Feindes zu überlaſſen. Wird es alſo angegriffen, ſo muß es anfragen, was für Erſatz man von ihm verlange. Will der Feind ſich nicht erklären, oder treibt er ſeine Forderungen zu hoch, ſo kann es widerſtreben, und ſeine Vertheidigung wird rechtmäßig. Uebrigens iſt offenbar, daß der Beleidigte allein das Recht hat, die Unabhängigen zu beſtrafen.

Es

Es fragt ſich: Ob man, wenn eine benachbarte Macht ſteigt, und man von derſelben unterdrückt zu werden befürchtet, hieraus einen billigen Grund zum Kriege machen könne; ob man mit Billigkeit die Waffen ergreifen, und ſich deſſen Vergrößerung entgegen ſetzen könne, entweder um dieſe Macht zu ſchwächen, oder auch, ſich gegen die Gefahr, mit welcher eine übermäßige Macht faſt immer den ſchwächern drohet, zu ſichern? Dieſe Frage macht den Stats-Lehrern eigentlich keine Schwierigkeit, aber ſie ſetzt diejenigen, welche die Klugheit mit der Billigkeit in allen Fällen vereinigen wollen, in Verlegenheit. Auf einer Seite thut ein Stat, wenn er ſich durch eine gute Regierung und alle daraus entſtehende Kräfte vergrößert, nichts anders, als was ſehr löblich iſt. Er erfüllt die Pflichten gegen ſich ſelbſt, ohne die Pflichten gegen andere zu verletzen. Ein Monarch, welcher neue Provinzen, ganze Königreiche, ſo gar durch Erbſchaft, freye Wahl, oder durch andere billige und rechtmäßige Mittel erwirbt, nutzt ſeine Gerechtſamen, und thut niemand Unrecht. Wie ſollte es denn erlaubt ſeyn, eine Macht darum anzugreifen, weil ſie ſich durch billige Mittel vergrößert? denn wer einen gerechten Krieg unternehmen will, muß, wie oben bewieſen worden iſt, Beleidigung erhalten haben, oder damit offenbar bedrohet werden. Auf der andern Seite aber lehrt uns die traurige und beſtändige Erfahrung, daß die überlegenen Mächte gemeiniglich ihre Nachbarn zu beläſtigen, zu unterdrücken, ja ſie ſo gar, ſo bald ſie dergleichen ungeahndet thun können, unterthänig zu machen ſuchen. So ſtand ganz Europa in Gefahr, in die Sclaverey Carl's V. zu fallen, weil es ſich deſſen anwachſenden Glücke nicht zeitig genug widerſetzte. Soll man die Gefahr abwarten, das Gewitter ſich zuſammen ziehen laſſen, wenn man es im

An-

Anfange hätte vertreiben können? Soll man den Anwachs eines Nachbarn ruhig anſehen, und gelaſſen den Augenblick erwarten, da er uns feſſelt? Wird alsdann wohl Zeit zur Vertheidigung ſeyn, wenn man dazu keine Mittel mehr hat? Die Klugheit iſt eine Pflicht aller Menſchen, vornehmlich aber der Regenten, denen die Sorge für die Wohlfahrt der Völker anvertrauet iſt. So ſteht nun dieſe Frage. Ich werde ſie nach den Grundſätzen des Natur- und Völker-Rechtes zu entſcheiden ſuchen, und man wird hieraus erſehen, daß Gerechtigkeit allezeit von der wahren Stats-Kunſt unzertrennlich iſt.

Zuerſt iſt zu bemerken, daß die Klugheit, die den Regenten nöthigſte Tugend, niemahls unerlaubte Mittel, um zu einem billigen und löblichen Zweck zu gelangen, anrathen kann. Man ſetze mir nicht den Satz entgegen, die Wohlfahrt des Volkes ſey das vortrefflichſte Geſetz, denn eben dieſe Wohlfahrt, das Wohl aller Völker, verdammt den Gebrauch ſolcher Mittel, welche gegen die Gerechtigkeit und Menſchlichkeit ſind. Warum ſind gewiſſe Mittel ungerecht? Darum: weil man bey einer nähern Betrachtung findet, daß es, wenn ſie eingeführet würden, der menſchlichen Geſellſchaft ſchädlich, und allen Nationen verderblich ſeyn würden. Der Nutzen, die Wohlfahrt der Völker beſtätigt daher den heiligen Satz, daß der Zweck die Mittel nicht rechtfertige. Iſt nun der Krieg allein erlaubt, um ſich wegen einer erlittenen Beleidigung Erſatz, oder gegen eine drohende, Sicherheit zu verſchaffen, ſo iſt es auch ein feſtes Geſetz der Völker, daß der Anwachs einer Macht an ſich ſelbſt, und durch ſich allein, niemanden, wer es auch ſey, das Recht gibt, ſich mit gewaffneter Hand dagegen zu ſtellen. Die Macht hat, wie die Frage es ſchon voraus ſetzt, niemand beleidigt, folglich müßte man Grund haben, eine Bedrohung dieſer Art von derſel-

ben

ben zu befürchten, wenn man rechtmäßig zu den Waffen greifen wollte. Drohet aber wohl die Macht an ſich Gefahr oder Unrecht, wenn der Wille dazu ſich nicht dabey befindet? Unglücklich genug iſt es für die Menſchen, daß man die Luſt zu unterdrücken faſt allemahl zu finden glauben kann, wo die Gewalt, es ungeſtraft zu thun, ſich befindet. Sind aber dieſe beyde Dinge nicht auch zertrennlich? Es gibt folglich das gewöhnliche oder häufige Zuſammenſtehen derſelben nur das Recht, den erſten Schein davon für ein zureichendes Zeichen zu halten. So bald demnach ein Stat Zeichen von Unbilligkeit, Habſucht, Stolz, Ehrgeiz, und die Begierde allenthalben zu gebiethen, gegeben hat, ſo iſt er ein gefährlicher, ein verdächtiger Nachbar. Man muß ihn in dem Augenblicke, da er fürchterlich wird, ertappen, und Sicherheit fordern. Weigert er ſich, ſie zu geben, ſo müſſen Maßregeln genommen werden, wie man ſeine Abſichten mit dem Degen in der Fauſt vernichte. Die eigennützigen Ausſichten der Völker ſind von ganz anderer Beſchaffenheit, und von einer größern Wichtigkeit, als der einzelnen Perſonen ihre. Der Regent kann nicht zu viel darauf halten, er kann den Verdacht nicht der Großmuth aufopfern. Da die Menſchen einmahl genöthigt ſind, ſich in den meiſten Stücken nach dem Wahrſcheinlichen zu richten, und da es hier auf eine Nation ankommt, die man gegen einen eben ſo ſtarken, als ehrgeizigen Nachbar decken ſoll, ſo verdient die Wahrſcheinlichkeit dieſes Falles auch, nach dem Verhältniſſe der Wichtigkeit, die Aufmerkſamkeit der Fürſten. Einer Gefahr muß man, nach dem Verhältniſſe der Größe des Uebels, welches man uns drohet, und nach dem Grade der Wahrſcheinlichkeit, entgegen gehen. In dem Falle eines erträglichen Uebels und eines geringen Verluſtes, muß man ſich nicht übereilen, denn es iſt, die Gewißheit

heit von demjenigen, was uns gedrohet wird, zu erwarten, nicht ſo gefährlich. Aber hier kommt es auf das Wohl des States an, und in dieſem Falle kann die Vorſicht nicht zu weit gehen. Soll man, um gegen den Umſturz zu arbeiten, abwarten, bis derſelbe wirklich da iſt? Glaubt man dem Anſcheine dazu vielleicht etwas geſchwinde, ſo iſt es die Schuld dieſes Nachbarn, wenn er öftere Zeichen ſeiner Herrſchſucht gegeben hat. Geſetzt aber, ein mächtiger Stat gebe durch eine gerechte und kluge Aufführung keine Gelegenheit, kann man ſeine Vergrößerungen mit eiuem ruhigen Auge anſehen, und ſoll man blindlings den Abſichten und Entwürfen, dazu er gereizet werden könnte, ausgeſetzt bleiben? Eine ſolche unvernünftige Nachläſſigkeit in einer ſo wichtigen Sache wäre nicht zu verzeihen. Das Beyſpiel der Römer kann hierüber den Regenten zur Lehre dienen. Hätten die damahligen mächtigen Staten vereinigt über die Unternehmungen der Römer gewacht, ſo würden ſie nicht, einer nach dem andern, in die Knechtſchaft gerathen ſeyn. Aber, man kann ſich auch durch andere Mittel, auſſer den Waffen, gegen eine furchtbare Macht decken. Es gibt leichtere und ſtets billige dagegen; das wirkſamſte iſt, daß die übrigen minder mächtigen Staten ſich mit einander verbinden, und, durch die vereinigten Mächte, mit derjenigen, die ſie ſcheuen, in ein Gleichgewicht kommen. Eines jeden Sicherheit wird befeſtigt ſeyn, wofern ſie nur ſtandhaft und getreu in ihren Bündniſſen bleiben. Sie ſind auch berechtigt, ſich unter einander Vorzüge zu gönnen, und den, welchen ſie fürchten, davon auszuſchließen. Sie können beſonders im Handel unter einander wechſelſeitig den Unterthanen der Verbundenen favoriſiren, und dieſe Vortheile denen, die unter der gefürchteten Macht ſtehen, verſagen; dadurch werden ſie ſich ſelbſt verſtärken, und jene ſchwächen,

oh-

ohne daß ſie ſich wird beſchweren können, weil jedermann die Freyheit hat, ſeine Gunſt, wem er will, zu bezeigen. Europa macht Einen Stats-Körper; alles iſt in demſelben durch die verſchiedenen Verhältniſſe der Nationen, Abſichten und Vortheile, verbunden. Seine Theile liegen nicht mehr, wie vormahls, ohne Ordnung, ohne Zuſammenhang ſo bey einander, daß keiner, ſich um das Wohl des andern zu bekümmern, für nöthig hielte, und nur ſelten, und wenn es ihn unmittelbar beträfe, Theil an den Begebenheiten nähme. Heut zu Tage ſind die Regierungen auf alles, was vorgeht, aufmerkſam, ſie unterhalten ihre Miniſter, Reſidenten und Agenten an den Höfen, und ſtehen in beſtändigen Unterhandlungen. Hierdurch wird Europa eine Art von Frey-Stat, deſſen Glieder unabhängig, ſich durch den gemeinſchaftlichen Vortheil vereinigen. Dadurch wird Ordnung und Freyheit erhalten. Eben dieſes hat zu jener Vorſtellung einer Stats-Wage und des Gleichgewichtes der Mächte Gelegenheit gegeben, wodurch man eine ſolche Einrichtung verſteht, da keine Macht über andere zu herrſchen, und Geſetze zu geben, im Stande iſt. Das ſicherſte Mittel, dieſe Balance und dieſes Aequilibrium zu haben, wäre, es ſo einzurichten, daß keine Macht die andere um vieles überträfe, und daß alle, oder vielmehr der größte Theil, beynahe gleich mächtig wären. Man hat dieſe Ausſicht Heinrich IV. zugeſchrieben, aber die Sache ſelbſt hätte nicht ohne viele Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit zu Stande kommen können. Und geſetzt nun, dieſe Gleichheit wäre einmahl eingeführt worden, wie hätte ſie durch rechtmäßige Mittel erhalten werden können? Der Handel, die Induſtrie, die militariſchen Vorzüge, hätten ſie bald aufgehalten; das Erbſchafts-Recht, welches denen von der weiblichen Linie mit ihren Nachfolgern zum Vortheil auch für monarchiſche Staten

mit

mit ſo vielen Albernheiten eingeführt, aber doch einmahl befeſtigt iſt, würde das Syſtem über den Haufen werfen. Die vorher angeführte Methode iſt leichter und billiger. Man muß Verbindungen ſchließen, die ſich dem Mächtigſten entgegen ſetzen, und ihn verhindern, Geſetze zu geben. Die Verbindungen wären ein ſicheres Mittel, das Gleichgewicht, und mithin die Freyheit der Nationen zu erhalten, wenn alle Regenten ihren wahren Nutzen verſtänden, und ihre Unternehmungen durch das Wohl des States regierten. Aber, es gelingt den großen Mächten nur zu oft, daß ſie ſich Anhänger und Hülfe verſchaffen, welche ihren Abſichten blindlings folgen. Die Verblendung eines gegenwärtigen Vortheiles, die Reizungen des Geiſtes, der Betrug ungetreuer Stats-Diener, machen nicht wenig Fürſten zu Werkzeugen einer Macht, welche ſie und ihre Nachfolger erſchlagen wird. Das Sicherſte bleibt demnach, den zu ſchwächen, der das Gleichgewicht aufhebt, ſo bald man eine günſtige Gelegenheit findet, und es mit Billigkeit thun kann, oder, daß man allerley ehrliche Mittel anwende, wodurch er, ſich zu furchtbar zu machen, gehindert werde. Aus dieſem Grunde müſſen alle Völker beſonders aufmerken, daß er ſich nicht durch Waffen vergrößere, und ſolches können ſie immer mit allem Rechte thun. Denn fängt dieſer Herr einen ungerechten Krieg an, ſo hat jeder das Recht, den Unterdrückten zu helfen. Iſt der Krieg gerecht, ſo müſſen die neutralen Mächte ſich darein mengen, einen Vergleich zu machen ſuchen, den Schwächern bewegen, daß er eine billige Genugthuung leiſte, billige Bedingungen eingehe, ſo hindern ſie, daß er nicht unterdrückt wird; biethet man aber billige Artikel an, ſo kann der, welcher den gerechteſten Krieg führt, weiter nichts verlangen, denn die Gerechtigkeit ſeiner Sache gibt ihm niemahls, wie ich hernach zeigen werde, das Recht

den Gegner zu unterdrücken, es ſey denn, daß dieſes äuſſerſte Mittel zu ſeiner Sicherheit unentbehrlich, und kein anderes zur Schadloshaltung übrig iſt. Hier iſt aber nicht der Fall; und die Nationen, welche vermitteln, können ihm auf eine andere Art Sicherheit und billigen Erſatz verſchaffen. Es iſt auſſer allen Zweifel, daß, wenn dieſe furchtbare Macht, welche wirkliche Unterdrückung und Eroberungen im Sinne hat, ihre Abſichten durch Vorbereitungen verräth, oder durch anderes dergleichen äuſſert, die andern Recht haben, ihr zuvor zu kommen, und, wenn ihnen das Kriegs-Glück geneigt iſt, dieſe bequeme Gelegenheit zu nutzen, um dieſe Macht, welche dem Gleichgewichte zu gefährlich ſcheint, und der allgemeinen Freyheit drohet, zu ſchwächen. Noch klärer iſt dieſes Recht gegen einen Fürſten, wenu er immer in Waffen iſt, ohne Urſachen und wahrſcheinlichen Vorwand Krieg anfängt, und die allgemeine Ruhe dadurch unaufhörlich ſtöret.

Dieſes leitet mich auf eine andere, der abgehandelten ſehr ähnliche, Frage. **Iſt es erlaubt, einen Nachbar anzugreifen, um die Gefahr, wodurch wir uns bedroht glauben, abzuwenden, wenn derſelbe mitten im Frieden auf unſern Gränzen Feſtungen anlegt, ſeine Truppen vermehrt, eine groſſe Armee zuſammen zieht, ſeine Vorraths-Häuſer anfüllt, und kurz, wenn er Anſtalten zum Kriege macht?** Die Entſcheidung dieſer Frage wird ſehr nach den Sitten und dem Character des Nachbars zu beſtimmen ſeyn. Man muß ihm Erklärung, die Urſachen der Anſtalten abfordern, wie man es in Europa hält, und man kann, wenn man einen Verdacht hat, Sicherheit verlangen. Seine Weigerung iſt ein zureichendes Merkmahl ſeiner übeln Abſichten, und ein billiger Grund ihm zuvor zu kommen. Hat dieſer Herr aber niemahls Zeichen einer verrätheriſchen

Nie-

Niederträchtigkeit gegeben, haben wir mit ihm überdem nichts auszumachen, warum ſollten wir nicht auf ſein Wort ruhig bleiben, und uns begnügen, diejenige Vorſicht zu gebrauchen, welche die Klugheit erfordert? Wir dürfen nicht ohne hinreichenden Grund voraus ſetzen, daß er ſich Schande machen, und Verrätherey mit Gewaltthätigkeit verbinden wolle. So lange alſo ſein Wort nicht verdächtig, und der gute Glaube verloren iſt, ſo haben wir kein Recht mehr, mehrere Sicherheit von ihm zu verlangen. Wenn indeſſen ein Herr in Frieden viel Truppen unterhält, ſo können ſeine Nachbarn nicht auf ſein Verſprechen ruhig bleiben; die Klugheit räth ihnen, auf ihrer Hut zu ſeyn; denn wären ſie der Redlichkeit deſſelben auch vollkommen verſichert, ſo können doch Zwiſtigkeiten vorfallen, die nicht voraus zu ſehen ſind. Sollten ſie ihm alsdann wohl den Vortheil überlaſſen, daß er alte und geübte Truppen den neu geworbenen entgegen ſtellen konne, die ſie in das Feld führen, ſo hieße dieſes, ſich ihm auf Gnade ergeben. Sie ſind alſo, ſo ſehr es den Stat beläſtigt, ihn nachzuahmen und ebenfalls eine große Armee zu halten, genöthigt. Vormahls, und auch noch im 17ten Jahrh., pflegte man in den Friedens-Schlüſſen feſt zu ſetzen, daß man beyderſeitig abdanken wollte. Wollte alsdann ein Fürſt mitten im Frieden große Armeen halten, ſo nehmen die Nachbarn ihre Maßregeln, verbinden ſich, und zwingen ihn die Waffen niederzulegen. Warum hat man dieſe heilſame Gewohnheit nicht beybehalten? Dieſe zu allen Zeiten unterhaltene Armeen berauben den Acker ſeiner Arbeiter, ſie verhindern die Vermehrung der Menſchen, und unterdrücken die Freyheit des Volkes, welches ſie ernährt. Ich werde hiervon im Art. Kriegs-Heer ein Mehreres ſagen.

Alles Recht zu kriegen, beruhet auf der Gerechtigkeit der Urſachen. Ein Ungerechter, welcher an-

greift, drohet, oder das Zuſtändige verſagt, kurz, wer beleidigt, macht die Vertheidigung oder Behauptung des Rechtes mit den Waffen nothwendig; er gibt ein Recht, alle Feindſeligkeiten auszuüben, welche nöthig ſind, um eine völlige Genugthuung zu erhalten. Wer die Waffen ohne gültige Urſachen ergreift, hat folglich gar kein Recht, und alle ſeine Feindſeligkeiten ſind ungerecht.

Wer Beleidigung zufügt, iſt verbunden, den Schaden zu erſetzen, oder, wenn das Uebel unerſetzlich iſt, eine gehörige Genugthuung zu leiſten. Er iſt auch unter die Strafe gefallen, wenn dieſe zum Beyſpiel und zur Sicherheit des Beleidigten nöthig iſt. In dieſem Falle befindet ſich nun ein Fürſt, der einen ungerechten Krieg anhebt; er muß, was er genommen hat, erſtatten, die Gefangenen auf ſeine Koſten wieder ſchicken, dem Feinde ſeinen Verluſt erſetzen, ihn für alles angethane Uebel entſchädigen, die unglücklich gemachten Familien wieder in vorigen Stand ſetzen, wo möglich, den Verluſt eines Vaters, Sohnes, oder Gemahles, erſetzen. Wie ſoll aber alles dieſes geſchehen? Viele dieſer Uebel ſind unheilbar, und wie ſoll der unbillige Krieger auch für die, welche erſetzet werden können, es hernehmen, um das Aequivalent zu geben? Des Fürſten eigene Güter werden nicht zureichen, ſoll er die Güter ſeiner Unterthanen hingeben? Sie gehören ihm ja nicht. Soll er einen Theil des Landes dafür abtreten? Dieſes gehört dem Volke, es iſt nicht ſein Eigenthum, und er kann damit nicht nach Gefallen verfahren. Obgleich nun auch die Nation, bis auf einen gewiſſen Punct, für die Thaten des Regenten ſtehen muß, ſo wäre es zuerſt ungerecht, dieſelbe wegen der Fehler, woran ſie nicht Schuld iſt, zu ſtrafen; und hiernächſt iſt dieſelbe, wenn ſie das, was ihr Fürſt thut, zu vertreten verbunden iſt, ſolches nur gegen andere Nationen,

nen, die an ſie ſelbſt fordern, verpflichtet. Der Fürſt kann ſie nicht die Schuld ſeiner Ungerechtigkeit tragen laſſen, noch ſie entblößen, um jene zu erſetzen. Geſetzt aber, er könnte es thun, wäre er darum rein, und in ſeinem Gewiſſen frey? Er iſt mit dem Feinde quit, iſt er es auch gegen ſeine Unterthanen? Eine ſeltſame Gerechtigkeit, wenn man ſeine Unbilligkeiten auf Koſten eines Dritten erſetzt! Es wird nur der Gegenſtand der Beleidigung verändert.

Wenn die Unbilligkeit des Krieges eingeſehen iſt, ſo leidet die Wiedererſtattung der Eroberungen, der Gefangenen und des Entwandten, welches noch vorhanden iſt, gar keinen Zweifel. Die Nation überhaupt, und jeder Particulier, müſſen, wenn ſie einſehen, daß ſie ungerechtes Gut beſitzen, ſich davon los machen, und alles übel erworbene wieder erſtatten. Aber ſind denn auch wohl bey der Schadloshaltung die Truppen, die Generale, Officiers und Gemeine, auch nach ihrem Gewiſſen verbunden, das Uebel zu erſetzen, welches ſie nicht vor ſich ſelbſt, ſondern als Werkzeuge in der Hand des Regenten, zugefügt haben? Grotius hat dieſe Frage ohne Unterſchied bejahend beantwortet. Dieſe Entſcheidung aber kann nur in dem Falle Statt finden, wenn der Krieg ganz offenbar ungerecht iſt, und wenn man auch keine innere verborgene Stats-Urſache annehmen kann, die denſelben rechtfertigen könnte, welches aber faſt unmöglich iſt. In allen zweifelhaften Fällen muß die ganze Nation, und die Einzelnen, beſonders aber die Soldaten, ſich auf die Entſcheidung des Regenten verlaſſen. Hierzu werden ſie durch die weſentlichen Grundſätze der bürgerlichen Geſellſchaft und die Regierungs-Art verpflichtet. Wohin würde man gerathen, wenn die Unterthanen bey jedem, was der Regent thut, die Gerechtigkeit und Gründe des Verfahrens abwägen wollten, oder wenn ſie ſich weigern könnten, in einen

Krieg zu ziehen, der ihnen nicht gerecht vorkommt! Ihre Schuldigkeit iſt, da die Klugheit dem Fürſten ſehr oft nicht erlaubt, ſeine Gründe bekannt zu machen, ſolche als gerecht und weiſe anzunehmen, ſo lange bis das Gegentheil ganz offenbar am Tage liegt. Haben ſie alſo, in dieſer Meinung, in einem ungerechten Kriege gefochten, ſo iſt der Fürſt allein ſchuldig, und allein zum Erſatz verbunden. Die Unterthanen, und beſonders die Krieger, ſind unſchuldig, ſie haben nur aus Gehorſam gehandelt, ſie müſſen nur das aus den Händen laſſen, was ſie in einem ſolchen Kriege verdient haben, denn ſie werden es ohne rechtmäßigen Titel beſitzen. So, glaube ich, urtheilen rechtſchaffene Leute, und ſo iſt die Denkungs-Art redlicher und ehrliebender Krieger. Sie ſind hier in dem Falle, wie alle, welche die Befehle des Beherrſchenden ausführen, und es wird alles Regieren unmöglich gemacht, wenn jeder Bediente des States den Grund, die Urſachen, die Billigkeit der Befehle, unterſuchen ſoll, ehe er ſie vollbringt. Sie ſind aber nichts von dem zu verantworten ſchuldig, weil ſie annehmen müſſen, daß dieſe Befehle heilſam ſeyn.

Alles bisher Angeführte iſt eine Folge der wahren und einzigen Regel des Rechtes, Einrichtungen des heiligen Geſetzes, welches die Natur, oder vielmehr ihr göttlicher Urheber, allen Völkern gegeben hat. Derjenige, dem das Recht und die Nothwendigkeit die Waffen in die Hand geben, der nur allein iſt befugt, Krieg anzuheben, den Feind anzugreifen, ihm Leben, Güter und Vermögen zu nehmen. So entſcheidet das nothwendige Völker-Recht und das Natur-Geſetz; zu deren Beobachtung aber ſind alle Nationen ohne Ausnahme verbunden, jeder muß dieſe Regel in ſeinem Gewiſſen befolgen. Doch, wie ſoll man ſie in den Händeln der Völker und Fürſten geltend machen, die im Stande der Natur gegen einander ge-

hal-

halten leben? Sie erkennen keinen Obern; wer will ſie richten, jedem ſeine Rechte und Pflichten bezeichnen, dieſem ſagen, er habe Recht, die Waffen zu ergreifen, den Feind anzufallen, und ihn mit Gewalt zu zwingen, dem andern aber, ſeine Siege, ſeine Mordthaten, ſeine Eroberungen wären Räubereyen? Ein jeder freyer Stat und Beherrſcher muß gewiſſenhaft ſelbſt beurtheilen, worin ſeine Pflichten beſtehen, und was ihm recht oder unrecht iſt. Wenn andere Nationen ihn beurtheilen, ſo taſten ſie deſſen Freyheit an, und verletzen ſein vornehmſtes Vorrecht. Jeder wird endlich die Billigkeit auf ſeiner Seite ſehen, allein das Recht des Krieges haben, ſeinem Feinde gar nichts zugeſtehen wollen; er wird behaupten, daß deſſen Unternehmungen Räubereyen, Eingriffe in das Völker-Recht ſeyn, und von allen Nationen beſtrafet werden müſſen. Die Entſcheiduug darüber, wer Recht habe, iſt alſo um nichts weiter gekommen, der Streit wird heftiger und ſchädlicher in ſeinen Wirkungen, und ſchwerer beyzulegen. Aber noch mehr, alle Neutrale werden in die Ungelegenheit mit eingeflochten. Wenn ein ungerechter Krieg kein Recht unter den Menſchen geben kann, ehe ein Richter (und dieſer iſt nicht da) endlich entſchieden hat, auf welcher Seite das Recht iſt, ſo kann man keine im Kriege genommene Sachen mit Sicherheit an ſich bringen, ſie bleiben immer wieder zu fordern, ſo wie es die Dinge ſind, welche geraubet worden ſind.

Wir wollen alſo die Strenge des Natur-Geſetzes, welches dem Gewiſſen der Fürſten ſo nöthig iſt, denſelben zur Richtſchnur dienen laſſen, davon ſie ſich nie entfernen müſſen. Man muß aber da, wo von den äuſſern Wirkungen des Rechtes unter den Menſchen die Rede iſt, nothwendig auf ſolche Regeln gehen, deren Anwendung ſicherer und leichter iſt. Dieſes iſt zum allgemeinen Wohl und Vortheil der großen Geſell-

ſellſchaft des menſchlichen Geſchlechtes nothwendig. Dieſe ſind nun aber die Regeln des Völker-Rechtes. Das Natur-Recht wacht über das große Wohl der menſchlichen Geſellſchaft, vertheidigt und beſchützt die Freyheit jeder Nation, und will, daß ihre Strenge die Sachen der Monarchen einen Ausgang gewinnen laſſe, daß ihre Strenge ſich bald lege; dieſes Geſetz befiehlt ſelbſt die freywillige Beobachtung des Völker-Rechtes zum allgemeinen Beſten, eben ſo, wie es die Veränderungen gutheißt, welche durch das bürgerliche Geſetz in den Regeln des Natur-Rechtes gemacht werden; beydes in der Abſicht, um ſie beſſer zur Anwendung in der Geſellſchaft einzurichten. Ich will nun dieſe allgemeine Beobachtung auf den beſondern Fall des Krieges anwenden. Ein Fürſt, ein Volk, müſſen bey der Berathſchlagung über das, was ſie zu Erfüllung ihrer Pflicht zu thun haben, niemahls die nothwendigen und ſtets verbindenden Rechte des Gewiſſens aus dem Geſichte verlieren. Aber wenn ſie beurtheilen, was von andern Völkern zu fordern ſey, ſo müſſen ſie das willkürliche Geſetz der Völker achten, und auch ihre gerechte Forderungen nach den Regeln dieſes Rechtes einſchränken, deſſen Grundſätze dem Wohl und Vortheile der Geſellſchaft aller Nationen gewidmet ſind. Das nothwendige Recht muß ihre Richtſchnur für ſich ſelbſt ſeyn; aber ſie müſſen leiden, daß andere für ſich Vortheile aus dem Völker-Rechte zu ziehen ſuchen.

Die erſte Regel dieſes Rechtes bey der vorhabenden Materie iſt, daß man den förmlichen Krieg, was ſeine Wirkungen betrifft, auf beyden Seiten für gerecht anſehe. Dieſes iſt durchaus nöthig, wenn bey dem gewaltſamen Mittel der Waffen einige Ordnung erhalten, dem Elende und Unglücke, welches daraus entſteht, Gränzen geſetzt, und immer eine Thür für den zurück kehrenden Frieden offen gelaſſen werden ſoll.

ſoll. Man kann auch nicht anders zwiſchen zwey Nationen verfahren, denn dieſe kennen keinen Richter. Demnach hangen die auf dem Kriegs-Stand gegründeten Rechte, die Rechtmäßigkeit ſeiner Wirkungen, die Gültigkeit der durch die Waffen gemachten Eroberungen, äuſſerlich und vor den Menſchen, nicht von der Gerechtigkeit der Sache, ſondern von der Rechtmäßigkeit der Mittel, oder von dem, was zu einem förmlichen Kriege nöthig iſt, ab. Wenn der Feind alſo alle Regeln eines förmlichen Krieges beobachtet, ſo können wir uns nicht vor der Welt beklagen, daß er gegen das Völker-Recht gehandelt habe. Er hat eben die Anſprüche, wie wir, auf das Recht, und uns bleibt nichts übrig, als ſiegen, oder capituliren.

Die zweyte Regel iſt: Alles was einem vermittelſt des Kriegs-Rechtes erlaubt iſt, muß dem andern auch frey ſtehen, weil man annehmen muß, daß beyde gleich viel Recht haben. Man ſieht daher auch nicht, daß eine Nation unter dem Vorwande, das Recht auf ihrer Seite zu haben, über die Feindſeligkeiten des Gegners ſich zu beklagen habe, ſo lange er nach dem Geſetze des Krieges verfährt. Ich habe oben gezeigt, was im gerechten Kriege erlaubt ſey. Dieſes und nichts mehr, autoriſirt das gemeine Völker-Recht, dieſes macht die Sachen für beyde Parteyen gleich, aber es erlaubt keinem etwas, was ſonſt ungerecht iſt, und kann keinen zügelloſen Muthwillen geſtatten. Treten alſo die Nationen aus ihren Schranken, und treiben ſie die Feindſeligkeiten weiter, als es das innere und zur Unterſtützung der Billigkeit nöthige Recht erlaubt, ſo muß man dieſe Ausſchweifungen nicht auf das Recht des Krieges ziehen, ſondern vielmehr als Folgen der verdorbenen Sitten anſehen, welche ungerechte und barbariſche Gewohnheiten hervor gebracht haben. Dergleichen begeht der Soldat zuweilen, wenn er eine Stadt mit Sturm erobert.

Die dritte Regel: Man muß nie vergeſſen, daß dieſes willkürliche Völker-Recht aus Noth, und um große Uebel zu vermeiden, angenommen worden iſt. Es gibt alſo dem, der unrechtmäßig krieget, kein wahres Recht und keine gültige Entſchuldigung ſeines Verfahrens. Es kann ſein Gewiſſen nicht beruhigen, wenn es gleich die Wirkungen des Krieges vertheidigt, und ihn vor den Menſchen von der Strafe befreyet. Der Monarch alſo, deſſen Waffen nicht gerecht ſind, wird nicht weniger ungerecht, nicht weniger ſtrafbar nach den heiligen Natur-Geſetzen gemacht, ob gleich dieſes ſelbſt, um die Sachen nicht ärger zu machen, und das Uebel der menſchlichen Geſellſchaft zu vermehren, da man es zu vermeiden ſucht, ihm eben die äuſſern Rechte im Kriege zugeſteht, welche derjenige hat, der den gerechteſten Krieg führt. So kann ein Schuldner, nach den bürgerlichen Geſetzen, eine Zahlung verweigern, wenn er die Verjährung für ſich hat; aber er handelt gegen Pflicht und Gewiſſen, wenn er ſich eines Geſetzes bedient, welches nur darum gegeben wurde, um viele Proceſſe zu verhindern; bey allem handelt er ohne Billigkeit und ohne ein wirkliches Recht.

Von der Vorſtellung des Krieges unter dem Begriffe eines Loſes, oder eines göttlichen Gerichtes, werde ich im Art. **Kriegs-Erklärung** ſprechen.

Bey Unterſuchung der Frage: **Ob der Krieg überhaupt vortheilhaft, oder nachtheilig, oder gar landverderblich,** ſey? muß man verſchiedene Unterſcheidungen machen. Zuvörderſt muß man einen Stat, der ſeine Waffen in entfernte Gegenden ſchickt, von einem State, der ſein eigenes Land zum Kriegs-Schauplatze machen muß, unterſcheiden. Im erſten Falle, **wenn ein Stat Krieg auſſer dem Lande führt,** iſt es augenſcheinlich, daß der Stat nicht nur alles

bare

bare Geld verliert, was er zu Unterhaltung ſeines Heeres, zu allen Bedürfniſſen der Artillerie, Waffen, Montirungsſtücke, Zelte, u. d. gl. zahlt, ſondern auch alle Kriegsleute, die in demſelben umkommen. Dieſer Verluſt iſt ſehr beträchtlich, weil er auch durch den allerglücklichſten Erfolg und durch die wichtigſten Eroberungen nicht erſetzt werden kann. Denn wie will doch eine ſolche Eroberung einem State diejenigen Summen wieder vergüten, die er aufgewandt hat? Höchſtens gewinnt der regierende Herr dabey, und die Einkünfte eines neu eroberten Landes bleiben faſt allezeit wieder darin, wegen der Beſoldungen der Armeen, Bedienungen und Beamten, die der Eroberer daſelbſt halten muß. Die Früchte, die der alte Stat daraus ziehen kann, ſind insgemein ſehr ſpät, ſehr mittelbar, und ſehr zweydeutig. Es folgt ferner hieraus, daß, je länger ein **auswärtiger Krieg** dauert, deſto mehr die Abgaben, natürlicher Weiſe, ſteigen müſſen. Je mehr nun die Abgaben zunehmen, deſto mehr verſchwinden die Quellen, aus welchen man ſie geſchöpft hat. Je länger der Krieg geführt wird, deſto mehr verliert die Nation die Mittel, die Auflagen zu bezahlen; kurz, deſto beſchwerlicher wird der Krieg. Denn, da die Fähigkeit, die Ausgaben eines States zu beſtreiten, von der ganzen Maſſe der Reichthümer, die darin verbreitet ſind, und von den Natur- und Induſtrie-Producten abhängt, ſo muß nothwendig die Verminderung dieſer Reichthümer, und der Zehrung überhaupt, die Mittel, dieſe Auflagen zu leiſten, vermindern. **Wird der Krieg in dem Lande ſelbſt** geführt, ſo iſt es zwar wahr, daß alle Ausgaben beyder Kriegs-Heere ſich in dem State ausbreiten, daß die Zehrung über die Maßen theuer wird, daß Gold und Silber daſelbſt circuliren, und daß viele Unterthanen hiervon Nutzen ziehen. Allein, wenn man von dieſen Vortheilen die ſchrecklichen Contributionen ab-

abzieht, welche die Kriegs-Heere, inſonderheit die ſiegreichen, ſich zahlen laſſen; die gräulichen Verheerungen in allen Sachen; die theils trocknen, theils friſchen Futter, die das Land liefern muß; die Räubereyen, Bombardierungen und Schleifungen der feſten Plätze; die Drangſale, die dem Unterthan durch den Muthwillen der Befehlshaber und Soldaten, der ſchärfſten Mannszucht ungeachtet, geſchehen; die Gefahr, in welcher jede Stadt oder Provinz ſich befindet, unter einen andern Herrn zu kommen, und den Verluſt, der mit dergleichen Veränderungen verknüpft iſt: ſo wird man finden, daß die Meinung derer, die da glauben, daß der Krieg einem Lande vortheilhaft ſey, faſt allezeit irrig iſt.

Es iſt ferner ein Unterſchied in der **Art, Krieg zu führen**; und in Anſehung deſſen iſt der Krieg allezeit dem Lande, worin er geführt wird, mehr oder minder vortheilhaft, nach dem die Menſchlichkeit, Beſcheidenheit und Behutſamkeit der Heerführer, die ſie in der Art, ihn zu führen, beweiſen, groß iſt.

Drittens, muß man unterſcheiden, ob der Krieg, der in einem Lande geführt wird, von einem **glücklichen oder unglücklichen Erfolge** für den Landes-Herrn begleitet werde. Da man aber den Grad des Glückes, den ein Krieg haben kann, nicht zum voraus einſieht, ſo muß man deſſen Ausgang erwarten, wenn man beſtimmen will, wie weit er das Land, in welchem er geführt worden iſt, arm oder reich gemacht habe.

Ein vierter Unterſchied endlich iſt derjenige, der von der **Abſicht und dem Endzwecke des Krieges** ſelbſt hergenommen iſt. Ein großer Herr, der recht aus Muthwillen, oder in Hoffnung ſein Land zu bereichern, oder durch unvorſichtige Handlungen, einen ſchlech-

ſchlechterdings **leidenden Krieg** in den Schooß ſeiner Staten ziehen wollte, würde ſich ſehr in ſeiner Rechnung betriegen, und ſeine Unterthanen zu Grunde richten. In einem **thätigen Kriege**, mag ein Monarch, aus bloßem Triebe einer eingebildeten Ehre, ſeine Eroberungen, die er zu behalten nicht im Stande iſt, bis an das Ende der Erde verbreiten. Es mag ſich ein neuer Karl XII. erſchöpfen, Königreiche zu erobern, um ſie wegzuſchenken: ſo wird er gewiß ſeine natürliche Unterthanen, durch eine ſolche kriegeriſche Thorheit nicht reich machen. Wenn aber der Zweck eines leidenden Krieges, eine billige Vertheidigung oder Erhaltung gewiſſer wichtiger Vorzüge iſt; oder, wenn man bey einem wirkſamen Kriege, der in entfernten Gegenden geführt wird, die Eroberung irgend einer reichen Colonie vor Augen hat, deren Behauptung unſerer Nation Handel und den Verkauf unſerer Manufactur- und Fabrik-Waren vermehren kann; wenn dieſer Krieg inſonderheit zur See mit unſern eigenen Schiffen geführt wird: ſo kann er unſtreitig einer Nation ſehr vortheilhaft ſeyn. So waren die Kriege beſchaffen, welche die Holländer, Portugieſen, und andere Nationen, in Indien, Braſilien, und an andern Orten geführt haben. Kurz, ein jeder Krieg, deſſen Gegenſtand vernünftig iſt, der auf eine Eroberung abzielt, welche die wahre und verhältnißmäßige Stärke unſers States zu vermehren vermögend iſt, kann entweder plötzlich, oder doch mit der Zeit, die Unterthanen reich machen. Fehlt aber dieſer Gegenſtand, ſo muß der Krieg nothwendig verderblich ſeyn.

Wenn man durch Eroberungen, Handel und Gewerbe zu vergrößern und empor zu bringen gedenkt, ſo verſteht man die Urſachen und deren Wirkungen gar ſchlecht, und will Dinge, die ſich ſchnurgerade zuwider ſind, mit einander vereinbaren. Ich empfehle, bey dieſer Gelegenheit, eine gründliche Abhandlung des Hrn. Schedel, über

Kriege

Kriege, die des Handels wegen unternommen werden (*).

Ein Fürſt muß demnach den Krieg als ein wahrſcheinliches Uebel und als ein zweydeutiges Gut für ſeine Unterthanen, anſehen, als das lezte Mittel zu ſeinen rechtmäßigen Abſichten zu gelangen, wozu er aber nicht eher ſchreiten darf, als bis alle andre, inſonderheit die Mittel einer geſchickten Unterhandlung, erſchöpft ſind. Eine anſehnliche Macht muß ſich zwar nicht unter die Füße treten laſſen, oder leiden, daß andere ihr dasjenige verſagen, was ſie nach der ſtrengen Gerechtigkeit zu fordern Urſache hat. Ehe ſie aber zu den Waffen greift, muß ſie ſorgfältig auf die Billigkeit der Beweg-Gründe, auf die Weisheit des Gegenſtandes, und auf den Augenſchein des Erfolges desjenigen Krieges, den ſie unternehmen will, ſehen. Wenn ein Fürſt ſeinen Entſchluß auf dieſe drey Grundſätze gründet, ſo kann er den Krieg nur getroſt anfangen, und deſſen Ausgang von der Vorſehung erwarten.

Es iſt heut zu Tage ſo was Seltenes, Uſurpatoren oder unrechtmäßige Beſitzer der Thronen bis an ihr Ende glücklich zu ſehen, daß die Fürſten wohl von der ungerechten Thorheit zurück gekommen ſeyn ſollten, fremdes Gut ohne rechtmäßige Urſachen an ſich zu reiſſen. Die geſunde Stats-Kunſt iſt eine ſo große Feindinn der Ungerechtigkeit und der Gewalt, daß ſie keinen Ra h zu geben weiß, wie diejenigen ſich verhalten ſollen, die durch dieſes Mittel die Beſitzungen eines Andern an ſich reiſſen. Sie müſſen den Unterricht hierüber in Schriftſtellern, die dem Machiavell ähnlich ſind, ſuchen. Aber man muß auch kei-

(*) S. Deſſen Geiſt der Handlung, oder gemeinnützige Aufſätze für Kaufleute, (Flensb. Schlesw. und Lpz. 1789, 8.) S. 24 — 59.

keinen Fürſten als einen unrechtmäßigen Beſitzer anſehen, der ſich genöthigt ſieht, einen Krieg zu unternehmen, und ſich in den Beſitz einer Provinz oder eines Landes zu ſetzen, worauf er rechtmäßige Anſprüche hat, der mit Vortheil wider den alten Beſitzer ſtreitet, den das Glück begünſtigt, der ſeine Eroberungen noch über die Gränzen ſeiner Anſprüche ausdehnt, der mehr Land einnimmt, als er zu fordern hatte, und der durch einen folgenden Frieden Mittel findet, es zu behalten. Ein ſolcher Fürſt wird durch das Kriegs-Recht rechtmäßiger Beſitzer des Landes, worauf er gar kein vorläufiges Recht hatte. Dies iſt eine Art von Schadloshaltung deſſen, was er im Kriege gewagt hat, und der Koſten, die er hat aufwenden müſſen.

Noch weniger muß man als einen rechtmäßigen Beweg-Grund zum Kriege, den raſenden Eifer eines Fürſten, oder Volkes, anſehen, den ſie für ihre Religion haben, und der ſie treibt, andere Nationen, die von verſchiedener Religion ſind, anzugreifen. Europa iſt nur allzu lange durch die Gräuel der Religions-Kriege gekränket worden. Es iſt eine ehrloſe Lehre, die da ſagt: **es ſey erlaubt, ein Volk zu bekriegen, weil es einen andern Glauben hat, als wir.** Jeder gerechte Krieg ſetzt eine Beleidigung voraus. Da nun die Religion Anderer uns nicht anders beleidigen kann, als wenn ſie unſerm eigenen Rechte Gewalt anthut: ſo folgt nothwendig daraus, daß kein Menſch um der Religion willen angefochten werden müſſe, da weder der natürliche noch der bürgerliche Zuſtand einem das Recht ertheilen, Andern Glaubens-Lehren vorzuſchreibeu, oder ſeine Meinungen durch äuſſerliche Kräfte zu erweitern. Das Völker-Recht gibt auch den Fürſten eben ſo wenig Vollmacht, die Waffen wider ein Volk, welches nicht der wahren Religion zugethan iſt, zu ergreifen. Und

was

was für einen Schieds-Richter will man denn am Ende in dieſer zweydeutigen Sache wählen? Bey welches Fürſten Anſehen wird man ſich beruhigen, daß er entſcheide, welche Religion die wahre ſey? Werden nicht die Mohammedaner und Heiden aus eben dem Grunde gewaffnet zu uns kommen? Wenn man die Geſchichte zu Rathe zieht, ſo wird man finden, daß alle Religions-Kriege nur den Eigennutz, die Ungerechtigkeit, den Haß, und einen niederträchtigen Neid zur Grundlage gehabt haben, und daß die Religion nur den abergläubiſchen und gottloſen Vorwand dazu hat hergeben müſſen. Doch muß man auch einen Unterſchied machen, wenn man vom Religions-Kriege redet. Den andern mit gezucktem Schwerte zu ſeinem Glauben und zur Annehmung der Taufe zu zwingen, wie Karl der Große die Sachſen, und der deutſche Orden der Kreuz-Herren die alten Preußen bekehren wollte: das iſt eine unverantwortliche Grauſamkeit; allein, ſich ſeiner Haut zu wehren, und ſeine Gewiſſens-Freyheit zu ſchützen, wenn man gewaltſam deswegen angegriffen wird, iſt allemahl eine Nothwehr, der ſich kein Vernünftiger zu ſchämen hat.

**Ich wende mich zur Unterſuchung der Maßregeln, die man ergreifen muß, wenn uns gerechte und billige Urſachen die Waffen in die Hände geben.**

Iſt der Krieg einmahl beſchloſſen, ſo muß man **dieſen Entſchluß ſo geheim halten, als möglich iſt, und den Anfang mit einem guten und gründlichen Operations-Plan machen.** Der glückliche Ausgang kommt bloß hierauf an. Iſt der Entwurf, den man zu deſſen Führung macht, nicht gut, iſt er unüberwindlichen Schwierigkeiten unterworfen, führt er nicht zu dem vorgeſetzten Endzwecke, ſo läuft man Gefahr,

fahr, entweder ſeine Abſichten zu verfehlen, oder unter der Macht des Feindes zu erliegen. Ein blinder Zufall macht zwar, daß zuweilen die ſeltſamſten und ſchlechteſten Entwürfe gelingen; allein, man traue nicht zu viel, man iſt nicht allezeit auſſerordentlich glücklich, und ein geſchickter Feind macht ſich unſre Fehler gar ſehr zu Nutze. Der Fürſt und ſeine Feld-Herren müſſen dieſen Entwurf machen, und ihn ſorgfältig überlegen. Man muß mehr als ein Mahl daran denken, nicht gleich bey ſeinen erſten Einfällen ſtehen bleiben, ſondern allen ſeinen Scharfſinn und alle ſeine Erfahrung zu Hülfe nehmen. Ungeachtet die Kunſt, Krieg zu führen, eigentlich nicht für einen Stats-Mann gehört, ſo thut doch ein Regent ſehr wohl, wenn er auch ſeinen erſten Cabinets-Miniſter bey den Conferenzen über den Entwurf der Kriegs-Anſtalten zu Rathe zieht, und zwar aus folgenden zwey Urſachen. Erſtlich: weil die Feldherren zuweilen Angriffe vorſchlagen, die uns mit andern Mächten ganz entzweyen können, und es unbedachtſam iſt, ohne die höchſte Noth die Zahl ſeiner Feinde zu vermehren. Zweytens: weil der Miniſter der auswärtigen Affairen von allen Geſinnungen der Feldherren und ihren Abſichten unterrichtet ſeyn muß, damit er ſie durch Unterhandlungen unterſtützen, und an ſeinem Hofe nur das Nöthigſte ſagen laſſen könne, daß ſie nicht vereitelt werden. Der große Stats-Mann, der große Krieger, und der große Finanz-Miniſter, müſſen bey Abfaſſung des Operations-Planes ſich vereinigen, indem man unter allen möglichen Mitteln, den Krieg vortheilhaft zu führen, ſolche wählen muß, die 1. am ſinnreichſten ſind; 2. den glücklichſten Erfolg verſprechen; und 3. für uns am wenigſten koſtbar ſind, dem Feinde aber den ſtärkſten Aufwand zuziehen.

Hat man Bundes-Genoſſen, die zu gleicher Zeit thätig ſeyn ſollen, ſo iſt es unumgänglich nöthig, den Entwurf der Angriffs-Anſtalten mit ihnen zu verabreden, damit man nicht in den Unternehmungen einander hinderlich falle, ſondern vielmehr alle Anſtalten von jeder Seite auf den Zweck, als auf den gemeinſchaftlichen Mittelpunct, hingeleitet werden. Ein ſolcher Entwurf muß von neuem bey Eröffnung eines jeden Feldzuges verabredet werden, weil der gute oder ſchlimme Erfolg des vorhergehenden, und die gegenwärtige Lage der Sachen, allezeit die auf das Künftige zu nehmenden Maßregeln beſtimmen. Man kann bey Verfertigung eines ſolchen Operations-Planes nicht heimlich genug verfahren, weil ein bey guter Zeit bekanntes Vorhaben unſers Feindes faſt allezeit ein verfehltes Vorhaben iſt. Uebrigens muß man ſich auf Bundes-Genoſſen nicht gar zu ſehr verlaſſen. Tauſend Urſachen können ſich vereinigen, ihre Sache entweder übel, oder ſchwach, oder gar nicht, zu betreiben. Man muß ſeine Unternehmungen immer ſo einrichten, daß man ſich zurück ziehen, oder gegen widrige Fälle in Sicherheit ſetzen kann, im Fall man von einem ſeiner Bundes-Genoſſen verlaſſen, oder verrathen würde.

Hat man Hülfs-Völker, ſo iſt es nöthig, ſie unſerm Kriegs-Heere einzuverleiben, und ſie ſchwören zu laſſen, ehe man ſie mit der Armee verbindet, und ſie dem Befehle des oberſten Feldherrn zu unterwerfen. Da der General, welcher dieſe Hülfs-Völker für den Fürſten, der ſie hergibt, anführt, oft geheimen Befehl hat, ſie entweder zu ſehr zu ſchonen, oder ſie wohl gar bey bedenklichen Gelegenheiten nicht agiren zu laſſen: ſo muß man zu erfahren ſuchen, was daran iſt; und wenn man bey dieſen Truppen eine Widerſetzlichkeit im Gehorchen, Schläfrigkeit, Aufſätzigkeit und Unwillen bemerkt, ſo darf man gar kein

Be-

denken tragen, ſie zu zwingen, daß ſie etwas thun müſſen, ſie von einander abzuſondern, unter andere Regimenter zu ſtecken, ſie, troß aller Widerſprüche, vor den Feind zu führen, und ſie eben der Gefahr, wie unſere eigene Leute, auszuſetzen. Bemerkt man aber, daß eine Verrätherey bey ihnen iſt, oder daß ſie ſich öffentlich empören, ſo iſt man berechtigt, alle Befehlshaber anhalten zu laſſen, die Soldaten zu entwaffnen, oder fortzujagen, die Regimenter zu trennen, und das ganze Corps zu vertilgen. Hingegen iſt es offenbar wider alle Regeln der Billigkeit und Stats-Kunſt, aus dieſen Hülfs-Völkern wahre Märterer zu machen, ſie ohne Unterlaß zu quälen, ſie allen Arten von Gefahren auszuſetzen, ſie allezeit in das heißeſte Feuer zu ſtellen, ſie der ganzen Wut des Feindes zu überlaſſen, weder für ihr Dach und Fach, noch für ihren Unterhalt zu ſorgen, u. ſ. w. Ein ſolches Betragen wäre gar nicht großmüthig; und wenn der Fürſt, der dieſe Hülfs-Völker hergibt, dieſes gewahr wird, wäre er, ſie zurück zu rufen, ſehr berechtigt. Kurz, die Hülfs-Völker müſſen mit unſern eigenen Soldaten ganz gleich ſtehen, aber auch gleich mit ihnen arbeiten.

Wenn der Entwurf zu den Unternehmungen und kriegeriſchen Anſtalten, alle Einrichtungen in Anſehung der Hülfs-Quellen und des Innern des States, ganz geheim und mit aller möglichen Betriebſamkeit gemacht ſind, ſo iſt es gebräuchlich, der feindlichen Macht den Krieg anzukündigen. Dieſe Ankündigungen geſchahen ehemahls, wie ich im Art. **Kriegs-Erklärung** zeigen werde, mit großen Feyerlichkeiten, welche aber weder weſentlich noch nothwendig ſind. Der Zug des Kriegs-Volkes, und der Weg, den es nehmen ſoll, zeigen der feindlichen Macht deutlich genug, was ihr Herr im Sinne haben mag. Gleichwohl muß man wenigſtens eine rechtfertigende Schrift kund machen, ehe man die Feindſeligkeiten anfängt,

um das Publicum vortheilhaft für ſich einzunehmen. Daher begleitet man gemeiniglich die Kriegs-Erklärungen mit einem Manifeſte, einer Deduction, oder andern öffentlichen Schrift, die zu gleicher Zeit heraus kommt, und die Urſachen und Beweg-Gründe enthält, auf welche der Regent ſeine Rechte und Anſprüche gründet. Dies ſind Arten von Vertheidigungs-Schriften, die man von ſeinem Verfahren macht; worauf die feindliche Macht gemeiniglich durch eine Widerlegung zu antworten pflegt. Daher entſteht öfters ein Feder-Krieg, der nur den ehrlichen Nahmen angreift. Die Publication dieſer Manifeſte iſt unvermeidlich. Man ſieht ſo gar, daß auch ungerechte Fürſten, gewaltſame Eroberer und offenbare Tyrannen, dergleichen heraus geben, um ihre Ungerechtigkeit zu bemänteln. Sie hägen doch noch ſo viel Achtung für das Publicum, daß ſie wenigſtens dasjenige zu ſeyn ſcheinen wollen, was ſie in der That nicht ſind. Ein ſolches Manifeſt muß von einem Manne gemacht ſeyn, welcher der Stats-Sachen und der Geſetze völlig kundig iſt. Die juriſtiſchen Beweiſe, welche man darin anführt, müſſen mit aller nur möglichen Richtigkeit der That-Sätze und mit den kläreſten Beweiſen des Rechtes verſehen ſeyn. Doch muß man auch darin die pedantiſche Declamation vermeiden, und ſich inſonderheit in Acht nehmen, daß man ſich keiner anſtößigen und verhaßten Ausdrücke bediene. Eine unhöfliche Sprache, eine grobe Schreib-Art, die mit Beleidigungen vermiſcht iſt, iſt einem Fürſten ſehr unanſtändig, wenn er von einem andern Fürſten redet. Die Herren des Erdbodens ſind einander wegen ihrer Würde, Hochachtung und Ehrfurcht ſchuldig. Ueberdem beweiſen dieſe Ausdrücke nichts; vielmehr, je höflicher man iſt, je mehr Stimmen gewinnt man von dem geſitteten Europa, und deſto weniger erbittert man ſeinen Gegner. Man muß allezeit denken,

daß der Friede auf den Krieg folgt, und muß deswegen die Thür zum Vergleich offen laſſen. Der Endzweck aller ſolcher Schriften, iſt, ſein Verhalten zu rechtfertigen, oder ſich eine Partey zu machen. Man kommt ziemlich leicht dazu, wenn man Mittel findet, die Religion in ſeine Streit-Händel zu miſchen. Die Berührung dieſer Seite erſchüttert, wenn ſie mit Geſchicklichkeit geſchieht, alle Regenten, inſonderheit das Volk, welches ſo zahlreich iſt, und ſo laut ſchreyet. Doch muß man dasjenige nicht mißbrauchen, was billig heilig ſeyn ſollte, noch die Religion zum Deck-Mantel bloß ehrgeiziger Abſichten brauchen. Aber wenn man ſich dieſes Mittels bedienen kann, ſo muß es ſehr behutſam und mit aller erſinnlichen Vorſicht geſchehen, damit nicht der zurückprallende Stoß ſelbſt dem Reiche, und uns, einen wirklichen Religions-Krieg zuziehe, welcher allemahl eine Schande für das menſchliche Geſchlecht iſt. Auſſer dieſem iſt die Religion die mächtigſte Triebfeder, zu allerley politiſchen Abſichten zu gelangen; und wenn man die Sache recht betrachtet, ſo ſind die größten Veränderungen in den Reichen und Staten der Welt durch ihre Beyhülfe bewirkt worden.

Wenn der Krieg alſo angekündigt worden iſt, gibt man auch Edicte oder Erklärungen, die man Avocatorien nennt, heraus, wodurch man allen Unterthanen der feindlichen Macht, die ſich in unſerm Lande als Fremde, oder Reiſende, oder ſonſt unter irgend einem andern Vorwande aufhalten, ankündigt, daß ſie ſich in einer gewiſſen geſetzten Zeit entfernen ſollen. Dieſe Behutſamkeit iſt nützlich, um zu verhindern, daß ſich nicht in den Stat oder in die Armeen Spione einſchleichen, die mit unſerm Feinde heimliches Verſtändniß, zum Nachtheil der wichtigſten Unternehmungen, unterhalten. Eben dieſe Edicte beſtimmen auch die Art, wie man es mit parteyloſen oder neutra-

len Mächten, ihrem Handel und ihrer Schifffahrt halten werde, was für Arten von Waren als frey, oder contraband, angeſehen werden ſollen, d. h. die man unſerm Feinde zu zuführen erlaubt, oder die man wegnimmt, wenn man ſie bekommen kann, als: Waffen, Kriegs-Vorrath, Lebens-Mittel ꝛc. Alle dieſe Dinge müſſen nach den Grundſätzen des Völker-Rechtes eingerichtet ſeyn; und man thut wohl, wenn man nicht gar zu ſtrenge in dieſem Stücke iſt, damit man nicht neutrale Nationen wider ſich aufbringe, und die Zahl ſeiner Feinde zur Unzeit vermehre.

Der Avocatorien bey Reichs-Kriegen, wird unten beſonders Erwähnung geſchehen.

Sobald der Krieg angekündigt iſt, **entfernen ſich die öffentlichen Miniſter beyder kriegender Mächte von den Höfen, wo ſie geſtanden haben.** Oft warten ſie nicht einmahl auf dieſen äuſſerſten Fall; entweder, um keine Augen-Zeugen eines Schauſpieles zu ſeyn; oder, um ſich nicht dem Uebermuthe eines aufgebrachten Pöbels auszuſetzen, der zu ſolchen Zeiten nicht allemahl den öffentlichen Character, den ſie haben, reſpectirt, und den der Landes-Herr kaum im Zaum halten kann. Es gibt Stats-Männer, welche meinen, es wäre beſſer, daß dieſe Miniſter an den beyden feindlichen Höfen während des Krieges blieben, um deſto geſchickter ſich jeden vortheilhaften Umſtand zu Nutze zu machen, und einen Vergleich zu ſtiften. Allein, wenn die Sachen ſchon einmahl ſo weit gekommen ſind, daß ſie einen öffentlichen Bruch gewirkt haben, ſo muß man wohl ihren Ausgang erwarten; und wenn eine der kriegenden Mächte ihre Rechnung nicht mehr bey dem Kriege findet, ſo hat ſie ja tauſend Mittel in Händen, Friedens-Unterhandlungen anzuſtellen; entweder, daß ſie etwann jemand ohne Character an den feindlichen Hof ſchickt, die Gemüther zu erforſchen; oder, daß ſie geheime Conferenzen unter denen

Feld-

Feldherren, welche die feindlichen Heere commandiren, vorſchlägt; oder durch Vermittelung irgend einer freundſchaftlichen Macht; oder, daß ſie einem ihrer Miniſter, der an einem neutralen Hofe lebt, befiehlt, ſich in Geſpräche mit dem Geſandten der Macht, welche Krieg mit uns führt, einzulaſſen. Uebrigens würde ein ſolcher Miniſter immer eine traurige Rolle an einem Hofe ſpielen, der im offenbaren Kriege mit ſeinem Herrn ſtände; und er wäre ein ſo viel gefährlicherer Spion, da er unter dem Schutze des Völker-Rechtes, und von Amts wegen, ſeine Geſchäfte treiben könnte.

Nach allen dieſen vorläufigen Präcautionen fängt der Krieg an, die militariſchen Unternehmungen werden mit allem Nachdrucke getrieben, der Landes-Herr ſelbſt führt ſein Heer an, oder er vertrauet deſſen Anführung den geſchickteſten ſeiner Feld-Herren an. Der glückliche Erfolg hängt von ſeiner Fähigkeit, von ſeiner Klugheit, von ſeiner Tapferkeit, und von der Güte der Kriegs-Völker, ab. **Es werden in den Kirchen öffentliche Gebete an das höchſte Weſen um das Glück der Waffen gerichtet.** Unſere Wünſche werden erhört; wir nehmen Städte ein, und gewinnen Schlachten. Doch darf dieſes Glück den Fürſten nicht ſtolz machen, noch ihn in eine gefährliche Sicherheit einſchläfern; vielmehr muß er bey dieſen glücklichen Vorfällen Munterkeit und Thätigkeit verdoppeln, und allezeit bedenken, daß der Krieg ſeine Gunſt-Bezeigungen, aber auch ſeine Widerwärtigkeiten habe; daß ein widriger Fall des Glückes auch die vortheilhaften Siege zernichten könne; und daß mehr Kunſt dazu gehöre, den Sieg recht zu brauchen, als ihn davon zu tragen. Sobald die Nachricht von einem wichtigen Siege in der Reſidenz ankommt, läſſet man daſelbſt und im ganzen Lande ein feyerliches Te Deum anſtimmen, wobey man Gaſtmahle und öffentliche

Luſtbarkeiten anſtellt. Nichts erhebt den Muth des Volkes mehr, und ſchlägt den Feind mehr nieder. Der Unterthan gibt mit Freuden Geld zum Kriege, wenn er ſieht, daß daſſelbe zum Vortheil angewendet wird. Man pflegt auch dergleichen Siege allen freundſchaftlichen Höfen durch die Miniſter, die daſelbſt ſtehen, melden zu laſſen. Aber man muß nicht bey dem geringſten kleinen Scharmützel, den man dem Feinde geliefert, oder bey dem geringſten Städtchen, welches man eingenommen hat, die Land-Straßen mit Courieren bedecken, die Luft mit Jubel-Geſchrey und Freuden-Feuern, und die Zeitungen mit Ruhmredigkeiten, anfüllen.

Die Menſchlichkeit, die ſchönſte Tugend der Regenten, muß einen Fürſten niemahls verlaſſen, wenn er zu Felde geht. Ein Fürſt entehrt ſich ſelbſt, ſeine Nation und ſein Kriegs-Heer, auf ewig, wenn er gegen die überwundenen Völker oder Einwohner eines Landes, welches er unter das Joch bringt, grauſam iſt. Das iſt der Grundſatz der Tatarn und Straßen-Räuber, die Gegenden, durch welche ſie ziehen, zu verwüſten. Alles zernichten, alles mit ſich fort führen, Städte und Dörfer anzünden, plündern, rauben, das ſind lauter Handlungen, eines Helden unwürdig, und welche auch die ſchönſten Lorbeern beflecken. Die Stats-Kunſt lehrt uns, daß man ſo gar wider ſein eigenes Beſtes handelt, wenn man nicht die Soldaten zu einer ſtrengen Manns-Zucht anhält, oder wenn man Grauſamkeiten an den Einwohnern des platten Landes ausübt, ſie ohne Noth plündert, kurz wenn man unnütze Gewaltthätigkeiten ausübt. Man wird ſelbſt am erſten dadurch geſtraft. Der Ruf davon verbreitet ſich überall hin. Der böſe Nahme, das Schrecken, der Haß, gehen vor unſerm Heere jedes Mahl her, wenn es zu Felde zieht. Der Landmann flieht, führt ſeine Heerden und ſein Vieh

in den Wald, auf die Berge, und an unwegſame Oerter; er ſelbſt flüchtet in die Städte, oder zieht in ein angränzendes Land, und nimmt ſeinen Vorrath mit; alsdann kommt man an, aber die Schlöſſer, die Dörfer, die Meier-Höfe, alles ſteht leer, alles iſt verlaſſen; der Soldat hat höchſtens nur ſein Commiß-Brod zum Unterhalt; der Officier kann ſich auch nicht einmahl für ſein Geld die mindeſte Nothdurft kaufen; die Pferde und das Rindvieh finden kein Futter und kein Stroh; nirgends findet ſich irgend eine Hülfe oder ein Wegweiſer. Das ganze Land iſt gegen einen räuberiſchen Feld-Herrn aufgebracht. Mit jedem Schritte nimmt die Verwirrung zu; die Krankheiten finden ſich unter der Armee ein; die ſchönſten Anſchläge werden rückgängig. Oftmahls muß man wieder umkehren, und ſeinen ganzen Operations-Plan zerſcheitern ſehen. Es iſt ausgemacht, daß, je menſchlicher, großmüthiger und mitleidiger man bey Führung des Krieges iſt, und je mehr man bey dem Soldaten auf genaue Manns-Zucht hält, man deſto glücklicher in allen kriegeriſchen Unternehmungen iſt.

Eben dieſelben Grundſätze der Menſchlichkeit, Billigkeit, Uneigennützigkeit und Großmuth, müſſen bey **Erhebung der Contributionen**, in der **Anordnung des Proviantweſens**, und bey **Eintheilung der Winter-Quartiere**, welche jedes Land, wo Krieg geführt wird, zu geben verbunden iſt, Statt finden. Ein jeder Regent, der einen gerechten Krieg führt, iſt nach dem Natur- und Völker-Rechte befugt, Kriegs-Steuer und Contribution zu fordern. Sein Kriegs-Heer muß leben; ſeine Soldaten müſſen Dach und Fach haben, wenn die Strenge des Winters ſie verhindert, im Felde zu ſeyn. Der Kriegs-Herr muß ſo gar eine Schadloshaltung der auſſerordentlichen Summen, welche das Heer gekoſtet hat, aus dem feindlichen Lande nehmen. Kurz, man führt nicht

Krieg, um dem Feinde zu ſchmeicheln, und ihn reich zu machen. Aber auch aus bloßer Raubbegierde ein Land zu erſchöpfen, es ſogleich im erſten Jahre auſſer Stand zu ſetzen, daß man daſelbſt einen zweyten Feld-Zug halten könne; unſchuldige Privat-Perſonen ganz und gar zu Grunde zu richten: das iſt eine nicht rühmliche und nicht politiſche Maxime für einen Monarchen, der nach dem Titel eines **Großen** ſtrebt. Uebrigens iſt es unmöglich, gewiſſe Regeln anzugeben, was man in jedem Falle zu thun habe. Die Umſtände verändern die Sache auch im Kriege ſo ſehr, daß man nur allgemeine Grundſätze geben kann, und daß man die einzelnen Maßregeln der guten Aufführung, der Klugheit und Einſicht des gebiethenden Feldherrn, des Miniſters, der die Sachen lenket, und des Regenten, anheim ſtellen muß.

Was die **Wiedervergeltungen** betrifft, ſo behaupten die berühmteſten Schriftſteller des Natur- und Völker-Rechtes (*), daß ſie nicht ungerecht ſeyn, und daß die Güter und das Leben eines jeden Unterthans gleichſam für die Schulden des States, davon er Mitglied iſt, haften, ſo wie auch für den Schaden, den der Stat, bey Zuziehung einer Beleidigung, einer Ungerechtigkeit, einer Grauſamkeit an den feindlichen Unterthanen, oder in einem fremden Lande veranlaſſet haben kann. Ich würde ziemlich der Meinung dieſer berühmten Männer ſeyn, die ſo viele alte und neue Beyſpiele für ſich haben, inſonderheit was die Güter betrifft; aber in Anſehung des Lebens dieſer unſchuldigen Unterthanen, ſcheint dieſe Meinung in dem Irrthume ihren Grund zu haben, in welchem man ehemahls ſtand, daß jeder ein unbedingtes Recht über ſein Leben habe, und daß man es auch dem State

(*) *Grotius*, L. 3, c. 2, §. 4, ſqq. *Puffendorf*, L. 8, c. 5, §. 13.

State übertragen könne. Die Religion und das natürliche Recht widerſetzen ſich der Ausübung des Rechtes der Wiedervergeltungen, über das Leben eines jeden Menſchen, der nicht perſönlich ſtrafbar iſt; und jeder Fürſt, jeder Miniſter, jeder Feldherr, der nur Menſchlichkeit beſitzt, und nicht ſeine Ehre durch Niederträchtigkeit beſchimpfen will, wird keinen Unſchuldigen aus Rachgier umkommen laſſen.

Die feſten Städte werden durch Sturm, oder durch Capitulation eingenommen. In dem erſten Falle iſt es der Menſchlichkeit und dem Chriſtenthume gemäß, an den Einwohnern einer ſolchen Stadt keine Grauſamkeit auszuüben, da ſie ohnehin ſchon zu bedauern ſind, wofern ſie nicht ſelbſt die Waffen ergreifen. Die Feld-Herren und Befehlshaber müſſen alle ihre Bemühungen anwenden, um den Ausſchweifungen der Gewaltthätigkeit und des Uebermuthes der Soldaten Einhalt zu thun. Man muß niemahls den Kriegsleuten erlauben, unter was für einem Vorwande es auch seyn könnte, ſich ſelbſt ſo ſehr herunter zu ſetzen, daß ſie Thaten begingen, die ſie den Tigern, Löwen und andern wilden Thieren, gleich machen. Von den Capitulationen werde ich unten in einem beſondern Artikel handeln.

Die feindlichen Kriegs-Heere ſtehen einander im Geſichte, und bereiten ſich zur Schlacht. Die gebiethenden Feld-Herren ſuchen, ein jeder den vortheilhafteſten Platz zu erwählen, um eine große Fronte darzuſtellen, ihre Flügel gut zu unterſtützen, die Flanken zu decken, Anhöhen zu gewinnen, und ihre Artillerie vortheilhaft brauchen zu können; ja, Cavallerie und Infanterie ſo zu ſtellen, daß jeder Mann ſeine Handgriffe mit gutem Erfolge machen könne, und weder ein Graben, noch ein Teich, noch ein Fluß, noch ein hohler Weg, noch andere Hinderniſſe, ſie abhalten mögen, ihre Stärke zu zeigen; daß

ſie

ſie 2, und zuweilen 3 Linien oder Arriere-Garden ſtellen können, auch das Gepäck und alles Uebrige gut bedecken oder gut entfernen können. Der Angriff hebt an; man gibt ſich auf beyden Seiten erſtaunliche Mühe zu ſiegen; die ganze Natur bebt alle Augenblicke; das Feld wird mit Leichen und Verwundeten bedeckt; das Blut ſtröhmt; der ſchwächere Feind muß nachgeben, ſich zurück ziehen, fliehen, und ſeinem Gegner den Wahlplatz überlaſſen. Bey einer ſolchen Gelegenheit nun kann der Feld-Herr große Tugenden, aber auch unanſtändige Schwachheiten, blicken laſſen. Iſt er wirklich ein großer Mann und ein guter Stats-Kundiger, ſo wird er auch bey dem glänzendſten Siege beſcheiden ſeyn; er wird alle mögliche Menſchlichkeit gegen die Verwundeten und Sterbenden, auch von den Feinden, und gegen die Gefangenen, äuſſern; er wird alle mögliche Sorgfalt für ſie tragen, ſie verbinden laſſen, in Quartiere legen, und ſo gut, als die Umſtände es erlauben, ſie ſpeiſen laſſen; er wird verſichert ſeyn, daß dieſes mildthätige Betragen ihm die Bewunderung der ganzen Welt zuziehen werde, an ſtatt daß eine entgegen geſetzte Aufführung ihn auf immer in den Rang eines halben Helden herab ſetzen wird. Was ſonſt von Kriegs-Gefangenen, und deren Auswechſelung, zu bemerken iſt, wird unten in einem beſondern Artikel vorkommen.

Ich wende mich zur Beſchreibung der Kriegs-Gebräuche, oder der mancherley Arten, Krieg zu führen, bey verſchiedenen Völkern.

Die Hebräer oder Iſraeliten, fingen mehrentheils ihren Krieg, wenn ſie dergleichen zu führen hatten, mit dem Anfange ihres Jahres, im März und April, an, welches der Monath Niſan war, da man in das Feld zu ziehen pflegte. Es erhellt dieſes ſchon aus

aus 2 Sam. 11, 1. 1 Chron. 12, 15. Joſ. 4, 19. Vielleicht hat dieſer Monath Niſan ſelbſt von dieſer Gewohnheit der morgenländiſchen Völker den Nahmen Fahnen-Monath (von Nes, Fahne, Kriegs-Zeichen,) bekommen, eben ſo wie der Monath März (Martius) von dem Kriegs-Gotte Mars den Nahmen führt, wie ſchon Bochart (¹) bemerkt hat. Den Sommer über ſetzte man gern, wenn es möglich war, wegen der großen Hitze, den Krieg aus, wozu der Herbſt die günſtigſte Jahrs-Zeit war, und im Winter bezog man, nach Art der Europäer, die Winter-Quartiere. Dieſes war deſto nothwendiger, da der weiche und der Wärme gewohnte Morgenländer die Kälte des Winters weniger, als der rauhere Europäer, vertragen konnte, wenn gleich die Winter-Kälte im Orient bey weitem nicht ſo ſtrenge iſt, wie bey uns (²).

Zu Kriegs-Dienſten war bey den Iſraeliten jeder, der das 20ſte Jahr erreicht hatte, verbunden; 4 Moſ. 1, 3. 26, 2. Man findet aber auch hier eine Ausnahme von dieſer Verbindlichkeit bey dem Kriege derſelben gegen die Amalekiter (2 Moſ. 17, 9. 10.), Midianiter (4 Moſ. 31, 1 — 6.), und in ſpätern Zeiten, wo nur 40000 Mann von den dritthalb Stämmen den Jordan paſſirten, um ihren Brüdern die Länder jenſeit des Jordans einnehmen zu helfen. Bey dem Kriege Saul's gegen die Ammoniter biethet Saul das ganze Iſrael auf; 1 Sam. 11, 7. Die Ausheb-ung des zum Kriege beſtimmten Volkes verrichteten, nach Moſis Verordnung, die ſo genannten Schoterim (5 Moſ. 20, 5. 8. 9.), und wer dazu erwählt war, wurde mit einem Stabe berührt, wodurch er zum Feld-

(1) Hierozoic. To. 1, 2, 50.

(2) S. Fabers Anmerkung zu Harmars Beobachtungen, Th. 2, S. 283.

Feldzuge beſtimmet wurde, woraus der Ausdruck Volks-Muſterer (Richt. 5, 14.), welcher eigentlich ſo viel heißt, als: die den Stab des Zählenden ergreifen, ſein Licht bekommt. Das hier im Hebr. vorkommende Wort Sopher, bedeutet hier und in andern Stellen (vergl. 2 Kön. 25, 19. 2 Chron. 26, 11.) einen vornehmen Officier, der zur Aushebung der zum Kriege beſtimmten Mannſchaft beſtimmt war, wenn es gleich Luther immer durch Schreiber überſetzt. S. auch 2 Sam. 8, 17. 20, 25. 1 Chron. 18, 16. Einige Fälle nimmt Moſes aus, in welchen jemand ohne Schande von Kriegs-Dienſten befreyet wurde; 5 Moſ. 20, 5 — 7. 24, 5; und wer furchtſam und feige war, konnte auch zu Hauſe bleiben; 5 Moſ. 20, 8. (3). Die oben angeführten Schoterim ernannten auch Hauptleute, Officiers. Auch findet man zu den Zeiten David's, einen General-Feld-Marſchall, den Joab; 2 Sam. 8, 16.

Die Kriege der Hebräer gegen ihre Feinde waren gemeiniglich von zweyerley Beſchaffenheit. Einige unternahmen ſie auf göttlichen Befehl, als: den Krieg gegen die Einwohner Canaans. Andere unternahmen ſie, wenn ſie eine Beſchimpfung oder andere Beleidigung von den benachbarten Völkern erlitten hatten, wovon Beyſpiele 1 Sam. 11, 1, f. 2 Sam. 10, 4, f. vorkommen. Moſes hatte verordnet, daß man den Feinden, vor Eröffnung des Feldzuges gegen dieſelben, erſt den Frieden anbiethen, und die Erſetzung des zugefügten Schadens von ihnen verlangen ſollte; 5 Moſ. 20, 10 f. Doch waren die cananitiſchen Städte, gerechter Urſachen wegen, von dieſer Verordnung ausgeſchloſſen; vergl. V. 15. Nun erfolgte eine förmliche Kriegs-Erklärung;

(3) S. Michaelis moſ. Recht, Th. 3, §. 175 — 177, S. 231 — 247.

ung; Richt. 11, 12. 15, 10 f. 2 Kön. 14, 8 f. Bey einer zu liefernden Schlacht fragte man Gott immer um den Ausgang des Krieges, und rief denſelben um ſeinen Beyſtand an, daher es glaublich iſt, daß die Hebräer ohne den Willen Gottes keinen Krieg angefangen haben; 2 Moſ. 14, 1 f. 17, 1. Dieſer that ihnen ſodann ſeinen Willen in Abſicht des zu führenden Krieges kund, und offenbarte ihnen auch manchmahl, wer unter den iſraelitiſchen Stämmen eigentlich den Krieg führen ſollte; Richt. 1, 1. 2. Die Soldaten unter den Iſraeliten pflegten im Kriege ſich mit Lebens-Mitteln, Waffen und andern Nothwendigkeiten zu verſehen; 1 Sam. 17, 13. 17 f. Der Krieg war ſelbſt am Sabbath nicht verbothen, ſondern erlaubt, da er unter die am Sabbath erlaubten Noth-Werke gehörte, und es läſſet ſich, nach der Meinung des Hrn. R. Michaelis (4), von Nehemia, wegen der Stelle, Neh. 13, 15 — 19. vermuthen, daß er die Gegenwehr am Sabbath gegen die Feinde nicht für unerlaubt gehalten habe, wenn man gleich in den folgenden Zeiten am Sabbath die Gegenwehr unterließ; 1 Macc. 2, 31, fgg. Vor und in der erſten Zeit der Könige nahm man oft die Bundes-Lade mit zu Felde; 1 Sam. 4, 4. 5. 2 Sam. 11, 11. 15, 24. Das Lager der iſraelitiſchen Armee mußte reinlich, und ſonſt gute Ordnung darin gehalten werden, wovon Moſes, 5 Moſ. 23, 10 fgg. einige Geſetze gegeben hat; ſ. **Kriegs-Lager.** Zuweilen konnte ein Krieg der Iſraeliten auch durch einen Zweykampf entſchieden werden; 1 Sam. 17, 8. 9 f. Eben dergleichen findet man auch bey andern Völkern (5). Hierher gehören auch die Stellen 2 Sam.

2,

(4) Moſ. Recht, Th. 1, §. 196, S. 134, Anm.

(5) *Grotius* de iure belli & pac. L. 2, c. 23. Diederich's Anmerk. zu Chandlers Leben Davids, Th. 1, S. 77.

2, 14. 21, 15—22. 23, 9. wo von den Helden Davids gemeldet wird, daß ſie die Kriege mit den Philiſtern durch einen Zweykampf geendigt hätten.

Im Kriege mußten die Iſraeliten ſich ſelbſt beköſtigen, auch die Officiers; nur daß dieſe leztern bisweilen von ihren Anverwandten ein Don gratuit bekamen; 1 Sam. 17, 28. Aus dieſem Grunde wird von dem Amaſia, dem Sohne Sichri, als etwas Ruhmvolles bemerkt, daß er freywillig General geworden ſey, und ein Corps der ſo genannten Freywilligen des Herrn commandirt habe (2 Chron. 17, 16.), weil ein General der Iſraeliten eigentlich keine Gage bekam, ſondern ſich ſelbſt erhalten mußte (6). Wenn ein Krieg angefangen wurde, ſo wurde erſt dem Volke davon Nachricht gegeben, und demſelben befohlen, ſich zum Kriege bereit zu halten, wohin die Stelle Jeſ. 13, 3. zielet. Hierauf wurde an dem Tage, da die Armee ſich verſammeln ſollte, ein öffentliches Feld-Zeichen, oder eine Fahne auf einen der höchſten Berge ausgeſteckt, welches Luther Panier aufwerfen nennt; Joſ. 13, 2. 11. 12. (7). Wenn die Armee verſammelt war, ſo wurde das Zeichen zum Aufbruch durch die Trommete gegeben; Jeſ. 18, 3. Eben ſolcher Poſaunen bediente man ſich auch bey dem Angriffe der Feinde (Neh. 4, 20.), und wenn man aufhören ſollte, dieſelben weiter zu verfolgen und zu beunruhigen; 2 Sam. 2, 18. Bey einer vorzunehmenden Feld-Schlacht pflegte man ſich in eine ordentliche Schlacht-Ordnung zu ſtellen, und ein Feld-Geſchrey zu erheben; 1 Sam. 17, 20. Des leztern bediente man ſich auch bey Verfolgung der Feinde; ſ. **Kriegs-Geſchrey.** Der Angriff der Feinde geſchahe mehrentheils mit drey Haufen; Richt.

(6) S. Hezel's Bibel, bey 2 Chron. 16. Th. 3, S. 190.

(7) S. Faber's Archäolog. S. 235, f.

Richt. 7, 16. 1 Sam. 11, 11. Hiob 1, 17; in welcher leztern Stelle dieſe drey Haufen in Luth r's Ueberſetzung Spitzen heißen. Auch gehört zum Kriegsweſen der Hebräer, die Stelle 2 Chron. 26, 11 fgg.

Gemeiniglich waren die Feinde den Iſraeliten, die vor den Zeiten David's lauter Fußvolk hatten, an Reiterey überlegen, wovon man unter andern Sam. 13, 5. ein merkwürdiges Beyſpiel findet. Sie bedienten ſich im Kriege der Waffen; in Ermangelung derſelben aber, zumahl wenn ihre Feinde aus Liſt die im Lande befindlichen Waffen-Schmiede weggeführt hatten, der Ochſen-Stecken, Knüttel, und anderer Werkzeuge; Richt. 3, 11. 1 Sam. 13, 19. Nach geendigter Schlacht wurde Beute gemacht. Mehrentheils behielten die iſraelitiſchen Soldaten dasjenige, was ſie geraubt hatten, jeder für ſich; 4 Moſ. 31, 33; doch das Koſtbarſte, königliche Kronen ꝛc. fielen dem Könige anheim; 2 Sam. 8, 12. 12, 30. Die Beute an Menſchen und Vieh gehörte eigentlich allen Iſraeliten, wurde auf einem Haufen zuſammen gebracht, gezählt, und diejenigen, welche mit zu Felde gegangen waren, bekamen davon die eine Hälfte, ſo wie die andere Hälfte den andern Iſraeliten, die nicht mit in den Krieg gezogen waren, unter einer mäßigen Abgabe an die Prieſter und Leviten, anheim fiel; 4 Moſ. 31. Joſ. 22, 8. David verordnete, man ſollte die Beute in gleiche Theile unter diejenigen, die gegen den Feind gezogen, und denen, die zu Hauſe geblieben wären, theilen; 2 Sam. 30, 2 — 25 (8). Ein Mehreres hiervon wird unten, im Art. Kriegs-Beute vorkommen.

Das

(8) S. Michaelis moſ. Recht, Th. 3, §. 181, S. 268, fgg.

Das Kriegs-Recht gegen die überwundenen Völker war ſehr hart, beſonders gegen cananitiſche Nationen (9). Man findet, daß ſie Dreſch-Wägen, die mit ſpitzigen Zacken verſehen waren, über die gefangenen Feinde haben hergehen laſſen; Richt. 8, 7. 16. 2 Sam. 8, 2. 12, 31. Oft bediente man ſich der eigenen ökonomiſchen Werkzeuge der Feinde, um ſie umzubringen, (keiner Kriegs-Waffen,) weil zuweilen der iſraelitiſche Feld-Herr die Kriegs-Waffen für ehrloſe Nationen, die ohne gegebene gerechte Urſachen, bloß aus Muthwillen, Krieg angefangen hatten, für zu edel hielt, und dergleichen Frevler vielmehr eines unehrlichen und ſchmählichen Todes ſich ſchuldig gemacht hatten. Hatte eine Stadt ſich der Abgötterey ſchuldig gemacht, und wurde ſie nun von den Iſraeliten erobert, ſo mußte dieſelbe der Erde gleich gemacht und verbrannt werden; 5 Moſ. 23, 13 f. Die Beute einer ſolchen Stadt wurde mehrentheils verbrannt (V. 17.), und gehörte zum Heiligthum. Beyſpiele davon findet man an der Stadt Jericho, und andern; 5 Moſ. 2, 34. 25, 19. Joſ. 6, 17. Alle Einwohner derſelben nebſt ihrem Viehe, wurden getödtet, und niemand von den Iſraeliten durfte ſich an der Beute derſelben vergreifen, wenn er nicht am Leben geſtraft ſeyn wollte; Joſ. 6, 17. 18. vergl. Cap. 7. Weiber und Kinder geriethen in die Gefangenſchaft (4 Moſ. 31, 35), wodurch nachher die Vielweiberey befördert wurde. Mehrentheils brauchte man die im Kriege erbeuteten Mädchen als Concubinen oder Kebs-Weiber: 5 Moſ. 20, 10 — 14. Moſes verboth dieſes zwar nicht, doch führte er gewiſſe beſondere Ceremonien ein, die ein ſolches im Kriege gefangenes Frauenzimmer beobachten mußte; 5 Moſ. 21, 10. 11.

Die

(9) Eb. daſ. Th. 1, §. 62, S. 318, fgg.

Die übrigen feindlichen Soldaten, die noch beym Leben blieben, wurden zu Sclaven-Dienſten gebraucht. Indeſſen findet man, daß in dem Kriege gegen die Midianiter auch Weiber und Kinder getödtet, und keine andere, als Jungfrauen, zu Sclaven gemacht worden ſind; 4 Moſ. 31, 11 — 14. 18. 35. Von den im Kriege gebrauchten Waffen und Schilden, ſ. die Art. **Schild, Spieß, Waffen.**

Von dem Militär-Weſen in den kön. preuſſiſchen und kurf. brandenburgiſchen Ländern, wird zum Theil weiter unten, in den beſondern Artikeln, das Meiſte vorkommen. Von den Kriegs-Gebräuchen und der Kriegs-Verfaſſung der übrigen europäiſchen Völker, wird bey Beſchreibung eines jeden Landes gehandelt. Hier will ich nur der occidentaliſchen Tatarn, in der europäiſchen Türkey, Erwähnung thun. Das Ober-Haupt dieſer Völker wird Chan genannt; er kann mehr als 100,000 Mann in das Feld ſtellen. Sein Reichthum, ſeine Macht und ſein Anſehen, beſtehen in der Anzahl ſeiner Horden. Jede Horde hat ihre Fahne oder Panier, welches ein Stück Stoff iſt, das an eine 12 Fuß lange Lanze angebunden wird. Man ſieht darauf das Bild einer Kuh, eines Pferdes, eines Kameles, oder eines andern Thieres, worunter der Nahme des Stammes geſchrieben ſteht. Wenn eine Horde marſchiert, wird die Fahne vorn an der Spitze, unmittelbar hinter den Oberſten, getragen. Die vornehmſten Waffen beſtehen in großen Bogen und Pfeilen, welche ſie eben ſo beherzt, als richtig, zu ſchießen wiſſen. Sie bedienen ſich ihrer mit gleicher Geſchicklichkeit im Vorwärtsgehen, oder Zurückweichen, nach Art der alten Parther, die auch in der Flucht noch zu ſchlagen pflegten. Sie führen hiernächſt Röhre, 6 Fuß lang, wovon der Lauf über 1 Zoll dick iſt. Um ſolche los zu ſchießen, bedienen ſie ſich einer Lunte, und der Kern-Schuß trägt 600

Schritt weit. Auf dem Marſche nehmen ſie dieſelben, ſo wie ihre Köcher, auf den Rücken, die Bogen aber haben ſie auf der linken Seite in einer Art von Futteral. Weil ſie nie zu Fuße dienen, ſondern nur zu Pferde Krieg führen, tragen ſie faſt insgeſammt Lanzen, Panzer=Hemden und eiſerne Hauben. Jede Horde oder Stamm wird von ſeinem Oberhaupte angeführt, ſo, daß ein Trupp tatariſcher Reiter, nach der Stärke der Stämme, mehr oder weniger zahlreich iſt. In der Schlacht wiſſen ſie nichts von Reihen und Gliedern. Ohne Ordnung theilen ſie ſich in ſo viel Truppe, als ihre Armee Horden ausmacht, und jeder marſchiert, mit der Lanze in der Hand, unter der Anführung eines Oberſten. Die Geſchwindigkeit ihrer Pferde kommt ihnen ſehr zu Statten. Oftmahls wenn man glaubt, ſie wären gewichen, fallen ſie mit größerer Hitze aufs neue an; und demjenigen Feinde geht es übel, der bey dem Verfolgen keine Glieder hält. Dieſe Völker ziehen niemahls zu Felde, ohne alle ihre Reichthümer mit ſich zu führen; und wenn ſie eine Schlacht verlieren, bleiben ihre Weiber, Kinder, Vieh, und alles was ſie haben, in der Gewalt des Ueberwinders. Uebrigens hat der Soldat keine andere Löhnung, als was er dem Feinde abnimmt. Weil ſie zur Hütung ihres Viehes, worin ihr ganzes Vermögen beſteht, niemand nöthig haben, als ihre eigene Familie, ſind ſie nicht ſehr begierig, Sclaven zu machen; ſie beläſtigen ſich nicht gern mit unnützen Mäulern. Wenn der Fürſt Kriegs=Gefangene macht, behält er eine gewiſſe Anzahl davon in ſeinen Dienſten, die übrigen theilt er unter die Vornehmſten ſeiner Armee aus.

Die Art und Weiſe, wie dieſe Völker ihre Kriege führen, wird aus Folgendem deutlicher erhellen. Es iſt einige Zeit verfloſſen, daß der Kaiſer von China mit dem Tartar=Chan, wegen etlicher Oerter, die an

der Gränze lagen, Krieg führte, welche Lezterer weggenommen hatte, und wozu er ſein Recht vor der Spitze einer anſehnlichen Armee behauptete. Die Chineſer ſtelleten ihm, unter dem Commando eines Prinzen vom Geblüte, 30,000 Mann entgegen. Der Ueberlegenheit an Mannſchaft ungeachtet, wurde Dieſer in etlichen Treffen geſchlagen, der Kaiſer aber genöthigt, ſich zu vergleichen und Friedens-Vorſchläge zu thun. Die Chineſer hatten einen langen und beſchwerlichen Weg, durch Wüſten und durch ein unbebauetes Land, machen müſſen; ſie hatten überdies ein zahlreiches Geſchütz und eine Menge Proviant-Wägen bey ſich, ſo, daß ſie entkräftet waren, noch ehe ſie an den Feind kamen. Der Chan hingegen, nach erhaltener Nachricht von dem Anmarſche einer Armee, hielt ſich ruhig, und erwartete ſie etliche Tage-Reiſen weit von ſeinem Lager. Alsdann ſchickte er die leichte Reiterey ab, ließ das Land verbrennen und verwüſten, und ſcharmuzirte mit den Chineſern Tag und Nacht, bis ſie keine Lebens-Mittel mehr hatten, und nach einem anſehnlichen Verluſte zwang er ſie abzuziehen.

Die Art, durch Verwüſtung der Länder Krieg zu führen, iſt bey dieſen Völkern ſehr alt, ſie werden dadurch den regulären Truppen furchtbar, und benehmen ihnen allen Unterhalt; ſie hingegen, die Tatarn, haben allezeit Pferde im Ueberfluſſe bey ſich, die ſie tödten und eſſen, daß ſie alſo an Erhaltungs-Mitteln faſt niemahls Mangel leiden.

Der Chan hat allezeit etliche tauſend ſeiner Unterthanen, die um ihn herum campiren, und er begegnet ihnen ſo liebreich, als wenn ſie ſeine leibliche Kinder wären. Seine Truppen ſind durchgängig gute Soldaten, ſie campiren das ganze Jahr, und ändern ihren Aufenthalt, ſo oft die Nothdurft oder ihre Neigung es erfordert.

## Kriegs-Gebräuche und Kriegs-Verfaſſung einiger Völker in Aſia.

1. In der Türkey reiſet, der häufigen Straßen-Räubereyen wegen, jedermann bewaffnet. Kein Reiſender iſt ohne Flinte, Piſtolen und Säbel. Der Bauer geht mit den beyden lezten hinter ſeinem Pfluge her. Niemanden iſt auch das Jagen verbothen. Man darf ſich alſo nicht verwundern, daß, weil ein Jeder die Mord-Gewehre bey ſich führt, Mord und Todſchlag ſehr gemein, aber auch faſt jeder Bauer ein Land-Soldat iſt, die türkiſchen Pferde aber ohne Scheu den Flinten-Schuß vertragen können.

Zur eigentlichen Land-Macht gehören zuvörderſt die Soldaten. Die wirklichen Fußvölker ſind die Janitſcharen. Es ſind das aber nicht mehr die alten, welche in den vorigen Zeiten den Feinden der Pforte ſo zum Schrecken waren. Sie beſtehen jezt nicht aus Chriſten-Kindern und Chriſten-Sclaven, ſondern ſind faſt alle geborne Türken, ja Söhne der Janitſcharen, die gleichſam erbſchaftsweiſe den Sold ihrer Väter bekommen haben. Es iſt ſolcher nicht einerley; denn des Alters oder ausgeſtandener Kriege wegen wird er ſehr erhöhet, der geringſte möchte täglich ungefähr auf 3 bis 4 Para (*) ſich belaufen. Dazu kommt auch hin und wieder Brod und Reiß. Es ſteht ihnen dabey frey, den Ackerbau, auch alle Künſte und Profeſſionen, auch Handel zu treiben. Denn in Abſicht der Kriegs-Uebungen ſind ſie völlig frey und müßig, weil keine Statt finden. Exerciren, auf der Parade und Wache ſeyn, iſt ihnen völlig unbekannt. Daraus kann man leicht urtheilen, daß das Schießen in Reihe

(*) Ein Para beträgt, nach unſerm Gelde, 5 bis 6 Pfenn.

Reihe und Gliedern, das Aufmarſchieren, die Wendungen, Evolutionen, Bataillon- und Peloton-weiſe feuern, ein Bataillon quarré, und noch wichtigere Kriegs-Sachen, ihnen, ſprichwörtlich zu reden, böhmiſche Dörfer ſind. Sie ſind in eine große Menge Compagnien, welche Oda heißt, eingetheilt. Ihr allgemeines Oberhaupt iſt der Janitſcharen-Aga in Konſtantinopel, wo der beträchtlichſte Haufe iſt, indem der Ueberreſt in die größten Städte vertheilt iſt. Sie werden ſo wenig zum Kriegsweſen angehalten, daß ihnen daſelbſt das Gewehr zu tragen verbothen iſt, indem man ihren Aufſtand noch eher befürchten müßte, denn ſie geben dazu die Lärmbläſer und die Rädelsführer ab. Sie ſind alſo nicht Soldaten, weil ſie das Kriegs-Handwerk nicht verſtehen, denn das findet nicht Statt; ſondern weil ſie ihres Soldes wegen in den Krieg gehen müſſen, da übrigens jedermann zu Hauſe bleiben kann. Im Kriege ſelbſt iſt es eine unruhige und zärtliche Miliz. Fehlt der Reiß und Kaffe, und wird nicht täglich friſch Brod gebacken, ſo iſt Murren und Aufruhr zu befürchten. In einer Schlacht ſind ſie bloß zu einem dreymahligen Angriff zu bringen. Weicht damit der Feind nicht, ſo ziehen ſie ſich zurück; und dringt er noch dazu vorwärts, ſo begeben ſie ſich auf die Flucht. Ein Mehreres von den Janitſcharen, ſ. im XXIX Th. S. 7, fgg.

Die Reiter der Türken heißen Spahi. Wer ſich darunter eine Cavallerie, wie die unſrige iſt, vorſtellen, und ſich einbilden wollte, ihre Pferde müßten ſo geſchloſſen ſeyn, als die unſrigen, und ſie könnten aus einander prellen und ſich wieder in Ordnung fügen, der würde ſehr irren. Es iſt ein unordentlicher Haufe, der ſich freywillig auf das Wettrennen gelegt hat, und deſſen ganze Uebung darin beſteht, daß einer hinter dem andern herjagt, und ihm einen Knüppel von ungefähr 1½ E. lang (Scherid), gegen den Kopf zu wer-

ſen, derjenige aber, auf welchen er geworfen werden ſoll, ihn im Fluge aufzufangen ſucht.

Die Janitſcharen und Spahi ſind die ordentlichen Kriegs-Völker, welchen Nahmen ſie indeſſen nicht verdienen, weil ſie etwa regulär wären, ſondern weil ſie des Soldes wegen dienen müſſen. Allein, dieſe machen den geringſten Theil der türkiſchen Armee aus. Es geſchieht ein allgemeines Aufgeboth im Lande; es wird in den Moskeen öffentlich ein Kriegs-Gebet, und darin eine Aufmunterung wider die Ketzer (das ſind die Perſer), oder die Ungläubigen (das ſind die Chriſten), zu Felde zu ziehen, vorgeleſen, und dadurch entſteht eine durchgängige Kriegs-Begierde. Das ſind lauter Freywillige. Alle Straßen-Räuber und alles unnütze Geſindel verfügt ſich nach dem angezeigten Kriegs-Platze. Jedermann, der nichts zu verlieren hat; Leute, die von Schulden gedrückt ſind, ziehen zu Felde; ſelbſt viele, die etwas haben, verkaufen es, und gehen, auf Hoffnung einer reichen Beute, in den Krieg. Sie bekommen eigentlich keinen Sold, ſondern nur etwas weniges von Mund-Bedürfniſſen; hingegen iſt alles, was ſie erbeuten, ihr Eigenthum. Dieſe Freywillige ſchonen oft die türkiſchen Oerter nicht, aber wehe einem feindlichen Lande, worin ſie eindringen! Kann aber eine feindliche Macht ihre Gränzen decken, ſo, daß kein Plündern und der Lebens-Unterhalt aus dem Raube Statt finden kann, oder gehen gar die Sachen in Angriffen oder Feld-Schlachten ſchief, ſo zerſtreuen ſich dieſe Freywillige ſehr bald von den Janitſcharen und Spahi, und kehren in ihr Land zurück, oder laufen anderswo hin; daher eine große türkiſche Armee in wenigen Tagen bis auf wenige Tauſend zuſammen ſchmelzen kann. Uebrigens iſt ſo wenig bey den ordentlichen Soldaten, als den Freywilligen, eine wahre Subordination. Die Erſten ſpinnen bey dem mindeſten Mißvergnügen einen

nen Aufruhr an; die Lezten gehen und kommen, ſie fechten und unterlaſſen es, je nachdem ſie wollen. Eine türkiſche Armee iſt alſo, bey der jezigen Verfaſſung, ein unordentlicher Hauſe, wo, auſſer den Janitſcharen und Spahi, Bediente, Mordbrenner, Straßen-Räuber, Müßiggänger, u. d. gl. für Soldaten gerechnet werden, der, ſo lange es gut geht und es etwas zu rauben gibt, im Fortrücken wie ein Schnee-Ball ſich stets vergrößert, aber auch bey einem unglücklichen Vorfalle, wie der Schnee durch warmes Wetter, auf ein Mahl zuſammen ſchmilzt.

Vor der See-Macht darf kein europäiſcher Stat von einiger Beträchtlichkeit ſich fürchten. Ihre Schiffe ſind, weder der Anzahl, noch der Bau-Art nach, dem Feinde gefährlich. Die Kriegs-Schiffe des Groß-Herrn (Karavellen) ſind von einer erſtaunenden Größe, und ſehen wie Kaſtelle aus. Sie ragen auch, zumahl hinten, gegen drey mittelmäßige Stockwerke aus der See hervor, und können deſto leichter von den Kanonen getroffen und zernichtet werden. Die ſchwere und große Bau-Art verurſachet, natürlicher Weiſe, eine große Schwierigkeit und Langſamkeit, ſie umzudrehen. Nach der ungeheuern Größe ſind auch nicht Kanonen-Löcher genug durchgebohrt. Alles, was dem Schiffe das Leben der Bewegung geben muß, iſt ſchlecht und unförmlich. Maſten, Ruder, Taue, Segel ꝛc. ſtimmen mit der Größe gar nicht überein. Sie führen zwar ſehr große Kanonen, allein die Höhe der Lage verhindert das Treffen, und die Richtung derſelben wird auch ſchlecht verſtanden; zu geſchweigen, daß das Laden langſam von Statten geht und viele Zeit erfordert. Sie haben Galeren von mancherley Art; die Mängel aber, die bey den Kriegs-Schiffen im Großen Statt finden, finden bey dieſen im Kleinen Statt. Doch die Schiffe ſind ſchwimmende Häuſer und Feſtungen, die für ſich un-

kräftig ſind, wenn die Seeleute darauf nicht den rechten Gebrauch davon machen können. Dieſe heißen Leventi, und alles, was von der Unerfahrenheit und dem Ungehorſam der Land-Soldaten geſagt worden iſt, gilt auch von dieſen. Und was kann man von dieſen erwarten, da der Capitän Baſcha ſelbſt von dem Seeweſen nichts weiß? Die türkiſchen Kriegs-Schiffe gereichen den europäiſchen Kauffahrdey-Schiffen durch ihre Unwiſſenheit und durch ihr abenteuerliches Betragen ſtets zum Geſpötte. Das Hauptſächlichſte darauf geſchieht durch Sclaven, verurtheilte Miſſethäter und Griechen, auf welche man ſich wenig verlaſſen kann.

Die Befeſtigungs-Kunſt iſt bey den Türken nicht zu der Stufe gelangt, daß man von ihnen etwas lernen könnte. Was alſo noch bey ihnen anzutreffen iſt, findet ſich bey Oertern, welche in der Chriſten Händen geweſen, und wovon die Feſtungswerke entweder ganz, oder wenigſtens ſchadhaft in ihre Hände gekommen ſind. Die Städte innerhalb Landes ſind entweder noch mit alten griechiſchen Mauern umgeben, haben auch wohl ein verfallenes Kaſtell, oder ſind offen, wie bey uns die Dörfer. Die Rheden und Häfen, auch Städte an der See, haben gemeiniglich Kaſtelle, welche von den Genueſern oder Venetianern herrühren; beſonders iſt der Erſtern unglaubliche Bemühung darin noch bis auf den heutigen Tag ſichtbar. Allein, dergleichen Befeſtigungen ſind für unſere Zeiten unbrauchbar; und einige wohl gerichtete Schüſſe von Kriegs-Schiffen ſetzen die Beſatzung auſſer Stand, zu laden und ſich zu vertheidigen.

Die Art der Kriegsführung bey den Türken, iſt gar nicht von der Beſchaffenheit, welche kriegeriſche Volontairs der Europäer anlocken könnte, ſich zu ihnen zu begeben. Bey bedenklichen Feldzügen wurde ſonſt die Fahne Mohammed's mitgenommen. Dieſem

ſem alten Lumpen, welcher der Ueberreſt der wirklichen Fahne jenes Betriegers ſeyn ſoll, wird eben und faſt noch eine größere Kraft beygelegt, als in den finſtern Zeiten von dem einfältigen Haufen der von dem Papſte geweiheten Fahne zugeſchrieben wurde. Sie bleibt jezt mehrentheils in dem Serail; doch das Waſſer, worein ſie eingetaucht worden iſt, wird für kräftig gehalten, und wenigſtens den Heerführern mitgetheilt. Eine türkiſche Armee, welche zu Felde ziehen will, iſt ein Unglück für alle die Provinzen des Reiches, welche ſie berührt; dieſe werden zu Wüſten und Einöden gemacht. Die Landes-Chriſten ſind zu ſolchen Zeiten übel daran. Die Reichen verlieren Leben und Güter unter der Anklage von Verrätherey, heimlichen Briefwechſel mit den Feinden, u. d. gl. Junge, zum Kriege tüchtige Perſonen werden weggenommen, mit Gewalt vermittelſt der Beſchneidung zu Mohammedanern gemacht, und dann unter die Janitſcharen geſteckt; der ſchweren und auſſerordentlichen Auflagen, beſonders Plünderung ihrer Kirchen und Häuſer, und anderer Gewaltthätigkeiten, nicht zu gedenken. Müſſen die Türken defenſive gehen, ſo ſind ſie überaus geſchwinde fertig, ſich zurück zu ziehen, ſich durch aufgeworfene Gräben oder Arten von Schanzen zu ſichern, u. d. gl. Thun ſie den Angriff, ſo geſchieht er von den Fußvölkern mit einem heftigen Anlaufe und Schreyen, und faſt mit einer viehiſchen Wut. Was alsdann nicht ſteht, oder wohl geſchloſſen iſt, wird zertrennt, oder über den Haufen gerennt. Dieſer Angriff wird bey den größern Haufen drey Mahl wiederhohlt. Sind ſie aber alsdann mit Kartätſchen oder einem Flinten-Feuer abgefertiget worden, ſo iſt kein Türke weiter zum Angriff zu bringen; und dringt darauf der Widerpart an, ſo iſt eine gänzliche Niederlage der Türken, Verlaſſung ihrer Generale, und Hinterlaſſung der Kanonen,

nen, des Gepäckes, und des Mund- und Kriegs-Vorrathes, gewiß. Wer ſie alsdann zum Stehen bringen wollte, läuft in Gefahr, über den Haufen geſtoßen zu werden. Daß ſie ganz keilförmig in Reihe und Gliedern den Anfall verrichteten, iſt eine romanenmäßige Erdichtung. Bey beſondern Umſtänden machen einige Wenige, deren Köpfe durch ihre Meinungen von dem Kismeth oder einem abſoluten Schickſale erhitzt worden ſind, einen fanatiſchen Anfall, welchen mehrere nachfolgen, in der Hoffnung, durch die von jenen gemachten Lücken leichter einzudringen. Ihre Reiterey thut keinen Angriff in geſchloſſenen Reihen und Gliedern, ſie iſt auch dazu nicht angeleitet worden; ſie prellt an, dreht ſich, wenn ſie Widerſtand findet, und ſetzt von neuem an. Wo ſie geringen Widerſtand, oder den Feind wehrlos, oder auf der Flucht findet, richtet ſie eine große Niederlage an, denn die Türken verſtehen ſich auf den Hieb gut, wenn man ſie dazu kommen läſſet. Allein, ihre Soldaten können es gegen keine geſchloſſene Armee aushalten. Ihre commandirende Oberhäupter verſtehen nichts von dem Kriegs-Handwerke. Die Renegaten, und auch die Ausländer, welche niederträchtig und gottlos genug ſind, ſie etwas lehren zu wollen, machen hierin bey ihnen ſchlechtes Glück. Man will von ſolchen nichts lernen, und ſie werden von den Türken, wie der Bär in der Gellertſchen Fabel, angeſehen, der bey ſeiner Zurückkunft aus fremden Ländern, des erlernten Tanzes wegen, von den andern Bären weggebiſſen wurde, weil ſie nicht vertragen konnten, daß er mehr verſtände, als ſie. Bonneval hat dieſes hinlänglich, auch bey ſeinem ſonſt großen Credit, erfahren. Sie haben von ihm nichts weiter, als den Grundſatz angenommen, ihre Armee nie mehr auf ein Mahl wider den Feind anzuführen, ſondern zu zertheilen, damit, wenn ein Heer

geſchlagen würde, man ein anderes zur Erſetzung hätte; und nächſtdem haben ſie ſich nur in der Stück-Gießerey eines Beſſern belehren laſſen. Vielleicht dürfte die Erinnerung der vormahligen Siege, der obigen Vorſtellung in Anſehung des ſchlechten Kriegs-Zuſtandes der Türken entgegen geſetzt werden; allein, die Türken waren vormahls ganz andere Helden, als heut zu Tage, wo ihr martialiſcher Character ſehr ausgeartet iſt; und ein Schriftſteller, welcher mit der Kenntniß und Freymüthigkeit des königl. Verfaſſers der brandenburgiſchen Denkwürdigkeiten ſchreiben könnte, würde von den vormahligen Siegen der Türken, zumahl wider das Haus Oeſtreich, Eugen's Zeiten ausgenommen, ganz andere Urſachen, als ihre Kriegs-Erfahrenheit und ihren Muth, anzuzeigen wiſſen. Erhalten ſie ſich bey einem Kriege in dem Zuſtande, worin ſie geweſen ſind, oder gewinnen noch wohl gar, ſo iſt ihr Uebermuth unbegränzt; die ganze Welt dünkt ihnen nichts zu ſeyn, und die Vorſtellungen davon ſind ſo orientaliſch und ſchwülſtig, daß des Donquichotte Abenteuer dagegen nur gemeine Sachen zu ſeyn ſcheinen. Wehe indeſſen den eroberten Provinzen! In der Furcht, daß ſie ſolche vielleicht nicht behalten werden, und hauptſächlich den Kriegs-Leuten ihren Raub zu gönnen, werden die Menſchen zu Sclaven gemacht, die Oerter verbrannt, und alle Habſeligkeiten weggenommen. Unterliegen ſie aber, ſo iſt auch nichts verzagter, als ein türkiſches Kriegs-Heer. Bey einmahl erfolgter Flucht, iſt daran nicht zu denken, es wieder zum Stehen zu bringen. Weil es ſich faſt gänzlich zerſtreuet, ſo jagt es allen übrigen Soldaten Furcht und Schrecken ein, und ſetzt das ganze türkiſche Reich in Zittern und Zagen. Um ſo nachtheiligen Folgen zuvor zu kommen, thut die Pforte alles mögliche, und indem ſie einen Verluſt über den andern hat, läſſet ſie doch in Konſtantinopel,

dem

dem Volke ein Blendwerk zu machen, die Kanonen abfeuern. Uebrigens mangelt es den Türken an Kriegs-Bedürfniſſen nicht. Pulver und Bley, Kanonen, Piſtolen, Säbel, Flinten haben ſie entweder ſelbſt, oder von auswärts im Ueberfluſſe; allein, es iſt nichts in Ordnung, und auch nicht unter einander gleichförmig.

Nach der Vorſchrift des Koranes, kann keine mohammediſche Macht, und alſo auch nicht der Groß-Herr, einen beſtändigen Frieden mit einem chriſtlichen State machen. Die berühmte Benennung eines ewigen Friedens, welcher oft kaum die Kraft hat, chriſtliche Potentaten wenige Jahre zu verbinden, iſt den Türken unbekannt; ſie geſtehen nur einen Waffen-Stillſtand auf gewiſſe Jahre zu, und ſie ſtehen in der Meinung, daß diejenige Partey, die ihn vor abgelaufener Zeit durch einen Krieg bricht, unglücklich ſey. Es müſſen daher auch beſondere Umſtände vorfallen, wenn dies von ihrer Seite geſchehen ſoll. Soll aber ein Krieg angehen, ſo geſchieht der erſte Schritt ihrer Erklärung dadurch, daß ſie den Abgeſandten der feindlichen Macht in die ſieben Thürme ſetzen laſſen, worin er bald ſchlechter, bald beſſer, behandelt wird. Dies wird zwar nach unſerm Geſandtſchafts-Rechte für barbariſch angeſehen, und in der That nicht unbillig; allein, die Türken halten die feſten und beſtändigen Geſandten zu Konſtantinopel nicht eben für etwas anderes, als für bevollmächtigte Stats-Spione, und diejenigen nur für wahre Abgeſandte, welche, wie die perſiſchen, polniſchen, marokkaniſchen rc. zu gewiſſen Unterhandlungen kommen, und nach deren Verrichtung wieder abgehen. Nächſtdem behalten ſie auch die Geſandten als Geißel, damit, wenn die Gefangenſchaft eines Groß-Veziers oder irgend eines andern Großen ſich eräugnete, man die Auswechſelung um ſo viel mehr erleichtern könnte.

Mit

Mit der Feſtſetzung der Geſandten iſt auch die Gefangennehmung aller zu ſeiner Nation gehörigen Perſonen, und die Confiscation ihrer Güter, verbunden. Es pflegen dabey gewiſſe, doch nicht allemahl eben dieſelben, Feyerlichkeiten in der Kriegs-Erklärung zu Konſtantinopel vorzugehen. Als der Hof noch zu Adrianopel war, wurde die Fahne Mohammed's an dem Serail, und ein Roß-Schweif an demjenigen Thore, wo der Kriegs-Auszug geſchehen ſollte, aufgeſteckt; worüber die Türken erzählen, daß, als ein gewiſſer Kaiſer dem Groß-Vezier den Roß-Schweif aufzuſtecken befahl, und derſelbe fragte: an welchem Thore? er ihn hinrichten ließ, welches noch bey zwey andern geſchahe, bis der darauf ernannte Groß-Vezier auf einen ähnlichen Befehl an jedes Thor einen aufſtecken ließ, und alsdann auf die Anfrage des Kaiſers, wo der Roß-Schweif aufgeſteckt worden ſey, verſetzte: „an allen! Eu. Maj. können hinaus ziehen, „wo Sie wollen!“ da denn ſolcher deswegen als eine beſonders tüchtige Perſon angeſehen worden iſt.

Der Verf. eines Aufſatzes: **Etwas über den Krieg, in Anſehung ſeiner Urſachen und Folgen, nebſt einigen Ausſichten über die Zukunft** (*), welcher ſich St. unterzeichnet hat, fällt ein gar zu vortheilhaftes Urtheil über die Türken, wenn er ſagt:

„Die neueſten Erfahrungen lehren uns, daß ein Hyder-Aly und Tippo-Saib erfahrne Krieger und gefährliche Feinde der Engländer waren, und die Osmannen zeigen durch die Pläne zu ihren kriegeriſchen Operationen, ihre Stellungen, ihre Märſche, ihre Angriffe und Vertheidigungen, daß ſie nichts weniger als jene dumme Barbaren ſind, die ſich der große Haufe gemeiniglich unter ihnen vorſtellt. Sie übertreffen vielmehr alle Erwartung, und ſiegreich blinkt ſchon in Ungarns Provinzen der beynahe verachtet geweſene halbe Mond. Unaufhaltſam wie ein reißender Wald-

(*) In der neuen Litteratur und Völkerkunde, 2 Jahrg. 2 B. No. XII, Dec. 1788.

Wald-Strohm bricht ihre Macht allenthalben, ſelbſt durch die felſenfeſteſten Zugänge, und ein paniſches Schrecken geht vor ihnen her. Juſſuph Paſcha (*) ſcheint ſich mit jedem öſtreichiſchen Heerführer meſſen zu dürfen, und der alte löwenmüthige Haſſan Paſcha (**) iſt nach jeder verlornen See-Schlacht den Ruſſen fürchterlicher, als vorher."

Der durch den Degen ſowohl als durch die Feder berühmte Hr. v. Archenholz, berichtigt vorſtehendes Urtheil durch folgende getreue und wahre Darſtellung.

„Der Hr. Verf. wird es mir verzeihen, wenn ich mit ſeinem Urtheile über die Türken nicht einſtimme. Hier ſind einige Bemerkungen über dieſen Gegenſtand, der jezt ſo ſehr die Cabinette der Könige, als die Bierſchenken des Pöbels, beſchäftigt.

Die Türken ſind noch völlig jenes rohe, uncultivirte, Wiſſenſchaften und Künſte haſſende, alles zerſtörende und nichts aufbauende, kurz, in jeder Rückſicht verachtungswürdige Volk, wie man bisher geglaubt hat, und diejenigen, die einen Augenblick daran zweifeln, thun ihnen wahrlich zu viel Ehre an (***). Ich berufe mich auf zwey Männer von vielem Verſtande, die, mit großen Kenntniſſen verſehen, und mit der türkiſchen Sprache bekannt, dieſe Nation ſo wie ſie iſt, durch einen langen Aufenthalt in der Nähe haben kennen lernen. Der Ritter Tott und Volney, zwey Volks-Beobachter der erſten Claſſe, zeigen uns durch zahlloſe Thatſachen die Türken in ihrer eigenthümlichen Geſtalt. Der jezige Krieg beweiſet nichts, gar nichts zu ihrem Vortheil. Iſt ihr Vorrücken mit einer Art Ordnung geſchehen, ſo war es, weil ſich kein Heer demſelben widerſetzte, und Plane, von Europäern entworfen, dabey befolgt wurden. Es iſt bekannt, daß einer derſelben das Ohr des Groß-Veziers hat. Wenn das Wort Kriegskunſt kein leerer Schall ohne Bedeutung iſt, ſo muß es

(*) Der commandirende türkiſche Vezier in Ungarn.

(**) Der commandirende türkiſche Admiral im ſchwarzen Meer.

(***) Hier iſt gar nicht die Rede, wer bey dieſem Kriege Recht oder Unrecht hat, noch auf welche Seite ſich der Wunſch eines unbefangenen Politikers neigen müſſe, ſondern bloß von den Türken, als Krieger betrachtet.

es Jedem einleuchten, daß dieſe ſo ſchwere mit den ſublim-ſten Wiſſenſchaften verbundene Kunſt, worin noch die mei-ſten europäiſchen Nationen troz ihren Bemühungen zu-rück ſind, nicht das Lob unwiſſender Kriegs-Befehlshaber barbariſcher Horden ſeyn könne. Sie kennen ſo wenig die erſten Elemente derſelben, daß ſie vielmehr glauben, durch ihren Muth die ihnen mangelnde Kunſt, die ſie verachten, vollkommen zu erſetzen.

Wenn es einem im Kriege gedienten und mit militär-iſchen Jahrbüchern nicht unbekannten Soldaten erlaubt iſt, über die gegenwärtigen Kriegs-Operationen in Ungarn (geſchrieben d. 10 Oct. 1788) ſeine Meinung zu ſagen, ſo kann ich mein Erſtaunen nicht bergen, daß man die Macht der Kunſt ſo auſſerordentlich dabey vernachläſſigt hat. Eine ungeheure Strecke Landes durch Verſchanzungen de-cken zu wollen, iſt ein Plan, der mit der neuern Taktik nichts gemein hat, und den Laudon wohl nie entworfen haben würde. Er gehört zu den Zeiten, wo die Chineſer ihre Mauer, und die Tatarn die precopiſchen Linien auf-führten. Man weiß, daß die Mongalen die Mauer ver-lachten, und allemahl, wenn ſie nur wollten, in China einbrachen, die Ruſſen aber die berühmten Linien in der Krim noch in unſern Tagen überſtiegen. Daß ähnliche Maßregeln, die ſonſt nur Unmacht anzeigten, und nie wirkſam geweſen ſind, im J. 1788, und zwar mit 200,000 im Kriege geübten braven Soldaten genommen wurden, gehört zu den auſſerordentlichen Begebenheiten unſers Jahrhunderts. Die Folgen waren, wie gewöhnlich. Verſchanzungen, die Millionen koſteten, wurden verlaſ-ſen, die mühſeligen Arbeiter ſtreckten die Krieger ohne fechten zu Boden; die koſtbare Zeit wurde nicht genutzt; der Feind erhielt die nie gehoffte Muße, ungehindert ſei-nen langwierigen Zug fortzuſetzen, und bekam von der ge-fürchteten Kriegskunſt ſehr kleine Begriffe.

Man entweiht den Nahmen der Tapferkeit, wenn man ſie den Türken beylegt. Sie ſind, ſo wie faſt alle barbar-iſche Nationen und wilde Völkerſchaften, bey ihren krieg-eriſchen Kämpfen wütend. Was ſie aber vor allen an-dern Völkern im Kriege auszeichnet, und ihr Reich groß gemacht hat, ſind die ihnen eigenen fanatiſchen Begriffe. Der Gedanke, daß derjenige Muſelmann, der im Streit wider die Ungläubigen fällt, ſogleich in Muhameds wol-

luſtathmendes Paradies verſetzt werde, wo die ſchönen Houris auf ihn warten, muß natürlich den Entſchluß erzeugen, den Tod im Treffen zu ſuchen. Hieraus iſt die Wut der Türken bey ihrem Angriff, und deſſen Nachdruck und Dauer erklärbar, wie ſie die Palliſaden mit ihren Zähnen anpacken, und an Kanonen wie Raſende nagen. Was vermag die bloße Tapferkeit der braven Deutſchen und Ungarn gegen eine ſolche Schwärmerey, die nicht die zufällige Stimmung eines Haufens, ſondern Grundſatz zahlloſer Heere iſt? Die Taktik allein muß hier entſcheiden. Sie lehrt künſtliche Stellungen, Bewegungen, Läger und Märſche; ſie lehrt die ungeheuern Chaos ähnlichen Maſſen von Menſchen, Pferden, Geſchütz und Wagen, zur Ordnung umzuſchaffen; ſie lehrt die hohe Disciplin, wovon bey allen Heeren geredet wird, die aber im Alterthum nur allein von den Römern (*), und in der neuern Zeit von den Preuſſen und den brittiſchen See-Truppen eigentlich ausgeübt wurde; ſie lehrt mannigfaltige Mittel, durch welche Armeen gegen doppelt und dreyfach ſtärkere mit Vortheil fechten können; ſie lehrt jene Heerkörper formiren, bey deren Angriff der größte Theil der feindlichen Scharen unthätig bleiben muß, wo der Flügel einer Armee mit Gewalt durch den Choc zum Weichen gebracht, auf den ruhigen Mittelpunct geworfen wird, und hier alles wie ein Strohm mit fortreißt, wodurch denn alle Vortheile von Uebermacht und Wut vernichtet werden, und der Sieg gleichſam erzwungen wird; ſie lehrt zahlloſe Mittel, dem Feinde die Subſiſtenz zu erſchweren, ihn wider Willen zu Stellungen zu nöthigen, wo er, zwiſchen Ströhmen, Wäldern, Hohlwegen und Moräſten eingeſperrt, von Flüſſen und Bedürfniſſen abgeſchnitten wird. Kurz, ſie lehrt ſich unaufhörliche Hülfsmittel zu verſchaffen, alle ſich eräugnende Kriegshinderniſſe zu überwinden, und dem Feinde ohne Unterlaß neue zu erzeugen.

Viele griechiſche und römiſche Feldherren verſtanden dieſe Kunſt in einem hohen Grade; daher ihre Siege über die ſtreitbarſten Völker der Vorwelt, die an Kriegsmuth ihren Scharen gleich, an körperlicher Stärke und Anzahl aber

(*) Die Griechen, ſo ſehr ſie auch ſonſt die Taktik verſtanden, ſind doch in der Disciplin nicht als Muſter zu betrachten.

aber ihnen ſo ſehr überlegen waren. Im mittlern Zeit-Alter wußte man zwar auf Schlachtfeldern zu morden, aber die Taktik ſelbſt kannte man ſo wenig, wie alle andere Künſte. Mit dieſem zugleich ſtieg ſie aus dem Schutt hervor, große Heerführer ſtudierten ſie, und übten ſie glücklich aus. Friedrichs und Ferdinands Feldzüge liefern dazu den größten Commentar. Noch einmahl: die Kriegskunſt behauptet ihre Rechte, wenn bewaffnete Völker gegen einander auftreten, es mag an der Donau, am Ganges oder am Ohio, ſeyn, nur muß der Künſtler nicht fehlen."

2. In Perſien, beſteht die Kriegs-Macht aus dreyerley verſchiedenen Truppen: aus der Land-Miliz, aus den Kurtſchen, und aus den Sclaven. Leztere machen einen Haufen von 22,000 Mann aus, Infanterie und Cavallerie, die auf königliche Koſten unterhalten werden, und mehrentheils Georgier und Fremde ſind. Die Kurtſchen ſind Nachkommen der alten Tatarn, welche vordem, unter dem großen Tamerlan, Perſien bezwungen haben. Es ſind ihrer 30,000, lauter Vieh-Hirten, die ſich bey dem Land-Leben abgehärtet haben. Die Land-Miliz pflegt immer das wichtigſte Corps, wenigſtens der Anzahl nach, auszumachen. Sie beſteht aus Truppen, welche die Statthalter in den Provinzen zur Sicherheit und Bewachung der Gränzen unterhalten. Dieſe, und die Kurtſchen, dienen zu Pferde. Was aber die vornehmſte Stärke einer Armee und eines States ausmacht, nähmlich die Kriegs-Zucht und die Uebung in den Waffen, iſt bey den Perſern ſo unbekannt, als bey den andern orientaliſchen Völkern. Man darf ſich daher nicht verwundern, daß Perſien, wie ganz Aſien, ſo oft ein Raub der Feinde geworden iſt. Bald jagte eine Handvoll wohlgeübter Griechen ganze Völkerſchaften in die Flucht; bald überſchwemmte ein Strohm von Barbaren dieſe weitläuftige Länder, und erwarb

dem Alexander und Tamerlan den Titel großer Helden.

In den Schlachten haben die Perſer noch die alte Weiſe der Parther. Sie ſchwärmen um den Feind herum, ermüden ihn durch beſtändige Scharmützel, fliehen, ſobald ſie angegriffen werden, und fallen wieder an, wenn niemand ſie verfolgt. Sie ſind zu nachläſſig, ein Lager zu verſchanzen, und begnügen ſich, einen vortheilhaften Poſten, einen dichten Wald oder einen Weg zu beſetzen. Sobald eine Provinz von feindlichen Einfällen bedrohet wird, verwüſten die Einwohner alles, vergraben ihr Haus-Geräth und Getreide, und verlaſſen das Land. Eine in verſchiedene kleine Haufen vertheilte Obſervations-Armee beſetzt alsdann die ſchwerſten Zugänge, vertheidigt ihren Platz Schritt vor Schritt, und lauert auf Gelegenheit, den Feind mit Vortheil anzugreifen. Wenn ihr der Feind etwann zu nahe auf den Hals kommt, zieht ſie ſich zurück, verheert alle Oerter, die ſie verläßt, und die Einwohner müſſen ſich in das Innerſte des Landes begeben. Die perſiſchen Truppen nehmen kein ſchweres Geſchütz und kein Gepäck mit zu Felde; ſie bleiben ſo wenige Zeit an einem Orte, daß ſie gar leicht Unterhalt finden; der Landmann aber beeifert ſich, Lebens-Mittel in das Lager zu bringen. Ein an ſich mäßiges Volk, welches von ein wenig Reiß und Früchten zu leben gewohnt iſt, braucht keine andere Lieferungen; daher eine Armee von 40,000 Mann ſich hier eben ſo geſchwinde bewegt, als ein Trupp Huſaren in Europa.

Eine große Beſchwerlichkeit für die perſiſchen Generale iſt es, daß ſie verbunden ſind, bey allen Kriegs-Operationen die Stern-Deuter zu Rathe zu ziehen. Weil nun dieſe für ihre Prophezeyungen ſtehen müſſen, richten ſie ihren Rath ſehr behutſam ein. Ueberdies ſind dergleichen Leute, natürlicher Weiſe, Feinde vom

Kriege; ſie ſuchen daher allezeit den Fürſten davon abzurathen, und verſichern, er werde unglücklich ausfallen.

Man ſollte glauben, daß, bey der vortheilhafteſten Lage dieſes Königreiches, zwiſchen dem perſiſchen Meerbuſen und dem kaspiſchen Meere, das See-Weſen in der blühendſten Verfaſſung ſeyn müßte; allein, es iſt völlig vernachläſſigt, und das Beyſpiel der Europäer, die in alle Theile der Welt handeln, hat die Perſer noch nicht aufmuntern können, Häfen anzulegen und Schiffe zu bauen. Und obgleich der Schach Nadir die Nothwendigkeit, eine Flotte auf dem kaspiſchen Meere zu haben, einſahe, auch dieſerhalb den Engländer Eliel in ſeine Dienſte nahm, ſo iſt doch dieſe Sache, wegen des Abſterbens dieſes Mannes, und wegen der ihm gemachten Schwierigkeiten, nicht zu Stande gekommen.

3. Die Kriege, welche von den Einwohnern in Mingrelien, welches vor Alters Kolchis hieß, mit ihren Nachbarn geführet werden, ſind nichts als Streifereyen und Plünderungen. Wenn ſie gewinnen, verfolgen ſie den Feind ohne Unterlaß, plündern und verheeren das Land, führen ſo viel Gefangene weg, als ſie können, und ziehen mit eben dem Ungeſtüme wieder zurück, als ſie ausgefallen ſind. Von Auswechſelung der Gefangenen wiſſen ſie nichts. Jeder Theil verkauft was er kann, und fordert die Verlornen ſelten zurück. Jeder Commendant, ſo gar jeder Soldat, kann ſeine Gefangene tödten, oder leben laſſen; doch iſt es gebräuchlicher, ſie zu verkaufen. Das iſt auch bey ihren Streifereyen ihre vornehmſte Abſicht, daher führen ſie allezeit in dem Gürtel einen Strick, um die Gefangenen zu binden: haben ſie aber keinen Feind, den ſie gefangen nehmen können, ſo bedienen ſie ſich gemeiniglich dieſes Strickes, ihre Nachbarn

und eigenen Landsleute zu knebeln, um ſie als Feinde und Sclaven zu verkaufen.

Die Kriegs-Macht in Mingrelien bedeutet ſehr wenig; ſie iſt nicht über 4000 Mann ſtark, und darunter ſind nur 300 zu Fuße. Ordnung oder Zucht hat man unter ihnen gar nicht zu ſuchen. Die Truppen ſind auch nicht Regimenter- oder Compagnienweiſe abgetheilt. Jeder Herr, jeder Edelmann geht, im Gefolge ſeiner Unterthanen, zu Felde; dieſe richten ſich nach ſeinen Bewegungen; ſie gehen vorwärts oder rückwärts, verfolgen oder fliehen mit ihm, ſo, daß alſo ihre Tapferkeit bloß von der ſeinigen abhängt.

Die mingreliſchen Edelleute gehen allezeit gewaffnet. Sie und ihr Gefolge ſetzen ſich niemahls zu Pferde, ohne vom Fuße bis auf den Kopf geharniſcht zu ſeyn, und niemahls legen ſie ſich, ohne den Degen an der Seite, welches ein gerader Säbel iſt, ſchlafen. Ihr übriges Gewehr beſteht in einem Bogen, in Pfeilen, in einem Streit-Kolben, und in dem Schilde. Der Lanze und des Bogens wiſſen ſie ſich mit einer beſondern Geſchicklichkeit zu bedienen. Mit dem Pfeile ſchießen ſie die kleinſten Vögel im Fluge. Mit Feuer-Gewehr hingegen wiſſen ſie nicht gut umzugehen, pflegen es auch nicht ſo oft zu brauchen. Uebrigens ſtehen ſie in dem Rufe, eben ſo berühmte Räuber, als tapfere Krieger, zu ſeyn.

4. **In Indoſtan, oder dem Gebiethe des Groß-Mogols.** Die zahlreiche Armee, welche der Groß-Mogol beſtändig im Solde unterhält, macht ihn zum furchtbarſten Fürſten von Indien. Der Kaiſer mag ſich aufhalten wo er will, ſo hat er allezeit eine Wache von 50,000 Mann zu Pferde bey ſich, und die Zahl derer zu Fuße iſt noch ein Mahl ſo ſtark. Dieſe Menge Soldaten folgt ihm überall nach, und zieht vor ſeinem Pallaſte auf die Wache, bald zu Delli

(De-

(Deheli), bald zu Agra, welche die zwey gewöhnlichen Sitze des Kaiſers ſind. Wenn ſich dieſer Monarch aus Delli begibt, ſo herrſcht die Einſamkeit daſelbſt, und ohne die Kaufmanns-Straßen, welche die Banjanen bewohnen, wäre die ganze Stadt wie ein wüſtes Feld. Wenn der Kaiſer verreiſet, pflegt ihm dieſes Kriegs-Heer nachzufolgen, es ſchlägt ſein Lager um das Zelt des Kaiſers auf, und der Platz, den es einnimmt, übertrifft an Größe die größten Städte in Europa. Die Gaſſen und Zelte ſind in einer geraden Linie. Man trifft auch daſelbſt Marketender und Krämer von aller Art an; und die Eintheilung der Buden iſt ſo bequem angelegt, daß ein jeder gleich finden kann, was er nöthig hat. Die Zelte des Kaiſers ſind in der Mitte; niemand darf ſich denſelben bis auf einen Flinten-Schuß nähern. Sie haben das Anſehen eines weitläuftigen Pallaſtes, in deſſen Mitte ein Hof iſt, in welchem der kaiſerliche Thron unter einem Himmel von Brokat ſteht. Die Zelte ſeiner vornehmſten Officiers ſind von verſchiedener Geſtalt und mancherley Farben. Einige ſind ſo groß, und ſo herrlich geziert, als die größten und prächtigſten Zimmer.

Der anſehnlichſte Theil der Miliz, woraus die Leib-Wache des Kaiſers beſteht, iſt derjenige, welchen man die Sclaven des Kaiſers nennt. Er beſteht aus 4000 Mann, und ihr Anführer iſt ein Officier von Range, dem öfters das Commando der Armeen anvertrauet wird. Alle Soldaten von dieſem Heere ſind an der Stirn bezeichnet. Aus ihnen nimmt man die geringen Officiers, um ſie zu höhern Stellen zu erheben, welche unſern Generals-Stellen gleich kommen. Es gibt noch drey andere ausgeſuchte Mannſchaften, welche gleichfalls verſchiedene Zeichen an der Stirn haben, nähmlich: die Leib-Wachen des goldenen, des ſilbernen und des eiſernen Streit-Kolbens.

Ihr Sold iſt ſtärker und ſchwächer, nach dem Metalle, von welchem ihre Streit-Kolben den Nahmen führen, und die Größe des Soldes entſcheidet auch zugleich den Grad ihres Ranges. Wer monathlich 2000 Rthlr. zur Löhnung bekommt, führt den Titel eines Omka, welcher dem Range unſerer General-Lieutenants gleich kommt; er muß alsdann einen Elephanten und 250 Reiter zu des Kaiſers Dienſten halten. Weil aber ſein Sold zu dieſem Aufwande nicht zureichen würde, indem jeder Reiter wenigſtens 2 Pferde haben muß, ſo läſſet ihm der Kaiſer etliche herrſchaftliche Güter dazu anweiſen. Er muß nothwendig gedient, und ſich in einem dieſer vier Haufen hervor gethan haben, wenn er zu den Stats-Würden ſteigen will; denn die Geburt gibt hier, wie in Perſien und in der Türkey, keinen Rang. Die Verdienſte beſtimmen den Vorzug, und der Sohn eines Omka befindet ſich oft unter dem gemeinſten Haufen der Soldaten. Man erkennt hier keinen andern Adel, als die Abſtammung aus kaiſerlichem Geblüte, und von einigen Nachkommen des Muhamed's, für den man noch einige Achtung hat.

Auſſer dieſen Kriegs-Völkern unterhält der Kaiſer in den Provinzen, auch noch andere Truppen zu Pferde, deren Anzahl unglaublich ſcheinen wird. Man ſetzt die Zahl der Reiterey auf 300,000, und der Infanterie auf 600,000 Mann; denn bey der Mogolſchen Armee muß die Zahl der Fuß-Völker jederzeit noch ein Mahl ſo ſtark ſeyn, als die Reiterey. In auſſerordentlichen Fällen muß, nebſt den Truppen, welche diejenigen Fürſten, die dem Groß-Mogol zinsbar ſind, liefern müſſen, auch jede Landſchaft, die zum Reiche gehört, doppelte und dreyfache Mannſchaft ſtellen. Die ganze Reiterey iſt in verſchiedene Haufen getheilt, welche aus einer ſehr ungleichen Anzahl Soldaten beſtehen. Die wichtigſten machen an 12 bis

bis 15,000 Pferde aus, welche von einem Prinzen vom Geblüte oder einem andern Großen des Landes angeführet werden. Es gibt Compagnien bis zu 3300 Mann. Die meiſten Pferde kommen aus Arabien, Perſien, und vornehmlich aus der Tatarey. Die Moſgolſchen Pferde ſind ſtätig, ſcheu und ohne Muth. Die beſten werden zum Dienſt des Fürſten ausgeleſen, die übrigen aber werden an diejenigen, welche, ihres Amtes wegen, die Reiterey mit Pferden zu verſehen ſchuldig ſind, verkauft. Die Reiter ſind mit einem Bogen, einem Köcher voll Pfeile, einem Wurf-Spieße, einem Säbel und einem Dolche bewaffnet. Sie haben einen kleinen Schild, welchen ſie beſtändig am Halſe hangen haben, aber kein Feuer-Gewehr. Das Fuß-Volk bedient ſich der Muskete, bisweilen auch des Bogens und der Pfeile, und einer 10 bis 12 Fuß langen Pieke. Sie haben nicht eben den Ruhm der Tapferkeit, welchen die Reiter beſitzen. Ein jedes Oberhaupt verſorgt ſeinen Haufen mit Waffen und Montirung, welches viele Verwirrung bey den Regimentern verurſachet. Die Löhnung der Soldaten beruhet ebenfalls auf dem Belieben des Hauptmannes, wobey durch den Geiz der Oberhäupter große Ungerechtigkeiten veranlaſſet werden. Man überſieht dieſe Bedrückung, weil die Reichthümer, welche ſie zuſammen ſcharren, nach ihrem Tode dem Kaiſer wieder zufallen.

Das Geſchütz des Kaiſers iſt zahlreich. Seine Stücke ſind ſehr alt, und jedes hat ſeinen eigenen Nahmen. Der Kaiſer hat ein beſonderes Zeug-Haus von ſehr großer Pracht. Seine Wurf-Spieße, Säbel, Bogen und Köcher, ſind in der ſchönſten Ordnung aufgeſtellt; alles glänzt daran von Golde, Diamanten und andern Edelſteinen. Der Kaiſer verrichtet bisweilen ſein Gebet in dieſem Zeug-Hauſe, um Gott zu bitten, daß er ihm mit ſeinen Waffen den

Sieg über ſeine Feinde wolle glücklich erfechten laſſen.

Die Elephanten machen einen wichtigen Theil der Armeen des Kaiſers aus. Man ſetzt ihre Anzahl auf mehr als 14000, davon einige in den Ställen des Kaiſers, andere aber in den Häuſern der Großen ſind. Keiner kann unter 10 Thlr. des Tages erhalten werden. Man füttert ſie mit Getreide, Butter, ſtarkem Getränke und Zucker. Jeder Elephant hat wenigſtens 10 Sclaven zu ſeiner Bedienung. Einige ſind geſetzt ihn abzurichten, zahm zu machen, um ein Feuerwerk vor ſeinen Augen abzubrennen, um ihn kriegeriſch zu machen; andere lehren ſie die Stadt-Thore einſtoßen, große Laſten auf dem Rücken tragen, und ihre Bewegungen zu den Feldzügen einrichten. Die Indoſtaner bedienen ſich ihrer, als einer Verſchanzung wider den erſten Anfall der Feinde. Ein jeder Elephant hat einen hölzernen Thurm auf ſeinem Rücken, welcher mit Feuer-Röhren, und mit Menſchen, welche ſie regieren, beſetzt iſt. Es geſchieht aber gar oft, daß das Geräuſch dieſer Waffen und das Feuer-Werk, deſſen der Feind ſich bedient, ſie ſcheu zu machen, ſie dermaßen in Verwirrung bringt, daß ſie ihrem eigenen Haufen mehr Schaden thun, als denjenigen, wider welchen ſie gebraucht werden.

5. **Auf der Küſte von Malabar**, machen die **Nairen**, welche, nach den Braminen, der vornehmſte und zahlreichſte Stamm daſelbſt ſind, insgeſammt von den Waffen Profeſſion, und ſuchen nur im Adel und in der Tapferkeit Ruhm. Ein Naire, der auſſer einem Stücke Kattun, den er um ſeine Lenden hat, und welcher bis auf die Knie herab geht, nacket iſt, mit oben auf dem Kopfe in einen Wulſt geknüpften Haaren, in der einen Hand einen Säbel und in der andern ein Feuer-Rohr, bringt ſein ganzes Leben in dieſem Stande zu. Wenn ſie in den Krieg ziehen, neh-

nehmen ſie niemahls über zwey Tage Lebens-Mittel und Kriegs-Bedürfniſſe mit ſich; und damit ſie ſich mit Unterhalt verſorgen können, ſo ſind beſtändig einige Haufen Kriegs-Völker dergeſtalt in Bewegung, daß der vierte Theil ihrer Truppen ſich nach und nach, und beſtändig, entfernt befindet. In dem Treffen rückt ein jeder vor, oder weicht zurück, nach dem er mehr oder weniger beherzt iſt. Sie ſpringen aus einem Geſträuche in das andere, und geben Feuer. Wenn man ſie in ihren Verſchanzungen angreift, wehren ſie ſich bis auf den lezten Augenblick mit ſolcher Entſchloſſenheit, daß ſie niemahls um Gnade bitten. Eine ſo hartnäckige Standhaftigkeit macht den Europäern, die in das Land dringen wollen, den Krieg ſehr ſchwer, und koſtet ihnen viel Blut. Die öftern Kriege, welche die malabariſchen Könige unter ſich führen, machen, daß die Nairen von demjenigen leben können, was ihnen die Fürſten, denen ſie dienen, geben, und was die Ländereyen eintragen, die ſie den Tiven, einem niedrigen Stamme, der unter ihnen ſteht, verpachten.

6. **Im Königreiche Siam.** Alle freye Unterthanen des Königes von Siam müſſen, wenn er es verlangt, mit zu Felde gehen, und für ihre eigene Koſten dienen. Sein Fuß-Volk iſt ſchlecht bewaffnet, ſeine Reiterey ſchlecht beritten, und ſeine größte Stärke beſteht in der Menge Elephanten. Er führt auch ſchweres Geſchütz, welches ihm aber wenig nützet, weil ſeine Truppen, ſich deſſen zu bedienen, nicht Geſchicklichkeit genug beſitzen. Seine See-Macht iſt in eben ſo ſchlechten Umſtänden, als die zu Lande; ſie beſteht in einer gewiſſen Anzahl Fregatten und Galeren, die aber weder mit guten Matroſen, noch mit guten Officieren und Soldaten, beſetzt ſind. Er hat auch eine anſehnliche Menge Barken, deren er ſich wider ſeine Feinde, ſowohl auf dem Fluſſe als zur

See,

See, mit Vortheil bedient, weil ſeiner Nachbarn Seeweſen noch ſchlechter beſchaffen iſt, als das ſeinige; alles dieſes aber würde nicht wider die geringſte europäiſche Flotte Stand halten. Die Könige von Pegu und Siam leben faſt im beſtändigen Kriege mit einander. Beyde Königreiche ſind dadurch ſo verheeret worden, daß die Armeen nicht mehr darin dauern können; ſie haben daher bey ihren Einfällen fliegende Lager, und beyde ſind weiter auf nichts bedacht, als Sclaven zu machen; ein jeder iſt vergnügt, wenn er mit anſehnlicher Beute davon kommen kann. Wenn die Armeen einander gegen ſtehen, und eine Schlacht nicht vermieden werden kann, ſo fangen ſie mit etlichen Salven aus den Kanonen an, welche in die Luft geſchoſſen werden. Es iſt eine faſt ausgemachte Sache, daß keiner gerade auf den andern, ſondern höher, ſchießt. Mit dem Abſchießen der Pfeile und des kleinen Gewehres hat es gleiche Bewandtniß; und wenn dieſer Regen von Kugeln und Pfeilen auf den Feind herunter fällt, nimmt die Partey, die es zuerſt gewahr wird, ſogleich die Flucht. Ihre Art zu ſchießen iſt, daß ſie mit dem einen Knie auf die Erde fallen, das Gewehr auf dem andern anlegen, und das Geſicht wegkehren. Ein bloßer Degen kann 100 Siamer in die Flucht jagen, und ein Europäer mit einem Stocke in der Hand macht ſie zittern. Ein Volk von Sclaven kann nicht tapfer ſeyn.

Auſſer den National-Truppen unterhält der König noch einen Trupp fremder Soldaten von Mogoln, Malayen, Tatarn, Chineſern, Rasbuten ꝛc. die einen Theil ſeiner Leib-Wache ausmachen. In das Innerſte des Pallaſtes kommen ſie nicht, ſie beſetzen ihn nur von auſſen, und begleiten den Fürſten auf ſeinen Reiſen. Ihr Sold iſt nicht gleich; der Sold der Mogoln iſt der ſtärkſte; weder die einen, noch die andern ſind gute Soldaten, doch aber allemahl beſſer, als die Siamer,

amer, die gar keine Luſt zum Kriege haben, und höchſt unwiſſend ſind. Sie wollen ſich an keine Kriegs-Zucht gewöhnen, und wiſſen weder regelmäßig anzugreifen, noch ſich zu vertheidigen. Weil ſie aber mit Feinden zu thun haben, welche nicht beherzter und geſchickter, als ſie ſelbſt, ſind, geſchieht es öfters, daß ſie den Vortheil davon tragen.

Die Siamer haben auch zu allen Zeiten den Vortheil der Feſtungen vernachläſſigt; die wenigen, welche ſie haben, würden den erſten Angriff regulärer Truppen gewiß nicht aushalten. Ueberhaupt die Unterhaltung der feſten Plätze und der Armeen koſten dem Könige von Siam ſehr wenig.

7. **Der König von Tunquin** unterhält ordentlich eine Armee von 150,000 Mann, worunter 10 bis 12,000 zu Pferde ſind. In auſſerordentlichen Vorfällen wird dieſe Armee doppelt verſtärkt. Der Fürſt hält jährlich eine allgemeine Muſterung ſeiner Truppen, wobey er ſehr auf die Größe der Soldaten ſieht. Die anſehnlichſten werden zu ſeiner Leib-Wache ausgehoben. Die Tunquiner ſind aber ſchlechte Soldaten; dieſes iſt theils dem weiblichen Character ihrer Obern zu zuſchreiben, welche gemeiniglich aus den Verſchnittenen des Hofes gewählet werden, theils kennt man keine Kriegs-Belohnungen. Selbſt bey denen, die Gelegenheit haben ſich hervor zu thun, ändert die Tapferkeit ihren Zuſtand nicht. Man hat faſt kein Beyſpiel, daß ein niedriger Officier, ſeiner Tapferkeit oder Geſchicklichkeit wegen, wäre befördert worden. Geld und Gunſt ſind die einzigen Wege, wodurch man ſich heben kann. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß die Tunquiner bey Feldzügen mit ihren ſchlechten Truppen ſo wenig ausrichten. Sie bringen ihre Zeit hin, ſich zu verſchanzen, die Mauern der Städte anzuſehen, und ſich in Schlacht-Ordnung zu ſtellen; ſie nehmen aber keine Belagerung vor, und liefern keine Schlacht,

ſie ziehen ſich mit Geſchwindigkeit zuſammen, marſchiren hitzig an, und lagern ſich mit großer Zurüſtung, bey dem geringſten Anfalle aber verſchwinden ſie ſo ſchnell, als ſie ſich verſammelt hatten.

8. Von der militariſchen Verfaſſung im Königreiche Korea, ſ. im XLIV Th. S. 535.

9. Von der Kriegs-Verfaſſung bey den Kamtſchadalen, ſ. im XXXIV Th. S. 106, f.

10. In China, beruhet das Soldaten-Regiment auf einer Art von Bedienten, die Kriegs-Mandarine genannt werden. Man unterſcheidet ſie nach 5 Claſſen, die mehr als 18000 dergleichen Befehlshaber enthalten. Die von der erſten Claſſe heißen Mandarine vom Nachzuge; die von der zweyten, Mandarine vom linken Flügel; die von der dritten, Mandarine vom rechten Flügel; die von der vierten, Mandarine von der mittlern Schlacht-Ordnung; und die von der fünften, Mandarine vom Vortrabe. Dieſe verſchiedene Ordnungen werden von 5 Gerichts-Höfen commandirt, die wieder unter einem ſechsten ſtehen, welcher gleichfalls von dem Ober-Gerichte in Peking abhängt, welches den eigentlichen geheimen Kriegs-Rath ausmacht. Das Haupt dieſer Leztern iſt einer der größten Herren des Reiches, und ſeine Gewalt erſtreckt ſich auf alle Kriegs-Völker, ſowohl um das Hof-Lager, als auch in den Provinzen. Seine Würde bedeutet ſo viel, als eines General-Feld-Marſchalles, oder eines Kron-Groß-Feldherrn. Aus Furcht, daß ſolcher ſein Anſehen mißbrauchen könnte, iſt ihm ein Mandarin aus dem gelehrten Stande zugeſellet, der den Titel eines Ober-Kriegs-Aufſehers führt; auſſerdem wird ſein Betragen noch von zwey andern hohen Kriegs-Bedienten, die von dem Heere genommen ſind, beobachtet. Der Feld-Herr darf nicht das mindeſte unternehmen, ohne dieſe drey Herren zu Rathe gezogen zu haben, und dieſe geben

wieder von ſeinen Anſtalten vor dem Ober-Kriegs-Rathe Rechenſchaft. Dieſe 18000 Kriegs-Mandarine haben mehr als 700,000 Mann Infanterie, und 200,000 Mann Cavallerie, unter ihren Befehlen. Alle dieſe Völker dienen zur Wache und Bedeckung der Mandarinen, der Statthalter, der Kriegs-Bedienten, und anderer obrigkeitlichen Perſonen. Sie begleiten dieſelben auf ihren Reiſen, und wachen des Nachts um die Wirths-Häuſer herum, über die Sicherheit derſelben; und ſo oft der Mandarin ſich irgendwo aufhält, werden ſie von friſchen Wachen abgelöſet. Man hat ſie in Legionen abgetheilt; jede Legion beſteht aus 10,000 Soldaten, die wieder 100 Compagnien, jede von 100 Mann, ausmachen. Die Tatarn führen gelbe, und die Chineſer grüne Fahnen. Die Befehlshaber jeder Abtheilung müſſen ihre Völker fleißig in den Waffen üben laſſen. Von Zeit zu Zeit werden Muſterungen angeſtellt, und dabey Pferde und Gewehre beſichtigt. Wenn alle dieſe Sachen nicht in gutem Stande ſind, werden die Nachläſſigen auf der Stelle beſtraft, die Chineſer mit dem Rohre, und die Tatarn mit der Peitſche. Der Sold eines Infanteriſten, iſt etwas über 18 Pfenn. den Tag nebſt einem Maße Reiß. Der Cavalleriſt hat doppelt ſo viel, und 2 Maß kleine Bohnen für ſein Pferd. Dieſe Kriegs-Völker ſind wohl bewaffnet und gut gekleidet. Ihr Sold wird ihnen alle 3 Monathe richtig ausgezahlt, und ſie ſtehen überhaupt ſo gut, daß jedermann Soldat werden will. Man hat hier gar nicht, wie in Europa, nöthig, mit Gewalt, Geld oder Liſt die Leute zu werben, denn ſie geben ſich von ſelbſt dazu an. Allein, die von Natur furchtſamen Chineſer ſind ſchlechte Soldaten; der erſte Angriff wirft ſie ſogleich über den Haufen. Das wollüſtige Klima hat ſelbſt die Tatarn verzärtelt. „Es ſind gute Soldaten“, ſagte der große Kaiſer Cang-Hi: „wenn ſie mit ſchlechten zu

thun

thun haben, und ſchlechte, wenn ſie gegen gute agiren ſollen.“ Der lange Friede, den China genießt, und der nun, ohne die geringſte Unterbrechung, über ein ganzes Jahrhundert gedauert hat, hat den Muth dieſes Volkes vollends entkräftet. Der Vorzug, den ſeine Einwohner dem Studieren und den Wiſſenſchaften ertheilen; die gewöhnliche Erziehung der Jugend, die nichts als Bücher zu ſehen und nichts als Sitten-Lehren zu hören bekommt; die Abhängigkeit des Kriegs-Weſens von den Gelehrten: alles dieſes ſind Hinderniſſe der Tapferkeit dieſes Volkes.

Die Heeres-Macht der Chineſer iſt hauptſächlich dazu beſtimmt, Meutereyen zuvor zu kommen, oder Empörungen zu unterdrücken, und ſich daher in Städten und Provinzen überall finden zu laſſen; ihnen iſt auch auferlegt, die öffentlichen Straßen von Räubern und Land-Streichern rein zu erhalten. Bey der beſtändigen Aufmerkſamkeit, ſolches Geſindel auszuforſchen und zu ertappen, entwiſchen nur wenige ihren Händen. Sind ordentliche Feldzüge zu unternehmen, ſo werden aus jeder Provinz Kriegs-Völker abgeſchickt, die dann zuſammen eine fürchterliche Armee ausmachen. Die Soldaten tragen gemeiniglich ihre Montur nur, wenn ſie im Dienſte ſind, d. h. wenn ſie auf die Wache ziehen, ihre Kriegs-Uebungen machen, ſich zur Muſterung ſtellen, oder einen Mandarin bedecken. Zur andern Zeit treiben ſie die Hanthierung, in welcher ſie geboren ſind.

Die Kriegs-Uebungen werden folgender Maßen angeſtellt. Die Soldaten werden in zwey Linien geſtellt, und haben Flinten mit Lunten. Die Ober-Befehlshaber ſind zu Pferde, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, und die Unter-Bedienten zu Fuße mit längern oder kürzern Degen: jeder nach ſeinem Range. Alle dieſe Kriegs-Völker beobachten eine tiefe Stille, bis auf den Augenblick, da der Befehlshaber ein kleines

nes Stück, welches auf dem Rücken eines Kameles befeſtigt iſt, abbrennen läſſet. Auf dieſes Zeichen gehen ſie bald vor- bald rückwärts und machen ihre Schwenkungen, nach der Kriegs-Zucht des Landes, mit vieler Regelmäßigkeit. Sie theilen ſich alsdann in verſchiedene Compagnien, werfen ſich dicht neben einander auf die Knie, und bleiben einige Minuten in dieſer Stellung. Hierauf richten ſie ſich wieder in die Höhe, nehmen ihren Poſten ein, und ſtellen ſich mit großer Geſchwindigkeit, und ohne die mindeſte Verwirrung, von neuem in Reihen und Glieder. Aus dieſen Bewegungen iſt zu ſchließen, daß dieſe Truppen leicht auf den europäiſchen Fuß abgerichtet werden könnten.

Die Kriegs-Bedienten ſelbſt, ja ſo gar die tatariſchen Soldaten, haben den Geiſt der Sanftmuth und der Zurückhaltung angenommen. Bey Heerzügen hat man Fleiſch und Zugemüſe mit eben der Sicherheit auf dem Markte feil, als wenn bloß eine Proceſſion von Geiſtlichen vorbey ginge. Es iſt in China etwas Unerhörtes, wenn ein Soldat einem Unterthan des Reiches einen Schaden verurſachet. Einem Tatarn wurde der Kopf herunter geſchlagen, der ſich unterſtanden hatte, von einer Ware, die er einmahl behandelt hatte, 3 Pfenn. abzuziehen. Nach den Grundſätzen der Chineſer iſt der Soldat dazu beſtimmt, ſein Vaterland gegen den Feind zu vertheidigen; denn wenn das Land ſich vor ſeinen eigenen Beſchützern zu fürchten hätte, ſo wäre demſelben viel zuträglicher, gar keine Vertheidiger, als ſtatt Eines Feindes ihrer zwey, zu haben.

Die Kriegs-Bedienten oder Kriegs-Mandarine, tatariſcher oder chineſiſcher Nation, in der Provinz Canton, tragen alle Zeichen ihrer Würde. Es gibt General-Lieutenants, General-Majors, Oberſten, Obriſt-Lieutenants, Hauptleute, Lieutenants, Fähnriche, u. ſ. w. Der General der Tatarn hat über

5000 Mann zu befehlen. Unter dem erſten Befehlshaber über die chineſiſchen Kriegs-Völker ſtehen in jeder Provinz alle Truppen von ſeiner Nation; der von Canton aber hat nicht, wie der tatariſche General, ſein Quartier in dieſer Haupt-Stadt, ſondern in einem andern Orte vom erſten Range, und 5000 Mann Infanterie und Cavallerie ſind ihm untergeordnet. Ueberdies ſind noch andere Generals-Perſonen zum Dienſte dieſer Provinz beſtellt, die über verſchiedene Corps zu befehlen haben, ſo daß, alles zuſammen gerechnet, allein in der einzigen Provinz Canton, eine Armee von mehr als 30,000 Köpfen heraus kommt. Der tatariſche General allein, hat alle ſeine Kriegs-Völker um ſein Haupt-Quartier verlegt. Dieſe Kaſernen, die meiſtentheils in der Mitte von Haupt-Städten angeleget werden, machen gleichſam eine eigene Stadt aus, und ſind mit Mauern umgeben. Die chineſiſchen Befehlshaber aber vertheilen die ihrigen in alle Plätze ihrer Provinz.

Wenn einer der Kriegs-Bedienten irgend eine löbliche Handlung, welche Aufmerkſamkeit verdient, gethan hat, wird er ſogleich mit einem Ehren-Zeichen belohnt. Dieſe Ehren-Zeichen werden den erſten Mandarinen von den höchſten Gerichts-Höfen, den Mandarinen vom zweyten Range aber durch ihre Vice-Könige zuerkannt. Ein Oberſter, der ſeine Soldaten wohl geübt hat, erhält dergleichen Ehren-Zeichen. Vier dergleichen geben einen Grad der Würde, mit welchem nur wichtige Dienſte begnadiget werden. Dieſe Grade werden in ein eigenes Verzeichniß eingetragen, welches man allemahl nach Hofe ſchickt. Wenn aber einer etwas verſieht, ſo wird, an ſtatt ihn abzuſetzen oder an Gelde zu ſtrafen, ihm aus dieſem Verzeichniſſe ein oder mehrere ſeiner Grade wieder geſtrichen.

Zu

Zu den Ehren-Stellen, zu welchen man durch die Kriegs-Wiſſenſchaft gelangt, hat man gewiſſe Prüfungen auszuhalten, wenn man darin ſein Glück machen will. Erſtlich muß man Proben ſeiner Geſchicklichkeit mit Pfeil und Bogen ablegen, ein guter Reiter ſeyn, große Steine werfen und ſchwere Laſten tragen können. Ferner läſſet man ſo ganz ungekünſtelte, aber wohl überdachte, die Kriegs-Kunſt betreffende Ausarbeitungen machen, und legt ihnen Aufgaben über die Kunſt vor, ſich vortheilhaft zu lagern, Heer-Züge anzuordnen und Kriegs-Liſten zu gebrauchen; und dieſe Fragen müſſen ſie beantworten. Diejenigen, welche die meiſte Fähigkeit zeigen, erhalten die wichtigſten Stellen, und auf dieſe Art zieht der Stat vortreffliche Kriegs-Bediente.

Der Gebrauch des ſchweren Geſchützes iſt in China ziemlich neu, d. h. man bedient ſich der Kanonen erſt ſeit ungefähr 200 Jahren. Die Portugieſen von Maho waren es, die dem Kaiſer damit ein Geſchenk machten, und nach dem Muſter derſelben verfertigte man eine Menge andere. Allein, hierbey mußte man zu den Jeſuiten ſeine Zuflucht nehmen.

11. Auf der Inſel Ternate. Dieſe Inſel iſt eine der größten unter den moluckiſchen Inſeln, und in viele kleine Königreiche vertheilt. Alle dieſe kleine Monarchen leben in beſtändigem Kriege mit einander. Der Krieg iſt für ſie eine Art von Gewerbe, weil ſie Gefangene und Sclaven bekommen, die ſie den andern Inſeln wieder verkaufen. Sie nehmen manchmahl ihre eigene Kinder dazu, und wo ſie einen Verwandten oder Freund habhaft werden können, da verhandeln ſie dieſen ebenfalls. Wenn ſie im Kriege ihren Feind erlegt haben, ſchneiden ſie ihm den Kopf ab, und hängen ihn auſſen an ihre Häuſer.

12. Die Kriegs-Macht des **Königes von Candy**, beſteht aus ſeiner Leib-Wache, die wechſelweiſe ihre

Dienſte thut, und aus den Land-Soldaten, welche durch die ganze Inſel zerſtreuet ſind. Die Leib-Wache iſt von Natur auf den Sohn erblich, und ſtatt des Soldes ſind ihnen gewiſſe Ländereyen angewieſen, welche ſie verlieren, wenn ſie ihre Schuldigkeit nicht beobachten. Sie haben die Freyheit, den Dienſt aufzugeben, wenn es ihnen gefällt; aber alsdann müſſen ſie auch ihre Grundſtücke denjenigen, welche an ihre Stelle kommen, abtreten. In der Anzahl dieſer Leib-Wache, in der natürlichen Feſtigkeit des Landes, und mehr in der Liſt, als in der Tapferkeit der Soldaten, beſteht die Macht des Königreiches. Sie ſchlagen niemahls auf freyem Felde, viel weniger nach den Regeln der Kriegs-Kunſt. Ihre Geſchicklichkeit beſteht darin, daß ſie ſich in einen Hinterhalt legen und die Wege verhauen; daß ſie ſich zwiſchen die Felſen und das Gebüſch verſtecken, wo man ſich vor ihrem Feuer-Gewehre fürchten muß; daß ſie große Bäume auf ihre Feinde fallen laſſen, welche ſie mit Fleiß umhauen, und daß ſie einen Regen von Pfeilen und Kugeln ihnen zuſchicken, wenn ſie ſehen, daß ſie in Unordnung ſind.

13. **Auf der Inſel Banda.** Die Bandaner leben mit ihren Nachbarn in faſt beſtändigem Kriege, und unter verſchiedenen Arten von Waffen, die bey ihnen eingeführt ſind. Sie bedienen ſich kleiner Pfeile mit Angel-Haken, woran ſie einen Strick binden. Dieſe wiſſen ſie auf den Feind mit vieler Geſchicklichkeit zu werfen, ziehen den Pfeil mit dem Stricke wieder zurück, und bemächtigen ſich zu gleicher Zeit des Verwundeten. Ihre Gewohnheit iſt, den Ueberwundenen kein Quartier zu geben. Die Köpfe ihrer Feinde bringen ſie, als Sieges-Zeichen, auf der Spitze einer Pieke zurück, legen ſie an einem öffentlichen Orte zur Schau, und zeigen ſie hernach mit vielem Stolze. Wenn das Volk ſie geſehen hat, pflegen

gen ſie die Köpfe in einen benachbarten Wald zu vergraben.

14. **Auf den marianiſchen, auch Diebs-Inſeln genannt.** Diejenigen Marianer, welche nicht unter dem ſpaniſchen Joche ſtehen, machen ihren Streit, wenn er ganze Völkerſchaften angeht, durch die Waffen aus. Ihre Kriege ſind bald geendigt, und nicht ſo blutig; ſo wie ſie ſich leicht erzürnen, ſo beſänftigen ſie ſich auch bald wieder. Der Tod von zwey oder drey Menſchen entſcheidet gemeiniglich den Sieg. Wenn ſie zu Felde gehen, machen ſie ein großes Geſchrey, um ſich unter einander aufzumuntern; und weil ſie von Natur weichlich und zaghaft ſind, ſuchen ſie ihren Feind nicht ſo wohl anzugreifen, als vielmehr heimlich zu überfallen. Sie kennen keine Kriegs-Zucht und Ordnung, nehmen auch weder Lebens-Mittel noch Proviant mit ſich, und bringen öfters 2 bis 3 Tage hin, ohne zu eſſen. Sie ſind nur beſchäftigt, die Bewegungen des Feindes zu beobachten, und ihn durch Hinterliſt zu verführen; ſehen ſie aber, daß einer ihrer Cameraden verwundet iſt, ſo nehmen ſie die Flucht. Die überwundene Armee ſucht Frieden zu machen, und erhält ihn durch Geſchenke; die Ueberwinder aber machen ihre Triumphe durch ſatyriſche Verſuche kund, welche ſie bey feyerlichen Gelegenheiten abſingen, und von Geſchlecht zu Geſchlecht aufbehalten.

Als noch etwas Beſonderes bey dieſer Nation, kann man rechnen, daß ſie weder Bogen, Pfeile, noch Säbel, haben. Sie führen kein anderes Gewehr, als lange Stöcke, mit ziemlich ſauber gearbeiteten Menſchen-Knochen beſchlagen, woran die Enden ſehr ſpitzig ſind. In der Schlacht bedienen ſie ſich auch der Steine, die ſie mit vieler Stärke und Geſchicklichkeit zu werfen wiſſen. Vertheidigungs-Waffen kennen ſie gar nicht. Sie ſuchen bloß, den Stößen,

die man ihnen beybringen will, durch geſchickte und geſchwinde Bewegung des Leibes auszuweichen.

15. Von der Kriegs-Macht in dem Königreiche Japan, ſ. im XXIX Th. S. 99, f.

## Kriegs-Gebräuche und Kriegs-Verfaſſung einiger Völker in Afrika.

16. **In dem Königreiche Maroko.** Zu den Zeiten der Römer waren die Mauren für ſehr gute Reiter bekannt, die ohne Sattel und Zaum ritten, und die Pferde mit einem kleinen Stocke zwiſchen den Ohren, oder auch mit den Füßen lenkten; und die numidiſche Reiterey war die mächtigſte, welche man damahls kannte. Sie hatten ehemahls Bogen und Pfeile, die ſie ſo gar vergifteten, aber nun haben ſie insgeſammt Büchſen und Säbel. Doch haben ſie noch keine Exercitia oder Tempo's mit dem Gewehre, oder ſchießen ihren Feind nach irgend einem ordentlichen Tacte todt, ſondern derjenige, der am geſchwindeſten laden und ſchießen kann, iſt der beſte Soldat. Mulei Jsmail hatte eine große Armee auf den Beinen, die vorzüglich aus Negern beſtand, welche nach gerade ſo mächtig wurden, daß ſie nicht allein dieſen Tyrann bis in ſein hohes Alter auf dem Throne erhielten, ſondern ſo gar von ſeinen Kindern, welche ſie wollten, auf den Thron ſetzten, und dieſelben nach den Umſtänden auch wieder abſetzten, bis Mulei Abd Allah und ſein Sohn, der jezt regierende König, dieſen Fehler einſahen, und deswegen die Zahl der Schwarzen von 50,000 (*) bis zu höchſtens 6000 einſchränkten. Hinge-

(*) **Mulei Jsmail** ſoll 60,000 Pferde gehabt haben, von welchen er zu einer Zeit täglich 8000 geſattelt hielt, und hernach nie weniger als 2000. Miſſion hiſtorial de Marueccos, L. 1, c. 14.

Hingegen hat der König mit den Arabern die Einrichtung gemacht, daß einige Provinzen von den ſtreitbarſten Stämmen militariſch ſind, und dieſe müſſen nicht allein auf den erſten Wink fertig ſeyn, mit ihm zu Felde zu gehen, ſondern diejenigen von ihnen, die zu Hauſe bleiben, müſſen ſo gar auch die Ausrüſtung für die andern bezahlen, wogegen ſie kein Schutz-Geld erlegen.

In Friedens-Zeiten hält der König nicht mehr Soldaten, als die vorgemeldeten 6000 Negern, und eben ſo viele Araber, theils von dem Stamme Ludaia, und theils von andern Stämmen, auf die er ſich verlaſſen kann. Dieſe ſind auch hinreichend genug; denn der König an der Spitze von 4000 Mann, iſt ein Fürſt des Schreckens, vor dem alle laufen. Er hat dieſe Soldaten in Taredant, Suira, Laraiſch, Tanſghia, Meknes, Neu-Fes, Tedla und den größten Theil davon in Maroko vertheilt, wo täglich 1000 Mann die Wache haben, oder auf verſchiedenen Stellen in der Arbeit des Königes ſind. Dieſe erhalten jährlich 2 leinene Hemden und Beinkleider, einen Kaftan von rothem Tuche, und eine Zolhem von blauem Tuche, und bekommen täglich von 1 bis 4 Usghio oder Blankillen, auſſer ihren Gewehren. Die andern bekommen täglich 1 Blankille, oder auch jährlich leinene Kleider; die Officiers erhalten beydes. Weil aber diejenigen, die bloß Kleider bekommen, davon nicht leben können, ſo nehmen ſie etwas anders vor, als: Landbau, Fiſcherey, u. d. gl. wodurch ſie ſich etwas verdienen können. Oefters verſchaffet ihnen der König ſelbſt Gelegenheit dazu, wenn ein Geſandter oder Conſul nach oder von dem Hofe begleitet werden ſoll, wobey es gute Gefälle gibt; bisweilen reicht er ihren Frauen ein kleines Braut-Geſchenk, oder ihren Kindern ein kleines Geſchenk, wann ihre Beſchneidung geſchehen ſoll.

Wenn der König in den Krieg will, ſammelt er erſt ſo viele von ſeinen eigeneu Truppen, als auf ihren

Poſten entbehret werden können, und gibt einem jeden von ihnen 10 bis 15 Ducaten, und an ihre Weiber 1 Ducaten, welches der Lohn für den ganzen Kriegs-Zug iſt, er mag lange oder kurz dauern. Sodann ertheilt er Befehl an den Baſchia über eine Provinz, eine gewiſſe Anzahl aufzubiethen, und der Baſchia gibt wieder Befehl an den Schech in jeder Duar, ſo viele auszuheben, als nöthig ſind, welches gemeiniglich einer von 10 Chaimen oder Zelten iſt, wenn die Anzahl der Provinz 1000 Mann iſt; 5 von 10, wenn ſie 5000 Mann iſt, und ſolcher Geſtalt verhältnißmäßig, bis zu jedem Manne, der Waffen tragen kann, ſo, daß ſehr geſchwinde 100,000 Mann im Felde ſeyn können. Was in den militäriſchen Provinzen etwa mangelt, das wird von den andern Provinzen beygelegt, und der König bezahlt dagegen 5 Ducaten an jeden, und verſieht ihn mit Waffen. Wenn nur ein Theil von den militäriſchen Provinzen zu Felde ſoll, ſo müſſen die zurückbleibenden zuſammen ſchießen, und jedem ausgehenden Soldaten von ihrer Provinz 5 Ducaten auszahlen, oder mehr, wenn der Kriegszug lange währen möchte. Auſſerdem müſſen ſie dieſelben mit Pferden, Büchſen, Säbeln, Pulver und Kugeln verſehen; und endlich müſſen ſie ihren Land-Bau für dieſelben treiben, und ihr Vieh in ihrer Abweſenheit hüten. Emkadem iſt ein Officier, der über 100 Mann zu befehlen hat; ein Kaid befiehlt über 500 Mann, und ein Baſchia über 2500 Mann. Wenn aber die Armee nicht ſo ſtark iſt, ſo commandirt ein Baſchia nur diejenigen, die zu ſeiner Provinz gehören, für deren gute Aufführung er ſtehen muß. Bey großen Kriegs-Zügen iſt der König ſelbſt Generaliſſimus, entweder zu Pferde, oder in einem Emhefa, welches eine Art von Lehn-Seſſel iſt, den zwey Maul-Thiere tragen. Bey Anbruche des Tages läſſet ſich die Feld-Muſik hören, und ein jeder macht

ſich

ſich mit ſeiner Bagage fertig, da unterdeſſen der König ſein Gebet verrichtet, und ein Frühſtück zu ſich nimmt. Darauf marſchiert zuerſt der Baſchia in der Provinz, wo die Armee iſt, mit ſeinen Leuten; nach ihnen kommt ein Corps von ſchwarzen Soldaten, mit dem Buche ihres Patrones Sid elbuchari. Sodann folgt der König mit einem Corps ſeiner regulären Truppen, hernach die übrige Armee, und endlich die Bagage, welche von ſeinen eigenen Leuten bedeckt wird. In dieſer Ordnung marſchieren ſie, ohne Halte zu machen, bis um 3 Uhr nachmittags, da ſie nach einem Signale von der Feld-Muſik Halte machen, und bis 4 Uhr einen bequemen Platz auſſuchen. Zu dieſer Zeit halten ſie Gebet, und ſchlagen ſodann das Lager auf. Das königliche Zelt iſt prächtig, öfters mit grünem oder rothem Damaſt gefüttert, und mit vielen ächt vergoldeten Knöpfen und Zierrathen verſehen. Um daſſelbe wird eine Wand von Leinwand gezogen, die ein Viereck ausmacht, und ſo hoch iſt, daß kein Mann darüber ſehen kann; der innere Raum iſt gemeiniglich ſo groß, daß 6 bis 7 andere Zelte darauf ſtehen können, theils zu dem Gottesdienſte des Königes, und theils, um einige ſeiner Frauenzimmer und Bedienten einzunehmen. Die Schwarzen, oder die Leib-Wache, (denn ſie ſind nicht alle ſchwarz,) machen ein längliches Lager nahe bey dem Zelte des Königes aus; demnächſt ſtehen die andern gleichfalls etwas davon, und jede Provinz für ſich. Der Baſchia, in deſſen Provinz die Armee campirt, ſorgt dafür, daß ſie zu ihrem Unterhalt Lebens-Mittel und Gerſte gegen einen billigen Preis bekommt; aber der König und ſeine Leib-Wache müſſen ſolches alles ohne Bezahlung haben. Wenn ſie eine Schlacht liefern wollen, ſo wird die Reiterey getheilt, und auf die beyden Flügel der Infanterie geſtellt, falls dergleichen da iſt, welches ſehr ſelten iſt. Die Armee macht einen halben Mond, und in

der Ordnung halten ſie ein kurzes Gebet um Sieg; alsdann erheben ſie ein großes Geſchrey, und gehen damit auf den Feind los.

17. **Auf der Küſte von Guinea.** Da die Neger-Nationen auf der Gold-Küſte ſo ſtolz, als arm und geldbegierig, ſind, ſo entſtehen öfters Händel unter ihnen. Der Krieg wird bey ſolchen Gelegenheiten förmlich angekündigt, und die Könige ſetzen durch ihre Statthalter einen Tag an, da die Unterthanen gewaffnet ſich verſammeln. Wenn die Officiers und Edeln beyſammen ſind, trägt ihnen der König die Urſachen ſeiner Beſchwerden vor, ermahnt ſie, den Ruhm ihrer Tapferkeit zu erhalten, verſpricht ihnen den Sieg im Nahmen der Fetiſche, und verſichert ſie einer reichen Beute. Wenn dieſes geſchehen, und der Krieg alſo beſchloſſen iſt, ſchickt der König einen **Tie Tie**, oder Herold, den Feinden den Krieg anzukündigen, und benennt zugleich den Tag, den Platz, und die Stunde der Schlacht. Unterdeſſen rüſtet ſich jeder Hauptmann mit ſeinen Sclaven, und das übrige Volk, d. i. alle über 20 Jahr, welche Waffen tragen können, thun dergleichen, jeder unter ſeinem Befehlshaber. Dieſe Zurüſtungen verurſachen, daß die **Morinni**, oder Großen, nach Hofe, und von da mit ihren Weibern und Familien in den Krieg ziehen. Hat der Krieg wichtige Urſachen, und iſt er bedenklich, ſo zerſtören ſie vor ihrem Auszuge ihre Städte und Wohnungen, damit auch der Sieg dem Feinde keinen Vortheil bringe, und ihnen nichts übrig bleibe, ſie zur Rückkehr anzureizen. Bey einer geringern Zwiſtigkeit aber ſchaffen ſie nur ihre Familien in eine neutrale Stadt, und laſſen ihre Häuſer leer; dann niemand denkt daran, daß er vor Endigung des Krieges zurück kommen wolle. Die Schwarzen an der Küſte, die unter den europäiſchen Forts wohnen, ſchaffen bey dem Kriege ihre Familien und Sachen in dieſelben,

und

und nehmen ſelbſt ihre Zuflucht dahin, wenn ſie geſchlagen werden.

Die Neger-Könige haben allemahl in Kriegs-Zeiten eine Leib-Wache, die ſie im Felde und zu Hauſe begleitet. Die Soldaten in derſelben machen tauſenderley ſeltſame Stellungen, wenn ſie ſich auf den Straßen ſehen laſſen, als ob ſie alles, was ihnen vorkommt, freſſen wollten. Gegen den angeſetzten Tag machen ſie ihr Gewehr zurecht, und mahlen ſich das Geſicht mit rothen und gelben Streifen, die Bruſt und den übrigen Leib aber mit eben dergleichen Figuren, damit ſie deſto fürchterlicher ausſehen; doch vergeſſen ſie dabey nicht, Glas-Korallen an ihren Fetiſch-Schnüren, als Verwahrungs-Mittel vor der Gefahr, umzuhängen. Auch tragen ſie ein Hals-Band, ſo dick als ein Arm, von dergleichen Aeſten, um die Verletzungen von ihrer Feinde Waffen abzuhalten. Auf dem Kopfe haben ſie einen Helm von Leoparden- oder Krokodill-Haut, und eine Binde von eben ſolcher Haut um den Leib, die zwiſchen den Schenkeln durchgeht. Ihre Blöße bedecken ſie mit einem Stückchen Leinwand, und halten alle weite Kleider für hinderlich beym Fechten. Im Gürtel führen ſie einen Dolch, in der linken Hand einen langen breiten Schild, welcher ihren ganzen Leib bedeckt, und in der rechten 3 oder 4 Wurf-Spieße oder Pfeile, nach ihrem Range. Die geringern Soldateu ſind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet; ihr Köcher dazu iſt aus Thier-Häuten gemacht, und ſie wiſſen ſolche geſchickt zu brauchen. Die Sclaven ſchlagen die Trommeln, und haben Hörner oder elfenbeinerne Pfeifen, mit welchen ſie zur Schlacht blaſen. Die Gemeinen tragen ihre Säbel an der linken Hüfte in einem um den Leib gegürteten Wehr-Gehenke, oder in den Binden, die ſie um den Leib haben, und zwiſchen den Beinen durchſtecken, damit ſie ſchneller laufen können. Auſſerdem ſind ſie noch mit einem Ge-

hen-

henke umgürtet, in welchem etwa 20 Bandeliere ſtecken. Die Kappe auf ihrem Kopfe von Krokodill-Haut iſt auf jeder Seite mit einer rothen Muſchel, und hinten mit einem Büſchel von Pferde-Haaren geziert, wobey ſie noch eine elfenbeinerne Kette, oder etwas dergleichen, um den Kopf gebunden haben. Solcher Geſtalt ſehen unſere Helden mit ihren weiß gefärbten Leibern, Teufeln ähnlicher, als Menſchen. Ihre Waffen ſind Musketen und Karabiner, Schwerte, Säbel oder Dolche mit zwey Schneiden, Bogen und Pfeile, und Schilde. Einige Negern haben nur etliche wenige Kanonen, die ſie aber ſchlecht zu brauchen wiſſen. In der Kunſt, ein Lager zu ſchlagen, ſind ſie ganz unwiſſend; ſie haben weder Zelte noch Geräthe, ſondern liegen unter freyem Himmel. Diejenigen, die ſchon in andern Schlachten Feinde niedergemacht haben, erſcheinen in den vorderſten Gliedern mit Helmen, die zum Theil aus den Hirnſchedeln der Hingerichteten verfertigt ſind. Diejenigen, die Feuer-Gewehr haben, werden in das erſte Glied geſtellt. Sie haben jederzeit nur 2 Glieder. Sie richten ſich nach der Beſchaffenheit des Erdreiches, und fechten alle zugleich, ſo, daß ſie ſich niemahls wieder ſetzen können, wenn ſie einmahl in Unordnung gerathen ſind, ſondern fliehen müſſen, oder niedergemacht werden. Sie fechten ſehr unordentlich, ohne alle Regeln. Jeder Befehlshaber hat ſeine Leute auf einem Haufen beyſammen, in deren Mitte er ſich ordentlich zeigt, und ſo fällt ein Haufen Leute den andern an. Wenn die Befehlshaber ſehen, daß ihre Mitbrüder zurück getrieben werden, ſuchen ſie oft ihre Sicherheit ebenfalls in der Flucht, an ſtatt daß ſie jenen beyſtehen ſollten; und zwar, oft ehe ſie einen Anfall ausgehalten, oder einen Streich gethan haben. Ihre Freunde, die ſie im Gefechte verlieſſen, folgen ihnen ſicher nach, wenn ihnen etwas hart zugeſetzt wird, wofern ſie nicht

ſo tief unter den Feinden ſind, daß ſie nicht durchkommen können, da ſie dann wider ihren Willen ſich doch den Ruhm guter Soldaten erwerben, weil ſie nicht davon laufen können. Bey den Fechten ſtehen ſie nicht aufrecht, ſondern laufen gebückt und aufmerkſam, daß die Kugeln über ihre Köpfe fliegen. Andere kriechen bis ganz zu dem Feinde, ehe ſie feuern, worauf ſie zu ihrem Heere eilends zurück laufen, um wieder zu laden und anzugreifen. Kurz, ihre lächerliche Stellungen, ihr Hüpfen, Kriechen und Schreyen macht, daß ihr Gefecht mehr wie ein Affen-Gebalge, als wie eine Schlacht, ausſieht. Was ſich ſicher und in guter Ordnung zurück ziehen heiße, davon haben ſie gar keinen Begriff. Das Metzeln hört nur durch die völlige Niederlage eines von beyden Theilen auf, da ſie dann ſo viel Gefangene, als möglich, zu machen ſuchen. Die gemeinen Gefangenen, die ihr Löſe-Geld nicht aufbringen können, werden entweder für Sclaven behalten, oder verkauft. Ein vornehmer Gefangener wird wohl verwahrt, und muß ſich theuer loskaufen. Wird aber derjenige gefangen, der den Krieg verurſacht hat, ſo laſſen ſie ihn nicht leicht ſich loskaufen, wenn er auch ſo viel Gold, als er ſchwer iſt, geben wollte, damit er künftig nicht etwas wider ſie unternehme. Der mächtigſte Schwarze iſt vor der Sclaverey nicht ſicher. Denn wagt er ſich je in den Krieg, ſo kann er leicht darein gerathen, und muß, bis ſeine Auslöſung völlig bezahlt iſt, darin bleiben. Dieſe wird aber oft ſo hoch angeſetzt, daß er mit ſeinen Freunden und allen, die ihm gefällig ſeyn wollen, nicht genug dazu hat, da er dann in der verachtetſten Sclaverey bey den niedrigſten Bedienungen bleiben muß. Manche ſind ſo grauſam, wenn ſie ſich in der Hoffnung, ein hohes Löſe-Geld zu bekommen, betrogen finden, daß ſie ſich ſelbſt durch unmenſchliche Hinrichtung des Gefangenen bezahlt machen. Wenn die Beſiegten un-

unverſöhnliche Feinde der Sieger ſind, ſo wird grauſam mit ihnen umgegangen. Den Erſchlagenen werden die Köpfe abgehauen; und wenn ſie Lebendige bekommen, ſo reiſſen oder ſchneiden ſie ihnen die untern Kinnbacken aus, und laſſen ſie ſolcher Geſtalt umkommen.

18. Die Hottentotten, ſind gegen Beſchimpfungen, beſonders welche die Nation angehen, nicht unempfindlich. Bey dem geringſten Eingriffe in ihre Rechte, wird eine Nation bald aufgebracht. Alle eilen zu den Waffen, und ziehen gegen den gemeinſchaftlichen Feind. Ein hottentottiſcher Krieg aber iſt keine Laſt für das Volk. Sie wiſſen nichts von Kriegs-Caſſe, Magazinen, Kriegs-Contribution, die viele Feldzüge hindurch dauert. Eine Schlacht endigt gemeiniglich den Zwiſt; es wird aber auch von beyden Seiten hartnäckig gefochten. Sie wiſſen nichts von Reihen, Gliedern, Fronte, Flanken und Hinter-Treffen, ſondern fechten in gröſter Verwirrung; doch ſtehen ſie nicht ſo dicht beyſammen, daß nicht ein jeder Platz hätte, ſeine Aſſagaye zu ſchwingen, und von einer Seite auf die andere zu hüpfen, weil er zielt. Sie fangen den Angriff mit einem ſchrecklichen Geſchreye an; und wenn einer ſeinen Pfeil oder Wurf-Spieß fortgeſchoſſen hat, zieht er ſich ein wenig zurück, daß ein anderer an ſeine Stelle treten kann, bis er dieſen wieder abzulöſen fertig iſt. Der Sieg kommt meiſt auf die Geſchicklichkeit des Oberhauptes an, des Feindes Schwäche zu entdecken, damit er daſelbſt mit ſeiner auserleſenſten Mannſchaft, oder mit den Kriegs-Ochſen einbrechen kann, die in dieſem Falle ein ſchreckliches Blutbad anrichten.

Die Bewegungs-Urſachen zum Kriege bey den Hottentotten, ſind gemeiniglich eine von dieſen dreyen: wenn ihnen ihr Vieh geſtohlen worden iſt; wenn man ihnen ihre Weiber entführt hat; oder, wenn ihnen

ihre Weiden weggenommen worden ſind. In allen dieſen Fällen läſſet die beleidigte Nation zuvor durch Abgeordnete das Unrecht vorſtellen, und Genugthuung fordern. Wird dieſes verſchoben, ſo ergreifen ſie die Waffen, und ſuchen ſich durch Gegen-Feindſeligkeiten, ſo gut ſie können, zu helfen. Finden ſie ſich überwältigt, ſo wenden ſie ſich gemeiniglich an den holländiſchen Statthalter, als Mittler, der durch bewaffnete Abgeordnete beyde Parteyen bald zu einem Vergleich bringt, wovon der befehlshabende Officier die Bedingungen vorſchlägt, die allezeit zum Vortheil deſſen, der verloren hat, eingerichtet ſind.

## Kriegs-Gebräuche und Kriegs-Verfaſſung einiger Völker in Amerika.

19. Die Irokeſer. Seitdem dieſe Wilden in Nord-Amerika mit den Europäern handeln, beſtehen ihre Waffen in einer Flinte, in einem langen Meſſer, und in einem Beile. Das Beil nehmen, bedeutet bey ihnen: Krieg ankündigen; es vergraben, heißt: Frieden machen. Sie wiſſen es mit ſolcher Geſchicklichkeit zu gebrauchen, daß, wenn ſie es werfen, ob es ſich gleich beſtändig dreht, die Schneide doch allezeit auf den gezielten Fleck trifft. Ehe ſie zu Felde gehen, halten ſie ein großes Gaſtmahl, worauf ein kriegeriſcher Tanz folgt. Sie erſcheinen dabey mit roth beſchmiertem Leibe, welches ihnen ein abſcheuliches Anſehen gibt. Wenn ſie vom Tiſche aufgeſtanden ſind, beſingen ſie ihre und ihrer Vorfahren Helden-Thaten; dieſes erweckt bey der ganzen Geſellſchaft eine Art von kriegeriſcher Entzündung. Den andern Tag fangen ſie an, reihenweiſe, einer hinter dem andern etliche Meilen zu marſchiren, wobey ſie das tiefſte Stillſchweigen beobachten. Wenn der Zug vorbey iſt, ſchälen ſie von einer großen Eiche die Rin-

de ab, und zeichnen auf den Stamm die Ausführung ihres Vorhabens. Die Figur eines Kahnes zeigt die Stärke ihrer Partey, und aus wie viel Mannſchaft ſie beſteht, an; aus der Figur des Thieres aber, welche an das Hintertheil des Kahnes gemahlt iſt, erkennt man die Nation, die ſie anfallen wollen.

Da die Irokeſer bloß dem Kriege ergeben ſind, thun ſie alles Mögliche, um die Tapferkeit des Volkes aufzumuntern; und nichts ſcheint dieſem Endzwecke gemäßer zu ſeyn, als die bey der Rückkunft ihrer Krieger eingeführte Ceremonie. Den Tag vorher, ehe dieſelben wieder in das Dorf einrücken, kommen zwey Herolde voraus, die, wenn ſie nahe genug ſind, um gehört zu werden, ein großes Geſchrey anheben; die Art aber, wie ſie ſchreyen, zeigt an, ob ihre Nachricht gut oder ſchlimm iſt. Im erſten Falle verſammelt ſich das Volk, und man veranſtaltet ein großes Feſt für die Sieger. Vor ihnen geht ein Mann her, der an einer langen Stange einen Bogen trägt, auf welchem die Hirnſchedel der in der Schlacht getödteten Feinde liegen. Die Verwandten, die Weiber und Kinder, kommen den ſiegreichen Helden entgegen, und bezeigen ihnen alle nur mögliche Ehrfurcht. Nach geendigten Complimenten, macht einer von den Kriegern die Beſchreibung deſſen, was vorgegangen iſt; jedermann hört mit der größten Aufmerkſamkeit zu, und das Gaſtmahl und die Tänze nehmen ihren Anfang.

Um die jungen Leute zum Kriege abzurichten, inſonderheit diejenigen, welche noch keinen Feind geſehen haben, thun ihnen die Aelteſten alle erſinnliche Beſchimpfungen an. Sie werfen ihnen heiße Aſche auf den Kopf, machen ihnen die bitterſten Vorwürfe, ſchlagen ſie, überhäufen ſie mit Schimpf-Wörtern, und treiben das Spiel bis auf das Aeuſſerſte. Alles müſſen dieſe mit der größten Unempfindlichkeit leiden; denn

denn das geringſte Merkmahl einer Ungeduld macht den jungen Soldaten unfähig, jemahls die Waffen zu tragen.

Dieſe Indianer liefern keine ordentliche Schlachten, ſondern ſie ſcharmuzieren nur truppweiſe, thun Ausfälle, und ziehen ſich alle Abend in ihren Verſammlungs-Ort zurück. Sie kennen die Oerter, wo der Feind marſchiert iſt, aus der Beſchaffenheit des Graſes und der Blätter auf den Bäumen ſo genau, daß ſie ihm jedes Mahl auf dem Fuße nachfolgen. Damit ſie unter Weges nicht aufgehalten werden, tödten ſie alle Weiber und Kinder, die ſie antreffen, und nehmen ihnen die Hirnſchale ab, die Männer aber machen ſie zu Gefangenen. Wenn jemand ſeinen Verwandten im Kriege eingebüßt hat, und er an deſſen ſtatt, einen dieſer Gefangenen wählt, iſt dieſer nicht allein von denen Martern, welche den übrigen vorbehalten ſind, befreyet, ſondern er hat ſich auch aller Rechte der übrigen Wilden zu erfreuen; die Familie ſieht ihn als einen Verwandten an, und ſie rechnete es ſich zur Schande, ihn zurück zu ſchicken; man ſähe es an, als ob ſie das Blut des Verſtorbenen verkauft hätte. Da dergleichen Gefangene in alle Rechte, die der Verſtorbene gehabt hat, treten, ſo nehmen ſie öfters auch, aus Erkenntlichkeit oder Gewohnheit, den National-Geiſt ſo ſehr an, daß ſie kein Bedenken tragen, den Krieg in ihr eigenes Vaterland zu ſpielen. Die Iroſeſer haben ſich nicht anders, als durch dieſen Kunſtgriff, erhalten; ihre beſtändige Kriege mit den meiſten andern Völkern würden ſie endlich aufgerieben haben, wenn ſie nicht immer einen Theil der Gefangenen naturaliſirt hätten.

Derjenige, dem man den gewählten Gefangenen ſchenkt, läſſet ihn durch jemand aus der Familie abhohlen; und die Raths-Verſammlung, die ihn aushändigt, drückt ſich dabey ungefähr in folgenden Wor-

ten aus: „Hier erhältſt du dieſen Sclaven, mit wel„chem du machen kannſt, was du willſt, um den Ver„luſt deines Verwandten zu erſetzen, und das Herz „ſeines Vaters, ſeiner Mutter, Frau und Kinder zu „erleichtern, es geſchehe nun, daß du ihnen volleſt die „Brühe ſeines Fleiſches zu trinken geben, oder daß du „lieber den Todten, durch ihn, wieder auf ſeine Stroh„Matte ſetzen volleſt“! Ein auf dieſe Art zum Verwandten aufgenommener Sclave wird hernach in die Hütte geführt, wo er bleiben ſoll. Zuerſt entledigt man ihn ſeiner Bande; hernach wird Waſſer warm gemacht, und man wäſcht ihm alle Theile des Leibes; man verbindet ſeine Wunden, man ſparet nichts, um ihn ſeine erlittene Schmerzen vergeſſen zu machen; man gibt ihm gut zu eſſen; man kleidet ihn reinlich; kurz, man geht mit ihm um, als wenn der Verſtorbene wieder von den Todten auferſtanden wäre; es iſt dieſes der Ausdruck, deſſen ſie ſich bedienen. Etliche Tage darauf wird ein Feſt angeſtellt, wobey man ihm den Nahmen des verſtorbenen Verwandten öffentlich beylegt, und er tritt in alle ſeine Rechte, ſo wie in ſeine Pflichten. Nimmt ein ſolcher angenommener Gefangener die Flucht, und fällt zum zweyten Mahl in die Hände der Ueberwinder, ſo hält man ihn für ein ausgeartetes Kind, für einen Undankbaren, der ſich wider ſeine Aeltern und Wohlthäter aufgelehnt hat, und die Rache hat alsdann kenie Schranken.

Wenn ein Gefangener verurtheilt wird, das Leben zu verlieren, ſo fängt man an, die Seele des in der Schlacht gebliebenen Kriegers, welche man durch den Tod des Gefangenen rächen will, anzurufen. „Komm „herbey!“ ruft man ihr zu: „man wird dich befrie„digen; man bereitet dir ein Feſt; trink in langen Zü„gen das Blut, das für dich vergoſſen werden ſoll; „nimm an das Opfer, das wir dir durch den Tod die„ſes Sclaven bringen. Man wird ihm ſein Haar aus„reiſ-

„reiſſen; man wird aus ſeiner Hirnſchale trinken; man „wird ihn mit glühenden Aexten zerhauen; er wird „verbrannt und in einen ſiedenden Keſſel geworfen „werden. Du wirſt dich auf dieſe Art nicht mehr zu „beklagen haben; du wirſt auf immer befriediget wer„den“! Alsdann läſſet einer der Ausrufer den Gefangenen aus der Hütte hohlen, und ermahnt die jungen Leute, ihn recht zu martern. Ein Anderer kehrt ſich zu dem Unglücklichen, und ſagt zu ihm: „Bruder! faß einen Muth, wir werden dich jezt verbrennen“! Der Gefangene antwortet ihm kaltſinnig: „Du thuſt „wohl, ich danke Dir“! Hierauf wird er nach dem Richt-Platze geführt. Gemeiniglich bindet man ihn an einen Pfahl, ſo, daß er um denſelben noch herum gehen kann. Hier fängt er an, ſein Sterbe-Lied zu ſingen, er erzählt ſeine Helden-Thaten, ſchimpft und fordert ſeine Henker heraus, ermahnt ſie, ihn nicht zu ſchonen, bittet ſie aber ſich zu erinnern, daß er ein Mann ſey. Hierauf zwingt man ihn entweder, nachdem er losgebunden iſt, zwiſchen zwey Reihen Leute durchzulaufen, welche Steine und Stäbe haben, und auf ihn ſchlagen, als wollten ſie ihn umbringen, da man ſich doch ſehr in Acht nimmt, ihm auf ein Mahl das Leben zu nehmen; oder man reiſſet ihm einen Nagel, einen Finger, ein Ohr, u. d. gl. ab. Einer ſchlitzt ihm die Haut auf; ein Anderer ſticht ihn mit Pfriemen; die Weiber aber peitſchen ihn unbarmherzig. Die einzige Rache, deren ſich dieſe enthalten, iſt die Verſtümmelung. Nur zulezt, wenn alle Glieder des Leibes auf eine unmenſchliche Weiſe zerriſſen worden ſind, opfern ſie dieſen Theil, welcher lange Zeit der Gegenſtand ihres Mitleidens geblieben war, vollends auf. Ohne Zweifel, um dergleichen Schimpf zu vermeiden, bedient ſich der Leidende der Worte: ſie ſollen ſich erinnern, daß er ein Mann ſey.

20. Die Huronen ſind eine Nation, welche eben-falls in Nord-Amerika wohnt, und ſehr oft mit den Irokeſern Kriege führt. Wenn ſie einen Krieg an-fangen wollen, gebrauchen ſie zu ihrer Kriegs-Erklär-ung folgende Ceremonien. Um Mitternacht erheben ſie ein entſetzliches Geſchrey, welches ſie das Kriegs-Geſchrey nennen. Bald darauf kommt ein Trupp ih-rer Bundes-Genoſſen ſingend an. Drey oder vier der tapferſten unter ihnen erſcheinen in einem fürchter-lichen Aufzuge, und werden faſt von allen da herum wohnenden Huronen begleitet, ſie laufen alle Hütten durch. Ihr Geſang, den ſie ſingen, iſt ſchrecklich. Sie rufen darin den Kriegs-Gott, den ſie Areskoni nennen, um den Sieg wider ihre Feinde an. Sein Nahme iſt das Feld-Geſchrey in der Schlacht; ja, während dem Marſche wird er öfters wiederhohlt, um einander aufzumuntern, und ſeinen Beyſtand zu erbit-ten. Die Huronen halten die Axt in die Höhe, oder es wird der Keſſel aufgehängt. Unter dieſen beyden Arten, den Krieg anzukündigen, iſt die lezte die feyer-lichſte. Den Urſprung davon ſchreibt man den grau-ſamen Gebräuchen zu, daß man die Gefangenen, wenn man ſie gekocht hatte, aß. Die Huronen bedie-nen ſich auch der Redens-Art: man wolle die Feinde freſſen; um auszudrücken, daß ſie ſich mit der größ-ten Wut ſchlagen wollen. Der Keſſel aber wird nicht eher aufgehängt, als bis der Krieg mit verſchiedenen Nationen geführt werden ſoll. Wenn es nur eine ge-ringe Streitigkeit betrifft, wird bloß die Axt aufge-hoben.

Um Bundes-Genoſſen auf ihre Seite zu bringen, ſchicken ſie ihnen das ſo genannte Gefäß der geſell-ſchaftlichen Zuſammentretung. Es iſt dieſes eine gro-ße Muſchel, womit ſie einander einladen, Blut zu trin-ken, oder, nach ihrer Redens-Art, die Fleiſchbrühe der Ueberwundenen zu trinken. Selten ſchlagen die

Nach-

Nachbarn ſolche Einladung aus; ja oft ohne gebeten zu ſeyn, kann ein geringer Beweg-Grund, beſonders aber die Begierde ſich zu rächen, hinlänglich ſeyn, ſich zu entſchließen, zu dem vorgeſchlagenen Bündniſſe zu treten. Die Wilden haben auch allezeit einige alte oder neue Beleidigungen gegen einander auszumachen. Ein Verlangen, ihre Todte durch Gefangene zu erſetzen, oder die Seelen der Verſtorbenen zu beſänftigen, u. d. gl. gibt öfters Gelegenheit, daß ein Trupp Wagehälſe zu Felde zieht, wenn ſie eingeladen werden, die den Tag vorher nicht daran gedacht haben.

Ein Krieg, der die ganze Nation angeht, wird von den Huronen nicht ſo leicht beſchloſſen. Sie erwegen vorher ſehr wohl den Schaden und Vortheil, der daraus entſtehen kann. Iſt aber der Krieg beſtimmt, ſo ſucht man ſich mit Waffen und Lebens-Mitteln zu verſehen; ſolches aber erfordert nicht viel Zeit. Die abergläubiſchen Ceremonien, welche vorher gehen, ehe ſie gegen die Feinde ausziehen, währen deſto länger. Derjenige, der zum Anführer ernannt iſt, denkt an die Errichtung ſeiner Mannſchaft erſt, nachdem er viele Tage gefaſtet hat; binnen dieſer Zeit bemahlt er ſich das Geſicht, die Arme, Beine und Bruſt mit ſchwarzer Farbe, und hat mit niemand Umgang. Die einzige Bemühung ſeiner Einſamkeit iſt, ſeinen Schutz-Geiſt Tag und Nacht anzurufen, auf ſeine Träume Acht zu geben, welche allezeit ſo ausfallen, wie er ſie wünſcht. Wenn die Tage des Gebetes, der Faſten und der Einſamkeit vorüber ſind, verſammelt der General ſeine Leute, und mit einem Bandelier in der Hand, redet er ſie ungefähr alſo an: „Brüder, Kameraden, Kinder und Freunde! Der große Geiſt „genehmigt meine Meinung, und gibt mir ein, daß das „Blut dieſes und jenes noch nicht gerächet iſt, ſein Körper iſt noch nicht bedeckt, und ich will dieſe Pflicht „über mich nehmen“. (Sind andere Gründe vorhan-

den, warum man den Krieg anfängt, ſo führt er ſe
che an.) „Ich bin daher entſchloſſen, in das La
„der — — einzudringen, Haar-Schöpfe zu hohlen
„und Gefangene zu machen. Sollte ich bey dieſen
„glorreichen Unternehmen umkommen, oder verliert e
„ner von denen, die mich begleiten wollen, das Leben,
ſo ſoll dieſes Bandelier (Hals-Band) die Belohnung
„deſſen ſeyn, der die Beerdigung der Todten beſorgen
„wird, und auf ſolche Weiſe werden wir nicht im Sta
„be liegen bleiben". Bey dem Schluſſe der Rede leg
er ſein Bandelier auf die Erde, und derjenige, we
cher es aufhebt, wird ſein Lieutenant. Dieſer dankt
hierauf dem General für den Eifer, den er blicken läſ
ſet, ſeine Brüder zu rächen, und die Ehre des Va
terlandes zu retten. Hierauf wird Waſſer warm ge
macht, das Geſicht des Generales zu waſchen, und
ihm die gemahlte ſchwarze Larve abzunehmen. Man
macht ſeine Haare zurecht, ſchmiert ſie ein, und käm
met ſie. Darauf wird er wieder mit bunten Farben
bemahlt, und man zieht ihm ſein beſtes Kleid an. In
dieſem Aufputze ſingt er ſein Sterbe-Lied in einem
kläglichen Tone. Diejenigen, welche ihn in den Krieg
begleiten wollen, ſie ſeyn von der Nation, oder Bun
des-Genoſſen, ſingen hernach, einer nach dem andern,
auch ein Kriegs-Lied. Ein Jeder hat dabey einen
beſondern Geſang für ſich und ſeine Familie, welchen
kein anderer ſingen darf. Nachdem dieſes geſchehen
iſt, ſo begibt ſich der General in die Raths-Verſamml-
ung der Nation, um ſeine Abſicht vorzutragen, und
dieſe zieht ſie in Erwegung. Das Unternehmen wird
aufs neue gebilligt, der General gibt ein Gaſtmahl,
wo ein Hund, als das einzige Gericht, aufgetragen
wird. Ehe das Thier in den Keſſel gethan wird,
weihet man es dem Gott der Schlachten, und dieſes
Feſt wird etliche Tage wiederhohlt. Bey dieſem Gaſt-
Mahle wird ihre Einbildungs-Kraft erhitzt, und ſie

ſtellen

ſtellen ſich vor, das Fleiſch ihrer Feinde zu eſſen; ſie haben alsdann kein größeres Vergnügen, als dieſelben mit Hunden zu vergleichen; ſie geben auch den zu Gefangenen gemachten keinen andern Nahmen. Die Krieger, welche zu dieſer Geſellſchaft kommen, ſind alle auf eine ſo abſcheuliche und närriſche Art gemahlt, daß man ſich vor ihnen fürchten muß.

Hierbey iſt noch anzumerken, daß bey jedem Gaſt-Mahle der Anführer eine Rede hält, worin er zwar von ſich mit aller Beſcheidenheit ſpricht, von denjenigen aber, welche im vorigen Kriege geblieben ſind, und deren Tod man durch der Feinde Blut rächen will, macht er eine große Lobes-Erhebung. Hierauf hält er eine Anrede an die Krieger, und ein Gebet an den Gott des Krieges; da dann die Krieger ihren frohlockenden Beyfall dadurch zu erkennen geben, daß ſie ihre Kriegs-Tänze anfangen. Der Anführer ſchlägt mit ſeinem Streit-Kolben an die Thür-Pfoſten ſeiner Hütte, und die andern antworten ihm auf gleiche Weiſe. Dieſes zeigt eine öffentliche Erklärung ihres Entſchluſſes an, daß ſie ihm folgen wollen. Etliche ſchwingen ihre Waffen, und ſtellen ſich, als ob ſie einem der Anweſenden einen Streich beybrächten, um dadurch anzuzeigen, daß ſie auf dieſe Art einige ihrer Feinde ſchon erſchlagen hätten. Es iſt aber keinem erlaubt, ſich auf dieſe Weiſe zu geberden, wenn er nicht ſchon Helden-Thaten verrichtet hat; und doch muß er demjenigen, dem er dergleichen Beleidigungen anthut, ſogleich ein Geſchenk geben.

Der General tritt mitten in die Verſammlung, hält ſeinen Streit-Kolben in der Hand, und fängt an zu ſingen. Seine Soldaten antworten ihm in eben dem Tone, und ſchwören, entweder zu ſiegen oder zu ſterben. Dieſes iſt aber keine Verbindung zur Unterwürfigkeit, ſondern ſie machen ſich dadurch nur anheiſchig, einig und tapfer zu ſeyn. Diejenigen, die mit zu Felde gehen wollen, überreichen dem Oberhau-

pte ein Stück Holz mit einem beſondern Zeichen; und wer alsdann ſein Wort zurück nimmt, iſt auf immer verunehrt. Ehemahls wurde derjenige, der ſein Verſprechen nicht hielt, am Leben geſtraft. Ob nun gleich dieſes Geſetz heut zu Tage nicht ſo genau erfüllt wird, ſo hat man doch Beyſpiele, daß Anführer denjenigen, die zurück gegangen ſind, den Kopf eingeſchlagen haben.

Darauf werden, bis zum Abmarſch, die Nächte mit Singen, die Tage aber mit Anſtalten zugebracht. Geſchieht der Marſch zu Waſſer, ſo werden Kähne herbey geſchaffet, und, wenn es nöthig iſt, noch neue gebauet. Iſt es Winter, ſo ſorgt man für Holz-Schuhe, um auf dem Schnee zu gehen, und für Schlitten, um das Gepäck, die Kranken und die Verwundeten fortzubringen. Ein einziger Wilder iſt im Stande, dergleichen Fuhrwerk, vermittelſt eines breiten ledernen Riemens, den ſie über die Bruſt tragen, fortzuziehen.

Am Tage des Abmarſches, nehmen diejenigen, welche zurück bleiben, von denen, die zu Felde gehen, den zärtlichſten Abſchied. Alle Soldaten verſammeln ſich bey dem General. Dieſer kommt ſeit der Zeit, da er dieſen Titel führt, nicht aus den Waffen. Er kommt ſingend aus ſeiner Hütte, und hält nochmahls eine kurze Anrede an die Soldaten. Darauf folgen ſie ihm, wobey das tiefſte Stillſchweigen beobachtet wird. In einiger Entfernung von dem Orte, wo ſie ausmarſchiert ſind, geben ſie aus dem kleinen Gewehre Salve. Darauf fängt der Anführer wieder an zu ſingen, bis er auſſer dem Bezirke der Wohnungen kommt. Die Weiber müſſen den Proviant tragen; und wenn der Ausmarſch im Sommer geſchieht, ſo geben ſie denſelben auch ihre Kleidung, und gehen faſt nacket.

Nachdem die Huronen von den Franzoſen Schieß-Gewehr bekommen haben, haben ſie ihre Bogen,

Pfeile

Pfeile und Wurf-Spieße abgeſchaffet, und von ihren alten Waffen nichts als den Streit-Kolben behalten. Dieſer beſteht in einer kleinen Keule, von ſehr hartem Holze, die auf der einen Seite einen runden Kopf hat, auf der andern aber ſchneidend iſt. Sie haben auch, aus Baum-Rinden gemachte Fahnen, auf welchen das Zeichen der Nation und ihres Dorfes, ihrer Familie, oder ihres Generales ſteht. Dieſe Fahnen tragen ſie an einer Stange, und ein Jeder verſammelt ſich bey derjenigen, wozu er gehört.

Der Marſch geht nur in kleinen Tage-Reiſen fort. Sie haben auch ihre Wahrſager bey ſich, nach deren Ausſage ſie ſich richten, ob der Marſch aufgehalten oder beſchleuniget werden muß. So lange ſie nicht in des Feindes Lande ſind, marſchieren ſie nicht zuſammen, ein Jeder zieht für ſich auf die Jagd. Allein, ſie mögen ſich noch ſo weit entfernt haben, kommen ſie doch in der Stunde, und an dem Orte, der von dem Oberhaupte vorgeſchrieben iſt, wieder zuſammen.

Sobald man auf feindlichem Boden angelanget iſt, wird ein großes Gaſtmahl gegeben, nach welchem ſie ſich ſchlafen legen. Wenn ſie erwachen, erzählen ſie ihre Träume. Kann nun jemand die gehabten Träume auslegen, ſo ſteht es demjenigen, der einen ſolchen Traum gehabt hat, frey, in ſeine Wohnung zurück zu kehren.

Nach geſchehener Anrufung des Kriegs-Gottes, begeben ſie ſich wieder auf den Marſch. Wo man bleiben will, wird das Lager aufgeſchlagen, welches ſehr leicht geſchehen iſt, weil ihre Zelte aus Kähnen, die ſie mit ſich führen, oder aus Sträuchen, welche ſie in die Erde ſtecken, beſtehen. Die Jüngſten unter dem Truppe müſſen, wenn keine Weiber da ſind, Feuer anmachen und den Keſſel kochen laſſen.

Wenn die Nacht anbricht, werden diejenigen, die geſchwinde laufen können, als Kundſchafter ausge-

 ſandt,

ſandt, von der Lage und Stärke des Feindes Nachricht einzuziehen. Sobald ſie nur von fern den Geruch von dem angemachten Feuer haben, laufen ſchon einige zurück, und bringen Nachricht, wie weit der Feind entfernt ſey. Nach eingezogenen Nachrichten, wird ſogleich Kriegs-Rath gehalten, worin man überlegt, ob es gut ſey, den Feind in der Nacht zu überfallen. Wird ein Ueberfall beſchloſſen, ſo ſind ſie dabey ſehr vorſichtig, ſie kriechen auf Händen und Füßen, und wenn ſie ſich dem Feinde bis auf einen Flinten-Schuß genähert haben, richten ſie ſich in die Höhe, der Anführer gibt ein Zeichen zum Angriff, der ganze Haufe macht ein ſtarkes Geſchrey, und geben Feuer. Nach dieſer gegebenen Salve fallen ſie mit der Keule in der Hand an, und es entſteht ein Handgemenge, welches öfters ſehr blutig iſt.

Wenn der Feind in die Flucht geſchlagen iſt, wird ihm nachgeſetzt. Einige ergeben ſich willig; andere, wenn ſie eingehohlt werden, ſetzen ſich zur Wehre, und da ſie ſich nicht geſchloſſen zurück ziehen, auch ſo verfolget werden, ſo veranlaſſet dieſes öfters noch kleine beſondere Gefechte; ja, es geſchieht öfters, daß ſie ſich Mann für Mann ſchlagen. Wenn zwey Bekannte auf einander ſtoßen, fallen ſie einander nicht ſogleich an, ſondern reden erſt zuſammen, erkundigen ſich beyderſeits nach ihrem Befinden, und nach abgeſtatteter Begrüßung geht der Streit auf Tod und Leben an. Wenn die Schlacht vorbey iſt, nimmt man den Todten und Verwundeten die Haar-Schöpfe ab. Die Gefangenen, welche man nicht fortbringen kann, werden ſogleich auf dem Schlacht-Felde verbrannt. Dieſe ſind glücklicher, als diejenigen, die zu einer langwierigen Strafe aufbehalten werden, weil ſie nicht ſo viel, als dieſe, gemartert werden. Die Gefangenen, die ſie mit ſich fortführen, werden mit auſſerordentlicher Sorgfalt bewahret. Des Nachts legt man ſie mit dem Rücken

cken auf die Erde, und bey jedem werden vier Pfähle eingeſchlagen; an dieſe werden ſie mit den Händen und Beinen kreuzweiſe ausgeſtreckt angebunden, und an einem fünften Pfahle wird ein Ring gemacht, woran der Gefangene mit dem Halſe gefeſſelt wird. Um den Leib ſchnüret man ihm einen Gurt, deſſen beyde Enden derjenige unter ſeinen Kopf legt, dem man die Aufſicht über den Gefangenen anvertrauet hat, um bey der geringſten Bewegung, welche der Gefangene macht, ſogleich munter zu ſeyn.

Wenn der Krieg nun geendigt iſt, und ſie geſiegt haben, ziehen ſie in ihre Dörfer mit vollem Triumph ein. Sie marſchieren zwey und zwey, und zwiſchen ihnen gehen die Gefangenen. Dieſe ſind mit Blumen bekränzt, das Geſicht und die Hände ſind bemahlt, am Leibe faſt nacket; ſie werden an Stricken geführt, welche man an die Arme gebunden hat. Sie ſingen beſtändig ihre Sterbe-Lieder zwar in einem kläglichen, doch dabey beherzten Tone, und ſehen dabey weder niedergeſchlagen, noch bekümmert, aus.

Marſchiert man durch Dörfer, welche mit den Siegern im Bündniſſe ſtehen, ſo werden die Gefangenen, bey dem Eingange dieſer Dörfer, den Einwohnern derſelben gewiſſer Maßen Preis gegeben, damit ſie ſich mit dieſen Unglücklichen beluſtigen können, welches auf die grauſamſte Art geſchieht. Das ganze Dorf tanzt um ſie herum, und jedermann ſucht ihnen ſo viel Leides, als möglich, zu thun. Sind aber unter den Gefangenen Perſonen von Stande, ſo ſind ſolche von dieſer Schmach befreyt.

Kommen nun die Huronen bey ihren Flecken, woraus ſie marſchiert ſind, wieder an, ſo machen ſie in einiger Entfernung Halte, und der Oberſte läſſet den Einwohnern von ſeiner Rückkunft Nachricht geben. Der Abgeordnete nähert ſich dem Dorfe ſo weit, daß man ſeine Stimme hören kann. Durch ſein Geſchrey

macht

macht er den Sieg und die vornehmſten Begebenheiten des Feldzuges bekannt, und zeigt durch Trauer-Töne noch an, wie viel von ihnen in dieſem Kriege geblieben ſind. Sobald man dieſes hört, laufen Junge und Alte heraus, und man erkundigt ſich bey ihm nach allen Neuigkeiten. Hierauf wird der Abgeordnete in eine Hütte geführt, wo die Aelteſten verſammelt ſind, die ſich auch nach allem, was vorgefallen iſt, erkundigen. Nachdem ſie von allem Nachricht eingezogen haben, wird durch einen Ausrufer ſämmtliche Jugend aufgebothen, den Kriegern entgegen zu gehen, und die Weiber bringen ihnen Erfriſchungen. Wenn ſie zu ihren Wohnungen nun näher heran gerückt ſind, machen ſie wieder Halte, und alsdann bezeigt ein jeder ſein Mitleiden über diejenigen, welche in dem Kriege geblieben ſind. Alsdann legen ſie ihre Freude über den erhaltenen Sieg an den Tag; und dieſes geſchieht durch Grauſamkeit an den Gefangenen. Zuerſt nimmt man einen davon; dieſem wird alles vorgeworfen, was er und ſeine Nation wider die Huronen ausgeübt haben; ſie kündigen ihm dabey an, daß er eben dergleichen Begegnung erwarten müſſe. Darauf wird er mit eben ſolcher Marter, wie bey den Irokoſern bereits erwähnt worden iſt, hingerichtet, und die übrigen Gefangenen müſſen ſein Fleiſch auffreſſen.

So bald nun die Sieger ſich zu ihren Hütten nahen, nehmen ſie lange Stäbe, binden die erbeuteten Haar-Schöpfe daran, und tragen ſie gleichſam im Triumph. Darauf nehmen die Weiber dieſe Sieges-Zeichen aus den Händen ihrer Männer, und hängen ſie um den Hals. Die Art, wie dieſe Wilde ihren überwundenen Feinden die Haare abziehen, iſt ſehr grauſam, und dieſe geſchieht nicht allein den getödteten, ſondern auch öfters den noch lebenden. Sie ſchneiden die Haut, welche die Hirnſchale bedeckt, oben an der Stirn, über den Ohren und hinten um den Kopf, auf,

löſen

löſen ſie ab, und reiſſen ſie weg, ſo wie man ein Kalb oder einen Hammel abzieht. Diejenigen, die nun die Haar-Schöpfe bekommen, richten ſie zu, wie ſie die Häute der wilden Thiere zubereiten; hernach werden ſie bemahlt, und an den Thüren der Hütten aufgehängt.

Diejenigen Gefangenen, die man an Kindes ſtatt annehmen will, werden unter ihnen vertheilet, und man beobachtet dabey dieſelben Gebräuche, wie bey den Irokeſern erzählt worden iſt.

21. Die Einwohner von Florida, kommen in ihren Kriegs-Gebräuchen mit den übrigen Wilden in Nord-Amerika ziemlich überein; ſie gehen aber mit ihren Gefangenen menſchlicher um. Weiber und Kinder, welche ſie zu Gefangenen bekommen, werden zu Sclaven gemacht, die Männer aber opfern ſie der Sonne, und eſſen das Fleiſch derſelben. Sie halten dieſes für eine Religions-Pflicht.

Ehe ein Oberhaupt dieſes Volkes zu Felde geht, ſtellt er alle ſeine Leute in Schlacht-Ordnung: alsdann ſetzt er ſich auf die Erde, und ſeine Soldaten lagern ſich in eben der Stellung um ihn herum. Darauf fordert er Waſſer, und man bringt ihm ſolches in einem Gefäße. Kaum hat er es in die Hand genommen, ſo geberdet er ſich wie ein Beſeſſener. Er bekommt Verzuckungen, verdreht die Augen im Kopfe, und kehrt ſich beſtändig gegen die Sonne, welche dieſes Volk für die einzige Gottheit hält. Wenn er wieder ruhig geworden iſt, gießt er ein wenig Waſſer auf die Köpfe ſeiner Soldaten; darauf ſtellt er ſich, als wenn er wieder in Raſerey geriethe, gießt das übrige Waſſer in das Feuer, welches zu dieſer Abſicht angezündet worden iſt, und ſchreyet aus allen Kräften: He Timoga! Dieſes iſt ein Religions-Gebrauch, und man ſagt, daß, während der Entzückung, das Oberhaupt die Sonne um Erhaltung des Sieges beſtän-

ſtändig anflehete, und die Inbrunſt ſeines Gebetes wäre Urſache, daß man ihn in dieſem Zuſtande ſehe. Indem er das Waſſer auf den Kopf ſeiner Soldaten gießt, thut er Wünſche, daß ſie mit Haar-Schöpfen ihrer Feinde wieder zurück kommen mögen. Dadurch, daß er das übrige Waſſer in das Feuer gießt, zeigt er an, wie er den lezten Blutstropfen ſeiner Feinde zu vergießen wünſche. Nach Endigung dieſer Ceremonien, ſchreyet auch die ganze Armee: He Timoga! jedermann ſteht auf, und man tritt ſogleich den Marſch an. Die Oberhäupter ſind auf dem Marſche, und in der Schlacht, allezeit an der Spitze ihrer Truppen. Sie pflegen auch die Haut von den Köpfen ihrer erlegten Feinde abzuziehen, womit die Weiber bey den auf den Sieg folgenden Feyerlichkeiten ſich putzen, und alsdann wie die Furien ausſehen.

Kommt eine Partey aus dem Kriege zurück, und bringt keine Haar-Schöpfe der Feinde mit, ſo iſt der Cocique verbunden, das liebſte unter ſeinen Kindern durch einen Pfeil-Schuß zu verwunden, um dadurch das Andenken der von dem Feinde empfangenen Beleidigungen einzuprägen, und das Volk zur fernern Rache deſto mehr aufzumuntern.

Ein Krieg, welcher das ganze deutſche Reich betrifft, in welchem daſſelbe der angreifende oder angegriffene Theil iſt, wird ein **Reichs-Krieg** genannt. Ein römiſcher Kaiſer muß ohne der Reichs-Stände, oder wenigſtens der Kurfürſten, Bewilligung keinen Offenſiv-Krieg anfangen, wohl aber einen Defenſiv-Krieg. Er darf das Reich in keinen fremden Krieg verwickeln; kein fremdes Kriegs-Volk ohne Wiſſen der Reichs-Stände in das Reich einführen, und es den Reichs-Ständen, die es thun, verwehren; das zur Reichs-Defenſion beſtimmte Volk nicht auſſer dem Reiche führen, noch führen laſ-

ſen; niemand mit geworbenem oder auſſer dem Reiche zu führenden Kriegs-Volke, mit Einquartierung und andern Kriegs-Unruhen beſchweren; keinem Reichs-Stande weder ſelbſt Gewalt anthun, noch von Andern Gewalt anthun laſſen; in Reichs-Kriegen mit dem Reiche gemeinſchaftliche Sache machen; nicht geſtatten, daß jemand für Reichs-Feinde im Reiche werbe, oder ſich anwerben laſſe; keine neue Reichs-Feſtungen in der Kurfürſten und Stände Gebiethe anlegen, noch zerfallene repariren; die hohen Kriegs-Chargen nur mit Deutſchen beſetzen; den weſtphäliſchen Frieden genau beobachten, und keinen Reichs-Frieden ohne der Reichs-Stände Bewilligung ſchließen.

Wenn ein römiſcher König zu Lebzeiten des Kaiſers erwählt worden iſt, ſo kann derſelbe, in Abweſenheit des Kaiſers, Krieg führen. So können auch die Reichs-Verweſer nach dem Tode des Kaiſers, oder in deſſen Abweſenheit, wenn kein römiſcher König erwählt iſt, Krieg führen. Beyde aber, der römiſche König und der Reichs-Verweſer, haben das zu beobachten, was der Kaiſer beobachten muß.

Die Reichs-Stände müſſen, zur Reichs-Defenſion, weil der Kaiſer, als Kaiſer, keine Armee unterhält, die **Reichs-Armee** ſtellen; zu dieſer kommen heut zu Tage gemeiniglich auch noch: 1. kaiſerliche, und 2. Auxiliar-Völker; 3. fremde Subſidien; 4. der Vaſallen, und 5. der Unterthanen Aufgeboth.

Ein jeder Reichs-Stand muß ſeinen Theil zur Reichs-Armee entweder an Mannſchaft, oder an Geld, präſtiren. Der Anſchlag, wie viel ein jeder Reichs-Stand entweder an Geld, oder an Mannſchaft, präſtiren ſolle, iſt in der Reichs-Matrikel v. J. 1512. ausgemacht, und zwar müſſen für einen Infanteriſten monathlich 4, und für einen Cavalleriſten 12 Fl. gegeben werden. Die Mannſchaft, die ein jeder Kreis zur Zeit des Krieges ſtellen und unterhalten

muß,

muß, wird ſein Contingent genannt, und dieſe Contingente werden in jedem Kreiſe in Regimenter zuſammen geſetzt; es hat auch ein jeder Kreis ſeine eigene Generalität und Kriegs-Caſſe. Nach den Reichs-Geſetzen, ſollte auch ein jeder Kreis ſeinen Kreis-Oberſten haben, und dieſer Kreis-Oberſte wieder ſeine Zugeordnete, von welchen der erſte Nachgeordneter heißt; allein, heut zu Tage bekommt er meiſtens den Titel als General-Feld-Marſchall, und hat das Commando über die Kreis-Soldaten. Siehe Kreis-Contingent, im XLVIII Th. S. 501, und Kreis-Oberſte, S. 508, fgg.

Im J. 1681, wurde auf dem Reichs-Tage ausgemacht, daß das Reich beſtändig 40,000 Mann auf den Beinen erhalten ſolle, nähmlich 12,000 zu Pferde, und 28,000 zu Fuße. In den J. 1702, 1734 u.ſ.w. wurde aber beſchloſſen, daß das Kriegs-Heer in Friedens-Zeiten noch einmahl ſo ſtark, nähmlich 80,000 Mann, und in Kriegs-Zeiten 3 Mahl ſo ſtark, nähmlich 120,000 Mann, ſeyn ſolle, ohne daß das Reich ſich jezt mehr darum bekümmert, wie in jedem Kreiſe die Repartition auf einzelne Stände gemacht werde. Siehe im XLVIII Th. S. 528, f.

Wenn das Reich einen Krieg beſchloſſen hat, ſo geſchieht die Declaration deſſelben im Nahmen des Kaiſers und des Reiches zugleich. Den feindlichen Geſandten wird ſodann befohlen, vom Reichs-Tage zu weichen und das Reich zu räumen, doch wird ihnen ein ſalvus Conductus geſtattet. Es werden auch die bey dem Feinde in Kriegs-Dienſten ſtehenden deutſchen Unterthanen und Vaſallen durch Avocatorien nach Hauſe berufen, und es wird ihnen gemeiniglich eben die Stelle gegeben, welche ſie bey dem Feinde gehabt haben.

Die Avocatorien (Avocatoria) ſind feyerliche und öffentliche Gebothe, wodurch der Kaiſer, nach beſchloſſenem

Reichs-

Reichs⸗Kriege, diejenigen Reichs⸗Glieder und Vaſallen abruft, welche ſich in Kriegs⸗Dienſten feindlicher Mächte oder friedbrüchiger Mit⸗Stände befinden. Der Kaiſer erläſſet ſolche allgemeine Abforderungs⸗Gebothe an alle Glieder, Fürſten, Vaſallen und Inſaſſen des Reiches. Die Verkündigung und Vollſtreckung derſelben geſchieht in den Kreiſen durch das Kreis⸗Ausſchreib⸗Amt, (ſ. Th. XLVIII, S. 493, fgg.); dahingegen einzelne Stände ſolche Avocatorien beſonders in ihren Staten verkündigen laſſen, und dadurch ihre eigene Vaſallen und Landſaſſen aus feindlichen Dienſten abrufen. Es werden darin die Kriegs⸗Bedienten, ſowohl Befehlshaber, als Gemeine, ihrer geleiſteten Eides⸗Pflicht entbunden, und es wird ihnen befohlen, daß ſie die Dienſte eines Reichs⸗Feindes und öffentlichen Friedens⸗Brechers verlaſſen ſollen; und in ſo fern ſolches einen des Friedens⸗Bruches ſchuldigen Reichs⸗Stand betrifft, ergeht dergleichen auch an ſeine Unterthanen und Vaſallen. Beyde, ſowohl mittelbare als unmittelbare Glieder des Reiches ſind verpflichtet, den Avocatorien ſchleunigen Gehorſam zu leiſten, und die Dienſte zu verlaſſen, worin ſie nur als Ungetreue und Empörer gegen ihr Vaterland, den Kaiſer und ihre Mit⸗Stände, die Waffen tragen können.

Der Fälle, worin dieſe Avocatorien Statt haben, ſind zwey. 1. Wenn eine auswärtige Macht von dem Reiche wirklich für einen gemeinen Reichs⸗Feind erklärt, und der Reichs⸗Krieg wider dieſelbe von dem geſammten Reichs⸗Tage beſchloſſen iſt. 2. Wenn ein Reichs⸗Stand einen wirklichen offenbaren Friedens⸗Bruch begeht, deſſelben überführt, und vom Kaiſer und Reiche für ſchuldig erkannt worden iſt.

Der Anfang in dieſer Sache muß alſo mit Berathſchlagungen auf dem Reichs⸗Tage gemacht werden; es muß daſelbſt jemand für einen Reichs⸗Feind erklärt, und der Reichs⸗Krieg gegen ihn beſchloſſen ſeyn. Alsdann erſt können Avocatorien ergehen, weil dieſe jenes Verfahren nothwendig voraus ſetzen. Bey Kriegen, die weder das Reich ſelbſt angehen, noch mit deſſen Vorwiſſen und Einwilligung unternommen werden; bey Kriegen, die nicht von dem Kaiſer, als Oberhaupte des deutſchen Reiches, ſondern von ihm als Beſitzer ſeiner Erb⸗Staten, geführt werden, mithin keine Reichs⸗Kriege, ſondern Kriege des kai⸗

kaiſerlichen Hauſes ſind, können keine verbindliche Avocatorien erlaſſen werden. Auch iſt in dem zweyten Falle nicht zureichend, daß etwa nur der Reichs-Hof-Rath die Unternehmungen eines Reichs-Standes für einen Friedens-Bruch erklärt, oder für ſo notoriſch hält, daß ſie keines Beweiſes bedürfen. Denn eine Erklärung der Acht und des Reichs-Krieges, welche bey Avocatorien vorausgeſetzt werden, dürfen nicht ohne Einwilligung und Vorwiſſen des Reichs-Tages, auch nicht ohne vorhergehendes ordentliches gerichtliches Verfahren geſchehen (*); auch iſt nie ein Friedens-Bruch ſo offenbar, daß er keines Beweiſes bedürfte.

Dieſe Grundſätze, welche der Hr. Verf. der Abhandlungen aus dem deutſchen Staats- und Lehn-Recht, (Halle, 1757, 8.) S. 31, f. wohl entwickelt hat, werden zwar an und vor ſich ſelbſt leicht von Jedem als richtig und der deutſchen Reichs-Verfaſſung angemeſſen erkannt; allein, die Anwendung derſelben iſt vielen Widerſprüchen ausgeſetzt.

Siehe auch oben, S. 533.

Wenn der Krieg erklärt worden iſt, wird die Reichs-Generalität, (welche gemeiniglich aus 2 General-Feld-Marſchällen, 2 Reichs-Generalen der Cavallerie; 2 Reichs-General-Feld-Zeugmeiſtern, und 2 Reichs-General-Feld-Marſchall-Lieutenants beſteht, ſammt den Kriegs-Raths-Directoren und Räthen, (wiewohl heut zu Tage keine Reichs-Kriegs-Raths-Directoren und Räthe mehr ſind, ſondern der Krieg meiſtens von dem Kaiſer und ſeinem Hof-Kriegs-Rathe allein dirigirt wird,) von dem Kaiſer und den geſammten Ständen, und zwar von beyden Religionen eine gleiche Anzahl, ernannt, und nebſt dem ganzen Kriegs-Heere in des Kaiſers und des Reiches Pflicht genommen.

Der oberſte Befehlshaber, welcher die Reichs-Armee als Generaliſſimus commandirt, wird durch die

(*) Wahlcapitulation, Art. 20, §. 2 — 5.

die Mehrheit der Stimmen auf dem Reichs-Tage, oder von dem Kaiſer ſelbſt, ernannt. Derſelbe iſt zuweilen der Kaiſer oder der römiſche König in Perſon, oder es iſt auch ſchon dieſe Stelle einem Kur- oder andern Reichs-Fürſten anvertrauet worden. Der Krieg ſelbſt, muß nach den Reichs-Verordnungen, der Executions-Ordnung, dem weſtphäliſchen Friedens-Schluſſe, und den auf ſolche Reichs-Kriegs-Fälle ergangenen Reichs-Schlüſſen gemäß, geführet werden.

Es wird auch zur Zeit des Krieges eine **Reichs-Operations-Caſſe** errichtet, und zum Behuf derſelben werden von Zeit zu Zeit die ſo genannten **Römer-Monathe** bewilligt. Um 1 Million Thaler, oder 1500000 Fl., zuſammen zu bringen, iſt, im J. 1708, die im XLVIII Th. S. 538, angezeigte Eintheilung gemacht worden.

Das Gewehr und die Montirung bekommen die Reichs-Truppen von den Ständen ſelbſt. Was die Artillerie betrifft, ſo mußten dieſelbe vormahls die der Gefahr am nächſten gelegenen Kreiſe und Stände ſchaffen; bisweilen ſorgte auch der Kaiſer ſelbſt dafür; allein, heut zu Tage muß ein jeder Kreis ſein Quantum zur Artillerie und Munition, nebſt den dazu gehörigen Leuten, hergeben.

Kein Reichs-Stand darf aber gegen einen Reichs-Feind Neutralität beobachten, noch viel weniger aber ſich in Kriegs-Dienſte bey demſelben begeben, und wider das Reich ſich gebrauchen laſſen, oder in ſeinem Lande für Reichs-Feinde werben, oder demſelben Proviant, Munition, u. d. gl. zuführen.

Waffen-Stillſtand und Friedens-Schlüſſe werden von dem Kaiſer und dem Reiche gemeinſchaftlich beſchloſſen.

Gleichwie die Reichs-Stände verbunden ſind, zur Reichs-Defenſion zu concurriren, alſo muß ein jeder Reichs-Stand als Kreis-Stand auch ſeinen

Kreis-Mitſtänden, wenn einer derſelben angegriffen wird, Hülfe leiſten. Wenn aber der Fall ſich eräugnete, daß die Kreis-Stände zu ſchwach wären, die ihrem Kreis-Mitſtande angethane Gewalt abzutreiben, ſo hat ein ſolcher Kreis-Stand das Recht, ſich der benachbarten Kreis-Hülfe zu bedienen, und dieſe darf er, nach Beſchaffenheit der Umſtände, zwey- und dreyfach fordern. Wenn aber alle dieſe nichts ausrichten können, ſondern aller Kreiſe Hülfe nöthig erachtet wird, ſo muß ein Deputations- oder Reichs-Tag gehalten werden.

Endlich iſt auch ein jeder Reichs-Stand als Landes-Herr ſchuldig und verbunden, ſein Land und ſeine Unterthanen vor aller Gewalt zu ſchützen, ſo viel in ſeinem Vermögen ſteht.

Was das Recht Krieg zu führen eines jeden Reichs-Standes ins beſondere betrifft, ſo hat ein jeder, ſowohl geiſtlicher als weltlicher, Reichs-Stand das Recht Krieg zu führen; er kann ſich auch nicht nur wider einen gegen ihn erregten Krieg vertheidigen, ſondern auch ſelbſt einen anfangen. Kein Reichs-Stand darf aber einen Krieg führen, wodurch dem Kaiſer, dem Reiche, oder einem Mit-Stande, Nachtheil geſchieht. Es darf auch kein Reichs-Stand wider den andern offenſive die Waffen ergreifen, wohl aber defenſive. Denn da die Reichs-Stände unter den Reichs-Gerichten ſtehen, ſo ſollen ſie ordentlicher Weiſe bey denſelben belanget werden, und niemand ſoll ſich der Selbſt-Hülfe bedienen. Wenn dieſelben aber keinen Richter leiden wollen, alsdann kann man ſich mit Recht der Waffen bedienen.

Ich komme zur Betrachtung der Folgen, welche die Kriege in der menſchlichen Geſellſchaft und auf der Welt haben. Der böſen ſind freylich viele, aber doch auch der guten nicht wenige. Ehe

ich

ich dieſe Folgen ſelbſt anführe, will ich vorher zeigen, daß der Krieg einen Einfluß in die Witterung habe.

Man wird zugeben, daß die Anhäufung der Dünſte in einer Gegend eine Bewegung der Luft verurſachen könne. Machen ſie da, wo ſie ſich häuften, die Luft kälter, als die entfernte iſt, ſo werden ſie die Ausdehnung derſelben nach der wärmern Gegend veranlaſſen; und wenn viele warme Dünſte irgendwo die Luft verdünnen, ſo wird die entfernte kältere ſich hierher bewegen. Nun häuft ohne Zweifel der Krieg die Dünſte, und unter den zufälligen Urſachen ihrer ungewohnlichen Menge in einer Gegend, iſt er vielleicht die ſtärkſte, die wirkſamſte. Ich will nur die vornehmſten Veranlaſſungen ihrer Vermehrung nennen. Wo ein Krieg ausbricht, da vergrößert ſich die Anzahl der bisherigen Bewohner einer vielleicht nicht großen Gegend gleich auf ein Mahl bey hundert Tauſenden. Sie kommen nicht zuſammen, um ſich ruhig einander anzuſehen, ſie ſind in beſtändiger Bewegung, oft in der heftigſten, ermattendſten Bewegung des Leibes, auch wohl der Seele, die auch den Schweiß vermehren kann. Die Eingebornen des Landes werden durch ſie mit unruhig, Angſt und Flucht und Arbeit treiben ihnen mehr Ausdunſtungen aus, als wohl ſonſt erfolgt wären. Je mehr Menſchen, deſto mehr können und pflegen zu erkranken, wenn auch keine Anſteckung entſteht, und oft ſoll der Kranke durch vermehrte Ausdunſtung geneſen. Blut fließt faſt täglich, und manchen Tag in abſcheulicher Menge; wer wird es ohne die heftigſte Anſtrengung verlieren? Die Gebliebenen werden begraben, aber zuweilen nicht alle, oft nicht ſo früh, daß man nicht vorher ihr Bett der Ehren ſchon von fern wittern könnte, gemeiniglich nicht tief genug, und ſo dicht auf und an einander, daß ein Schlacht-Feld noch viele Jahre nachher von den Irr-

Lichtern, dieſen Producten ſtarker Ausdunſtungen, kenntlich gemacht wird; ſ. Th. XXX, S. 790.

Der Krieg erfordert eine große Menge Pferde, nicht bloß für die zahlreiche Cavallerie, ſondern auch für das Gepäck, die Zufuhre, die Benachrichtigungen. Es kann wohl ſeyn, daß im Kriege eine Gegend tauſend Mahl mehr Pferde hat, als in Friedens-Zeiten da gehalten werden mögen. Das Pferd dunſtet ſcharf in der Ruhe, wie viel ſchärfer in ſo häufiger, angeſtrengter Bewegung! Es fällt häufig von Verblutung und Ermattung; in beyden Fällen muß es ſtark vorher ausgedunſtet haben. Es wird beygeſcharret, aber nicht ſo oft, nicht ſo geſchwinde, wie der Soldat; vielfältig nur, wenn es über der Erde zu unleidlich werden will, gemeiniglich flach, locker, und wie ſie bey einander her liegen, daher oft die Hunde dieſelben wieder aufgraben.

Eine ſo große Menge von Menſchen und Pferden, kann die Gegend, wo der Krieg ſie zuſammen führt, allein nicht nähren, ſie braucht Zufuhre. Es wird daher aus der Ferne eine beträchtliche Anzahl von Vieh allerley Art in eine Gegend getrieben, die eine Weile gefüttert und geweidet, auch wohl einmahl verfolgt und erhitzt, endlich geſchlachtet wird, wenn der Feind es nicht tödtet und unbrauchbar macht. Wie viel weniger reinlich und haushälteriſch mag bey dem Schlachten im Kriege verfahren werden; und wie viele Ausdunſtungen aus der Menge und dem Schickſale dieſer Thiere! Ein großes Heer braucht viel mehr Korn, als die Gegend, wo es ſteht, gewinnen kann; es braucht ſtarke Zufuhre. Sowohl die durch die Menge von Menſchen, Pferden und Wägen, die ſie leiſten, vermehrt die Dünſte, als es das Magazin thut, welches ſie füllt, wenn auch das Korn trocken hinein kommt und ſich darin nicht brennt. Wie ſtark der Back-Ofen riecht, folglich dunſtet, weiß jedermann.

mann. Zu Brod und Fleiſch gehört noch eine große Menge anderer Lebens-Mittel, die wir Vorkoſt aus dem Pflanzen-Reiche nennen, und Getränke von mehr als Einer Art. Es dunſtet alles, wenn es auch nicht verdirbt, nicht verdorben wird, wie doch oft genug geſchehen mag. Wie viel Heu braucht die Menge von Pferden! Sein Geruch iſt bekannt. Es wird zugefahren, gerührt, in Haufen gepackt, brennt ſich, wird aus einander geworfen, und häufig zerſtreuet, wenn es auch keinen Feind erfährt, der doch ſonſt ſein Verderben gern befördert.

Vielleicht wird weniger gepflügt, wo der Krieg herrſcht; aber doch gewiß die Erde mehr geöffnet und gerührt, als der ruhige Ackerbau im Frieden erfordert hätte. Man gräbt nach Waſſer im Lager, verſchanzt ſich, wo man ſteht, wirft Batterien auf, dämmt Flüſſe ab, öffnet Lauf-Gräben, macht Minen, ſprengt ſie, legt Feſtungswerke an, u. ſ. w. Geöffnete Erde dunſtet ſtärker, als beraſete, und tiefe Oeffnungen können mancherley mächtige Dünſte losmachen. Sollten ſie ſich nicht merklich vermehren, wo viel und tief in der Erde gewühlt, wo ſie ſo häufig durch einander geworfen, und zuſammen gebracht wird, was ſonſt nicht bey einander lag? Vermiſchung der Erd-Arten löſet mehr auf, als geachtet wird.

Mehr Holz wird unſtreitig im Kriege gebraucht und gehauen, als im Frieden nöthig geweſen und geſchehen wäre. Die weit größere Anzahl von Menſchen erfordert, daß mehr gekocht, gebacken, gebrauet, gewaſchen wird. Erwärmung am Feuer gebraucht der Soldat oft auch, wenn er zu Felde liegt; wie viel mehr, wenn er gegen den Winter noch zu Felde liegen muß! Schwerlich wird dieſe Holz-Conſumtion auf das räthlichſte eingerichtet. Man findet nöthig, ſich mit Palliſaden zu verwahren, Verhacke zu machen, ein Gehölz zu durchhauen oder anzuzünden, Brücken

oder Flößen zu bauen, und wieder her zu ſtellen, was der Feind verdorben hat. Wie viel Holz wird im Kriege mehr gefällt, geſpalten und verbrannt, als in Friedens-Zeiten! Wie nun ein friſch gefällter Baum merklich dunſtet, ſo füllt vielmehr der Rauch die Luft mit Dünſten an, da er von ſo viel mehrern Stellen und ſo häufig von naſſem Holze aufſteigt. Welch ein Dampf, wenn Bagage, Brücken, Waldungen, Magazine, Dörfer, Städte — ſchrecklich zu ſagen! — gezwungen werden zu brennen! Wie viele und mancherley Dünſte werden hier mit einander in die Höhe getrieben! Dazu kommt noch das Schieß-Pulver. Ein Finger-Hut voll kann ſchon ein Zimmer mit ſehr merklichen Dünſten erfüllen. Wie viel mögen ein Par große Kriegs-Heere bey wichtigen und unwichtigen Vorfällen in Einem Feldzuge in die Luft jagen! Wie viel mag vor einer Feſtung, die eine monathliche ſcharfe Belagerung aushält, angezündet werden! Sollte eine ſolche Menge von Pulver, in einer nicht gar zu großen Gegend verſchoſſen, die Dünſte über ihr nicht ſehr vermehren, und die Luft damit füllen?

Die Erfindung und der Gebrauch des Schieß-Pulvers, iſt hiernächſt auch eine mächtige Beſchleunigung der Austrocknung unſers Erdbodens. Bekannter Maßen beſteht das Pulver aus Salpeter, Schwefel und Kohlen. Bey dem Gebrauche deſſelben geht das Phlogiſton in die Luft über, und vermehrt die Menge der brennbaren Dünſte; das in dem Salpeter befindliche fixe alkaliſche Salz aber präcipitirt ſich ſchnell, und ſetzt ſich auf die Erde nieder. Wenn man nun bedenkt, was für eine Menge ſolcher phlogiſtiſchen Materien, ſeit dem 14ten Jahrh., durch den Gebrauch des Pulvers in die Luft gekommen ſind, und nach und nach mit den Feuchtigkeiten der Luft wieder die Erde geſchwängert haben, ſo wird man unmöglich zweifeln können, daß dadurch die Austrocknung der Erde nothwendig hat beſchleuniget werden müſſen. Je mehr Kriege entſtanden ſind, deſto mehr wirkſames Phlogiſton in der Luft, und von dannen zurück auf die Erde und die organiſchen Producte

des

des Erdbodens, deſto mehr Kraft die wäſſerigen Theile in Erde zu verwandeln, und deſto mehr Trockenheit und Dürre. Solcher brennlichen Dünſte ſind gewiß, ſeit der Erfindung des Pulvers, Millionen Centner auf dem Erdboden wirkſam geworden. Da zeigt ſich alſo offenbar, wie ſehr der Gebrauch des Schieß-Pulvers, und folglich auch die Kriege, die Erde verderbt haben, und noch verderben. Je mehr Krieg, deſto dürrer die Erde, deſto verſchloſſener die Wolken zum Regen, deſto unfruchtbarer die Felder, deſto größer die Armuth und Noth unter den Menſchen. Je wärmer, und beſonders je trockner die Luft, deſto mehr ausgedehnt iſt ſie, und deſto ſtärkere Winde müſſen nothwendig entſtehen, welche in der Luft, auf der Erde, und in den organiſchen Producten der Natur, immer größere Veränderungen hervor bringen.

Ich glaube, daß eine der jezt angezeigten Dunſt-Quellen reichhaltig genug ſey, eine Anhäufung zu verurſachen. Man nehme es aber zuſammen, was große Kriegs-Heere mit ihrer fürchterlichen Bewegung und traurigem Schickſale, was viele tauſend ſcharfer Treibung fähige und fallende Pferde, was eine Menge von allerley zugefahrnen und zuſammen gehäuften Lebens-Mitteln, was häufige und tiefe Oeffnungen und Vermiſchungen der Erde, was ein öfterer, dicker, ſtinkender Rauch von ſo mancherley Dingen, was ein beynahe unaufhörlicher, oft undurchſichtlicher Pulver-Dampf, was dies alles, in einer mäßigen Gegend vereinigt, für eine Menge von Dünſten erzeugen muß; und urtheile nun, ob ſie nicht der Krieg vermehren und in einem Reviere anhäufen muß.

Angehäufte Dünſte in einer Gegend ſind ohne Zweifel allein ſchon vermögend, die reinere, leichtere Luft vor ſich weg zu drängen, werden ihr aber, ſo bald ſie vor ihnen weicht, von andern wieder gedrängt, folgen müſſen. Wohin wird ſich indeſſen die durch Dünſte ausgedehnte Luft ausbreiten? Wenn der Widerſtand von allen Seiten gleich iſt, ſo wird ſie ſich nach allen Seiten gleich ausbreiten; iſt das nicht, ſo

wird die Ausbreitung da erfolgen, wo der wenigſte Widerſtand iſt. Da dies lezte immer der Fall ſeyn wird, ſo kann ſchon die bloße Menge von Dünſten einer Gegend, einer andern Wolken zuſchicken, und dadurch Einfluß in ihre Witterung äuſſern.

Dies wird noch einleuchtender, wenn wir bemerken, daß der Krieg, der die Dünſte häuft, ſie auch bewege. Nach ihrer elaſtiſchen Kraft drängt ſich die Luft dahin, wo der wenigſte Widerſtand, wo ſie verdünnt iſt. Die Wärme treibt die Luft aus einander, und warm mag ein ſehr großer Theil der Dünſte ſeyn, die der Krieg veranlaſſet. Denn wie viel vermehrtes Feuer gehört nicht noch zu ſeinen Wirkungen! Es iſt ſchon berührt und ohnehin bekannt, daß weit mehr nothwendiges Feuer brennen muß, wo ſo viele tauſend Menſchen mehr eſſen und ſich erwärmen wollen. Je mehr Pulver angezündet wird, deſto mehr kleine und große Flammen fahren in die Luft. Und nun noch die verheerende ſchreckliche Flamme, die hier ein Magazin zerſtören, dort eine Waldung vertilgen, hier ein Dorf ſtrafen, dort eine Stadt zur baldigen Uebergabe zwingen ſoll. So öfteres, ſo vieles, ſo großes Feuer, muß das nicht die Luft erwärmen, verdünnen, einen beſtändigen Ab- und Zufluß der dickern Luft verurſachen, ſie folglich in Bewegung ſetzen, und gleichſam hinter ſich her locken?

Bey jedem Schalle wird die Luft zuſammen gedrückt, und wieder ausgedehnt. Wie reich iſt aber der Krieg an Getöſe! Wenn auch das mannigfaltige Geſchrey von Menſchen uud Pferden zu ſchwach wäre, wie es doch wohl nicht ſeyn mag, die Luft zu bewegen: ſo wird man es wohl nicht unglaublich finden, daß es das Pulver kann, welches täglich, manchen Tag ſo häufig, und zuweilen viele Tage hinter einander, in Menge verſchoſſen wird. Ohne Zweifel kann hierdurch ſo viel Bewegung der Luft verurſachet werden, daß

daß daraus ein ſtarker Zug nach einer Gegend, wo der wenigſte Widerſtand iſt, erfolgt.

Kein Krieg ohne Bewegung, ohne heftige Bewegung. Es wird wohl nirgend mehr hanthiert, häufiger gegangen, ſtärker gefahren, ſchneller geritten, als wo große Heere gegen einander agiren. Sollte ſich dieſes beſtändige, ausgebreitete, geſchwinde Zurücktreiben der untern Luft nicht auf die obere ausbreiten, und weit umher eine Bewegung darin veranlaſſen? Nun, was denn noch daran fehlt, und die Bewegung der Gewehre, Säbel, Fahnen rc. nicht zuſetzen können, das wird die ſchnelle Kugel ergänzen, welche ſo gewaltſam die Luft theilt, daß ſie dieſelbe demjenigen, welchen dieſe Luft faſſet, ſchädlich, ja tödlich machen kann. Sie müßte ſo elaſtiſch, wie ſie iſt, nicht ſeyn, wenn ſie ſich durch eine ſo unzählbare Menge Kugeln, wie manchen Tag durch ſie hin und her gejaget werden, in Bewegung nicht ſetzen lieſſe.

Aus dieſen Vorausſetzungen, daß der Krieg die Luft mit Dünſten erfüllt, daß dieſe Dünſte größten Theils warm ſind, daß in demſelben weit mehr Feuer, als ohne ihn, in die Luft fährt, und daß durch ihn die Luft weit mehr bewegt wird, als ſonſt geſchehen wäre: hieraus wird folgen, daß die mit vielen warmen und andern Dünſten angefüllte, mithin oft verdünnte und oft bewegte Luft den aus andern Urſachen in der Ferne entſtandenen Zug oder Gang derſelben an ſich locken, ihn daher von ſeiner ſonſtigen Richtung etwas ableiten, und in die Gegend des Krieges führen wird, und daß der nach dem Kriegs-Schauplatze geleitete Zug der Luft, wenn ſie ſich hier gehäuft und mit ſeinen Ausdunſtungen gleichſam beladen hat, ſich von da wieder in die wärmere Nachbarſchaft ausbreiten, und den die vom Schauplatze des Krieges aufgeſtiegenen Wolken zuführen wird.

Wenn man nun, nach dieſen Vorausſetzungen, einen Einfluß des Krieges in die Witterung zu vermuthen wagen will, ſo verſteht ſich leicht, daß dieſes nicht allgemein geſchehen könne, ſondern daß man ſowohl auf den zu jeder Jahrs-Zeit natürlich gewöhnlichen Zug der Luft zu ſehen habe, als man die Lage ſeines Vaterlandes gegen die Gegend, wo der Krieg geführt wird, vor Augen haben müſſe, und daß folglich alle Vermuthungen, ſo wahrſcheinlich ſie auch ſcheinen möchten, triegen, ſobald ſich der Kriegs-Schauplatz, und damit unſere Lage gegen denſelben ändert. Da ſich nun das leicht zutragen kann, ſo wird der Beobachter der Witterung und des Krieges erſt am Ende eines Jahres ſprechen können, ob der geführte Krieg in die gehabte Witterung einen Einfluß gehabt haben möchte, oder nicht.

Vom **Einfluß des Krieges auf die Geſundheit**, werde ich im Art. **Kriegs-Krankheiten und Seuchen** ſprechen.

Ich betrachte nun die Folgen des Krieges ſelbſt, und zwar zuerſt die **ſchlimmen und verderblichen Folgen** deſſelben.

Die erſte iſt **Verhinderung der Vermehrung des Volkes, und wirkliche Entvölkerung des States.** Der Krieg raubt einem Lande nicht allein alle, die im Felde fallen, gefangen weggeführt werden, und bey dem Einfalle des Feindes umkommen, ſondern man muß auch dabey rechnen, wie viele Ehe-Weiber dadurch ihre Männer verlieren, und ſolcher Geſtalt auſſer Stand geſetzt werden, etwas zur Fortpflanzung beyzutragen, da dann das Land allen den Zuwachs verliert, den ſie hätten geben können. Hierzu kommt nun wirkliche Entvölkerung. Es heißt zwar oft bey dem Entſtehen eines Krieges: nun werde das Land einmahl von loſem Geſindel, von Müßiggängern und Land-Streichern gereinigt; aber, zu geſchweigen, daß

daß es ein großes politiſches Verbrechen iſt, einen Haufen ſolcher unnützen, unthätigen und gefährlichen Menſchen zu haben und zu dulden, entwiſcht doch immer ein großer Theil von ſolchem Auswurfe dem Kriegs-Dienſte. Und wie kommt ihre Anzahl in Vergleichung mit der Zahl ſo vieler Tauſend redlicher, fleißiger, betriebſamer Unterthanen, wie der ſcheinbare Gewinn bey jenen mit dem drückenden und entnervenden Verluſte bey dieſen? Wie verheerend und entvölkernd bis zum Entſetzen kann ein Krieg werden, wenn er, wie die Geſchichte unſerer Tage gelehrt hat, in einem halben Jahre ohne Haupt-Schlacht, ohne Ueberfall, bloß durch Scharmützel, Belagerungen und Krankheiten, ein Heer von 100,000 Mann wegraffet! wenn ſchon der Handwerker von ſeiner Werkſtätte, der Bauer von ſeinem Pfluge, der einzige Sohn, die Hoffnung der Familie, aus den Armen ſeiner flehenden Aeltern fortgeriſſen werden muß! Ich will nicht in die Geſchichte der Vorzeit zurück gehen, um Beyſpiele aufzuſuchen, welche ungeheure Zahl von Menſchen oft ein Treffen geopfert, eine Belagerung aufgerieben, ein beſchwerlicher Feldzug gekoſtet hat. Wie viel Generationen gehören nicht dazu, ſolchen Verluſt zu erſetzen, und dem State ſe viel fleißige und arbeitſame Hände wieder zu geben!

Eine andere traurige Folge iſt Länder-Verwüſtung, und das damit verbundene Menſchen-Elend. Wie manche blühende Gegend wird in eine Einöde, wie manche Stadt, wie manches wehrloſe Dorf in einen Schutt- und Aſchen-Haufen verwandelt! Lange, ſehr lange bluten die Wunden, die ein erbitterter Feind dem Lande ſchlug. Da ſteht oft nach Jahrhunderten noch eine Menge Ruinen, welche zu keinen Wohnungen wieder empor ſteigen, und unter dicht verwachſenem Moſe trauren. Und wer mißt das nahmenloſe Elend ſo vieler tauſend verarmter, beraubter, geplün-

der-

derter, gemißhandelter, verjagter und hülfloser Unterthanen; wer ſchildert alle die ſchrecklichen Arten des Todes, der Verſtümmelung und Verkrüppelung der Krieger! Je weniger cultivirt, deſto grauſamer und unmenſchlicher iſt der Feind; das bewieſen noch unter den Europäern in der erſten Hälfte des jezigen Jahrhundertes die Ruſſen, und beweiſen jezt noch die Türken, die, ſo wie ſie von ihrem tollkühnen und fanatiſchen Muthe noch nichts verloren, alſo auch jenen barbariſchen Sinn in Behandlung ihrer Feinde noch nicht abgelegt haben, und daher wohl unſer Erſtaunen, aber nie unſere Bewunderung und Ehrfurcht erregen.

Verderbniß der Sitten, Abſtumpfung des Gefühles der Menſchlichkeit, kurz: Verſchlimmerung der Moralität, ſind ferner die unausbleibliche Folge jedes längern Krieges. Die Geſchichte alter Zeiten beſtätigt dieſes. Viele Jahre werden oft dazu erfordert, die Nation zu der Stufe der Bildung wieder zu erheben, von welcher ſie in einem hartnäckigen verderblichen Kriege herab ſank. Mit der Todes-Gefahr vertrauter, hat das Leben für den Menſchen nicht den hohen Werth, den es im Frieden hat. Die Gelegenheit, ſich ungeſtraft fremder Güter zu bemächtigen, macht ihn ungerecht, habſüchtig, tyranniſch, und die ganze unſtäte kriegeriſche Lebens-Art erzeugt eine Menge Laſter, welche die Summe der etwa ſich bildenden heroiſchen Tugenden weit überwiegt.

Eine drückende Schulden-Laſt iſt endlich eine gewöhnliche, nicht minder nachtheilige Folge. Entweder iſt der kriegführende Stat von Natur arm, weil Klima und Boden ungünſtig ſind, oder ſeine Finanz-Verwaltung liegt im Argen, ſeine Caſſen ſind erſchöpft, oder der Fürſt iſt ein Verſchwender, der, für die Zukunft unbeſorgt, nur genießt und ſeine koſtbare Sinnlichkeit befriedigt. In allen dieſen Fällen werden dann

Geld-

Geld-Quellen geſucht und Hülfs-Mittel zur Hand genommen, welche lieber ungenutzt hätten bleiben ſollen. Es werden Kriegs-Steuern und Dons gratuits ausgeſchrieben, Lotterien errichtet, große Anleihen eröffnet, und was dergleichen mehr iſt, um nur Geld zur Beſtreitung der ungeheuern Koſten zu bekommen. So entſteht allmählich eine Laſt von Schulden, die das Land auf Jahrhunderte beſchwert, und die Total-Summe des umlaufenden baren Geldes oft weit überſteigt; daher entſteht zuweilen eine Unzahlbarkeit, die einem Stats-Bankerotte nicht unähnlich ſieht, Anticipation der Einkünfte, Creditloſigkeit, die jede neue Anleihe vollzählig zu werden hindert, und eine politiſche Impotenz bewirkt, die dem Intereſſe des States ſehr nachtheilig werden muß.

Zu den Uebeln, welche zufällig durch den Krieg veranlaſſet werden, gehören inſonderheit die ſchlechten **Münz-Sorten**, wovon ich im Art. **Münzweſen** ſprechen werde.

Zu einem Beweiſe der traurigen und verderblichen Folgen eines, inſonderheit langen, Krieges, dienen vornehmlich der dreyßigjährige Krieg im 17ten, und der ſiebenjährige im jezigen 18ten Jahrhunderte.

Der ſchwediſch-deutſche, oder von ſeiner Dauer ſo genannte **dreyßigjährige Krieg**, wird derjenige Krieg genannt, welchen der große König der Schweden, Guſtav Adolph, und nach Deſſen Tode ſeine Tochter und Thron-Folgerinn, die Königinn Chriſtina, mit den römiſchen Kaiſern Ferdinand II. und III. geführt haben, und welcher von ſeinem Ausbruche im J. 1618 an, bis zum weſtphäliſchen Frieden im J. 1648, unſer Vaterland 30 Jahr lang verheerte, durch dieſen Frieden aber den Anfang einer neuen Epoche unſerer ganzen Stats-Verfaſſung veranlaſſete. Dieſer Krieg iſt mehr wegen der Verwüſtungen, welche er angerichtet hat, als der edeln Art, womit derſelbe

ſelbe geführt worden iſt, merkwürdig. Gewiß bleibt es, daß in unſern Zeiten die Waffen immer mit mehrerer Menſchlichkeit, als damahls, gebraucht worden ſind, und daß alles, was in dieſem laufenden Jahrhunderte ſich auf den Kriegs-Schauplätzen zugetragen hat, mit dem nicht in Vergleichung kommt, was ſich in der vorerwähnten Periode grauſames und unnatürliches begeben hat. Welch ein ſtark bevölkertes Land müßte Deutſchland jezt nicht ſeyn, hätte nicht jenes Krieges-Feuer, welches 30 volle Jahre, vor 142 Jahren innerhalb deſſen Gränzen gewütet hatte, Menſchen weggefreſſen, wie eine Heuſchrecken-Schar die äuſſerſt dicht gewachſene Kornſaat. Nach dem Menſchen-Verluſte mehrerer einzelnen Länder, und der am Ende des Krieges noch übrig gebliebenen Volks-Menge derſelben, und nach der ſtärkern Bevölkerung mehrerer Städte vor jenem Kriege verglichen mit ihrer jezigen, zu urtheilen, iſt die Vermuthung ſehr wahrſcheinlich, daß Deutſchland, wenn es gleich nicht mehr Menſchen vor jenem Kriege gehabt hat, wenigſtens doch demſelben nicht ſehr viel an ſeiner jezigen Bevölkerung mag gefehlt haben. Zwar gab es zu Anfange des 17ten Jahrh., im Ganzen bevölkertere Städte, wie jezt, weil das Leben auf dem platten Lande damahls noch ſehr unſicher und gefahrvoll war; allein, auf der andern Seite waren, wie man aus ſichern Datis weiß, damahls auch viele Dörfer ſtärker mit Menſchen beſetzt, als jezt; viele Dörfer waren damahls noch vorhanden, die es jezt nicht mehr ſind, und ganze weite Gegenden und Strecken waren von Menſchen bewohnt, wo jezt kaum noch irgend ein und das andere Thier ſich aufhält. Hierzu rechne man vornehmlich noch die damahlige Nichtexiſtenz der großen ſtehenden Heere, die der Bevölkerung in der Folge ſo äuſſerſt nachtheilig werden, und manche Stockung in derſelben bewirken müſſen, und zulezt noch die

Un-

Unbekanntſchaft mit jenen ſchädlichen Getränken, die auf mancherley Weiſe die Menſchen-Vermehrung hindern und verringern müſſen. Selbſt die niedere und mittlere Volks-Claſſe, damahls weniger mit allen den vielfältigen Zweigen des Luxus bekannt, in deren Bekanntſchaft neuere Zeiten beſonders dieſelben eingeweihet haben, weniger durch zahlloſe Auflagen, Steuern und Abgaben gedrückt, konnte mehr und thätiger für Bevölkerung, als jezt, ſorgen, weil ſelbſt auch die Ehen an ſich ſchon weniger erſchweret wurden. Dem neuern Zeit-Alter muß man doch aber auch, bey allen dem, die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß es manche damahls herrſchende Hinderniſſe der Bevölkerung entfernet, und durch gute Polizey-Einrichtuugen manchem Unheile vorgebeuget hat, ob gleich viele neuere Anſtalten doch nicht ihrem Zwecke entſprochen haben. Ich kann mich hier in ein genaueres Detail von allem dieſen nicht einlaſſen, und ich liefere nur noch eine kurze wahrſcheinliche Berechnung **des Menſchen-Verluſtes durch den dreyßigjährigen Krieg.** Angenommen alſo, daß Deutſchland vor jenem Kriege wenigſtens ſo eine ſtarke Volks-Menge, wie jezt, hatte, ſo wohnten ungefähr an 27¼ Millionen Menſchen auf der Oberfläche deſſelben von 12,800 Quadrat-Meilen; alſo auf jede Quadrat-Meile etwa 2128 Menſchen. Ziemlich ſicher kann man, nach den vorhandenen Datis von einzelnen Ländern auf das Ganze geſchloſſen, die volle Summe des Menſchen-Verluſtes durch Krieg, Peſt, Hungers-Noth und Auswanderungen, auf zwey Drittel der ganzen Volks-Menge rechnen, folglich auf 18,160,000 Menſchen binnen 30 Jahren. Jährlich betrug daher der Verluſt von Deutſchland etwas über 605,000 Menſchen, und auf jeder Quadrat-Meile jährlich etwas über 47, ſo wie überhaupt über 1418 Menſchen, ſo, daß nur noch für jede Quadrat-Meile 710, und im Ganzen 9,080,000 Men-

Menſchen zurück blieben. Nimmt man endlich an, daß ſeit dem dreyßigjährigen Kriege bis auf unſere Zeiten, binnen einem Zeitraume von 142 Jahren, jede Quadrat=Meile jährlich im Durchſchnitt mit 10 Menſchen vermehrt worden, welches geringe genug gerechnet iſt, ſo gibt dies beynahe wieder den Erſatz des ganzen Verluſtes von Einwohnern durch jenen Krieg, welcher einer der menſchenfreſſendſten geweſen iſt, den die Geſchichte neuerer Zeiten kennt.

Der dritte ſchleſiſche, oder ſo genannte ſiebenjährige deutſche Krieg, welchen Friedrich II. König von Preuſſen, gegen die verbundene Macht von Oeſtreich, dem deutſchen Reiche, Sachſen, Frankreich, Rußland und Schweden, in den Jahren 1756 bis 1763, ſiegreich geführt hat, und welcher mit dem, am 15 Febr. 1763 auf dem Schloſſe Hubertsburg in Sachſen geſchloſſenen Frieden ſich endigte, iſt unſtreitig der größte Krieg, welcher ſeit Hannibal und Scipio geführt worden iſt. Nach des General von Warnery Angabe, in ſeinen, 1788 heraus gekommenen Campagnes de Frederic II. Roi de Pruſſe, de 1756 à 1762, hat derſelbe auf beyden (preuß. und öſtreich.) Seiten an 400,000 Menſchen das Leben gekoſtet. Der König von Preußen, Friedrich II., in ſeiner Hiſtoire de la guerre de ſept ans, ſchätzt den erlittenen Verluſt aller kriegführenden Mächte. Ueberhaupt ſind 853,000 Mann auf die Todten=Liſte gekommen; von ſeinem Heere, 180,080; Oeſtreicher, 140,000; Ruſſen, 120,000; Reichsvölker, 28,000; Schweden, 25,000; Franzoſen, 200,000; Engländer und Alliirte, 160,000. Dieſer Krieg iſt eine der denkwürdigſten Welt=Begebenheiten, die je in den Jahrbüchern irgend eines Reiches verewigt ſind; den erſtaunungswürdigſten der Vorwelt gleich; ein Krieg, der, reich an auſſerordentlichen mannigfaltigen Scenen, die Erwartungen aller Menſchen täuſchte, und für die Feldherren, Stats=

Statsmänner und Philoſophen jeden Volkes und jeden Zeit-Alters lehrreich ſeyn wird. Eine Geſchichte dieſes Krieges für unmilitäriſche Stände, ein Meiſterſtück eines großen Meiſters in ſeiner Kunſt, haben wir Hrn. J. W. von Archenholz, welcher vom Dec. 1758 an, dem Kriege bey Friedrich's eigenem Heere, als Hauptmann beygewohnt hat, und deſſen Bildniß den gegenwärtigen Theil dieſes Werkes ziert, zu danken.

Viele Länder unſers Europa ſeufzen jezt wirklich unter einem Drucke von Calamitäten ſowohl öffentlicher, als Privat- und bürgerlicher Kriege. Induſtrie und Commercien ſtocken in den meiſten Gegenden; die Anzahl der Armeen und Bettler hat bisher von Jahr zu Jahr zugenommen; die Bauern und der Land-Adel, die für alle übrige Claſſen von Menſchen die Bedürfniſſe herbey ſchaffen müſſen, ſind größten Theils entnervt und ausgeſogen; allenthalben werden durch Mangel und Schulden die wirthſchaftlichen Unternehmungen und Gewerbe gehemmet und vermindert; die Noth, der Jammer und die Klagen ertönen von allen Seiten her; der Jammer macht viele Unglückliche zu verzweiflungsvollen Verbrechern, und überliefert ſie den Ketten, dem Schwerte, Galgen und Rade. So ſteht es in den meiſten Gegenden Europens. Was wird nicht erfolgen, wenn der Kriegs-Geiſt zwiſchen den großen europäiſchen Mächten fortwirkt, oder ſein Feuer noch weiter umher anbläſet! Die Folgen ſind erſchrecklich. Wer ſie ſieht, wie ſie ſind, der muß zittern. Ich will nur diejenigen zeichnen, an die man gemeiniglich nicht denkt, die aber die allerfürchterlichſten ſind (*).



(*) Hrn. Schlettwein Archiv ꝛc. 1 B. (Lpz. 1780, gr. 8.) S. 367, fgg.

Wenn zwey oder mehrere kriegführende Mächte von ihrem Kriegs-Volke bey dem Anfange oder im erſten Jahre des Krieges, nur 10,000 Mann zuſammen verlieren, ſo müſſen ſie, an ſtatt dieſer umgekommenen 10,000 Soldaten und Schiffleute, für das folgende zweyte Kriegs-Jahr wieder neue 10,000 Mann aus andern Claſſen von Menſchen annehmen. Wenn dieſe nicht Bettler und Tage-Diebe ſind, ſondern jeder von ihnen durch ſeine Arbeiten und Gewerbe jährlich nur den Werth von 100 Gulden hervor brachte, ſo wird nun, da ſie ihrer erſten Beſtimmung entzogen ſind, und im Kriege dienen müſſen, die Summe von einer Million Gulden weniger hervor gebracht, als in dem Jahre, da ſie noch nicht zum Soldaten-Stande ausgehoben waren. Dieſe Million Gulden circulirte, als ſie da war, und vermochte, wenn ſie jährlich nur 5 Mahl ihren Umlauf hielt, wenigſtens für 5 Millionen Gulden an Producten, Waren und Arbeiten, zu vergüten. Aber nun fällt dieſer beträchtliche Werth ſogleich weg, ſo bald die im Kriege im erſten Jahre gebliebenen 10,000 Mann Soldaten und Schiffleute wieder durch andere 10,000 arbeitende und gewerbetreibende Menſchen für das zweyte Jahr erſetzet werden. Wenn aber die Producte, Waren und Arbeiten, die einen Werth von 5 Mill. Gulden betragen, nicht mehr vergütet werden können, ſo hören auch alle die Triebräder auf zu wirken, welche ſich mit Hervorbringung und Herbeyſchaffung dieſer Producte, Waren und Arbeiten, beſchäftigten, d. i. für 5 Mill. Gulden ſind nun weniger Producte, Waren und Arbeiten in Europa zu haben, als vorher, da noch 10,000 geſunde Menſchen, die man jezt zu Soldaten oder Schiffleuten genommen hat, um die zu Grunde gegangene gleiche Anzahl zu erſetzen, wirthſchaftliche Geſchäfte und Gewerbe verrichteten. Im Durchſchnitt kann man die Bedürfniſſe eines jeden erwachſenen Menſchen an aller-

allerley Producten, Waren und Arbeiten, jährlich auf 100 Gulden rechnen. Der Werth von 5 Mill. iſt alſo der Betrag der Bedürfniſſe für 50,000 Menſchen. Für dieſe Anzahl fehlen nun gleich im zweyten Jahre die Bedürfniſſe an Producten, Waren und Arbeiten, wenn der Krieg 10,000 Soldaten und Schiffleute frißt, und zu deren Wiederersetzung den wirthſchaftlichen Geſchäften und nützlichen Gewerben 10,000 Menſchen entzieht.

Wer die für ihn nöthigen Producte, Waren und Arbeiten nicht mehr findet, der kommt in Noth, und kann, wenn er nicht raubt und ſtiehlt, oder Schulden macht, nicht mehr leben, und keinen Werth mehr hervor bringen. Alſo geht nun auch für das zweyte Jahr die ganze Maſſe von Producten, Waren und Arbeiten verloren, die von 50,000 Menſchen realiſirt worden wären. Jeder von dieſen 50,000 Menſchen hätte wenigſtens den Werth von 100 Fl. hervor gebracht, welches von 50,000 Menſchen den Betrag von 5 Mill. Gulden ausmacht.

Nun ſollen in dieſem zweyten Jahre durch den Krieg wieder 10,000 Soldaten und Schiffleute umkommen, und an deren ſtatt neue 10,000 Recruten aus der landwirthſchaftlichen und gewerbetreibenden Claſſe für das folgende dritte Kriegs-Jahr ausgehoben werden. Dieſe hätten in dem dritten Jahre wieder eine Million Werth hervor gebracht, der aber nun auch zu Grunde geht. Es mangelt alſo, wenn der Krieg nur noch das zweyte Jahr fortgeſetzt wird, unſerm Europa im folgenden dritten Jahre der Werth von den 5 Millionen des zweyten Kriegs-Jahres, und der einen Million dieſes dritten Jahres, und alſo der Werth von 6 Mill. Gulden, die ſonſt da ſeyn würden. Im fünffältigen Zirkel werden durch 6 Mill. Gulden, für 30 Mill. Gulden Producte, Waren und Arbeiten vergütet. Mithin haben wir im dritten Jahre,

 wenn

wenn der Krieg nur das zweyte Jahr noch fortdauert, in der Vergütung der Producte, Waren und Arbeiten, einen Defect von 30 Mill. Gulden. 100 Gulden ſind die Bedürfniſſe eines erwachſenen Menſchen; daher haben wir im dritten Jahre für 300,000 Menſchen die Bedürfniſſe nicht mehr; d. h. wenn ein Krieg nur 2 Jahr fortgeführt wird, und nur die kleine Recruten-Zahl jährlich erfodert, die ich vorher angenommen habe, ſo hat Europa im dritten Jahre 300,000 Menſchen mehr als jezt, welchen ihre Nothwendigkeiten an Producten, Waren und Arbeiten ganz abgehen, und die alſo aus Mangel dieſer Nothwendigkeiten völlig zu Grunde gehen müſſen. Sollen ſie nicht Hungers ſterben, ſo müſſen ſie betriegen, ſtehlen, rauben, oder Schulden machen. Im vierten Jahre fallen alsdann alle die Producte, Waren und Arbeiten weg, welche durch die 300,000 Menſchen wären zur Wirklichkeit gebracht worden. Auf jeden den Werth von 100 Fl. gerechnet, beträgt die Summe, die für Europa im vierten Jahre verloren geht, 30 Millionen Gulden. Gehen nun durch den Krieg im dritten Jahre wieder 10,000 Soldaten zu Grunde, und werden aus den übrigen Menſchen-Claſſen wieden neue 10,000 Recruten in demſelben Jahre für das vierte Kriegs-Jahr ausgehoben, ſo fallen für das vierte Jahr auch die Millionen Gulden weg, die durch dieſe 10,000 Recruten wären gewonnen worden. Der ganze Verluſt alſo, den Europa im vierten Jahre leiden muß, wenn ein Krieg noch in dem dritten Jahre bis zum Anfange des vierten fortwähren ſollte, beträgt unmittelbar zuſammen 30 Mill. Gulden. Im fünffältigen Zirkel, den dieſe Summe gemacht hätte, beläuft ſich der Werth auf 155 Mill. Gulden. Folglich verliert Europa im vierten Jahre eine Vergütung von Producten, Waren und Arbeiten, die ſich auf 155 Mill. Gulden beläuft. So viel Producte, Waren und Arbeiten müſſen im vier-

vierten Jahre in Europa fehlen. Werden nun 100 Fl. auf einen Menſchen zu ſeinem Bedürfniß gerechnet, ſo fehlt im vierten Jahre das Bedürfniß für 1,550,000 Menſchen; d. i. wenn der Krieg nur 3 Jahr und bis zum Anfange des 4ten fortdauert, und jährlich nur 10,000 Recruten aus der landwirthſchaftlichen und gewerbetreibenden Claſſe erfordert, ſo leben im 4ten Jahre über anderthalb Millionen Menſchen mehr, als im erſten Jahre, die an allen Nothwendigkeiten Mangel leiden. Welche Noth! Für anderthalb Mill. Menſchen fehlen im 4ten Jahre nach Anfange des Krieges die nothwendigen Subſiſtenz-Mittel! Die müſſen alſo, wenn ſie nicht durch Hunger und Blöße aufgerieben werden wollen, theils betriegen, ſtehlen, rauben, theils Schulden machen, um die Summe von 155 Mill. Gulden zu erlangen, welche zum Unterhalt von 1,550,000 Menſchen erfordert werden. Dieſe ſchreckliche Calamitäten wirkt der Krieg, wenn er nur 3 Jahr hindurch bis zum Anfange des 4ten Jahres dauert, und wenn jährlich nicht mehr als in allem 10,000 Menſchen aus der landwirthſchaftlichen oder gewerbetreibenden Claſſe zu Recrutirung der kriegenden Armeen und Flotten weggezogen werden. Welche unvermeidliche und gräuliche Verwüſtung wird es nicht erſt werden, wenn, an ſtatt dieſer kleinen Zahl von 10,000 Menſchen, jährlich 40, 50 oder noch mehrere tauſend unter vielen kriegenden Heeren und Flotten recrutiert werden müſſen! Sind es 50,000 Recruten, die Europa aus ſeiner nützlichen Gewerbe-Claſſe hergeben muß, ſo hat Europa im 4ten Jahre nach Anfang des Krieges 6,200,000 arme elende Menſchen mehr, die theils in Hunger und Blöße ſterben, theils, um ihrer Noth zu Hülfe zu kommen, Schandthäter und Verbrecher werden müſſen.

Das iſt aber das Elend noch nicht alles. Wo die kriegenden Heere ſich aufhalten, ſterben immer viele

Tauſende von der arbeitenden und gewerbetreibenden Claſſe weg. Immer ſind mancherley Seuchen und böſe Krankheiten unzertrennliche Gefährten der kriegenden Armeen. Gehen jährlich nur 10,000 nützliche arbeitſame Menſchen durch die Kriegs-Drangſale und Seuchen in den europäiſchen Ländern zu Grunde, ſo wächſt die ſchreckliche Folge, die vorher geſchildert worden iſt. Im 4ten Jahre nach Anfang des Krieges werden wir immer auſſer den Elenden, die vor dem Kriege ſchon waren, und noch fortleben, und auſſer denen, welche durch Recrutirungen gemacht worden ſind, noch anderthalb Millionen Unglückliche mehr haben, denen es an Brod, Kleidung, und allen übrigen Bedürfniſſen fehlt.

Ferner bleiben während des Krieges unzählige Ländereyen wüſt und öde liegen, und unzählige werden ſchlecht gebauet, weil gemeiniglich viele tauſend Land-Wirthe ihr Vieh und ihre übrige nothwendige Cultur-Auslagen, viele gar ihre Häuſer, Scheunen und Ställe verlieren, und um alles Ihrige gebracht werden. Dadurch werden abermahl die Subſiſtenz-Mittel für die Menſchen vermindert, und folglich ſteigt die vorher berechnete Anzahl der Unglücklichen immer höher. Wenn nur in den europäiſchen Staten durch einen Krieg die Productionen der Grundſtücke jährlich um den 10ten Theil vermindert werden, ſo müſſen auch die Gewerbe und die Nahrungs-Geſchäfte um den 10ten Theil abnehmen, und die Calamitäten ſich verzehnfältigen.

Von den traurigen Folgen, welche der Krieg durch Vermehrung und Vergrößerung der Steuern und Auflagen, durch Hemmung der Induſtrie, durch Unterbrechung der Commercien, und durch Verſtopfung des Credites, nach ſich zieht, und von den traurigen Wirkungen, welche er in vielen tauſend Kindern her-

vor bringt, die er ihrer Aeltern, ihrer Erziehung und Verſorgung beraubt, und die er zu Gegenſtänden des Jammers, und zu den unglücklichſten und verderblichſten Laſten des gemeinen Weſens macht, will ich nicht beſonders reden. Es iſt klar genug, daß der Krieg durch die ungeheuern Uebel, die ich dargeſtellt habe, einen Fluch über Europa ausgießt, den keine menſchliche Gewalt wieder gut machen kann, weil keine, wenn ſie auch Gold und Silber ſchaffen könnte wie Sand am Meer, im Stande iſt, die arbeitenden Menſchen, die der Krieg auf ſo mancherley Weiſe frißt, ſogleich, wie ſie den arbeitenden Claſſen abgehen, wieder zu erſetzen, und alſo den gleichen Gang des Umſatzes der Arbeiten, Waren und Producte zu erhalten, wie er war.

Wenn auch nach einem überſtandenen Kriege einſt die Großen viele Millionen Thaler unter die armen Landleute zu Wiedererbauung ihrer verheerten oder zerfallenen Gebäude, zu Wiederanſchaffung des unentbehrlichen Arbeits-Viehes, der nöthigen Geräthſchaften und der übrigen landwirthſchaftlichen Bedürfniſſe ſchenken, wenn ſie den entkräfteten und ausgeſogenen Land-Adel mit vielen Millionen Thalern, zur Aufrechthaltung ſeiner Wirthſchaft und ſeines Credites unterſtützen: ſo iſt das alles doch nicht vermögend, die Nachtheile wieder gut zu machen, die der Krieg wirkt. Die Millionen Thaler, die nach dem Kriege in die Hände des Volkes zur Herſtellung der wirthſchaftlichen Gewerbe vertheilt werden, waren ſchon da, und wenn der Krieg nicht wütete, ſo kam noch an Producten, Waren und Arbeiten, binnen 4 Jahren der Werth von 155, oder wohl gar von 775 und mehrern Millionen Gulden dazu. Dieſe werden durch den Krieg, wenn er nur bis in das 4te Jahr fortdauert, der menſchlichen Geſellſchaft völlig entzogen. Unmöglich aber iſt es, daß die 20, die 100, die 1000 Millionen Gul-

den, die man, wenn man kann und will, nach dem Kriege dem Volke ſchenkt, eben das wirken können, was ſie, und noch dazu die 155, oder gar 775, und mehrere Millionen, die der Krieg vernichtet, in den Händen von Millionen Menſchen, die der Krieg theils aufgezehrt, theils entnervt hat, würden gewirkt haben. Wenn die Großen die Millionen Gulden vor dem Kriege auf die Urbarmachung der noch allenthalben befindlichen unangebaueten Diſtricte, auf die Vergrößerung des Viehſtandes, der noch überall zur blühenden Cultur der Felder Verſtärkung bedarf, auf die Erziehung und Ausbildung der armen verlaſſenen Jugend, verwenden: ſo wird dadurch nicht nur die häufige Verarmung unzähliger Familien verhindert, die der Krieg und das Elend wirkt, ſondern es werden auch noch viele neue Quellen des Glückes der Staten eröffnet; und nun wächſt die Bevölkerung durch die Vervielfältigung glücklicher Ehen, durch ſteigende Anzahl der Gebornen, und durch Verminderung der Sterblichkeit der Lebenden. Allein, was iſt es? Die Großen haben nicht Geld-Vermögen genug, nur allen den armen und elenden Menſchen damit zu helfen, die jezt ſchon in den Ländern jammern. Wie könnten ſie wohl alsdann der allgemeinen Noth ſteuern, die durch einen fortgeſetzten oder neuen Krieg unvermeidlich vergrößert wird, und die ſelbſt in den Einkünften der meiſten Länder große Rückſchläge verurſachet!

Ich ſchließe mit den Worten des **gekrönten Antimachiavell's** (*). „Wenn die Monarchen eine wahre „und getreue Schilderung der Calamitäten ſehen würden, die eine einzige Kriegs-Erklärung ihren Völkern „drohet, ſo würden ſie nicht unempfindlich bleiben. „Ihre

(*) Examen de Machiavel, c. 26, p. 227.

„Ihre Einbildung iſt wahrlich nicht ſtark genug, „ihnen die traurigen Folgen, die ſie nicht ſelbſt erfahren „haben, und vor welchen ſie ſelbſt ihr Regenten-Stand „ſchützt, ſo ganz wie ſie ſind, vorzumahlen. Wie könn„ten ſie wohl fühlen die Laſt der Auflagen, die ihre „Völker danieder drückt? den Verluſt der blühenden „Jugend, welche durch die Recrutirung der Kriegs„Heere dem Lande entzogen wird? die anſteckenden „Krankheiten, welche die Armeen verwüſten? die gräß„lichen Wirkungen der Schlachten, und die noch mehr „Blut koſtenden Belagerungen? den Jammer der „Verwundeten, welchen das feindliche Geſchütz die „Gliedmaßen geraubt hat, die das einzige Werkzeug „ihrer Arbeitſamkeit und ihrer Subſiſtenz waren? die „Betrübniß der Waiſen, die ihren Vater verloren „haben, die einzige Stütze ihrer kindlichen Schwäche? „den Verluſt von ſo vielen nützlichen Menſchen, die „vor der Zeit dem State entriſſen ſind? Die Regen„ten, die nur auf der Erde leben, um die Menſchen „glücklich zu machen, ſollten ſich ſehr wohl bedenken, „ehe ſie die Menſchen um eitler und oft nichtbedeuten„der Urſachen willen allen dem ausſetzen, was der „Menſchheit doch das Schrecklichſte iſt. Die Gro„ßen, welche ihre Unterthanen wie Sclaven anſehen, „ſetzen ihr Leben ohne Umſtände auf das Spiel, und „ſehen ohne Rührung ihren Untergang. Aber die „Fürſten, welche in ihren Mitmenſchen ihres Gleichen „empfinden, und die das Volk als den Leib betrachten, „daran ſie die Seele ſind, gehen mit dem Blute ihrer „Unterthanen als weiſe Haushälter um". Wehe allen, die das nicht fühlen!

Ich habe bisher die übeln Folgen des Krieges gezeigt; die Unpartenlichkeit erfordert, daß ich auch die guten Folgen nicht verſchweige.

Es iſt wahr, Friede führt die Begriffe von Ruhe, Ordnung und Glückſeligkeit mit ſich. Ein arkadiſches Schäfer-Leben, ein irdiſches Elyſium, und ähnliche dichteriſche Ideale ſchmeicheln der Einbildungs-Kraft durch die Sanftheit und Süßigkeit des Bildes; aber ohne ein Wunder können ſie in der wirklichen Welt nicht Statt finden. Man denke ſich einen Menſchen, der ſeinen Körper nie von einem Orte zum andern bewegte, der ohne Anſtrengung der Muskeln, ohne alle Arbeit in völliger Unthätigkeit und Trägheit nicht vom Faul-Bette ſich erhübe; welche unbehülfliche unnütze Maſſe würde das ſeyn, eine Maſſe, die ſelbſt den Muthwillen des Knaben nicht würde abwehren können. Eben ſo verhält es ſich mit den politiſchen Körpern. Reiben der Kräfte iſt zuweilen wohlthätig und heilſam. Die Nation, die alle Fehden ſcheuet, iſt eine ſchwache Nation. Ich möchte nicht Herr eines Landes ſeyn, aber wahrlich des Landes am wenigſten, wo man von nichts als Luſtbarkeiten und Schauſpielen, Cabalen und Intriguen in der Reſidenz und Provinz, von nichts als Regen und ſchönem Wetter auf dem Lande ſpräche; wo die Geiſter nicht in Thätigkeit, und keine Gährung in Reden und Schriften, kein Sinn für Politik, kein Intereſſe an Welt-Händeln, keine Luſt ſich mit ſeinen Nachbarn zu meſſen, kein kriegeriſcher Muth, und kein National-Stolz wäre. Nur im entgegen geſetzten Falle kann ein Volk bedeutend und ſeinen Nachbarn furchtbar werden, und ein glückliches Gefühl ſeiner Selbſtſtändigkeit und innern Stärke erlangen. Und wenn es nun mit Erfolg gegen ſeine Feinde kämpft, ſo wird es durch die gewonnene Achtung bey andern Mächten ſeine politiſche Wichtigkeit vergrößert, ſich nicht ſo leicht beunruhigt und beleidigt ſehen, und die Früchte des Friedens deſto länger genießen können.

Ohne Eiferſucht der Nationen und ohne Kriege würde ſelbſt die bürgerliche Geſellſchaft kaum eine Form erhalten, ohne beydes kein Stat eine feſte Bildung und dauerhafte Einrichtung bekommen haben. Ohne förmliche, auf Streitigkeiten erfolgte Vergleiche konnten die Menſchen vielleicht Handel und Gewerbe treiben, und in mancherley Verbindungen mit einander kommen; aber ohne eine gewiſſe National-Uebereinſtimmung konnten ſie nicht ſicher ſeyn. Der Gedanke an eine gemeinſchaftliche Gefahr, an Anfälle eines Feindes, hat oft die Glieder der Nation feſter unter einander vereinigt, und die Ausbrüche angeſponnener bürgerlicher Zwietracht verhindert. Rom, andere Frey-Staten und Monarchien liefern Belege genug hierzu. Und dieſer Beweg-Grund zur Einigkeit von auſſen, iſt nicht allein bey großen und ausgebreiteten Völkern, ſondern auch bey den eingeſchränkteſten kleinſten Staten nöthig.

Der Krieg hat ferner oftmahls eine träge Nation aus ihrem Schlummer geweckt, ſie ihre Kräfte anſtrengen und brauchen gelehrt, ſie mit Hülfs-Mitteln ſich zu heben bekannt gemacht, die ſie bis dahin entweder gar nicht kannte, oder doch aus Unkunde nicht achtete. Durch Kriege haben unterdrückte Völker ſich des Joches der Tyranney und des Despotismus entledigt, und durch eine eingeführte beſſere und mildere Regierungs-Form die menſchliche Glückſeligkeit befördert.

Endlich iſt auch nicht zu läugnen, daß viele Talente der Menſchen im blutigen Kriege mit ihren Feinden ſich entwickeln, und dort die glänzende Scene ihrer Geſchäftigkeit finden. Dort iſt das Feld, wo Patriotismus und Vaterlands-Liebe, Großmuth und Tapferkeit, Klugheit und Entſchloſſenheit, ſich in ihrer ganzen Größe zeigen können, und der thätige Mann ſelbſt in der mühevolleſten Anſtrengung Belohnung und Vergnügen findet!

Ueberhaupt hat der Krieg die ſtärkſte Wirkung auf die Cultur des menſchlichen Geſchlechtes (*). Wer nur ein wenig mit der Natur des geiſtigen Menſchen bekannt iſt, wird darin als Inſtinct einen gewiſſen raſtloſen Trieb zur Thätigkeit angemerkt haben. Gerade dieſer Trieb iſt es, möchte ich ſagen, der den Menſchen über das Thier erhebt, dem er ſeine ganze Cultur, die ganze Ausbildung ſeiner geiſtigen Kräfte ſchuldig iſt. Bey dem Thiere zeigt ſich bloß Trieb zur Selbſt-Erhaltung und zur Fortpflanzung ſeines Geſchlechtes; und iſt dieſer befriedigt, ſo bleibt ihm keine Kraft zu andern Geſchäften übrig. Erfüllt iſt ſein Beruf, und es ſchläft. Nicht ſo bey dem Menſchen, dem raſtloſen feurigen Geſchöpfe, dem der Schöpfer vom geiſtigen und phyſiſchen Vermögen die Fülle gab, und an Bedürfniſſen, im allerengſten phyſiſchen Verſtande, ſo wenig. Er hat dem Rufe zur Selbſt-Erhaltung und Fortpflanzung gehorcht, — und nun fühlt er, daß noch Kraft für mehreres in ihm da, und daß ſeine Beſtimmung noch nicht erfüllt iſt.

In einer ſolchen Lage, und ſie iſt nichts anders als die Lage des entſtehenden Menſchen-Geſchlechtes, entſteht bey dem Menſchen ein neuer von dem Geſetze der Selbſt-Erhaltung und Fortpflanzung unabhängiger Trieb; der Trieb, ſich auf eine oder die andere Art zu beſchäftigen. Auf welche Art wird er ihn vorläufig befriedigen? Ich will hier nicht mehr raiſonniren. That-Sachen mögen dieſe Frage entſcheiden.

Kanada, Germanien, Scythien, Thracien, Sarmater, Tatarn, Araber, — alle neue und alte Völker, die auf der unterſten Stufe der Cultur, nur ihre erſte phyſiſche Bedürfniſſe zu befriedigen gelernt hatten, was

(*) S. das 91 St. des hannov. Magaz. v. J. 1787.

was thaten ſie da, und was thun ſie noch unaufhörlich? Sie führten Kriege. Ich ſage nicht, daß dieſe Kriegs-Sucht bey den Menſchen Inſtinct ſey, daß ſie eine Folge jener feindſeligen Antipathie ſey, die Hobbes in die menſchliche Natur hat hinein raiſonniren, und aus welchem er ſein abſcheuliches Natur-Recht hat herleiten wollen: **ein Krieg Aller gegen Alle.** Die unaufhörlichen Kriege der Wilden ſind weiter nichts, als Ergießung der Kraft-Fülle, welche die Natur in die Seele hinein geſtröhmet hat. Sie ſind Aeuſſerung jener inſtinctartigen Thätigkeit, die raſtlos Gegenſtände, ſich zu beſchäftigen, ſucht, und ſie, ſollte es auch in Streitigkeiten ſeyn, findet. Es ſind Kräfte, die gegen einander anſtoßen, und dadurch ein gewaltſames Aufbrauſen hervor bringen.

Warum ſich nun gerade das Uebermaß der menſchlichen Thätigkeits-Kräfte an Kriegen zu erſchöpfen ſucht, läſſet ſich freylich bey dem erſten Anblicke nicht beantworten. Mir ſcheint es immer: Mangel an jeder andern Befriedigungs-Art. Auf welche Weiſe ſollen ſich rohe Natur-Menſchen, ohne erkünſtelte Bedürfniſſe, ohne conventionellen Genuß, ohne alles das künſtliche Triebwerk, wodurch die Fülle ihrer Kraft in der cultivirten Welt zerrieben und zerſtreuet wird, beſchäftigen, als durch das Reiben ihrer Kräfte an einander? Mir dünkt dieſe Urſache wenigſtens ſo lange befriedigend, bis ein anderer Forſcher der Ur-Geſchichte eine nähere Urſache davon entdeckt.

Und was ſind die Folgen dieſer ewigen kriegeriſchen Colliſionen, bey kriegeriſchen Völkern, dieſer immerwährenden Gährung ihrer unbearbeiteten rohen Kraft? Keine andere, als daß ſie nach und nach den Grund zur ganzen politiſchen Form der Geſellſchaft legen. Keine andere, als daß ſich darin die Verhältniſſe eines Volkes, der regierende und der gehorchende Theil deſſelben entwickelt und heraus arbeitet, daß ſie Häupter hervor

hervor bringen, Disciplin, Subordination, Geſetze ꝛc. ſie mögen noch ſo roh und unvollkommen ſeyn, einführen. Folglich legen Kriege eigentlich den Grund zur Staten-Verfaſſung, verſammeln den Menſchen in Geſellſchaft, geben ihm Vaterland, Oberhaupt, National-Intereſſe; — lauter Ideen, die, ſchon bloß als Ideen, dem Natur-Menſchen auf der unterſten Stufe unbegreiflich ſind.

Wenn ich meine Einbildungs-Kraft in viele Aeonen vor der Welt-Schöpfung hin verſetze; wenn ich mir jenes unermeßliche öde Chaos denke, jene Nacht, jene ſchreckliche Stille, in welcher Dichtkunſt und Kosmogonie die Ewigkeit ohne Anfang ſchildern: — ſo ſehe ich das Schauſpiel im Großen, was mir die Menſchheit im Kleinen, wenn ſie noch ganz im Thiere verhüllt iſt, alle ihre Kräfte noch tief ſchlummern, darbiethet. Jene Menſchen, über welche die Eskimaux und Nordländer, die Cook fand, noch um einige Stufen erhaben ſind. — Nun nähert ſich die Periode der Schöpfung; die Elemente gerathen in Gährung; ein fürchterlicher Sturm erhebt ſich über dem Chaos; Feuer kämpft gegen Waſſer, Erde gegen Luft; in jedem Winkel der Unermeßlichkeit ſteigen Feuer-Schlünde auf, knallen Exploſionen, öffnet ſich die Tiefe. Aber mitten in dieſem Sturme entwickelt ſich die Kataſtrophe des über allen Ausdruck erhabenen Schau-Spieles. Der ſeit Billionen ſchlummernde Same der Dinge entkeimt ſich. Der Kampf der Weſen geräth allmählich in Gleichgewicht und Harmonie. Unermeßliche Feuer-Maſſen ſteigen empor, und formen das große Auge der Natur; der kochende Phlegethon ſchweigt, und trennt ſich in Waſſer und Erde. Die Ebenen ſchmücken ſich mit dem Schmelze des Frühlinges. Jede Natur-Kraft findet ihre Stelle, jedes Element lebt friedlich mit dem andern, und erhält Feſſel und Schranken.

Ge-

Gerade ſo, dünkt mir, verhält es ſich mit der moraliſchen Ausbildung des Menſchen-Geſchlechtes. Hätten wir ſeit unſern Ur-Vätern, wie Samojeden und Kamtſchadalen in ewigem Frieden gelebt: ſo wäre unſere geiſtige Natur noch das, was ſie bey den Samojeden und Kamtſchadalen iſt, — unentwickeltes Chaos. Kriegen, Fehden allein verdanken wir unſer Hinaufſteigen zu Weſen höherer Art, verdanken wir das Entzünden und Anfachen der Licht-Materie, Vernunft und Geiſt genannt, die uns vor der übrigen ſublunariſchen Schöpfung adelt. Nur das Anprallen des Kieſels kann den Licht-Funken heraus ſchlagen, der in dem, im innern Sand-Hügel verſcharreten, Kryſtalle ewig verborgen bleibt.

Auch hierüber ſpricht die Geſchichte der Ur-Welt laut für meine Behauptung. Kriege, faſt Kriege allein, verwandelten die irrenden griechiſchen Horden in ein fixirtes, unter Geſetzen und Häuptern lebendes Volk. Kriege riefen ein Genie nach dem andern, einen Geſetzgeber nach dem andern, in das Daſeyn, den der enthuſiaſtiſche griechiſche Dichter-Geiſt und die Dankbarkeit des Volkes in Halbgötter und höhere Genien verwandelte. Zwar wirkte auch der ſanftere Geiſt des Friedens vieles auf Griechenlands Cultur; aber, was war dieſer Friede anders als Frucht, Geburt des Krieges, in dem man ſeinen Vater nicht verkannte. Er war geſchäftig, thätig, feurig, wie er. Er veränderte bloß den Gebrauch ſeiner Werkzeuge; er umwühlte den Schooß der Erde mit dem Stahle, den ſonſt feindliches Blut färbte. Der Krieg hatte die Kräfte des Volkes aufgereizt, ſie in Thätigkeit und Uebung geſetzt, und der Friede lenkte bloß ihren Gebrauch um, legte der zügelloſen Geiſtes- und Körper-Kraft, die im Kriege regellos und wild dahin brauſete, Zaum und Gebiß an, führte ſie unter Zucht und Diſciplin in vorgezeichnete Bahnen.

Und hier erkenne ich den wahren Character des Friedens, jenes göttlichen Friedens, unter deſſen Schirm Künſte, Induſtrie, Aufklärung, Volks-Glück empor blühen, der die Menſchheit ſegnet und die Erde ſchmückt. Er muß durch Krieg erzeuget, er muß eine Folge des Krieges ſeyn. Dann, erſt dann läſſet er ſich, gleich dem ſanften wohlthätigen Frühlinge, auf die Nationen herab, wenn ſie lange unter dem (wenn ich mich ſo ausdrücken darf,) moraliſchen Winter, dem Kriege und deſſen Verheerungen, geſeufzt haben. Gerade ſo, wie Eis, Schnee, Froſt und Aquilone in den Winter-Monathen die Natur zum Empfang des Lenzes vorbereiten müſſen: ſo machen Verheerungen und Schlachten und Feld-Geſchrey die rohern Natur-Menſchen der ſanftern Wirkung der Cultur fähig.

Laſſet uns nun die erſten Jahrtauſende der Ur-Welt vorüber eilen; laſſet uns die Lage der Menſchheit in jenen Zeiten beobachten, wo Staten gebildet, Geſetze und Sprache fixirt, das Leben verſchönert, die Künſte vervollkommnet, und der Geiſt veredelt ſind. Kein Winkel des Erdbodens zeigt uns dieſe moraliſche Schönheiten in höherer Vollkommenheit, als Griechenland. Sollten nun die Menſchen einen ewigen Frieden genießen können, und dürfen? Oder, iſt ihnen noch immer der Krieg nöthig zu ihrem weitern Fortſchritt, oder auch, um ſich nur auf der Stufe, die ſie ſchon erſtiegen haben, zu erhalten? Jezt iſt freylich nicht mehr die menſchliche Kraft-Fülle, wie im Stande der Wildheit, eingepreßt, oder müßig; ſie iſt freylich nicht mehr genöthigt, ſich gegen ſich ſelbſt gewaltthätig zu zerreiben. Cultur und Civiliſirung hat ſie in tauſend Canäle abgeleitet, und beſchäftigt; ſie hat unter tauſend verſchiedenen Leidenſchaften ſich modificirt. Unter den Namen Talent, Genie, Ehrgeiz, Freundſchaft 2c. hat ſie tauſend Geſtalten angenommen. Bald iſt ſie Geſetzgeber, bald Künſtler,

bald Dichter, bald Philoſoph. Alles, was bey dem Wilden unter der Geſtalt eines Kriegers, ſich voll fürchterlicher Energie gezeigt hatte, iſt nun in unendlich viele Canäle ausgebreitet und geſchwächt. Nach dieſen Revolutionen ſollte man nun zwar den Krieg hinfort für kein nothwendiges Uebel mehr halten; allein, es zeigen ſich in der Natur des menſchlichen Geiſtes neue bisher unbekannte Eigenſchaften, und widerlegen dieſe Vermuthung. Gerade in dem Verhältniſſe, in welchem unſere Thätigkeit beſchäftigt iſt, unſere Anlagen entwickelt, unſere Geiſtes-Kräfte bearbeitet werden, in eben dem Verhältniſſe ſcheinen ſie ſich zu vervielfältigen, oder progreſſiviſch zu ſteigen. Die Perfectibilität des menſchlichen Geiſtes geht bis zu einem undenkbaren Grade, ganz ins Unendliche fort. Folglich liegt in unſerm Innern eine ganz unbeſtimmbare Maſſe von Kräften verborgen, die ſich immer ſtärker regen, je mehr ſie bearbeitet und beſchäftiget werden. Wie nun? wenn bey einem cultivirten Volke alle ſeine vorhandene Kräfte beſchäftigt und bearbeitet ſind, und ſich mitten in ihrer völligen Thätigkeit ein neuer Vorrath darinnen anhäuft, regt, und Befriedigung fordert?

Auch hier will ich wieder mein Raiſonnement einſtellen, und mich an That-Sachen, an hiſtoriſche Wahrheiten halten. Nach dem trojaniſchen Kriege formte ſich allmählich Griechenland zu einem polizirten Erdſtrich. Es bildeten ſich Frey-Staten, deren Conſtitution noch jezt Bewunderung erregt. Es gab Geſetzgeber, welche künſtlich moraliſche Maſchinen, Staten genannt, nach dem feinſten politiſchen Mechanismus, mit den herrlichſten Reſſorts zuſammen ſetzten. Es gab Künſtler, welche die Menſchen neue geiſtige Bedürfniſſe kennen und befriedigen lehrten. Es gab Dichter, Philoſophen und Schöngeiſter, die der Einbildungs-Kraft tauſend neue Quellen des Ge-

nuſſes eröffneten. Und doch waren ſo unzählige feinere Köpfe nicht vermögend, die ganze menſchliche Kraft in einem abgezirkelten vorgeſchriebenen Geleiſe einzuſchränken; nicht vermögend, ſie ſo zu leiten, daß ſie nicht wieder ſich an einander rieb und aufbrauſete. Kurz, der Krieg war nie aus dieſem ſchönen blühenden Winkel der Erde verbannt. Zwar finden wir manche friedliche Zwiſchen-Periode. Selbſt die Kriege werden jezt mit einem ſanftern Geiſte geführt. Es entſteht ein **Völker Recht**. Er, dieſer bisher zügelloſe Verheerer unterwirft ſich Geſetzen und Ordnungen, unter welchen er aber doch immer Krieg bleibt. Nur erkenne ich in den Kriegen geſitteter Völker, in dieſen fürchterlichen Ergießungen ihrer Kraft-Fülle, eine andere Triebfeder, einen andern Zweck, andere Folgen, als bey den Kriegen der Wilden. Ich muß hier einen Augenblick verweilen.

So bald die Kräfte und Anlagen des Menſchen zu dem Grade gereift ſind, daß er ſie fühlt, ſie mit Wohlgefallen fühlt, ſo entſteht auch der Wunſch in ihm, ſie Andere, ſeine Mit-Geſchöpfe mitfühlen zu laſſen. Er unterwirft ſich die Schöpfung, ſo weit er kann, und iſt oft unzufrieden, daß er ſie nicht ganz unter ſein Geſetz beugen darf. Herrſchſucht, jene dem ganz rohen Zöglinge der Natur ſo fremde Empfindung iſt die erſte, welche mit der aufkeimenden Cultur in ſeine Seele ſtröhmt. Allein, in eben dem Grade, in welchem er zu herrſchen wünſcht, und noch weit mehr, verabſcheuet er das Beherrſchtwerden; dieſer Abſcheu iſt die ſtärkſte ſeiner unverdorbenen Empfindungen; ſo ſtark, daß ſie ſelbſt dem Triebe zu herrſchen die Wage halten kann. Auch ſcheint er nur darum herrſchen zu wollen, um ſich dadurch vor dem Beherrſchtwerden in Sicherheit zu ſetzen. Würde er durch ſchrankenloſes Streben nach dem Ausdehnen ſeiner Herrſchaft, ſeine Freyheit in Gefahr ſetzen, ſo entſagt er lieber jener,

ner, und lebt glücklich im Gefühl ſeiner Unabhängigkeit. Traurig wäre es auch um die menſchliche Glückſeligkeit, um die Ruhe des Lebens, wäre nicht unſere Herrſchſucht unſerm Abſcheu vor Sclaverey unaufhörlich ſubordinirt. Aber was ich hier von den Leidenſchaften individueller Menſchen ſage, gilt auch von ganzen Nationen; ihr auftretender Ehrgeiz ſucht immer über den Nacken benachbarter Völker das Joch her zu werfen; indem ſie zu eben der Zeit noch weit mehr den Gedanken verabſcheuen, den ihrigen vor dem Joche ihrer Nachbarn zu beugen. Dieſe beyde an einander gereihte Empfindungen waren ſonſt immer bey den geſitteten Völkern des Alterthumes die nächſte Veranlaſſung ihrer Kriege; und hierin unterſchieden ſie ſich auffallend von den Kriegen der Wilden, welche bloß durch Müßiggang und Unbehaglichkeit erzeuget wurden.

So wie Streben nach Herrſchaft, und Sträuben gegen Sclaverey, die Nation im Ganzen in Bewegung ſetzten, ſo beſeelten ſie auch das Innere der Nation, die einzelnen Theile derſelben. Unter den Colliſionen dieſer Triebfedern ſahe man im geſitteten Theile der Erde, in Aſia und Griechenland, die mancherley Regierungs-Formen, National-Charactere und National-Leidenſchaften entſtehen. Siegte Herrſchſucht über den Trieb nach Unabhängigkeit, ſo entſtand, nach dem größern oder kleinern Uebergewichte, welches das leztere über das erſte erhielt, ein härterer oder gelinderer Deſpotismus. Der Character derſelben war Feigherzigkeit und Entkräftung bey den Unterdrückten, und Uebermuth, Stolz und Schwelgerey bey den Unterdrückern. In Ländern, wo das heißere Klima die Fibern erſchlaffte, und die Energie des Geiſtes lähmte, war es der Herrſchſucht leichter, ihre Abſicht zu erreichen, weil ſie in dem ihr entgegen ſtrebenden Freyheits-Sinne weniger Widerſtand fand. Siegte die Liebe zur Unabhängigkeit über die Anſtrengungen

und Plane der Herrſchſucht, ſo entſtanden Frey-Staaten, ſo blüheten Regierungs-Formen auf, deren ganze Structur das Aufſtreben der Tyranney dämpfte, und die Unabhängigkeit jenes Individui mit dem größtmöglichſten Wohl des Ganzen zu vereinigen ſuchte. Unter ſolchen Regierungs-Formen verbreitete ſich einerley Geiſt und Character durch alle Theile des Staates. Dieſer Geiſt war Selbſt-Gefühl, Muth und Freyheits-Sinn. Keine Kraft wurde dadurch gelähmt, keine Geiſtes-Fiber erſchlafft. Die Individua fühlten ſich unter ſolchen Regierungs-Formen unendlich glücklich: ſie empfanden den Werth ihrer politiſchen Verfaſſung noch ſtärker, wenn ſie ſich mit den niedergetretenen Schlachtopfern des Deſpotismus im Orient in Parallele ſetzten. Daher ihre Vaterlands-Liebe, der brennende Eifer, der ſie für ihre Conſtitution, für das Wohl ihres Vaterlandes beſeelte, und der faſt eben ſo brennende Haß, der ſie gegen ihre tyranniſche und tyranniſirte Nachbarn erbitterte. So läſſet ſich die Antipathie zwiſchen Perſern und Griechen zu den Zeiten, als Kambyſes und Darius Hyſtaſpes den Deſpotismus auf den höchſten Gipfel getrieben hatten, und auf der andern Seite unter Solonen, Miltiaden und Herodoten die griechiſche Freyheit in ihrem vollen Wachsthume blühete, erklären.

Es iſt Character der Herrſchaft, daß Befriedigung ihrer Abſichten immer neuen Durſt nach neuer Befriedigung in ihr erreget. Hat ſie Tauſende unter ihr Joch gebeugt, ſo entwirft ſie Plane zur Unterjochung von Zehntauſenden; und iſt ihr auch dieſe Abſicht geglückt, ſo will ſie Millionen vor ihrem Zepter zittern ſehen. So lange der Deſpotismus nicht durch ſich ſelbſt erſchlaffet, nicht durch die Wollüſte, die ihm von allen Seiten entgegen eilen, träge und unthätig geworden iſt, hört er nicht auf, ſich nach allen Richtungen auszubreiten. Dies war aber nicht der Fall

mit

mit dem perſiſchen Deſpotismus zu den Zeiten der Hyſtaſpes und des Xerxes. Noch fühlte er ſich in ſeiner ganzen jugendlichen Stärke. Natürlich daher, daß dieſem Tyrannen das freye edle Griechenland, welches über das ſich ihnen aufdringende Joch hohnlachte, ein ſehr ärgerlicher Anblick war. Ein Erden-Winkel, kaum groß genug, die Provinz des kleinſten perſiſchen Satrapen abzugeben, und dieſer Erden-Winkel von einem Volke bewohnt, welches dem perſiſchen Koloß keck in das Auge ſahe, das war mehr, als der Uebermuth eines Deſpoten ertragen konnte. Dies Volk mußte gezüchtiget, mußte von der Erde vertilget werden. Mit dieſem Vorſatze ſchiffte Xerxes mit einigen Millionen kriegeriſcher Sclaven über den Hellespont.

Gab es jemahls unter dem Menſchen-Geſchlechte ein begeiſterndes, erhabenes, hinreiſſendes Schau-Spiel, ſo war es die Geſchichte des erſten Krieges zwiſchen Perſien und Griechenland. Die Einbildung entſetzt ſich, wenn ſie ſich die ganz ungeheure Maſchine denkt, die der orientaliſche Ehrgeiz gegen dieſes kleine muthige Volk in Bewegung geſetzt hatte. Noch mehr erſchrickt ſie, über die unerſchrockene Herzhaftigkeit, mit welcher ſich der kleine Haufe Republikaner dem daher brauſenden Strohme entgegen ſtämmt, und mit übermenſchlicher Kraft zurück drängt. Konnte man jemahls von einem ganzen Volke das Horaziſche: Si fractus illabitur orbis, impauidum ferient ruinae, behaupten, ſo war es hier. Marathon, Thermopylä, Salamin, Platää, jene durch die griechiſchen Helden-Thaten verewigte Gegenden müſſen Jedem ein heiliges Schaudern einflößen, der im Stande iſt, die Größe der menſchlichen Fähigkeiten ehrfurchtvoll zu empfinden.

Kann man einen ſtärkern Beweis meiner vorigen Behauptung verlangen, daß der Trieb zu herrſchen

weit ſchwächer iſt, als Abſchen des unverdorbenen Menſchen vor Sclaverey, — als die Geſchichte dieſes Krieges? Dieſer Abſtand wird erſt dann recht auffallend, wenn man nicht Individuum gegen Individuum, ſondern Volk gegen Volk hält. Bey einer Nation, die für Freyheit kämpft, iſt alles Kraft, alles Thätigkeit; jede Anſtrengung iſt auf ein einziges Ziel gerichtet. Jedes Individuum iſt durch eine Feder-Kraft in Bewegung geſetzt, die mit dem Reſſort des Ganzen völlig harmonirt. Jeder ſieht ungeleitet, unbelehrt, das Ziel, wohin er treffen muß, und trifft es unfehlbar. Nicht ſo bey dem Volke, welches Herrſchſucht bewaffnete. Hier ſind alle Kräfte der Gehorchenden in der Hand des Befehlenden; dieſer muß ſie leiten und lenken, muß ihnen die Richtung geben, wo ſie ſich hinbewegen und Feder-Kraft mittheilen, wenn ſie wirken ſollen. Alles kommt auf ſeine Einſichten, auf ſeine Geiſtes-Schnelligkeit, an. Es iſt nur Ein mit tauſend Armen verſehener Kopf. Allein, bey ſeinem Gegner iſt jeder Arm Kopf, und, man erlaube mir dieſen ſeltſamen, aber richtigen Ausdruck, jeder Kopf dieſer Köpfe ſcheint mir nur ein Theil einer unbeſtimmbar großen Maſſe harmoniſcher Kopf-Kraft zu ſeyn.

Dieſe Begriffe ſcheinen freylich die Bewunderung und das Erſtaunen für die griechiſchen Helden-Thaten zu mindern, wenigſtens erklären ſie das Wunderbare derſelben. Indeſſen war nicht Griechenland allein das Schauſpiel ſolcher Scenen, wo das Aufſchwellen deſpotiſcher Macht, wie eine Luft-Erſcheinung, von dem Widerſtande der gekränkten Freyheit zurück gedrängt und zerſtreuet wurde. Was waren die Kriege der Helvetier gegen die öſtreichiſchen Tyrannen anders, als Wiedererſcheinung des Krieges des Xerxes gegen die Griechen; was die Schlacht bey Morgarten anders, als ein Da Capo von Thermopylä? Wie ver-

geb-

geblich kämpfte die ſpaniſche Inquiſition mit Tapferkeit, Geld und Liſt, ein halbes Jahrhundert lang gegen die empor ſtrebende Freyheit des armen, verachteten, niedergetretenen Batavers!

Die Feder-Kraft, welche ein kriegeriſches Volk in Bewegung ſetzt, kann noch auf eine dritte Art modificirt ſeyn, wenn es nähmlich von Herrſchſucht und Eifer für Freyheit zugleich belebt iſt. Ein ſolches Volk iſt in ſeinen Kriegen fürchterlich und unwiderſtehlich; es iſt eine Vereinigung zwiſchen Feuer- und Waſſer-Gewalt. Es iſt ein fortbrauſender Feuer-Strohm, der alles niederſtürzt oder verbrennt. Ein ſolches Volk waren die Römer. Niederlagen konnten ihre Herrſchſucht nicht demüthigen, und Siege ihren Eifer für Freyheit nicht abkühlen. In den Gefilden von Cannä ſprachen ſie gebietheriſch und monarchiſch, und an einem Tage, wie der bey Zama, athmeten ſie noch immer als Republikaner. Kein Wunder, daß ein ſolches Volk in wenigen Jahrhunderten Herr der halben Erd-Kugel ward, und ſehr bald der ganzen geworden wäre, wäre es ein ſolches Volk geblieben. Aber, über allen Ausdruck erſchrecklich iſt die Krieges-Wut eines Volkes, in welchem nebſt Herrſchſucht, ſtatt Freyheits-Liebe, noch ein anderes Reſſort wirkt — religiöſer Fanatismus! Kein Bild vermag die vervielfältigte Krieges-Kraft einer ſolchen Nation, wie z. B. die Saracenen und Araber waren, auszudrücken. Tod in Schlachten ein Spott, ein leeres Schreck-Bild für den gewöhnlichen Helden: es iſt ihm Wonne und Seligkeit; ſie raſtet nicht, bis ſie ihn gefunden hat. Das brechende Auge eines ſolchen Kriegers ſahe Houris in den Wolken, die, wollüſtig umgürtet, mit den Pokalen der Freude ihrer Umarmung entgegen taumelten. Der Gedanke des Hinſinkens in Schlachten, berauſchte ſeine Sinne mit der Fülle der höchſten ſinnlichen Wolluſt. Man

ſahe dieſes Volk unter den Europäern, welche ihnen nur gewöhnlichen kriegeriſchen Muth entgegen ſetzen konnten, wie raſende Löwen unter einer Heerde ſchüchterner Schafe wüten. Spanien wurde von ihnen in einem einzigen Feldzuge, durch eine einzige Schlacht, unter das Joch gebracht. Allein bloß prieſterliche Täuſchung erzeugte dieſe phrenitiſche Herzhaftigkeit. Nur eine Anſtrengung der entblendeten Vernunft dämpft den Rauſch; und dann folgt auf dieſen höchſten Grad der Schwärmerey, Betiſe, wie gänzliche Entkräftung auf den Paroxysmus des Fiebers. Daher der jezige plötzliche Verfall der ottomanniſchen Pforte. —

Nie aber gab es edlere, erhabnere Menſchen, als in Ländern, die ſo eben tyranniſche Feſſeln zerſchlagen hatten, und die göttliche Atmoſphäre der Freyheit athmeten. Das iſt anerkannte, unbeſtrittene Wahrheit. Die Geſchichte hat ihnen Denkmäler errichtet, die der zerſtörenden Gewalt der Jahrhunderte trotzen. Was feyern dieſe Denkmäler anders, als die Wohlthaten des Krieges? Hervor aus ſeinem Schooße glänzen die Tugenden eines Junius Brutus, eines Wilhelm's I. von Oranien, eines Waſhington. Ich ſpreche unſerm Europa, wo ſeit Jahrhunderten kein Freyheits-Retter gelebt, kein Volk exiſtirt hat, welches, des Druckes eigenſinniger, wollüſtiger Herrſcher müde, ſeine unverjährbare Rechte durch die Waffen vindicirt hätte; ich ſpreche dieſem Zeit-Alter nicht das Verdienſt ab, edle, große, redliche Menſchen gebildet zu haben. Aber, was ſind ihre Anſtrengungen, ihre Aufopferungen für das Ganze, im Verhältniß der Anſtrengungen der Märterer für Freyheit und Vaterland, eines Caſſius, eines Brutus, eines Themiſtokles, eines Barneveld? Eine Thräne des Erſtaunens und Bewunderns iſt der Zoll, den unſer Zeit-Alter der Aſche jener Edeln darbringen kann und

muß

muß — wenn es anders noch ſolcher Thränen fähig iſt. —

Das Reſultat aus vorſtehenden Unterſuchungen iſt dieſes. **Der Krieg iſt für unſere Welt ein unvermeidliches Uebel; und ſo lange die Menſchen noch Leidenſchaften haben, iſt ein immerwährender Friede ein Unding.** Der Krieg iſt ein Uebel, welches zu verhindern, weder in der Macht eines States, noch eines Monarchen, ſteht, ſondern allein auf den Willen aller Staten und aller Monarchen zuſammen genommen, beruhet. Eine allgemeine Vereinbarung derſelben, um einen immerwährenden Frieden zu verabreden, möchte wohl eben ſo viele Kriege veranlaſſen, als getheilte Meinungen Statt fänden, und nur noch weiter von dem Zwecke entfernen (*). Man kann alſo in dieſem Falle auf keine Aenderung denken, als in ſo fern ſie von einer höhern Macht hervor gebracht wird. **Wir müſſen unterdeſſen den Krieg nicht lieben, aber** auch

(*) Was iſt den größern Fürſten zu rathen, um das Wohl und Glück der Länder zu befördern, in freymüthigen Vorſchlägen an Joſeph II., Katharina II. und Friedrich Wilhelm II. von J. Gottfr. Schinly. Wien, St. Petersb. und Berlin, 1788, 8. 5 u. e. h. B. Der Verf. der ſich im Eingang als einen Theologen angibt, ſcheint es ganz gut mit dem menſchlichen Geſchlechte zu meinen, und trägt, um den unſeligen Kriegen ein Ende zu machen, gleich ſo vielen Andern, auf einen allgemeinen europäiſchen Congreß und eine allgemeine Aſſociation an. Vor allen Dingen, meint er, müßten die beſtehenden Streitigkeiten und Anſprüche geſchlichtet, und daher ein Normal-Jahr, z. B. der hubertsburger Friede, oder die Theilung von Polen, angenommen werden. Alles beruhe darauf, daß die mächtigern europäiſchen Staten ſich einverſtänden und der Eroberungs-Sucht Gränzen ſetzten; doch ſollen zuvor die Türken und See-Räuber zernichtet, Bayern und die Lauſitz vertauſcht, und ſo die öſtreichiſche und preuſſiſche Monarchie arrondirt werden. Das Beſte in der ganzen Schrift iſt vielleicht das, was von dem wahren Gehalte der ruſſiſchen Macht und der Inconſequenz ihrer bisherigen Eroberungen für die Freyheit Europens geſagt wird.

auch nicht glauben, daß beſtändige Ruhe von auſſen das einzige Mittel zur Volks-Glückſeligkeit ſey. Bey dem allen wird jeder Menſchen-Freund den Wunſch zum Wohl derſelben rechtfertigen können, daß die Kriege ſeltener, weniger langwierig, und weniger grauſam, werden mögen. Ob wir jezt ſchon Hoffnung dazu haben, mag ich nicht geradezu entſcheiden. Wer kann den Gang der Welt-Begebenheiten in der Zukunft vorher ſehen, und wiſſen, ob nicht große, gewaltſame Revolutionen das ganze dermahlige politiſche Syſtem über den Haufen werfen können! — Wenn wir indeſſen auf die vergangene Zeit zurück ſehen, und in den Schranken analogiſcher Schlüſſe bleiben, ſo werden wir die allmählige Erfüllung jenes Wunſches wahrſcheinlich finden. Bey dem jezigen Zuſtande von Europa iſt jedes Project einer Univerſal-Monarchie, ſelbſt von Seiten der furchtbarſten Macht, eine verwegene Chimäre, die mehrere einleuchtende Gründe ſelbſt aus dem ehrſüchtigſten Kopfe verbannen müſſen. Es herrſcht einmahl ein Gleichgewicht unter den europäiſchen Mächten, welches auf die wechſelſeitige Ruhe unendlich wohlthätigen Einfluß hat. Jeder Stat hat ſeine Feſtungen, ſeine Vormauern, ſeine beſtimmte Anzahl Kriegs-Völker, die ihn vor plözlichen Ueberfällen ſichern, er hat vielfache Bündniſſe, Aſſociationen, Vertheidigungs-Verträge, wodurch Europa gleichſam eine große und allgemeine Conföderation geworden iſt, die, wie die Glieder in einer Kette, unter ſich zuſammen hängt, und nur durch lange und mächtige Anſtrengungen zerriſſen werden kann. Die Zeiten ſind in Europa längſt vorbey, da man, wie vormahls die Griechen und Römer, mit einigen Legionen ganze Königreiche erobern konnte. Die Alexanders, Cäſars, Pompejen, und andere große Helden des Alterthumes, würden, wenn ſie jezt wieder aufſtänden, mit ihrer Taktik ſchwerlich ſol-

ſolche auſſerordentliche Rollen ſpielen, als in ihrem Seculo. Die Kriegs-Rüſtungen koſten ſchon unermeßliche Summen, und die Fortſetzung derſelben erſchöpft bald den Schatz und das Land, oder vergrößert, wo jener nicht war, die Schulden-Laſt bis in das Ungeheure. Aller Vorzüge einzelner Staten ungeachtet, ſind doch die taktiſchen Kenntniſſe jezt ſchon ziemlich gleichförmig ausgebreitet. Es gehört alſo jezt ſchon ein ausſchweifender Ehrgeiz, oder ein tödlicher National-Haß, oder eine ſchmerzliche Kränkung dazu, ehe ein Stat den andern anzugreifen ſich entſchließt, und das herrſchend gewordene Syſtem der Fried-Liebe zu ſtören waget. Freylich, wenn ihn Tractaten zu Hülfs-Leiſtungen verbinden, wird er genöthigt ſeyn, an den Feindſeligkeiten Anderer auch wider ſeinen Willen Antheil zu nehmen; aber er wird auch aus allen Kräften arbeiten, durch Negotiationen einen baldigen Frieden wieder zu vermitteln. Er wird, wenn der Krieg ſich ſeinen Gränzen nähert, durch kriegeriſche Anſtalten ſich Achtung zu geben wiſſen, und auf alle Fälle bereit ſeyn, aber ungereizt ſich nicht in einen immer zweifelhaften Kampf einlaſſen, oder in fremde Händel miſchen.

Glücklich ſind Preuſſens Staten, die unter Friedrich Wilhelm's friedliebender Regierung noch das Glück des Friedens und der Ruhe genießen, und hoffentlich ferner genießen werden. Preuſſen iſt jezt unſtreitig die Macht, die, wohin ſie ſich wendet, der Wage den Ausſchlag gibt. So ſteht Friedrich Wilhelm in einem Zeitpuncte, der ſeiner Vergrößerung ſehr günſtig wäre. Er iſt ein Zuſchauer des begonnenen blutigen Kampfes. Wäre er genöthigt Theil daran zu nehmen, ſo bedarf er nicht Jahre zu ſeiner Rüſtung; ein Monath, und er erſcheint in ſeiner ganzen, furchtbaren Größe. Darum ehren und ſcheuen ihn Europens bedeutendſte Fürſten. Friedrich II. gab

ſei-

ſeinem State den mächtigen Nerven, der den Körper bis in die kleinſten Gelenke thätig machte; Friedrich Wilhelm II. wird ihn ſtärken, pflegen und erhalten. Er wird den Krieg nicht ſuchen, aber auch dem Frieden kein unrühmliches Opfer bringen; er wird, weil ihm das Wohl der Menſchheit am Herzen liegt, fortarbeiten, dem Blutvergießen Einhalt zu thun, wird der Vermittler zwiſchen den kriegführenden Mächten ſeyn, ſo wie ſeine rächende Gerechtigkeit über die niederländiſchen After-Patrioten kam; und ſein Herz voll Mitleid und Güte wird in der Wiederherſtellung der allgemeinen Ruhe von Europa die ſüßeſte Belohnung für ſeine mannigfaltige politiſche Sorgen und Arbeiten finden.

In allen Kriegen, deren Schrecken nicht nur Europa, ſondern auch Aſia, im J. 1789 empfinden mußte, war es um Länder, Feſtungen und Oberherrſchaft, zu thun. Aber ein Par andere Fürſten führten Krieg um eine Kuh. Der Otaheite Omai, welcher, bekannter Maßen, eine Zeitlang in England war, ſtarb auf einer Inſel, und hinterließ eine europäiſche Kuh. Der Monarch der Inſel, auf welcher Omai geſtorben war, wollte die Kuh erben, aber der Monarch der Inſel, auf welcher Omai geboren war, wollte auch die Kuh erben, weil Omai ſein geborner Unterthan ſey. Und ſo führten beyde Prinzen einen ſchweren Krieg. Vielleicht gewann der, der die Kuh eroberte, mehr als — andere Fürſten, die Kriege geführt haben, — nach Abzug aller Koſten, an Geld, und Korn, und andern Gütern, und Waffen und Menſchen.

In allegoriſcher Vorſtellung, wird der Krieg, wie Bellona, nach alter Art bewaffnet, mit einem Helme auf dem Haupte und einer Lanze in der Hand, oder

oder wie Bellona, welche mit Helm, Panzer und Schwert gewaffnet iſt, und eine brennende Fackel in der Hand trägt, abgebildet. Oder, er wird auch durch den Gott Mars angedeutet, den ſeine Waffen-Rüſtung und ein Wolf kenntlich machen, oder der auf einem Wagen fährt, der alles, was ſich ſeinem Laufe widerſetzt, niederſchlägt und umreiſſet; ſein Blick iſt ſtolz und ſchrecklich; die Furcht und der Tod gehen vor ſeinen Pferden her, die ganz mit Schaume bedeckt ſind. Das Gerücht, (die Fama) welches um ihn herum ſchwärmt, ſetzt die doppelte Trompete an den Mund, und bringt alles in Schrecken und Angſt. Siehe Kriegs-Gott und Kriegs-Göttinn.

Man bildet den Krieg auch wohl durch eine Furie ab, die mit einem bloßen Degen gewaffnet iſt, die Hände voller Blut, und ein feuriges Geſicht hat, um welches allenthalben ſchreckliche Schlangen ziſchen.

Krieg, (Angriffs-) ſiehe oben, S. 473, und 505.
— — (auswärtiger) ſ. oben, S. 473, und 523.
— — (bürgerlicher) ſ. oben, S. 469, und 473.
— — (Deciſiv-) ſ. oben, S. 474.
— — (Defenſiv-) ſ. oben, S. 473, 474, und 498.
— — (dreyßigjähriger) ſ. oben, S. 623, fgg.
— — (Entſchädigungs-) ſ. oben, S. 474.
— — (Erb-) ſ. oben, S. 476, und 477.
— — (Feder-) ſ. oben, S. 532.
— — (feyerlicher) ſ. oben, S. 473.
— — (gerechter) ſ. oben, S. 474, und 500, fgg.
— — (heiliger) ſ. Kreuz-Zug, oben, S. 291, fgg.
— — (innerlicher) ſ. oben, S. 469, und 473.
— — — — — (öffentlicher) } ſ. oben, S. 473.
— — — — — (Privat-) }
— — (kleiner) } ſ. oben, S. 469.
— — (Land-) }

Krieg, (leidender) ſ. oben, S. 524.
— — (nichtfeyerlicher) ſ. oben, S. 474.
— — (Offenſiv-) ſ. oben, S. 473, 498, und 505.
— — (öffentlicher) ſ. oben, S. 472.
— — — — — innerlicher, ſ. oben, S. 473.
— — (Privat-) ſ. oben, S. 472, 475, fgg. und 493, f.
— — — — innerlicher, ſ. oben, S. 473.
— — (Rach-) ſ. oben, S. 477.
— — (räthlicher) ſ. oben, S. 474.
— — (Reichs-) ſ. oben, S. 606, fgg.
— — (Religions-) ſ. oben, S. 527, f. und 533.
— — (See-) ſ. oben, S. 469, und Kriegs-Flotte.
— — (ſiebenjähriger) ſ. oben, S. 626, fgg.
— — (Straf-) ſ. oben, S. 474, und 507.
— — (thätiger) ſ. oben, S. 525.
— — (ungerechter) ſ. oben, S. 474, und 516, fgg.
— — (vermiſchter) ſ. oben, S. 472, f.
— — (Vertheidigungs-) ſ. oben, S. 473.
— — (Zahlen-) Rhytmomachie des Pythagoras; ſ. im Art. Zahl.

Kriegen, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert, und ſo wie das Haupt-Wort (ſ. oben, S. 467, f.) eigentlich ſchreyen, hernach zanken, ſtreiten und proceſſiren bedeutete, jezt aber in allen dieſen Bedeutungen veraltet iſt, wo man es nur noch von Krieg führen, in der dritten figürlichen Bedeutung des Haupt-Wortes braucht; L. bellare, belligerare, bellum gerere. **Will die Stadt mit dir kriegen, ſo belägere** (belagere) **ſie**, 5 Moſ. 20, 12. **Das Land hörte auf zu kriegen**, Joſ. 11, 23.

In dieſer lezten Bedeutung bey den ſchwäbiſchen Dichtern, und in einer Verordnung Kaiſer Friedrich's von 1236 ſchon kriegon.

Da-

Daher bekriegen, mit Kriege überziehen; L. bellum alicui inferre. Ein Volk, ein Land bekriegen.

Ingl. figürlich, für beſtreiten. Jenſeit des Grabes, wo kein Verhängniß das ſturmvolle Leben bekriegt.

Wenn ein Hund ein verwundetes Thier, welches ihm ſteht oder Stand hält, anbellet, ingl. wenn ein Hund in dem Baue vorliegt, ſo ſagen die Jäger: der Hund krieget. So lange der Laut des Hundes nicht beſtändig an einem Orte gehört wird, ſo iſt es ein Zeichen, daß das Thier noch nicht hält, ſondern hin und her fliehet; ingl. daß der Dachs oder Fuchs ſich in dem Baue noch nicht geſetzt oder vergraben hat.

2. Kriegen, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert, aber nur im gemeinen Leben üblich iſt.

1. Eigentlich, mit der Hand ergreifen. Jemand bey dem Rocke, bey dem Kopfe kriegen. Kriege ich nur einen Stock. Die Aepfel hängen zu hoch, ich kann ſie nicht kriegen.

Imgl. erhaſchen, in ſeine Gewalt bekommen. Man hat den entflohenen Gefangenen wieder gekriegt; wo man auch in der ſonſt ungewöhnlichen thätigen Geſtalt ſagt, er iſt gekriegt, wieder gekriegt worden. Ha! kriegt man dich ſo!

2. Für bekommen, in dem ganzen Umfange der Bedeutung dieſes Wortes. Eine Krankheit kriegen. Geld, Briefe, eine Bedienung, Gäſte, Schläge kriegen. Ich werde ihn wohl nie wieder zu ſehen kriegen. Ich kriege am Ende das Beſte davon. Warte, du ſollſt es kriegen! Sollte er ſie nicht zu Geſichte kriegen?

So fremd dieſes Wort jezt der edlern anſtändigern Sprech- und Schreib-Art geworden iſt, ſo muß es doch ehedem nicht ſo niedrig geweſen ſeyn, weil man

es oft in dem feyerlichſten und erhabenſten Zuſammenhange findet. In Luther's Ueberſetzung der Bibel kommt es faſt in allen Kapiteln vor, und ſo brauchen es auch noch Opitz und andere Dichter.

Im Niederſ. krigen. Es iſt von greifen nur im Suffixo verſchieden; und Friſch führt einige Beyſpiele an, wo kriepſen für kriegen in der erſten Bedeutung vorkommt. So fern kriechen ſich mit den Klauen auf der Erde forthelfen bedeutet, gehört auch dieſes mit zu der Verwandtſchaft. Im Imperfecto uud dem Mittel-Worte der vergangenen Zeit lautet das ie gemeiniglich kurz, da denn auch das g den Hauch des ch annimmt, als wenn es ich krichte, du krichteſt, u. ſ. f. gekricht, geſchrieben wäre. Ja ſelbſt im Präſenti ſpricht man in der zweyten und dritten einfachen Perſon an den meiſten Orten, du krichſt, er kricht.

**Krieger**, (der) Fämin. die **Kriegerinn**, eine Perſon, ſo fern ſie Krieg führt, imgl. ſo fern ſie im Kriege bey Gefechten Dienſte leiſtet, ein Soldat, ohne Unterſchied der Würde; doch nur in der höhern Schreib-Art. Der Krieger durſtet nach Ehre. L. Bellator, Fr. Guerrier.

In der deutſchen Bibel kommt es ſehr oft vor, wo es auch in dem ſonſt ungewöhnlichen figürlichen Verſtande für Held gebraucht wird; Krieger in Füllerey ſeyn, Eſ. 5, 22. In Mich. 4, 14. heißt in einem andern figürlichen Verſtande, die Tochter Zion eine Kriegerinn.

**Kriegeriſch**. 1. Einem Krieger gemäß, anſtändig, in welchem Verſtande es doch wenig gebraucht wird.

2. Zum Kriege geneigt, im Kriege geübt. L. bellicoſus, animus bellax; Fr. guerrier, belliqueux. Kriegeriſche Leute. Kriegeriſche Unterthanen haben. Ehedem auch kriegiſch, krieghaft, kriegbar.

**Kriegeriſcher Vormund**, ſiehe Vormund.

**Kriegs-Academie**, ſiehe Kriegs-Schule.

Kriegs-

**Kriegs-Adel**, derjenige Adel, welcher durch Ehren-Stellen bey dem Kriegs-Heere erworben und fortgepflanzet wird.

**Kriegs-Ammunition**, L. Commeatus bellicus, Fr. Ammunition, Munition, begreift alles unter ſich, was zur Bedienung des groben und kleinen Geſchützes erforderlich iſt, als: Pulver, Kugeln, Bomben, Granaten, Lunten, Feuerſteine, u. d. gl. Zuweilen wird auch das grobe und kleine Geſchütz ſelbſt mit unter dieſem Worte verſtanden.

Siehe auch **Kriegs-Bedürfniſſe. Kriegs-Geräth. Kriegs-Rüſtung. Kriegs-Vorrath.**

**Kriegs-Ankündigung**, ſiehe **Kriegs-Erklärung.**

**Kriegs-Armatur- und Mondirungs-Weſen**, ſiehe **Mondirung.**

**Kriegs-Artikel**, L. Articuli conſtitutionum bellicarum, diejenigen Geſetze, welche die verpflichteten Soldaten eines Herren, ſowohl im Kriege als im Frieden zu beobachten haben; die **Kriegs-Geſetze**, das **Kriegs-Reglement.**

Die **Kriegs-Artikel**, oder, wie ſie an andern Orten genannt werden, die **Kriegs-Artikels-Briefe**, ſind es, nach welchen hauptſächlich bey Kriegs-Gerichten entſchieden wird. Es wird daher erfordert, daß ſie den Soldaten vorgeleſen werden, damit ſie ſich nicht mit der Unwiſſenheit entſchuldigen können; und dieſe Vorleſung muß, damit die Geſetze den Soldaten nicht aus dem Gedächtniſſe kommen, öfters wiederhohlet werden.

Im Preuſſiſchen werden ſie den Unter-Officieren und Gemeinen alle 2 Monathe vorgeleſen, welches auch im Sächſiſchen, Schwediſchen, den vereinigten Niederlanden, und im Würtembergiſchen alle Monathe geſchieht. Bey den däniſchen, hannoveriſchen, ſachſen-gothaiſchen, bayeriſchen und andern Truppen, ge-

geſchieht es des Jahrs 4 Mahl, und in Rußland alle Monathe bey jedem Regimente.

Wenn ein Neuangeworbener, welcher gleich noch nicht zur Fahne geſchworen hat, delinquirt, ſo wird er ſchon nach den Kriegs-Artikeln beſtraft; doch wird mit einem ſolchen nicht ſo hart verfahren, als mit demjenigen, welcher ſchon länger in Dienſten iſt.

Wenn die Vorleſung der Kriegs-Artikel unterlaſſen worden iſt, ſo trägt dieſes nichts zur Linderung der Strafe bey, weil ein jeder Soldat ſich den Inhalt derſelben bekannt machen ſoll, auch dieſelben gemeiniglich gedruckt und ausgetheilet werden.

Die Kriegs-Gerichte müſſen in Entſcheidung der Sachen die Kriegs-Artikel genau beobachten; ſie können daher, wenn in denſelben auf ein Verbrechen eine gewiſſe Strafe geſetzt iſt, dieſelbe nicht ändern.

Wenn Fälle vorkommen, welche in den Kriegs-Artikeln nicht entſchieden ſind, auch nicht daraus gefolgert werden können, ſo muß die Entſcheidung aus den übrigen Kriegs-Ordren, Reglements ꝛc., und nach dieſen aus den Kriegs-Obſervanzen genommen werden. Nach dieſen werden die im Lande ſonſt übliche Geſetze zu Rathe gezogen, und wenn auch dieſe nichts beſtimmen, die Reichs-Abſchiede und kaiſerlichen gemeinen Rechte. Der fremden Potentaten Kriegs-Rechte können nicht zur Richtſchnur dienen.

## Sr. königl. Majeſtät von Preuſſen ꝛc. allergnädigſt neu beſtätigte Kriegs-Artikel, für die Unter-Officier und gemeine Soldaten von der Infanterie, Cavallerie und Artillerie. Potsdam, den 18ten November 1787.

Nachdem Se. Kön. Maj. von Preuſſen ꝛc. Unſer allergnädigſter König und Herr, die bisher bey Dero

Ar-

Armee von den Unter-Officiers und gemeinen Soldaten zu beobachten geweſene Kriegs-Artikel revidiren, und nach den jezigen Zeit-Umſtänden, zur zweckmäßigern Uebereinſtimmung mit der gegenwärtigen Verfaſſung der Armee, abändern laſſen: ſo haben Se. kön. Maj. nachſtehende neue Kriegs-Artikel allergnädigſt zu beſtätigen geruhet.

## Art. 1.

Ein jeder Soldat muß ein chriſtliches und tugendhaftes Leben führen, die ihm nach ſeiner Religion obliegenden Pflichten ſorgfältig erfüllen, und aller ſolcher Handlungen, wodurch ſeine Religion entehret wird, ſich gänzlich enthalten.

Wenn er ſich hierunter Mißbräuche ſchuldig macht, ſo hat er die Beſtrafung mit Arreſt, oder auch, nach der Größe ſeiner Bosheit, mit Spieß-Ruthen, zu erwarten.

## Art. 2.

Ein Soldat iſt ſchuldig, Sr. kön. Maj. als ſeinem Kriegs-Herren treu und redlich zu dienen, Deroſelben Nutzen und Dero Unterthanen Beſtes nach ſeinen Kräften zu befördern, Schaden und Nachtheil aber bey jeder Gelegenheit abzuwenden. Er muß ſich in keinerley Berathſchlagungen, die zum Schaden Sr. kön. Maj., Dero königlichen Hauſes, der Armee, oder der Unterthanen, gereichen, einlaſſen; ſonſt wird er dafür mit Spieß-Ruthen, Feſtungs-Arbeit, auch mit dem Tode, beſtraft, ſo wie dieſe Unternehmungen mehr oder weniger gefährlich geweſen ſind.

Bey nähmlicher Strafe muß er auch, wenn er dergleichen nachtheilige Handlungen oder Abſichten von andern erfährt, ſolches ſeinen Vorgeſetzten anzeigen.

## Art. 3.

Ein Soldat muß Sr. kön. Maj. Generalität, auch ſonſt jedem Ober-Officier, er ſey von demſelben oder einem andern Regimente, von der Infanterie, Caval-

vallerie oder Artillerie, ohne einigen Unterſchied, überall Reſpect, Ehre und Gehorſam, zur ſchuldigſt genaueſten Befolgung ihrer Befehle zu jeglicher Zeit, es ſey im Frieden oder Kriege, unveränderlich beweiſen.

Art. 4.

Wörtliche Widerſetzung gegen Dienſt = Befehle eines Vorgeſetzten, wird mit Gaſſenlaufen beſtraft, welches zu 8, 10 bis 20, auch wohl 30 Mahl, nach dem Stande des Beleidigten, und den übrigen Umſtänden, zu beſtimmen iſt.

Art. 5.

Thätliche Widerſetzung, oder auch Drohen mit Gewehr, wird ohne Unterſchied mit Arquebuſiren beſtraft. Wenn aber durch ſolche thätliche Widerſetzung eine Verwundung oder gar Entleibung erfolgt, ſo hat der Verbrecher die Strafe des Rades verwirkt.

Art. 6.

Schlägereyen und unnöthige Händel, oder Duelle, werden mit 8, 10 bis 20mahligem Gaſſenlaufen beſtraft, und hat der Anfänger jederzeit eine Erhöhung der Strafe, nach den Umſtänden, für ſich zu erwarten. Wer bey ſolchen Schlägereyen oder Duellen ſeinen Kameraden oder ſonſt jemanden verwundet, oder gar entleibet, der hat im erſten Fall 30mahliges Gaſſenlaufen, im letztern Fall aber die Strafe eines vorſetzlichen Todtſchlägers verwirkt.

Art. 7.

Die Nothwehr gereicht zwar dem Soldaten, welcher angefallen worden, zur Entſchuldigung, in ſo fern er in wirklicher Gefahr, verwundet oder gar getödtet zu werden, ſich befunden hat. Er muß aber von ſeiner Seite zu ſolcher Gefahr keine Veranlaßung gegeben haben, und die Gefahr ſelbſt, vornehmlich in dem Fall, da bey der Vertheidigung eine Verwundung oder gar Entleibung des andern vorge-

fal=

fallen, erweiſen, ſonſt bleibt er der im vorigen Artikel beſtimmten Strafe unterworfen.

Art. 8.

Alles Spielen um Geld, oder des Gewinnſtes wegen, iſt mit Spieß-Ruthen zu 6, 8 oder 10 Mahl, nach den Umſtänden, ſo wie ein Soldat dabey mehr oder weniger ſchuldig befunden wird, zu beſtrafen.

Art. 9.

Vom Zapfenſtreich bis zur Reveille muß jeder Soldat in ſeinem Quartiere oder Zelte ſeyn, wenn er nicht im Dienſt ſich befindet, oder von ſeinen Vorgeſetzten Erlaubniß hat, ſich anderwärts aufzuhalten. Auſſer dieſen Fällen wird die Entfernung aus dem Quartiere oder Zelte mit 6, 8 und 10mahligem Gaſſenlaufen, nach den Umſtänden, beſtraft. Dieſe Strafe muß auch verdoppelt werden, wenn der Soldat bey ſolchem Ausbleiben die Abſicht, ein andres Verbrechen auszuüben, gehabt hat.

Art. 10.

Wer im Dienſt beſoffen iſt, ſoll mit 6, 8 bis 10mahligem Gaſſenlaufen, nach Beſchaffenheit der Umſtände, beſtraft werden.

Art. 11.

Keine Schildwache darf ohne Erlaubniß oder Befehl des wachthabenden Officiers oder Unter-Officiers, über 20 bis 30 Schritt von ihrem Poſten gehen, ſich niederſetzen, niederlegen, Tobak rauchen, oder gar ſchlafen, bey Strafe 6 bis 12mahligen Gaſſenlaufens.

Zu Kriegszeiten aber, und wenn ſonſt daher Gefahr entſtanden, wird dieſe Strafe verdoppelt, und, nach Befinden der Umſtände in Anſehung der Erheblichkeit der vorhandenen oder zu beſorgen geweſenen Gefahr, bis zum Arquebuſiren erhöhet.

Ueberhaupt iſt ein jedes Verbrechen, welches von einer Schildwache begangen wird, doppelt ſo hart zu beſtrafen, als ſonſt in dieſen Artikeln verordnet iſt;

iſt; ſo ſoll auch derjenige, der auf der Schildwache ſelbſt ſtiehlt, oder zugibt, daß andre ſtehlen, ohne Lärm zu machen, mit doppelter Strafe beleget werden.

Art. 12.

Kein Soldat darf in der Nähe einer Wache oder Schildwache unnöthigen Lärm machen, oder ſich derſelben bey Steurung eines Unfugs in ihrer Verrichtung widerſetzen. Wer dergleichen unternimmt, hat die im 4ten und 5ten Artikel beſtimmte Leibes- oder Lebens-Strafe zu erwarten.

Art. 13.

Beym Marſch und Commando, muß jeder Soldat auf dem ihm angewieſenen Platz verbleiben, und ſich nicht davon entfernen, widrigenfalls er 6 Mahl Gaſſen laufen ſoll. Wenn er aber ſolchen Platz verläßt, und in der Entfernung einer Viertel-Stunde davon ohne Urlaub oder Beweis andrer Entſchuldigungs-Gründe betroffen wird, ſo iſt er als ein Deſerteur zu beſtrafen.

Art. 14.

Wer mit dem Feinde mündlich oder ſchriftlich correſpondirt, oder demſelben die Loſung offenbaret, ſoll mit dem Strange beſtraft werden.

Art. 15.

Ein Soldat, der vor dem Feinde, bey welcher Gelegenheit es wolle, die Flucht zuerſt boshafter Weiſe nimmt, ſoll arquebuſiret werden.

Wenn er aus einer Schlacht oder Action ſich heimlich wegſchleicht, oder beym Zurückzug ſein Gewehr wegwirft, ſo muß er 20 bis 30 Mahl Gaſſen laufen.

Art. 16.

Ein Soldat, der zum Feinde übergeht, und demnächſt mit dem Gewehre in der Hand gegen uns betroffen wird, ſoll mit dem Strange beſtraft werden. Hat

aber

aber ein ſolcher Ueberläufer ſein Gewehr wirklich und thätlich gegen uns gebraucht, ſo muß er mit dem Rade vom Leben zum Tode gebracht werden. In den übrigen Deſertions-Fällen hat jeder Deſerteur zum erſten Mahl 16, zum zweyten Mahl 24 mahliges Gaſſenlaufen, auch in beyden Fällen den Verluſt ſeiner Capitulation, und zum dritten Mahl die Strafe des Stranges verwirkt. Für einen Deſerteur, der dieſe Strafe leiden muß, iſt jeder Soldat zu halten, welcher in der Abſicht, zu entweichen, auſſerhalb den Mauern oder Bezirk des Ortes ſeiner Garniſon ergriffen oder gefunden wird.

## Art. 17.

Der Anführer eines aus drey oder mehrern Perſonen beſtehenden Deſertions-Complotts, wird, wenn die Deſertion nach der Beſtimmung im 16ten Artikel erfolgt iſt, mit dem Strange beſtraft. Wer ſonſt einen andern zur Deſertion verleitet, ſoll doppelt ſo hart, als der Verleitete, beſtraft werden. Wer einen Deſerteur durchhilft, und deſſen Entweichung nicht verhindert, hat die Strafe der Deſertion ſelbſt verwirkt. Wer aber auſſerdem ein Deſertions-Vorhaben erfährt, und ſolches ſeinem Vorgeſetzten anzuzeigen unterläßt, muß 8 bis 12 Mahl, nach Bewandtniß der Umſtände, Gaſſen laufen.

## Art. 18.

Wenn ein Deſerteur, um neues Hand-Geld zu bekommen, ſich wieder anwerben läßt, und ſich einen falſchen Nahmen gibt, ſo ſoll derſelbe nicht nur des erhaltenen Pardons und Hand-Geldes verluſtig ſeyn, ſondern auch überdem mit 12mahligem Gaſſenlaufen beſtraft werden.

## Art. 19.

Kein Soldat darf ohne Vorwiſſen oder Bewilligung des bey der Compagnie commandirenden Ober-Officiers ſich mit einer Weibsperſon ehelich verloben, noch weniger, ohne erhaltenen Trau-Schein, dieſe Verbindung durch prieſterliche Copulation vollzie-

hen. Wenn er ſolches dennoch thut, ſo ſoll er im erſten Fall mit 12, im lezten Fall mit 24mahligem Gaſſenlaufen beſtraft, auch das Verlöbniß oder die Ehe als null und nichtig vom Kriegs-Conſiſtorio jederzeit aufgehoben werden, wobey es keinen Unterſchied machen ſoll, ob dergleichen Eheverſprechen eidlich geſchehen, oder die Weibsperſon unter ſolcher Zuſage geſchwängert worden.

Art. 20.

Ein Soldat, welcher ſeine Waffen oder Mondirungs-Stücke muthwilliger Weiſe verdirbt, verſezt, verkauft oder verſpielt, hat nachdrückliche Beſtrafung mit Gaſſenlaufen, nach Befinden ſeiner Bosheit, zu erwarten.

Art. 21.

Wer ohne Einwilligung ſeines commandirenden Officiers Schulden macht, ſoll mit Gaſſenlaufen beſtraft werden, welches nach Bewandtniß der Umſtände, und in ſo fern die Schulden aus Hang zur Liederlichkeit oder zur Beförderung eines andern Verbrechens gemacht ſind, von 6 bis zu 20 Mahl zu beſtimmen iſt.

Art. 22.

Gewaltſame Einbrüche und Beraubungen ſind nach dem auszumittelnden Grad der Bosheit des Thäters, und nach dem Betrag des verurſachten Schadens, mit 20 bis 30mahligem Gaſſenlaufen zu beſtrafen. Wegen anderer Diebſtähle hat der Soldat die Strafe von 6 bis 20 Mahl Gaſſenlaufen verwirkt. Bey Verhehlungen eines Diebſtahls, oder des Thäters, ſoll der Soldat mit eben dieſer Strafe gezüchtiget werden.

Art. 23.

Wenn es ſich zutragen möchte, daß Löhnung, Brod, Mondirungsſtücke, oder was ſonſt dem Soldaten noch gebührt, nicht richtig erfolgen könnte: ſo iſt er dennoch verbunden, ſeine Schuldigkeit überall ge-

nau

nau zu erfüllen, ohne zu murren, andere aufzuwiegeln und mißmüthig zu machen, oder ſich ſonſt ungebührlich zu betragen, weil er gewiß erwarten kann, daß ihm hiernächſt alles werde gereicht werden, ſo bald es die Umſtände verſtatten.

Sollte aber ein Soldat bey verſammeltem Kriegs-Volk laut Beſchwerde führen, oder ſonſt ſich ungeziemend verhalten, ſo muß er mit 10 bis 20mahligem Gaſſenlaufen, auch mit dem Tode durch Arquebuſiren, beſtraft werden, wenn er dadurch, vornehmlich zu Kriegeszeiten, einen Aufruhr, oder ſonſt großen Schaden, erreget und geſtiftet hat.

## Art. 24.

Wer ſich einer ihm zuerkannten Strafe widerſetzt, es ſey durch Entleibung oder Verwundung eines andern, durch Verletzung oder Verſtümmelung ſeines Körpers, oder durch Angebung einer Infamie von ſich, muß dem ungeachtet die verwirkte Strafe leiden, und hierauf wegen des neuen Verbrechens, im Fall der Entleibung eines andern, mit dem Rade, bey Verwundung aber mit dem Schwerte hingerichtet, und bey Verletzung oder Verſtümmelung ſeines Körpers, auch bey angegebener Infamie, mit 10 bis 24mahligem Gaſſenlaufen, falls er jedoch ſich dadurch zum fernern Krieges-Dienſt untüchtig gemacht hätte, mit 30mahligem Gaſſenlaufen und lebenswieriger Feſtungsarbeit beſtraft werden.

## Art. 25.

Wenn ein Soldat bey ſeiner Anwerbung oder Vereidigung verſchwiegen hat, daß er geſtäupt, gebrandmarkt, oder ein Schinderknecht geweſen iſt, und ſolches nachher ausgeforſcht wird, ſo ſoll er auf Lebenszeit in die Karre geſchmiedet werden. Hätte er aber dergleichen Infamie fälſchlich von ſich behauptet, um ſich dem Dienſte zu entziehen, ſo iſt er mit 24mahligem Gaſſenlaufen für ſolche Bosheit zu beſtrafen.

## Art. 26.

Wer Gliedmaßen ſeines Körpers verſtümmelt, in der Abſicht, zum Dienſt ſich untüchtig zu machen, muß

12 bis 20 Mahl Gaſſen laufen. Wäre er aber dadurch wirklich untüchtig geworden, ſo hat er noch überdem lebenswierige Feſtungsarbeit zur Strafe zu erwarten.

Art. 27.

Wer, eines begangenen Verbrechens wegen, worauf Todesſtrafe haftet, ſich entleibet, deſſen Körper ſoll durch den Schinder unter dem Galgen verſcharret werden.

Bey geringern, nur mit Leibes- oder Feſtungs-Strafe zu ahndenden Verbrechen, findet eine gleiche Verſcharrung Statt.

Wenn aber im leztern Fall die Verwundung nicht tödlich ſeyn möchte, und der Verbrecher am Leben erhalten wäre, ſo muß er, wegen ſeines boshaften Vorſatzes, auſſer der ſonſt verwirkten Strafe, noch 10 bis 20 Mahl Gaſſen laufen.

Art. 28.

Im Fall der Selbſtentleibung aus Schwermuth oder Melancholie, iſt der Körper ganz in der Stille fortzuſchaffen und zu beerdigen. Iſt jedoch nur eine Verwundung erfolgt, ſo müſſen die Umſtände, nach dem Grad der Schwermuth oder Melancholie, in Erwegung gezogen werden, um die Beſtrafung des Thäters, wenn ihm dabey Bosheit zur Laſt fällt, mit Gaſſenlaufen zu beſtimmen.

Art. 29.

Wer einen Arreſtanten vorſetzlicher Weiſe entlaufen läſſet, oder einen andern Miſſethäter verhehlt, oder fortſchafft, muß mit 16mahligem Gaſſenlaufen beſtraft werden. Iſt jedoch der entlaufene Arreſtant, oder verhehlte oder fortgeſchaffte Miſſethäter eines Haupt-Verbrechens ſchuldig, und dieſes dem Durchhelfer bekannt geweſen: ſo muß deſſelben Strafe nach den Umſtänden, auf 24 bis zu 30mahligem Gaſſenlaufen erhöhet werden.

Art. 30.

Wer falſche Päſſe oder falſche Briefe ſchreibt, oder falſche Siegel macht, muß, nach Bewandtniß des dadurch

durch beförderten Verbrechens, oder ſonſt angeſtifteten, oder verdeckten, oder auch nur beabſichtigten Uebels mit Gaſſenlaufen bis auf 30 Mahl, oder am Leben, beſtraft werden.

### Art. 31.

Ein Soldat, welcher falſche Münze macht, oder dergleichen wiſſentlich ausgibt, oder gute Münze beſchneidet und verringert, ſoll, nach Beſchaffenheit des dadurch verurſachten Schadens und geſpielten Betruges, mit 12 bis 24mahligem Gaſſenlaufen und Feſtungs-Arreſt beſtraft werden.

### Art. 32.

Wenn ein Soldat Feuer anlegt, und die Feuersbrunſt wirklich ausbricht, ſo ſoll er mit dem Schwerte gerichtet und der Körper verbrannt werden. Geſchieht dieſes zu Kriegszeiten, z. B. wenn er ein Magazin, oder ſeines Commandeurs oder eines andern Officiers Quartier anſteckt, ſo ſoll er lebendig verbrannt werden. In dem jezt gedachten Fall kann es ihm auch zu keiner Entſchuldigung gereichen, wenn etwa das Feuer nicht ausgebrochen oder gedämpft worden, und kein Schaden daher entſtanden iſt.

In andern Fällen, da die Abſicht des Thäters, Schaden zu ſtiften, wegen nicht ausgebrochenen, oder gleich gedämpften Feuers, nicht ausgeführet worden, muß er dennoch mit dem Schwerte hingerichtet und ſein Körper begraben werden.

Hat er aber gleich nach der That, aus Reue, die Löſchung des Feuers ſelbſt bewirkt, ſo kann er, nach den Umſtänden, die Verwandlung der Todes-Strafe in 20 bis 30mahliges Gaſſenlaufen erwarten.

### Art. 33.

Wenn ein Soldat ſich eines Haupt-Verbrechens, welches Todes-Strafe verdient, verdächtig gemacht, ſolches aber läugnet, und weder durch geſetzliche Mittel, noch durch rechtlichen Beweis, der That überführt werden kann: ſo ſoll er nicht gleich

frey

frey gelaſſen, ſondern eine verhältnißmäßige Zeit noch im Verhaft behalten, und wenn nicht mehrere Proben von ſeiner Unſchuld, oder dem ihm zur Laſt liegenden Verbrechen gegen ihn, ſich finden, nach dem Grad des vorhandenen Verdachts, mit Gaſſenlaufen und Feſtungsarbeit beſtraft werden.

Art. 34.

Vorſetzliche Trunkenheit kann das Verbrechen oder Vergehen eines Soldaten niemahls entſchuldigen, vielmehr muß die Strafe in einem ſolchen Fall, nach Befinden, verdoppelt werden. Nur alsdann, wenn der Soldat vollſtändig beweiſet, daß ſeine Trunkenheit ganz zufällig geweſen, und er ſelbſt deshalb nicht das mindeſte verſchuldet habe, kann Milderung der Strafe, nach den Umſtänden, erfolgen.

Art. 35.

Wegen anderer, in dieſen Kriegs-Artikeln nicht beſonders benannten Verbrechen, als: Mord, Todſchlag, Verwundung, zwiefacher Ehe, gewaltſamer Schändung einer Weibsperſon, Ehebruch, Sodomiterey, Blutſchande, und wie ſie ſonſt immer heißen, muß der Soldat, gleich andern königl. Unterthanen, nach den Landes-Geſetzen beſtraft werden, und iſt, wenn dieſe Landes-Geſetze Feſtungs- oder Zuchthaus-Arbeit zur Strafe verordnen, der Soldat mit Gaſſen-Laufen in dem Verhältniß zu beſtrafen, daß 12 Mahl Gaſſenlaufen für 6monathliche Feſtungsarbeit gerechnet werde. Ueberhaupt iſt der Soldat, eben ſo wie jeder anderer Unterthan, zur Befolgung aller zur allgemeinen Wohlfahrt und Sicherheit abzielenden Landes-Geſetze verpflichtet, und hat er bey deren Uebertretung die darin vorgeſchriebene Strafe zu erwarten.

Art. 36.

Wer ſich zu wiederhohlten Mahlen gleicher Verbrechen ſchuldig macht, muß die in dieſen Kriegs-Artikeln feſtgeſetzte Strafe doppelt leiden; und wenn bey ſolcher Verdoppelung mehr als 30mahliges Gaſſen-

Gaſſenlaufen zu beſtimmen wäre, ſo ſoll das mehrere Gaſſenlaufen, welches der Verbrecher verwirkt hätte, nach dem im 35ſten Artikel angenommenen Verhältniß, in Feſtungsarbeit verwandelt werden.

Art. 37.

Unter-Officiers ſind, wenn ſie die in dieſen Kriegs-Artikeln erwähnten Verbrechen begehen, in der Art zu beſtrafen, daß ſie in den Fällen, wo 6 bis 10mahliges Gaſſenlaufen für den gemeinen Soldaten Statt findet, degradirt werden. Wenn ſie aber höhere Strafe im Gaſſenlaufen oder ſonſt verwirkt hätten, ſo müſſen ſie gänzlich degradirt, und, gleich einem gemeinen Soldaten, für ihre That, nach den obwaltenden Umſtänden, gezüchtiget werden.

Art. 38.

Von der Ambition eines Ober-Officiers iſt zwar nicht zu vermuthen, daß derſelbe von einem Unter-Officier oder gemeinen Soldaten Geld borgen werde; indeſſen wird doch ſolches bey harter für den Unter-Officier oder gemeinen Soldaten, der Geld geliehen hätte, nach Bewandtniß der Umſtände verbothen.

Art. 39.

In allen Fällen, wo ein Unter-Officier oder gemeiner Soldat, nach vorſtehenden Kriegs-Artikeln, wegen boshafter Entleibung ſeines Vorgeſetzten, oder eines an andern Perſonen ganz vorſetzlicher Weiſe verübten Mordes, die Todes-Strafe leiden muß, darf ihm, von welcher Religion er ſey, weder vor, noch bey der Hinrichtung, ein Geiſtlicher verſtattet werden, der ihn zum Sterben zubereite.

Art. 40.

Wenn aber ein Unter-Officier oder Soldat keiner Verbrechen ſich ſchuldig macht, vielmehr eines chriſtlichen und tugendhaften Lebenswandels ſich befleißigt, die ihm obliegenden Pflichten in und auſſer dem Dienſt, zu Friedens- oder Kriegs-Zeiten, in ihrem ganzen Umfange, nach ſeinen Kräften erfüllet, und

das

dadurch den Beyfall und das Lob ſeiner Vorgeſetzten erlangt: ſo hat er nicht nur die genaueſte und pünctlichſte Befolgung deſſen, was durch die Capitulation und ſonſt bey ſeiner Anwerbung ihm versprochen worden, zu erwarten, ſondern auch überdem gewiß zu hoffen, daß auf alle andere Art, wie es in einzelnen Fällen nur immer geſchehen kann, für ihn vorzüglich geſorget werden ſoll.

Art. 41.

Die Verbindlichkeit dieſer Kriegs=Artikel ſoll mit dem 1 Jan. künftigen Jahres dergeſtalt anfangen, daß alsdann die Stand= und Kriegs=Gerichte die vorfallenden Vergehungen der Soldaten, in Abſicht der zu erkennenden Strafe, lediglich nach dieſen neuen Kriegs=Artikeln beurtheilen müſſen. Dieſe Kriegs=Artikel ſollen vorher gehörig publicirt, in der Folge aber alljährlich in der Exercier=Zeit, wenn ſämmtliche Beurlaubte eingezogen ſind, bey jeder Compagnie durch langſame und deutliche Vorleſung von neuem bekannt gemacht werden, ſo wie auch dieſe Vorleſung und Verſtändigung der Kriegs=Artikel, durch den Auditeur, in Abſicht eines jeden Recruten, ehe derſelbe den Eid nach der hier beygefügten Formel ſchwöret, geſchehen muß, damit niemand mit der Unwiſſenheit ſich entſchuldigen dürfe.

Urkundlich haben Se. kön. Majeſtät vorſtehende Kriegs=Artikel eigenhändig unterſchrieben, und mit Dero Inſiegel bedrucken laſſen. So geſchehen Potsdam, den 18ten November 1787.

(L.S.)

Fr. Wilhelm.

Formel

Formel des Soldaten=Eides.

Ich N. N. ſchwöre zu Gott dem Allwiſſenden einen leiblichen Eid, daß ich Sr. Majeſtät dem König von Preuſſen, Friedrich Wilhelm dem Zweyten, meinem allergnädigſten Krieges=Herrn, in allen und jeden Vorfällen, zu Krieges= und Friedens=Zeiten, getreu und redlich zu dienen entſchloſſen bin. Ich will auch Sr. kön. Maj. Generalität, nebſt allen Officiers und meinen Vorgeſetzten, Reſpect und Gehorſam, in genaueſter Erfüllung ihrer Befehle, beweiſen, die mir vorgeleſenen Kriegs=Artikel überall befolgen, und mich in Ausübung meiner ſämmtlichen Pflichten jederzeit ſo betragen, wie es einem ehrliebenden und unverzagten Soldaten eignet und gebühret. So wahr mir Gott helfe ꝛc.

Von den Geſetzen, nach welchen ſich die See=Gerichte in Entſcheidung vorkommender Fälle richten, ſ. im Art. See=Recht.

Kriegs=Bäckerey, Feld=Bäckerey, der Ort, wo Brod für die Truppen im Felde, oder im Lager, gebacken wird, mit dem dazu nöthigen Geräthe; ingl. das Backen des Brodes für die Truppen und die ſämmtlichen dazu gehörigen Perſonen. Ein Bäcker für die Truppen im Felde oder im Lager, heißt der Feld=Bäcker, im Oberd. der Feldbäck; daher der Feldbäcken=Meiſter, und Ober=Feldbäcken=Meiſter, der den Feld=Bäckern einer ganzen Armee vorgeſetzt iſt.

Eine Feld=Bäckerey findet theils in Kriegs= theils in Friedens=Zeiten Statt. In Friedens=Zeiten iſt es z. B. diejenige, welche bey einem Luſt=Lager, worüber eine Revüe gehalten werden ſoll, zur Verpflegung eines ſolchen Corps d'Armée errichtet zu werden pflegt. Da eine ſolche von der Feld=Bäckerey zu Krieges=Zeiten ſehr unterſchieden iſt, ſo werde ich zuerſt zeigen: Wie die Bäcker in Friedens=

Zeiten bey einem Corps d'Armée von 20,000 Mann, welches bey einer darüber zu haltenden Revüe campiren muß, einzurichten ſey.

Wenn ein Landes-Herr ein Corps ſeiner Armee an einen gewiſſen Ort beſtimmt, daſelbſt zu campiren und ihre Evolutionen zu machen, ſo iſt, wenn dieſelbe einige Tage beyſammen bleiben ſoll, nöthig, daß für alle dazu erforderliche Lebens-Mittel in Zeiten geſorget werde, und dieſelben herbey geſchaffet werden. Das Brod iſt das Nothwendigſte, womit der Soldat zu verſehen iſt, und es entſteht daher die Frage, wie dieſes am bequemſten geſchehen könne, und ob eine Bäckerey bey ſolchem Corps nothwendig ſey? Es ſind hier verſchiedene Gegenſtände in Erwegung zu ziehen, nähmlich: wie ſtark ein ſolches Corps d'Armée ſey, wie lange es campiren ſolle, ob das Lager ſehr weit von einer Stadt entfernt ſey, und endlich, ob die nahe an dem Luſt-Lager gelegene Stadt vermögend ſey, daß dieſe Stadt-Bäcker, wenn die Stadt nicht an Brod Noth leiden ſoll, die Verpflegung des Corps beſtreiten können. Will man alſo am richtigſten in dieſer Sache verfahren, ſo nehme man an: dieſes Corps beſtehe aus 20,000 Mann, welches im freyen Felde campiren, und 15 Tage beyſammen bleiben ſoll; es ſtehe zwar nahe an der Stadt, die Stadt ſey aber klein, und habe kaum ſo viel Bäcker, die das für die Einwohner in der Stadt benöthigte Brod bereiten können. Da alſo dieſes Corps von der Stadt keine Verpflegung zu erwarten hat, ſo müſſen entweder eiſerne Oefen, deren eine zu Felde gehende Armee ſich bedient (Feld-Back-Oefen), herbey geſchaffet, oder es müſſen gemauerte Oefen errichtet werden.

Die ſchicklichſte Anlage zu ſolchen Back-Oefen, wenn ſie mit Nutzen, ohne große Weitläuftigkeiten gebraucht werden ſollen, iſt diejenige, wo ein ſchiffbarer Strohm, oder fließender Bach, oder Land-See, be-

befindlich iſt, weil doch gemeiniglich dergleichen Läger nicht weit von ſolchen Flüſſen, oder ſtehenden Gewäſſer, aufgeſchlagen werden, damit die zu dem Campement benöthigte Sachen zu Waſſer herbey geſchaffet werden können, wie auch die bey dem Corps befindliche Cavallerie in Tränkung ihrer Pferde keine Noth leide. Die zu errichtenden Oefen erfordern Mauer-Steine, Lehm, Holz, und das zum Verbacken nöthige Mehl. Alle dieſe Materialien zu Waſſer herbey zu ſchaffen, verurſachet nicht ſo viele Koſten, als wenn ſie auf der Achſe zugeführet werden müſſen; des vielen, zu Fütterung der Pferde nöthigen Heues und Strohes, des Strohes zum Nacht-Lager der Soldaten, und des zur Feuerung und zum Kochen der Speiſe erforderlichen Holzes nicht zu gedenken. Ströhme, fließende Bäche, oder ſtehende Seen, bleiben allemahl, es ſey bey einem ſolchen zu haltenden Luſt-Lager, oder in Kriegs-Zeiten, wenn Oefen zu errichten ſind, der Haupt-Umſtand, worauf zu ſehen iſt, beſonders in Kriegs-Zeiten, wenn die Armee groß iſt, und viele Back-Oefen zu Herbeyſchaffung des nöthigen Brodes erbauet werden müſſen. Sollte Mangel an Waſſer ſeyn, welches zu ſolcher Bäckerey durch Menſchen oder auf Wägen ſehr weit herbey geſchleppet werden müßte, was für Koſten würde dieſes nicht verurſachen! Oefters haben zu Kriegs-Zeiten nach Beſchaffenheit des Lagers, zum Gebrauch der Bäckerey, mit ſchweren Koſten Brunnen gegraben werden müſſen, welche keinen Zufluß oder Quell-Waſſer hatten, mithin unbrauchbar, und die darauf verwandte Koſten vergebens waren, und die Brunnen wieder zugeworfen werden mußten. Alle dieſe Umſtände veranlaſſen in Kriegs-Zeiten eine Verzögerung, daß eine Armee, wenn ſie an ſolchem Orte ſehr lange ſtille ſteht, an Brod und allem Benöthigten Noth leiden muß.

Zur Verpflegung eines, erwähnter Maßen, im Luſt-Lager befindlichen Corps d'Armée von 20,000 Mann, ſind 9 eiſerne Feld-Backöfen hinreichend, weil in einen jeden dieſer Oefen 200 Stück Brod können eingeſchoben und gebacken werden. Sollten aber gemauerte Oefen errichtet werden, ſo dürften nur 6 dergleichen anzufertigen ſeyn, weil ein jeder derſelben von dem Umfange iſt, daß er 7 Fuß in der Länge, und 6 in der Breite hat, und 300 Stück Brod darin gebacken werden können. Zwanzig tauſend Mann brauchen täglich 20,000 Portionen, oder 6,666⅔ Stück Brod, ein jedes Brod zu 6 Pfund gerechnet. Wenn ein ſolches Corps 15 Tage campiren ſoll, werden dazu 1000 Faß Mehl, jedes zu 6 berl. Scheffel, erfordert. Dieſe Faß zuſammen, betragen 4090 Ctn. und 100 Pfund, und machen 300,000 Portionen, oder 100,000 Stück Brod, jedes zu 6 Pfund, aus.

Es fragt ſich: welcher von beyden Back-Oefen, der eiſerne, oder der von Mauer-Steinen aufgeführte, die mehreſten Koſten verurſachet? Kann ein ſolches Commiß-Brod, wie man es zu nennen pflegt (ſ. Th. VI, S. 752, f.) in einer dem Lager nahe gelegenen Stadt von den Stadt-Bäckern gebacken werden, ſo werden viele Koſten dabey erſparet. Die Anſetzung der Bäcker, die Gebäude zur Zubereitung des Mehles und Brodes, die vielen hölzernen und kupfernen Gefäße, das dazu erforderliche Holz ꝛc. verurſachen weit mehrere Umſtände und Koſten, als wenn das Backen dieſes Brodes bey Stadt-Bäckern geſchehen kann. Geſetzt, das Brod für dieſes Corps könnte von den Stadt-Bäckern in einer dieſem Corps nahe gelegenen Stadt gebacken werden: ſo ſchließt das Feld-Kriegs-Directorium oder Commiſſariat dieſerhalb einen Contract mit den Stadt-Bäckern, ein ſolches Corps mit Brod zu verpflegen. Nach dieſem Contracte bekommt ein Bäcker für den Centner 5 Ggr., welches für die

Tonne

Tonne Mehl 20 Ggr. $\frac{5}{11}$ Pfenn. Back-Geld beträgt; dafür muß ein jeder 400 Stück Brod, zu 6 Pfund, gut ausgebacken liefern. Hierbey hat ein Commiſſarius oder Proviant-Bedienter ſeine Anweiſung, darauf zu ſehen, daß dieſer geſchloſſene Contract von Seiten der Bäcker erfüllet werde.

Sollen hingegen bey dieſem Corps d'Armée entweder 9 eiſerne oder 6 gemauerte Oefen errichtet werden, ſo werden hierzu Mäurer und Materialien erfordert; und auſſerdem müſſen dabey ein Back-Meiſter, 3 Ober-Bäcker, und, nach Beſchaffenheit der Oefen, verſchiedene Bäcker-Burſche, angeſtellet werden. Bey den 9 eiſernen Oefen, müſſen wenigſtens bey jedem Ofen 5, und bey den 6 gemauerten Oefen, bey jedem 7 Bäcker-Burſche, nach dem Feld-Kriegs-Etat, angeſtellet werden. Dieſe Anzahl Burſche muß doppelt gerechnet werden, weil dieſelben ſich alle 24 Stunden ablöſen müſſen. Alle dieſe, jezt genannte Perſonen haben ihre volle Arbeit, und iſt keiner dabey überflüſſig angeſetzt. Des Back-Meiſters Beſchäftigung dabey iſt dieſe: die Haupt-Rechnung über alles zu führen; aller Rapport von den Ober-Bäckern und von dem Betragen der Bäcker-Burſche ergeht an ihn; und er muß dem Directorio oder dem Commiſſariate von allem eine ſchriftliche Anzeige thun. Was die drey Ober-Bäcker betrifft, ſo iſt des erſtern ſeine Verrichtung, daß er das Mehl zum Verbacken in Empfang nimmt, es in die ihm angewieſene oder verfertigte Mehl-Kammer aus den Tonnen ausſchütten, und die Klumpen Mehl, die wegen feſten Eintretens in großer Menge ſich finden, durch die Bäcker-Burſche zerſchlagen und ſieben läſſet, und ſodann das Mehl zum Verbacken weggibt. Der zweyte Ober-Bäcker beſorgt die Einſäuerung des Mehles, die Ausarbeitung des Teiges, und die Verfertigung der Brode; er ſieht zugleich mit auf die Oefen, daß dieſelben in glei-

cher Stärke geheizet werden, und der eine Ofen nicht mehr oder weniger Holz, wie der andere, bekomme; daß die gehörige Anzahl Brod in den Ofen eingeſchoben werde, 2 Stunden, oder, nach Befinden, noch länger darin ſtehe, bis es gut ausgebacken iſt, auch nicht verbrennen laſſe. Sobald das Brod aus dem Ofen gezogen wird, nimmt es der dritte Ober-Bäcker in Empfang; dieſer läſſet das Brod in die dazu angewieſene Brod-Kammer durch die Bäcker-Burſche tragen, und hat alsdann dafür zu ſorgen, daß das Brod ſich gut abkühle, nicht verderbe, oder mit einem Schimmel überzogen werde, wie in Sommers-Zeiten in 24 Stunden geſchehen kann. Denn, wenn ein ſolches Brod ſehr heiß an einander reihenweiſe geſetzt wird, ſteckt ſich daſſelbe, wie man zu ſagen pflegt, ſelbſt an, und der größte Vorrath von Brod iſt dadurch dem Verderben ausgeſetzt. Nach erhaltener Aſſignation theilt er daſſelbe an die Regimenter aus, und durch dieſe Aſſignationen verificirt er die richtige Brod-Ausgabe.

Ein gemauerter Back-Ofen, wenn er in fertigen und brauchbaren Stand geſetzt werden ſoll, erfordert 900 bis 1000 Stück Mauer-Steine; ein eiſerner Ofen hingegen erfordert nicht die Hälfte dieſer Anzahl von Mauer-Steinen. Es kann alſo der eiſerne Back-Ofen mit weit geringern Koſten verfertiget, und überdies in der größten Geſchwindigkeit innerhalb 6 Stunden errichtet, und darin gebacken werden. Ein gemauerter erfordert weit mehrere und längere Zeit, und kann unter 24 Stunden nicht verfertiget werden.

**Die Beſchreibung und Abbildung eines von Hrn. Faiguet, in Frankreich, zum Gebrauch der Armeen im Felde erfundenen tragbaren, irdenen Ofens,** findet man im III Th. gegenwärtigen Werkes, S. 362, f. und der dazu gehörigen Fig. 61 — 64.

Von

Von den Geſchäften der Bäckerey bey einem zum Luſt-Lager oder zu einer Revüe beſtimmten Corps, in Friedens-Zeiten, weichen die Geſchäfte der Bäckerey bey einer Armee, die im Felde ſteht, gar ſehr ab; denn im Felde finden ſich alle Stunden neue Auftritte, und was man in einem Luſt-Lager in Ruhe genießen kann, wird hier entweder von dem Feinde ruiniret, oder man bekommt, es ſelbſt zu thun, den Befehl dazu. Ich werde hierbey den Satz einer Armee von 30,000 Mann annehmen; nach demſelben iſt hernach leicht zu beſtimmen, was zu einer Armee von 100,000, und mehr, Mann erfordert werde.

**Nach dem kön. preuß. Feld-Kriegs-Etat,** befinden ſich bey einer Feld-Bäckerey folgende **Perſonen, welche dabey angeſtellt ſind:** ein Director, ein Kriegs-Commiſſarius, ein Commiſſarius, ein Ober-Backmeiſter, 3 Back-Meiſter, 16 Ober-Bäcker, und 255 Bäcker-Burſche. Keiner iſt dabey zu viel angeſetzt, alle haben ihre vollkommene, und ihrem Stande nach gemeſſene Beſchäftigung und Arbeit; ein jeder iſt ſchuldig, wenn er ſich nichts will zur Laſt kommen laſſen, ſeine ihm obliegende Pflicht treu und redlich abzuwarten.

Die erſte Perſon dieſer Bäckerey, iſt ein **Director.** Zu dieſem Poſten werden von dem Könige gemeiniglich invalide Officiers, welche als Capitäne bey der Armee geſtanden haben, die aber, wegen erhaltener Bleſſuren, als Denkmäler der beygewohnten Feld-Schlachten, oder wegen anderer ihnen zugeſtoßenen Zufälle oder Krankheiten, den Kriegs-Dienſten nicht mehr vorſtehen können, beſtellet. Perſonen von bürgerlichem Stande, kommen ſelten zu ſolchem Poſten. Dergleichen invalide Officiers werden von dem Könige dem Commiſſariate angezeigt. Aus dieſen Perſonen werden diejenigen, welche die Routine von einem Fache haben, darin beſtellt. Dieſer bey der Bäckerey angeſtellte Director bekommt von dem Commiſſariate ſeine

Inſtruction, und wird von dieſem, den Obern der Bäckerey vorgeſtellt. Unter den Befehlen dieſes Directors ſteht die ganze Bäckerey ſelbſt, wie auch diejenigen Perſonen, die gleichfalls ihre Beſchäftigung bey der Bäckerey haben, als: Mäuker, Böttcher ꝛc. wie auch das ganze Bäckerey-Fuhrweſen, deſſen Inſpectores, Wagen- und Schirr-Meiſter, wie auch Knechte. Ueber alle dieſe iſt er geſetzt, und nach ſeinen Befehlen iſt ein jeder ſich zu richten ſchuldig.

Der Director iſt, nach der ihm von dem Commiſſariate ertheilten Vorſchrift, verbunden, täglich ſeinen Rapport von der Bäckerey, und dem unter ſich habenden Train, dem Commiſſariate abzuſtatten. Alle ſeine Befehle bekommt er von dem Commiſſariate, und er macht dieſelben, nach Beſchaffenheit der Umſtände, der Bäckerey und dem Fuhrweſen bekannt. An dieſen Director müſſen der Kriegs-Commiſſarius, der Commiſſarius, wie auch der Ober-Backmeiſter von der Bäckerey, und der Inſpector von dem Bäckerey-Fuhrweſen, täglich ihre Rapports abſtatten. Im Felde, wenn die Bäckerey zum Backen des Brodes aufgeſchlagen werden ſoll, beſtimmt er, jedoch mit Zuziehung des Ober-Backmeiſters, den Ort derſelben. Unter ſeinen Befehlen ſteht zuvörderſt der **Kriegs-Commiſſarius.** Dieſer iſt eine Perſon, die eigentlich unter der Direction des Feld-Kriegs-Commiſſariates ſteht, von demſelben geſetzt, und in Eid und Pflicht genommen wird. Ihm wird die Caſſe über die Bäckerey, und den bey der Bäckerey befindlichen Train, anvertrauet. Die Anweiſung zum Empfang und zur Auszahlung dieſer Gelder erhält er von dem Commiſſariate, und dieſe Auszahlung der Gelder geſchieht von der General-Feld-Kriegs-Caſſe. Von dem Kriegs-Commiſſarius empfangen der Ober-Back-Meiſter, Ober-Chirurgus, Mauer-Meiſter, ihre Gelder, um dieſe an die ihnen Untergebenen auszuzahlen;

ſen; doch muß ein jeder von Benannten ſeine Quittung über den Empfang dieſer Gelder vorher von dem Director autoriſiren laſſen, und ehe dieſes geſchehen iſt, zahlt der Kriegs=Commiſſarius kein Geld an ſie aus, damit allem Unterſchleiſe, der von dem Ober=Backmeiſter, Ober=Chirurgus und Mauer=Meiſter, in richtiger Angabe der Anzahl ihrer Untergebenen geſchehen könnte, vorgebeuget werde. Uebrigens iſt der Kriegs=Commiſſarius verbunden, allemahl ſeinen Rapport an das Commiſſariat, wie auch an den Director, gleichlautend, zu überreichen.

Der Commiſſarius ſteht gleichfalls unter den Befehlen des Commiſſariates, und wird von demſelben in Eid und Pflicht genommen. Er hat die Aufſicht über die Bäckerey, an ihn wird das Mehl abgeliefert, er quittiert über den Empfang, und auf Erfordern des Ober=Backmeiſters wird demſelben davon ſo viel abgeliefert, als er zum Verbacken nöthig hat. Er führt die ganze Rechnung über das Mehl und Brod, und iſt verbunden, alle Tage ſeinen Rapport von der Ausgabe des Mehles, und Vorrath des Brodes, an das Commiſſariat und den Director, ſchriftlich, gleichlautend, zu überreichen. Auf die leeren Mehl=Fäſſer muß er ein wachſames Auge haben, daß die Fäſſer entweder ganz, oder die Stäbe und Böden von den eingefallenen Fäſſern, an einen beſondern und ſichern Ort, zum Abliefern untergebracht werden. Bey Anlegung einer Bäckerey, ſie mag, ſo oft und wo es nöthig iſt, geſchehen, muß der Commiſſarius alles Mehl, und zu den Mehl= und Brod=Kammern alle dazu nöthige Materialien anſchaffen. Alles, was der Ober=Backmeiſter anordnet, muß er, ſo bald als möglich, in fertigen Stand ſetzen, damit keine Klagen über ihn entſtehen. Die ausgeſtellten Quittungen über die empfangenen Materialien, welche der Ober=Backmeiſter und Mauer=Meiſter überreicht haben,

muß der Commiſſarius allemahl atteſtiren, damit die Auszahlung von dem Kriegs-Commiſſarius geſchehen könne.

Die Perſonen, welche die Bäckerey ſelbſt zu beſorgen haben, ſind: der Ober-Backmeiſter, der Back-Meiſter, der Ober-Bäcker, und die Bäcker-Burſche.

Der Ober-Backmeiſter iſt gleichſam der Vorgeſetzte, von dem die ganze Bäckerey abhängt, und dem alle zu derſelben gehörige Perſonen, als: Back-Meiſter, Ober-Bäcker, Bäcker-Burſche, Maurer- und Böttcher-Geſellen ſubordinirt ſind. Er wird gleichfalls von dem Commiſſariate angenommen und vereidet. Sobald es zu Felde geht, empfängt er wegen der Bäckerey alle ſeine Befehle von dem Commiſſariate; und unter dieſen Commiſſariats-Befehlen ſteht er ſo lange, bis die Armee weiter marſchirt, und er von demſelben getrennet wird. Sobald dieſes geſchieht, kommt er unter den Befehl des der Bäckerey vorgeſetzten Directors zu ſtehen, deſſen Anordnungen er zu befolgen hat. Sein Haupt-Geſchäft iſt, auf die ganze unter ihm ſtehende Bäckerey Acht zu haben, und bey Errichtung der Oefen auf die geſchwinde Inſtandſetzung derſelben zu ſehen, damit vornehmlich kein Brod-Mangel bey der Armee entſtehe. Er muß auf den Sauer und Mörſel beſonders mit Acht haben, daß dabey nichts verabſäumet werde; auf alles Nöthige, nachdem der Ofen fertig geworden iſt, in Abſicht der Heizung und des Backens, hat er mit zu ſehen; er ertheilt ſeine Befehle, an die ihm ſubordinirte Bäckerey-Bediente; er muß von allem dem Commiſſariate Rede und Antwort geben, und wenn er von demſelben getrennet iſt, dieſes dem Director thun. Die Beſtrafung des geringſten Vergehens von den unter ihm ſtehenden Bäcker-Burſchen hängt von ihm ab. Die Back-Meiſter, Ober-Bäcker und Burſche ſind zwar ſchuldig, ſeinen Befehlen zu gehorchen, die Back-

Mei-

Meiſter aber haben ſich vorzüglich nach den Befehlen des Directors zu richten. Den Rapport von dem Vorrathe des gebackenen Brodes hat er täglich dem Commiſſariate und dem Director, gleichlautend, zu übergeben, damit das Commiſſariat von dem Brod-Vorrathe, dem commandirenden General en Chef der Armee Bericht abſtatten könne. Sobald aber die Bäckerey von dem Commiſſariate getrennt iſt, vertritt hierin der Director die Stelle des Commiſſariates.

Dieſem Ober-Backmeiſter ſind, nach dem Feld-Kriegs-Etat, drey Back-Meiſter zur Seite geſetzt. Dieſe Back-Meiſter ſtehen unter den Befehlen des Ober-Backmeiſters, und werden gleichfalls von dem Commiſſariate angenommen, und in Eid und Pflicht geſetzt. Sobald die Bäckerey aufgeſchlagen wird, bekommt jeder Back-Meiſter ſeine Beſchäftigung. Einer von ihnen muß täglich im Dienſte (de jour) ſeyn, und auf alles bey der Bäckerey Acht haben; dieſer ſtattet von allen ſeinen Geſchäften täglich ſeinen Rapport an den Ober-Backmeiſter ab.

Dieſen 3 Back-Meiſtern ſind 16 Ober-Bäcker zur Seite geſetzt; davon hat der Back-Meiſter, der de jour iſt, allemahl 7 unter ſich; 5 davon haben die Aufſicht auf die Zubereitung des Teiges, Verfertigung der Brode, Heizung der Oefen, und Einſchieben des Brodes; der 6te bekommt die Mehl- und der 7te die Brod-Kammer zur Aufſicht. Dieſe Ober-Bäcker nimmt zwar der Ober-Backmeiſter an, ſie werden aber von dem Commiſſariate zu dieſem Poſten confirmiret. Sie vertreten bey der Bäckerey gleichſam die Stelle eines Unter-Officiers bey den Soldaten; ſie müſſen auf alles Acht haben, auch daß von den Bäcker-Burſchen kein Brod entwendet werde. Sie haben die Macht, wenn ſie dergleichen Diebſtahl ſelbſt ſehen, oder ihnen gemeldet wird, oder wenn Klagen

we-

wegen Zank, Streit und Schlägereyen, oder bey bemerkter Nachläſſigkeit im Dienſte, nach Unterſuchung der Sache, nach Befinden der Größe des Verbrechens, dieſelben beſtrafen zu können. Sie müſſen von allem, ihren Rapport an den Back-Meiſter, an dem der Dienſt iſt, (der de jour iſt,) ſo wie dieſe wieder an den Ober-Backmeiſter, abſtatten.

Bäcker-Burſche, ſind, zu dieſem Corps d'Armée von 30,000 Mann, nach dem preuß. Feld-Kriegs-Etat, 255 erforderlich. Die Annehmung derſelben überläſſet das Commiſſariat dem Ober-Backmeiſter, welcher auch dafür zu ſorgen hat, daß die Anzahl vollzählig werde, und bey der Armee im Felde ſtets vollzählig erhalten werde. Sobald es zu Felde geht, ziehen dieſelben in Reihe und Gliedern, mit einer bey ſich führenden Fahne, auf; wenn ſie an Ort und Stelle kommen, wird die Fahne in dem Quartiere des Ober-Backmeiſters abgeſetzt. Worin dieſer Bäcker-Burſche Verrichtung beſtehe, wird weiter unten angezeiget werden. Ein jeder von ihnen bekommt monathlich 6 Rthlr. Tractement, welche ihm entweder alle Monathe ausgezahlet werden; oder weil zuweilen leichtſinnige Gemüther ſogleich nach Empfang ihres monathlichen Gehaltes ſich von dem Corps abſondern, und heimlich davon laufen, wird jedem alle 5 Tage 1 Rthlr. ausgezahlt (*). Davon muß jeder ſeine Equipage und Unterhalt beſtreiten.

Bey einigen Armeen, z. B. der öſtreichiſchen, bekommen die Bäcker ihre Montur, Patron-Taſche und Büchſe, ſich im Nothfall damit zu wehren; dagegen werden, nach Abzug der Montur und des Gewehres, einem jeden monathlich nur 5 Rthlr. Tractement gereichet. Im ſiebenjährigen deutſchen Kriege, würden auch den preuſſiſchen Bäcke-

(*) Eben dieſe Löhnung bekommen die Bäcker-Burſche auch bey der churf. ſächſiſchen Armee, welche der Ober-Backmeiſter einem jeden alle 5 Tage auszahlt.

Bäckereyen ganz leichte Gewehre, dergleichen die Cavallerie hat, zu ihrer Vertheidigung ausgetheilet. Im Grunde betrachtet, waren dieſe Gewehre mehr zur Hinderung und Vernachläſſigung des Dienſtes, und wurden von dieſen zügelloſen jungen Leuten, nicht zur Nothwehr, ſondern Jagden zu exerciren, oder nach vorgeſteckten Zielen zu ſchießen, gebraucht. Daher wurde, wegen der vielen Klagen, welche darüber ſelbſt von ihren Vorgeſetzten von dem Commiſſariate einliefen, denſelben, ein Gewehr weiter bey ſich zu führen unterſaget; wie denn auch, in dem 1778 entſtandenen Kriege, kein Bäcker-Burſch ſich unterſtehen durfte, ein Gewehr bey ſich zu führen.

Dergleichen Armatur iſt wirklich der Bäckerey mehr hinderlich und ſchädlich, als vortheilhaft. Im Felde ſoll, bey einem entſtehenden ſchleunigen Aufbruche der Armee, die Bäckerey abgebrochen und fortgeſchaffet werden. Bey ſolchem unvermutheten Vorfalle hat der Bäcker-Burſch darauf zu denken, daß die nöthigen Back-Geräthſchaften, und das noch vorräthige, an die Regimenter nicht vertheilte, Brod, auf Wägen fortgebracht und beſtmöglichſt gerettet werden. Währender Zeit, da dieſe Veranſtaltungen von den Bäcker-Burſchen geſchehen, reiſſen die Maurer, wenn dazu noch ſo viel Zeit übrig iſt, mit Hülfe der Wagen-Knechte, die Oefen, ſie mögen mit Feuer oder mit Brod angefüllt ſeyn, nieder, bringen die Reifen oder Bügel der Oefen auf die Wägen, wobey die Wagen- und Schirr-Meiſter, welche die Aufſicht über die Wägen haben, vorzüglich darauf za ſehen haben, daß alles zur Bäckerey gehörige auf die Wägen geladen werde, und nichts davon zurück bleibe, damit es bey Wiederaufſchlagung der Bäckerey an nichts fehle. Sind nun die Back-Geräthſchaften und das noch vorräthige Brod von den Bäcker-Burſchen auf die Wägen gebracht, ſo werden ſie kaum noch ſo viel Zeit übrig haben, an ihre Equipage zu denken und ſich zu erhohlen, geſchweige an Gewehr, Pulver und Bley zu denken, und ſich damit zu beläſtigen. Geht die Bedeckung (*) verloren, ſo iſt der Bäcker ihre Wehr wohl unwirkſam und unnütz.

Wenn

(*) Bey der kön. preuſſiſchen Armee hat eine jede Bäckerey allemahl ihre hinlängliche Bedeckung; und dieſe findet man auch bey andern Mächten.

Wenn von einer Armee ein kleines Corps zur Observation detachiret werden ſollte, daſſelbe aber, wegen der Entfernung von dem Gros d'armée, keine Zufuhre an Brod haben könnte, ſo werden einem ſolchen Corps, zur Anlegung einer kleinen Bäckerey, ein Back-Meiſter, 2 Ober-Bäcker, und 30 Bäcker-Burſche, nebſt Geräthſchaften und einem Vorrathe an Mehl, aber keine Back-Oefen, mitgegeben. Kommt dieſe Bäckerey bey dem Corps zu Stande, ſo hat der hierbey commandirende Back-Meiſter die Berechnung davon zu beſorgen, und dem Feld-Kriegs-Commiſſariate Rede und Antwort davon zu geben. Ein ſolches kleines Corps, welches zu Sommers-Zeit, auch, nach Beſchaffenheit der Umſtände, im Winter, bey einer fortdauernden Winter-Campagne, zu einer auszuführenden Expedition detachirt wird, muß, damit es nicht Noth leide, die demſelben mitgegebene Bäckerey mit Brod verſorgen. Geht ein ſolches Corps in die Winter-Quartiere, ſo wird ihm die benöthigte Bäckerey mitgegeben, und das Mehl zum Verbacken wird ihm nachgeſchickt.

Geſetzt, ein kleines Corps wird, zu einer gewiſſen Expedition, eiligſt von der Haupt-Armee detachirt, dieſem Corps werden weder Back-Oefen noch Mehl-Wägen mitgegeben, um flüchtige und forcirte Märſche thun zu können, es folgt demſelben eine Bäckerey, dieſe hat aber keine Beſtimmung, ob ſie für dieſes Corps in einer Stadt oder auf Dörfern, ſo viel Back-Oefen, als ſie das erforderliche Brod zu backen nöthig hat, in Beſchlag nehmen dürfe, ſo entſteht die Frage: wo kommt das Mehl dazu her, wenn die Bäckerey für dieſes Corps backen ſoll? Hier können verſchiedene Fälle vorkommen, und der Chef des Corps, dem ſolche Expedition aufgetragen iſt, ſorgt dafür, daß das Corps nicht Noth leide. Durch Spione hat er ſchon Nachricht eingezogen, wie ſtark das Corps, auf welches

chen ſeine Expedition gerichtet iſt, ſey, auch ob daſſelbe dort ein Magazin habe. Von beyden muß er Nachricht haben, denn hiernach hat er ſeine Maßregeln zu nehmen. Iſt er nun glücklich, und führt ſeine Expedition gut aus, macht er gleich das Corps nicht zu Gefangenen, daß ſie capituliren und in der Stille abmarſchiren, ſo fällt ihm doch gewiß das Magazin, wenn daſelbſt eins errichtet iſt, in die Hände; dieſes wird alsdann ſogleich in Beſchlag genommen, und das zurück gelaſſene feindliche Mehl = Depot auf Berechnung an die Bäckerey abgeliefert, und für dieſes Corps das benöthigte Brod gebacken. Dieſes Verbacken dauert ſo lange, als das Corps ſich an dieſem Orte aufhält. Muß daſſelbe, ſich eräugnenden Umſtänden nach, ſich wieder retiriren, ſo muß der Ort, es ſey eine Stadt, oder nahe gelegene Dörfer, ſo viel Wägen herbey ſchaffen, als der Chef verlangt, welche, mit Brod oder Mehl beladen, und nach der Convention, auf einige Meilen mitfahren, und nachher leer wieder zurück geſchicket werden. Der von dem Magazine zurück gelaſſene Vorrath wird, nach Beſchaffenheit der Umſtände, ruiniret, damit der Feind keine Subſiſtenz zu ſeinem Fortkommen oder Nachſetzen erhalten möge.

Sollte hingegen dieſe Expedition für den Chef dieſes Corps nicht ſo glücklich ausfallen, daß er weiter nichts thäte, als daß er das feindliche Corps delogirte, daß es ſich retiriren müßte, und weder von Mehl noch Fourage ein Magazin vor ſich fände, welches der zweyte Fall iſt, den der Chef eines ſolchen Corps ſich zu Nutze zu machen hat: ſo wird der Landſchaft oder dem Kreiſe, ſo weit dieſes Corps ſich erſtreckt hat, unter ſtrengſter militariſcher Execution anbefohlen, ſogleich Mehl an die Bäckerey, nebſt nöthiger Fourage, abzuliefern. Sobald dieſe Ablieferung geſchieht, wird ſie an die von dem Commiſſariate dazu beſtellte und mitgegebene Pro=

Proviant-Bediente abgegeben, welche über Einnahme und Ausgabe die Berechnung führen, und an das Commiſſariat abzulegen haben.

Der dritte Fall bey ſolchem flüchtigen Corps, welches alle nur möglich forcirte Märſche zu machen hat, iſt dieſer, daß auch ſolche Mehl-Lieferungen in möglichſter Geſchwindigkeit durch Entrepreneurs geſchehen, welche, durch contractmäßige Verbindung, dieſes Corps mit hinlänglichem Mehle zu verſehen, ſich anheiſchig machen müſſen. Auch dieſe Lieferungen würden von den Proviant-Bedienten, durch die darüber an das Commiſſariat abzulegende Rechnung, wegen Bezahlung der übrigen Gelder an den Entrepreneur, pflichtmäßig geführt und abgeleget werden müſſen.

Bey der Bäckerey, werden, bereits erwähnter Maßen, auch Chirurgi, Mäurer und Böttcher, als nothwendige Perſonen angeſehen, und dabey angeſetzt.

Was die Chirurgos betrifft, ſo ſind ſolche Perſonen allerdings nothwendig und unentbehrlich, dieſer kleinen Anzahl von Menſchen, in den ihnen zuſtoßenden Zufällen und Krankheiten zu Hülfe zu kommen. Wie oft eräugnet es ſich nicht, daß bey den Mehl-Geſchäften im Felde, manchen Burſchen, wegen der vor dem Back-Ofen auszuſtehenden großen Hitze, eine Krankheit plötzlich überfällt! Wo ſoll nun, wenn die Bäckerey in Feindes Landen, in freyem Felde aufgeſchlagen iſt, oder cantoniret, ein ſolcher Menſch gleich Hülfe erlangen? Kann er nicht ſterben, ehe er von einem Regiments-Chirurgus, oder einem Arzte aus einer, der Bäckerey nahe gelegenen Stadt, Hülfe ſich zu verſprechen hätte? Die Bäckerey iſt deswegen bey einem Corps d'Armée von 30,000 Mann, nach dem preuß. Feld-Kriegs-Etat, mit einem Ober-Chirurgus und zwey Geſellen, nebſt hinlänglicher Medicin verſehen. Dieſer Ober-Chirurgus ſteht gleich-

falls

falls unter dem Commiſſariate, und wird von demſelben angenommen und verpflichtet. Seine Pflicht iſt, einen jeden, bey ſich eräugnenden Zufällen, mit aller Treue zu unterſtützen; ſollten es aber gefährliche oder langwierige Krankheiten zu werden den Anſchein haben, ſo werden ſolche Patienten ſofort nach einem Lazarethe zu weiterer Verpflegung und Obſicht des Feld = Medici abgeſendet.

Auch Mäurer ſind bey der Bäckerey höchſt nothwendig. Sobald eine Bäckerey im Felde zu errichten iſt, finden die Mäurer dabey gleich ihre Arbeit, damit die Back = Oefen zu Stande kommen. Bey einem Corps d' Armée von angegebener Größe, werden 1 Mauer = Meiſter und 15 Geſellen erfordert, die beſtändig bey der Bäckerey gegenwärtig ſeyn müſſen, um nicht nur die Oefen zu errichten, ſondern auch, ſobald die Umſtände erfordern, dieſe Oefen wieder einzuſchlagen und niederzureiſſen, hülfliche Hand zu leiſten, wovon unten ein Mehreres vorkommen wird. Dieſer Mauer = Meiſter und deſſen Geſellen ſtehen gleichfalls unter dem Commiſſariate, und es wird beſonders der Mauer = Meiſter von demſelben angenommen und vereidet. Er bekommt ſeine Inſtruction, laut welcher er die beſtimmte und feſtgeſetzte Anzahl von Geſellen annehmen, und im Felde beſtändig complet erhalten muß, weil dieſelben, gedachter Maßen, bey dem Aufrichten und Niederreiſſen der Oefen unentbehrlich ſind.

Der Bäckerey folgen auch beſtändig 2 Böttcher = Geſellen, welche die aufgegangenen Mehl = Fäſſer, oder wenn Reifen auf den Wägen zerſprungen ſind, ſogleich wieder in den Stand ſetzen und mit neuen Reifen belegen müſſen. Dieſe Reifen, wie auch das dazu benöthigte Handwerkszeug führen die Wägen, welche bey der Bäckerey ſind, jederzeit mit ſich; für das Holz, die Reifen, und die Anſchaffung der Materialien

aber müſſen die Böttcher ſorgen, welche ſich auch ohne Vorwiſſen des Directors nicht von der Bäckerey entfernen dürfen.

Wenn ein Corps d'Armée von 30,000 Mann vorrückt, oder, ſeine Retirade zu nehmen, durch den Feind gezwungen wird, und ſich auf einem vortheilhaften Orte poſtiret, auch denſelben zu behaupten gedenkt, und nun, damit es der Armee nicht an Brod mangele, eine Bäckerey daſelbſt aufgeſchlagen werden ſoll, der Mehl-Vorrath aber zur Verpflegung dieſes Corps mit dem nöthigen Brode nicht hinreichend iſt, und wegen der weiten Entfernung und der Situation des Landes, worin die Armee ſteht, derſelben kein Mehl nachgefahren werden kann, aber doch eine Vermahlung geſchehen ſoll, da die Armee in Feindes Lande ſteht, ſo fragt es ſich: Auf was für Art ſoll die Vermahlung geſchehen? ſoll dazu das Korn in Feindes Lande geliefert, oder ſoll es für Geld angekaufet werden? Der landesherrliche Befehl iſt dieſer: Es ſoll Korn gekaufet und vermahlen werden. Ich muß demnach zeigen, **was bey dem Ankaufe des Kornes, und bey ſolcher vorzunehmenden Vermahlung zu beobachten iſt.**

Es iſt für einen Fürſten allemahl eine große Erleichterung, einige hundert Tauſend angefüllte Mehl-Fäſſer in den Proviant-Häuſern und Magazinen vorräthig liegen zu haben, um dieſelben, im erforderlichen Falle, ſeinen Kriegern, es ſey zu Waſſer oder zu Lande, nachſchicken zu können. Dergleichen Vorrath erſt dann anzuſchaffen, wann die Armee marſchiren ſoll, iſt mit weit größerm Aufwande verknüpft, als wenn es zu Friedens-Zeiten geſchieht, und die Preiſe davon ſehr niedrig ſind. Bey entſtehendem Kriege fangen gemeiniglich auch die Korn-Preiſe an zu ſteigen; daher ein Landes-Herr allemahl wohl thut, in Friedens-Zeiten auf Korn- und Mehl-Vorrath bedacht zu ſeyn.

Kann nun einer Armee, wegen eines ſehr weit entlegenen Marſches durch fremde Länder, in des Feindes Land weder Korn noch Mehl nachgefahren werden, ſo muß zur Ankaufung des Kornes und Anſchaffung des nöthigen Mehles, alle nur mögliche Anſtalt gemacht werden. Es pflegt auch eine Armee, welche in Feindes Länder eingerückt iſt, und ſich darin ſehr weit ausdehnt, von denſelben verpfleget werden zu müſſen. Es werden darin, nach Beſchaffenheit und Größe des Landes, monathlich Geld- Mehl- Korn- Gerſte- Hafer- Heu- und Stroh-Lieferungen ausgeſchrieben, welche ſo lange fortdauern, als die Armee darin feſten Fuß hält. In ſolchem Falle würde es unnöthig ſeyn, der Armee in Feindes Ländern dergleichen Lieferungen nachzuſenden. Soll aber die Armee, auf allerhöchſten Befehl, dergleichen Verpflegung nicht in des Feindes Lande, ſondern von dem Landes-Herrn ſelbſt, erhalten, ſo muß, wegen Entlegenheit der Länder, die ganze Verpflegung der Armee, durch Ankaufung alles dazu Benöthigten geſchehen. Soll nun für die Armee in Feindes Lande gebacken werden, ſo muß Korn darin aufgekaufet, und die Vermahlung beſchleuniget werden. Hier würde das vornehmſte Geſchäft des bey der Armee befindlichen Commiſſariates ſeyn, den Ankauf des Kornes und die Vermahlung deſſelben zu beſorgen, um einen hinlänglichen Mehl-Vorrath bereit zu halten.

Ein Commiſſarius, oder Proviant-Bedienter, welcher von dem Commiſſariate darüber geſetzt iſt, hat darauf wohl zu ſehen, daß gutes, reines Korn zur Mühle komme, aber auch von dem Müller nicht ausgetauſchet, oder an deſſen Stelle verdorbenes Korn gegeben und vermahlen werde. Hat nun ein ſolcher Proviant-Bedienter die Einnahme des Kornes, muß derſelbe darauf ſehen, daß das Korn gut, von Raden, Treſpe und ſo genannten Knoblauch gereinigt, und

von dem Wurme nicht überhäuft ſey. Raden an ſich, ſchadet dem Korne nicht, und gibt ſein Mehl; nur allzu viel Treſpe iſt demſelben ſchädlich, und dem Gewichte nach hinderlich.

Nach dem Magazin-Reglement, muß der berl. Scheffel 80 Pfund wiegen, das Pfund aber zu 32 Loth gerechnet werden. Sobald dieſes Korn zum Vermahlen nach der Mühle gebracht wird, muß daſſelbe dem Müller, der ſolche Vermahlung übernimmt, zugewogen werden; welches Wägen um ſo viel nöthiger iſt, weil das Vermahlen in Feindes Lande geſchieht. Hier wird ſich aber ein Abgang finden, und zwar dergeſtalt, daß, nach dem berl. Scheffel gerechnet, 8½ Pfund fehlen werden; dieſer Abgang aber iſt in der Mahl-Metze, den Kleyen und dem Verſtauben anzutreffen, daß 5 Pfund für die von dem Müller genommene Mahl-Metze, und 3½ Pf. für die Kleyen und das Staub-Mehl angenommen werden; es wiegt alſo der Scheffel Mehl, wenn er aus der Mühle kommt, netto 71½ Pfund.

Ein Vorgeſetzter hat alſo, zur Verhütung eines Betruges oder Unterſchleifes, beſonders bey einer großen Vermahlung, alle nur mögliche Vorſicht dabey anzuwenden. Irren iſt menſchlich; allein, es kann auch ein Vorgeſetzter, bey aller beſitzenden Klugheit, dennoch von einem Müller, wenn dieſer habſüchtig iſt, in qualitate & quantitate hintergangen werden, welches vornehmlich in Kriegs-Zeiten in Feindes Lande, wo es ſehr tumultuariſch zugeht, geſchehen kann. Ein Proviant-Bedienter muß alſo bey ſolcher Vermahlung in Kriegs-Zeiten auf folgende zwey Stücke vorzüglich Acht haben: daß er 1. mit dem Müller ein Aufſchreibe- oder Mahl-Buch halte, worein der Empfang des Kornes und die Ablieferung des Mehles zu verzeichnen iſt; und 2. daß er den von Seiten des Müllers bey dem abzuliefernden Mehle angebrach-

brachten Betrug zu erkennen und zu unterſuchen wiſſe.

Die Vermahlung des Kornes in einer Mühle mag ſo geringe ſeyn, wie ſie wolle, ſo erfordert es allemahl die Nothwendigkeit, daß von Seiten des Proviant-Bedienten, und von Seiten des Müllers, ein Aufſchreibe- oder ſo genanntes Mahl-Buch gehalten werde, worinn das in die Mühle gebrachte Korn, und die richtige Ablieferung des Mehles, eingetragen werden kann. Eine höchſt nöthige Sache, ſowohl für den Proviant-Bedienten, als auch für den Müller, weil, wenn hierin keine Ordnung beobachtet wird, ein geringer dazwiſchen kommender Umſtand beyden Theilen vielen Verdruß zuwege bringen kann. So lange dieſes nicht geſchieht, beweiſet es von Seiten des Proviant-Bedienten: entweder, daß er die Sache nicht verſtehe, daher bey einer großen Vermahlung ein ſchlechter Ausgang für ihn zu befürchten iſt, oder aber es geſchieht aus Nachläſſigkeit und Bequemlichkeit, da dann Pflicht und Dienſt-Eifer aus den Augen geſetzt wird. Am ſicherſten gehen beyde, wenn ein jeder von ihnen ein Mahl-Buch hat, worinn einer dem andern den Empfang des Kornes und die Ablieferung des Mehles atteſtiret.

Bey dem allen kann der Müller, der ſolche Vermahlung hat, einen Betrug oder Unterſchleif begehen.

Im ſiebenjährigen deutſchen Kriege, hatte ein gewiſſer Müller bey einer anſehnlichen Stadt eine ſolche Vermahlung. Die Armuth drückte dieſen Mann nicht; nur der Geiz, ſich zu bereichern, blendete ihn. Er wußte, daß ſein Mehl, ſo wie es aus der Mühle kam, ſogleich zu Commiß-Broden verbacken wurde. Er gerieth auf den Einfall, das Mehl mit einem feinen weißen Sande zu vermengen, daß es gar nicht zu merken war. Hierzu bediente er ſich der weißen Sand-Steine. Dieſes Handwerk mochte er ſchon lange getrieben haben, und der arme Soldat hatte

 ſein

ſein Brod, welches halb aus Mehl und Sand beſtand, eſſen müſſen, ohne es zu merken. Die Geſchäfte, welche den Müller veranlaſſeten, bey dieſer Vermahlung nicht zugegen zu ſeyn, machten den Geſellen und Burſchen dreiſt, in Abweſenheit ihres Herren, hierin unvorſichtig zu verfahren; ſie verſtanden entweder die Kunſt, den Stein zu pulveriſiren, nicht recht, oder hatten die Zeit nicht daran wenden wollen oder können, und glaubten, daß die kleinen zurück gebliebenen Sand-Körnchen nichts zu bedeuten haben würden. Das von dieſem Mehle gebackene Brod enthielt mehr Sand, als Mehl, und war zum Eſſen ganz untauglich. Der Müller wurde dieſerwegen vorgefordert und zur Rede geſetzt; er wollte ſich aber zu nichts verſtehen. Der Geſell, aus Furcht vor der Strafe, entfernte ſich, und dieſe Entweichung vermehrte den Verdacht; der vorgeforderte Lehr-Burſch geſtand alles ein, wie dieſe Zubereitung unternommen war.

Hierbey entſteht nun die Frage, wie ein ſolcher fein ausgedachter Kunſtgriff des Betruges am ſicherſten zu entdecken ſey? Man nehme ein feines Mehl-Sieb, und ſichte das Mehl dadurch; der Sand, welcher ſchwerer, als das Mehl, iſt, fällt am erſten durch das Sieb. Man nehme nun dergleichen zuerſt durchgefallenes Mehl in den Mund, ſo iſt leicht zwiſchen den Zähnen zu bemerken, ob Sand unter dem Mehle befindlich iſt, weil der Sand, ob er gleich zu Pulver geſtoßen iſt, doch eine Schärfe an ſich behält. Der unter dem Mehle befindliche Sand, kann entweder von dem Scharfmachen der Mühle herrühren, oder von dem Müller mit Fleiß und Vorſatz mit dem Mehle vermenget worden ſeyn. Um dieſes zu unterſcheiden, iſt Folgendes zu bemerken. Eine Mühle, welche erſt ſcharf gemacht, und auch nicht vorher, ehe das Korn darauf vermahlen wird, mit Kleyen beſchüttet worden iſt, macht zwar anfänglich das Mehl ſehr ſandig; da aber eine ſcharf gemachte Mühle, 2 auch bis 3 Malter, ſächſ. Maßes, welches, nach dem berl. Scheffel gerechnet, 3 Wiſpel oder 72 Scheffel beträgt, ab-

abmahlt (*), welches Mehl in einen großen Kaſten, grobes und feines unter einander vermenget wird, ſo iſt dieſes bey 2 oder 3 Malter ſehr wenig zu ſpüren; wäre aber ein ſolches Mehl, von einer Schärfung der Mühle, bis zu einer andern Schärfung, gar ſehr von Sande überhäuft, ſo wäre der von dem Müller dabey angebrachte Betrug mehr als zu ſichtbar; und wenn dergleichen Fälle bey großen Vermahlungen bey 100 oder 1000 Scheffel ſich finden ſollten, würde dieſes ein Vieles ausmachen, und ein recht grober Betrug ſeyn. Daher diejenigen Proviant-Bedienten, die von dem Commiſſariate bey ſolcher Vermahlung angeſtellt ſind, auch Andere, die dabey intereſſirt ſind, wenn ſie dergleichen Betrug verſpüren ſollten, nicht an Einem Sacke, ſondern Sack für Sack, die Probe machen müſſen, wie viel wirklich Sand unter das Mehl gemiſcht und gemahlen ſey. Dieſer Betrug nun kann auf folgende Art zuverläſſig entdecket werden. Man nehme $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{16}$ Metze Mehl, wiege es, ſchütte es ſodann in ein reines irdenes Gefäß, gieße Waſſer darauf, und wieder ab; dieſes wiederhohle man ſo lange, bis alles Mehl abgelaufen oder abgeſpühlt iſt. Der Sand ſetzt ſich auf den Boden des Gefäßes. Sobald nun das Waſſer davon völlig abgegoſſen iſt, findet ſich der Sand, welchen man wieget, und wonach man alſo ſicher berechnen kann, wie viel Sand in einem Scheffel oder Centner Mehl befindlich iſt.

Folgende Tabelle zeigt, wie die Berechnung mit dem Müller anzuſtellen ſey, und wie viel derſelbe nach Abzug wegen des bey dem Vermahlen vorgefallenen Minus von Mehl, an Mahl-Geld empfange.



(*) In andern häuslichen Vermahlungen, da das Korn öfters aufgeſchüttet wird, kann dieſes durch die Mühle nicht präſtiret werden, es ſey denn, daß die lezte Vermahlung nicht gut geräth.

Vermahlungs-

| Hat empfangen Korn. Dresdner Maß. Sch. | Mtz. | thut berliner Maß. Wſp. | Sch. | Mtz. | Das Korn hat gewogen ℔. netto. | Nahmen der Müller. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 48 | — | 3 | 21 | — | 7518 | |
| 36 | — | 2 | 21 | 12 | 5624 | |
| 12 | — | — | 23 | 4 | 1884 | |
| 36 | — | 2 | 21 | 12 | 5663 | |
| 48 | — | 3 | 21 | — | 7520 | |
| 12 | — | — | 23 | 4 | 1886 | |
| 84 | — | 6 | 18 | 12 | 13227 | |
| 36 | — | 2 | 21 | 12 | 5667 | |
| 42 | 8 | 3 | 10 | 5½ | 6673 | |
| 84 | — | 6 | 18 | 12 | 13207 | |
| 48 | — | 3 | 21 | — | 7558 | |
| 36 | — | 2 | 21 | 12 | 5663 | |
| 12 | — | — | 23 | 4 | 1863 | |
| 24 | — | 1 | 22 | 8 | 3796 | |
| 48 | — | 3 | 21 | — | 7555 | |
| 48 | — | 3 | 21 | — | 7562 | |
| 24 | — | 1 | 22 | 8 | 3773 | |
| 48 | — | 3 | 21 | — | 7572 | |
| 24 | — | 1 | 22 | 8 | 3761 | |
| 12 | — | — | 23 | 4 | 1884 | |
| 12 | — | — | 23 | — | 1884 | |
| 36 | — | 2 | 21 | 12 | 5663 | |
| 84 | — | 6 | 18 | 12 | 13207 | |
| 24 | — | 1 | 22 | 8 | 3773 | |
| 928 | 8 | 74 | 3 | 9½ | 144383 | Summa |

# Tabelle.

| Hat geliefert an Mehl ℔. netto. | Paſſiret Abgang pr. Schff. Dresdn. 7 ℔. | Summe der Pfunde. | plus. | min. | Das gelieferte Mehl beträgt nach berl. Maß Wſp. | Sch. | Metz. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 7182 | 336 | 7518 | — | — | 3 | 23 | $12\frac{12}{75}$ |
| 5372 | 252 | 5624 | — | — | 2 | 23 | $10\frac{2}{75}$ |
| 1800 | 84 | 1884 | — | — | 1 | — | — |
| 5411 | 252 | 5663 | — | — | 3 | — | $2\frac{26}{75}$ |
| 7184 | 336 | 7520 | — | — | 3 | 23 | $12\frac{44}{75}$ |
| 1802 | 84 | 1886 | — | — | 1 | — | $\frac{32}{75}$ |
| 12639 | 588 | 13227 | — | — | 7 | — | $8\frac{24}{75}$ |
| 5415 | 252 | 5667 | — | — | 3 | — | $3\frac{15}{75}$ |
| 6375½ | 297½ | 6673 | — | — | 3 | 13 | $\frac{8}{75}$ |
| 12619 | 588 | 13207 | — | — | 7 | — | $4\frac{4}{75}$ |
| 7222 | 336 | 7558 | — | — | 4 | — | $4\frac{52}{75}$ |
| 5411 | 252 | 5663 | — | — | 3 | — | $2\frac{26}{75}$ |
| 1779 | 84 | 1863 | — | — | — | 23 | $11\frac{39}{75}$ |
| 3628 | 168 | 3796 | — | — | 2 | — | $5\frac{73}{75}$ |
| 7219 | 336 | 7555 | — | — | 4 | — | $4\frac{4}{75}$ |
| 7226 | 336 | 7562 | — | — | 4 | — | $5\frac{41}{75}$ |
| 3605 | 168 | 3773 | — | — | 2 | — | $1\frac{5}{75}$ |
| 7236 | 336 | 7572 | — | — | 4 | — | $7\frac{51}{75}$ |
| 3593 | 168 | 3761 | — | — | 1 | 23 | $14\frac{38}{75}$ |
| 1800 | 84 | 1884 | — | — | 1 | — | — |
| 1800 | 84 | 1884 | — | — | 1 | — | — |
| 5411 | 252 | 5663 | — | — | 3 | — | $2\frac{26}{75}$ |
| 12619 | 588 | 13207 | — | — | 7 | — | $4\frac{4}{75}$ |
| 3605 | 168 | 3773 | — | — | 2 | — | $1\frac{5}{75}$ |
| 137953½ | 642½9 | 144383 | — | — | 76 | 15 | $6\frac{6}{75}$ |

 Sollte

Sollte von dem friſchgemahlnen Mehle, etwas oder alles, zum Nachſchicken der Armee, in Fäſſer eingetreten werden, ſo hat der Proviant-Bediente dafür zu ſorgen, daß, wofern es die Umſtände erlauben, dieſes Mehl einige Zeit vorher, zum Austrocknen, auf den Boden geſchüttet werde. Sollte es aber in Säcken der Armee zugeſandt, und ſogleich zum Verbacken gebraucht werden, ſo bedarf es dieſer Aufſchüttung auf den Boden nicht.

Sobald eine Armee marſchiret, bekommt dieſelbe auf 9 Tage ihr Brod, welches für den Mann 3 Brode, jedes zu 6 ℔ gerechnet, ausmacht. Dieſe 3 Brode würden dem Soldaten zur größten Laſt gereichen, wenn er dieſelben mit fortſchleppen ſollte, da er auſſerdem ſchon genug beſchwert iſt. Daher iſt die Einrichtung mit dem Brode auf 9 Tage folgende. Jeder Soldat bekommt ein Brod auf 3 Tage, auf 6 Tage aber werden die beyden Brode demſelben durch das Proviant-Fuhrweſen nachgefahren, nebſt ſo viel Mehl, daß wieder auf 9 Tage, Brod gebacken werden kann. Wenn die Armee, den Umſtänden nach, Halte macht, wird auch ſogleich der Ort ausgeſucht, wo die Bäckerey am bequemſten, aber auch, zumahl wenn es in Feindes Lande iſt, am ſicherſten, damit ſie dem Feinde nicht ſogleich in die Hände falle, aufzuſchlagen ſey. Es muß hierbey nicht nur auf das Waſſer, ſondern auch auf das Holz, und andere zur Errichtung der Oefen nöthige Bedürfniſſe, geſehen werden.

Wenn ein Corps d'Armée von 30,000 Mann nicht Mangel an Brod leiden ſoll, werden zur Bäckerey 17 eiſerne Oefen erfordert. Dieſe müſſen und können in ſolcher Geſchwindigkeit aufgeſchlagen werden. Um einen einzelnen Ofen in Stand zu ſetzen, daß darin gebacken werden kann, erfordert nicht mehr, als 6 Stunden, Zeit. Drey Stunden braucht der Mäurer, den Ofen zu mauern und fertig darzuſtellen; und 3 Stunden

den der Bäcker, mit Anzündung eines Schmauch-Feuers und Heizung zum Backen; und nach Verlauf dieſer 6 Stunden kann ſchon Brod in den Ofen eingeſchoben werden.

Sobald eine Bäckerey ſich lagert, und Anſtalt zum Aufſchlagen der Oefen macht, muß unverzüglich die Anſchaffung und Anfuhre von Mauer-Steinen, Lehm, Sand und Holz, die erſte Beſchäftigung ſeyn. Geſetzt, an dieſem Orte, wo die Bäckerey aufgeſchlagen werden ſollte, wäre ein Mangel an Steinen und Lehm, und das vorräthige Holz wäre hartes und naſſes, ſo wird, wenn man in Feindes Lande iſt, ohne weiter Umſtände zu machen, das erſte, der Bäckerey nahe gelegene hölzerne Gebäude niedergeriſſen, damit der Mäurer ſolcher Geſtalt Lehm zur Errichtung der Oefen, und der Bäcker trocknes Holz zur Feuerung, bekomme. Sollten in dieſem niedergeriſſenen Gebäude nicht ſo viel Mauer-Steine, als zum Aufmauern der Oefen nöthig ſind, befindlich ſeyn, ſo müſſen Mauern in dem nächſten Flecken oder Dorfe eingeriſſen, und die Mauer-Steine davon genommen werden. Für alles dieſes hat der Ober-Backmeiſter zu ſorgen.

Wenn nun dieſe Materialien, Sand und Steine herbey geſchaffet ſind, ſetzen die Mäurer unverzüglich die gehörige Anzahl der Oefen in fertigen Stand. Einige mauern an dem Ofen von auſſen; andere verfertigen den Herd des Ofens; andere reichen Steine und Lehm, bearbeiten die Steine, und geben den an dem Ofen, beſonders am Herde, Arbeitenden alles in die Hände. Sobald Ein ſolcher Ofen fertig iſt, continuiren die Mäurer ihre Arbeit zur Errichtung der übrigen Oefen, bis alle aufgemauert ſind.

Des Ortes, wo dieſe Back-Oefen am vortheilhafteſten anzulegen ſind, iſt bereits bey dem Luſt-Lager, oben, S. 674, f. Erwähnung geſchehen. Kann ſolche Bäckerey an einem ſchiffbaren Strohme, einem flie-

ßen-

ßenden Bache, oder einem Land-See angeleget werden, ſo iſt es allemahl vortheilhaft, weil eine Bäckerey viel Waſſer erfordert, auch, im Nothfalle, Holz und Mauerſteine, bequem zu Schiffe herbey gefahren werden können. Die übrigen Bedürfniſſe, welche bey eiſernen, und gemauerten Back-Oefen zur Feld-Bäckerey erfordert werden, ſind folgende: eine Sauer- und eine Mörſel-Beute; ein Schragen; 20 Back-Breter; 3 Schieber; 3 Schieber-Stangen; ein Trage-Kübel; eine Waſſer-Bütte; ein Waſſer-Eimer; ein Füll-Fäßchen; 2 Schütt-Fäſſer zum Mehl; 2 Trog-Scharren; eine Wage mit kupferner Wage-Schale; 6 Pfund- und 24 Loth-Gewichte dazu, in der Mehl-Kammer; 4 Schippen; 3 große Draht-Siebe zum Schrot; 3 Mehl-Siebe; 2 Siebe-Böcke; 24 Stück Mehl-Säcke; 2 Laternen; 3 Draht-Leuchter; 2 Haar-Beſen; 2 Borſtwiſche; 2 Brod-Zeichen; eine große Mehl-Wage, dazu zwey eiſerne Centner, 3 halbe Centner, 4 Viertel-Centner, und ein Zwanzigpfundſtück; ein Back-Zelt; ein Zelt für die Bäcker-Burſche und für zwey Oefen; ein Brod-Zelt; ein Mehl-Zelt; ein kupferner Waſch-Keſſel, nebſt Dreyfuß; eine Holz-Axt; ein Beil. Bey zehn Oefen werden zwey Schieber-Macher erfordert, und bekommen an Handwerkszeug: eine Müller-Axt, 2 Beile, eine Säge, 2 Meiſſel, eine Zange, 2 Hammer, 2 Nagel-Bohrer, ein Schneide-Meſſer, eine Feile, und 2 Hobel.

Sobald die Maurer mit den aufgeſetzten Oefen fertig ſind, und dieſelben verlaſſen, finden ſich auch ſchon die Bäcker-Burſche ein, die von dem Back-Meiſter dabey ihre Anweiſung bekommen. Hier nimmt nun das Back-Geſchäft ſeinen Anfang. In dieſem fertig gewordenen Back-Ofen wird von den dabey angeſtellten Bäcker-Burſchen ſogleich Feuer angezündet. Anfänglich wird ein ganz kleines Feuer,

von

von Stroh, Werrig, oder kleinen Spänen, angezündet, und nur ein ſo genanntes Schmauch-Feuer gemacht. Mit dieſem kleinen Feuer wird ſo lange continuiret, bis der Lehm in dem Ofen dicht und trocken zu werden anfängt, und der Herd ſelbſt trocken geworden iſt. Dieſes Schmauch-Feuer wird darum gemacht, weil bey einem anfänglich gemachten großen Feuer der Ofen würde geſprenget werden. Wenn dieſes Schmauch-Feuer den gehörigen Effect gethan hat, wird zu einer ordinären Feuerung geſchritten. Währender Zeit, da die Mäurer den Ofen geſetzt haben, und die Heizung des Ofens von den Bäcker-Burſchen geſchehen iſt, arbeiten die andern Bäcker-Burſche an dem zu verfertigenden Sauer und Mörſel, damit ſogleich, nach geſchehener Heizung des Ofens, das verfertigte Brod eingeſchoben und gebacken werden könne.

Die Bäcker nennen diejenigen Gefäße, worin der Sauer-Teig und der bereits gegangene Teig bearbeitet oder durchgeknetet werden, Sauer- und Mörſel-Beuten. Sobald eine Bäckerey zu marſchiren den Befehl bekommt, iſt der Back-Meiſter erſte und vornehmſte Sorge, ſo viel Sauer mit zu nehmen, daß bey Aufſchlagung der Bäckerey das nöthige Sauer vorräthig ſey. So viel Sauer aber für alle 17 Oefen mit ſich zu führen, würde zu weitläuftig ſeyn. Der zu dieſer Bäckerey erforderliche Sauer-Teig wird in kleinen, etwas runden, doch mehrentheils länglichen Kügelchen, in Mehl aufgerieben, und in einen reinen leinenen Beutel geworfen. Nach ſolcher Behandlung kann dieſer Sauer-Teig 15 bis 30 Jahr, ja noch weit länger, ohne zu verderben oder zum Gebrauch untauglich zu werden, dauern. Ein jeder Ofen hat 2 dergleichen Beuten oder Tröge, davon der eine kleiner iſt. In dieſen kleinern Beuten wird der Sauer-Teig eingemacht, und in den größern Beuten wird der Mörſel verfertigt.

Sobald eine Bäckerey im Felde an einem Orte aufgeſchlagen wird, muß der Ober-Backmeiſter dafür ſorgen, daß ein Keſſel mit Waſſer gefüllet, Feuer darunter gemacht, und das Waſſer zum Sieden gebracht werde. Das ſiedende Waſſer wird ſodann mit kaltem Waſſer abgekühlet, damit es nicht brühend heiß bleibe. Dieſes Waſſer wird zu dem kleinen Troge genommen, welcher mit Mehl angefüllet wird, hierein werden die kleinen harten Sauer-Kügelchen geworfen, auf dieſes wird Mehl geſchüttet, und mit dem Sauer gut durchgeknetet, daß es einem ordentlichen Teige ähnlich werde. Dieſer eingeſäuerte Teig muß, ohne im geringſten gerühret zu werden, 3 Stunden ſtehen, ehe er zu wirken, oder, wie man es nennt, zu gehen anfängt; alsdann wird der alſo zubereitete Sauer-Teig an alle 17 Oefen vertheilt. Gleich darauf wird wieder eine neue Sauer-Beute zu der zweyten Verbackung angeſtellt; und auf ſolche Art wird mit dieſer Zubereitung des Sauer-Teiges, ſo lange die Bäckerey ſteht, fortgefahren. Die Bäcker-Burſche richten ſich mit der Einſäuerung des Teiges nach ihren Oefen, welche nach und nach errichtet werden. Hiernach werden die Sauer- und Mörſel-Beuten eingerichtet. Ein jeder eingeſäuerter Teig muß ſo lange ungerührt ſtehen bleiben, bis er zu gehen anfängt; denn ein nicht gegangener eingeſäuerter Teig gibt kein Brod, ſondern bekommt die Geſtalt eines Fladens. Sobald der Teig in der Beute zu gehen anfängt, wird er in der Mörſel-Beute mit zugeſchüttetem Mehle durchgearbeitet, daß er die gehörige Feſtigkeit des Teiges erhält. Der Teig zu einem Brode wird abgewogen, in Form eines Brodes gewirket, und nachher in den dazu geheizten Ofen eingeſchoben. In dieſem Ofen geht nun der Teig auf, oder hebt ſich, und wenn er 2 Stunden darin geſtanden hat, wird er als ein gutes eßbares Brod heraus gezogen.

Was

Was die zum Backen nöthigen Geräthſchaften betrifft, ſo haben, nach dem preuſſiſchen ſowohl, als auch ſächſiſchen, Feld=Kriegs=Etat, zwey Back=Oefen einen kupfernen Keſſel, einen großen eiſernen Dreyfuß, und vier Beuten oder Back=Tröge.

Das vorerwähnte Schmauch=Feuer wird bey jedem Ofen, ſo wie er fertig iſt, vorgenommen, und zwar auf eben die Art, wie bey dem erſten Ofen geſchehen iſt, bis alle 17 Oefen fertig ſind. Alle die Bäcker=Burſche, die bey einem Ofen angeſtellt ſind, bearbeiten ihren Teig. So wie ein Ofen fertig iſt, wird einer nach dem andern geheizt, und Brod darin gebacken. Wenn das Brod ſeine gehörige Zeit von 2 Stunden in dem Ofen geſtanden hat, wird es heraus gezogen; es wird zur zweyten Verbackung geſchritten, und der erſte Ofen wird gleich darauf wieder geheizt, und ſolcher Geſtalt geht die Arbeit bey allen 17 Oefen Tag und Nacht beſtändig fort.

Wenn eine Bäckerey in Feindes Lande eben in ihren Back=Geſchäften begriffen iſt, der eine Ofen vom Brode leer gemacht, und zu einer anderweitigen Feuerung Anſtalt gemacht wird, in einen andern Ofen das Brod eingeſchoben wird, in einem andern das Brod ſteht, andere eben geheizt ſind, ſo daß Eiſen und Steine glühend ſind, und nun ein Lärm entſteht, daß der Feind komme, und der Befehl ergeht, daß die Oefen eiligſt abgebrochen werden ſollen, damit ſie nicht in Feindes Hände fallen, ſo fragt es ſich: wie iſt das Einreiſſen dieſer Oefen am geſchwindeſten und geſchickteſten, beſonders, wenn viele dieſer Oefen glühend ſind, zu bewerkſtelligen? Es kommt hier auf die Ueberlegung und Klugheit des Ober=Backmeiſters an, in der Geſchwindigkeit ſo viele Oefen abzubrechen, und ſie abzukühlen, daß ſie auf die Wägen können gebracht werden. Iſt die Gefahr bereits groß, daß keine Zeit mehr übrig iſt, die Oefen zu retten, ſo bleiben

ſie,

ſie, nebſt dem darin befindlichen, und bereits fertigen ausgezogenen Brode ſtehen; der Feind bekommt alles, Back-Oefen und Brod; die Bäcker und das Bäckerey-Fuhrweſen retiriren ſich, ſo gut wie ſie können, um nicht in die Gefangenſchaft zu gerathen. Iſt hingegen noch ſo viel Zeit übrig, daß die Oefen gerettet und mit fortgebracht werden können, ſo wird mit dem Niederreiſſen derſelben folgender Maßen verfahren. Sobald der Befehl dazu ergangen iſt, ſtellen ſich die Mäurer ein, die, mit Hülfe der Knechte von dem Bäckerey-Fuhrweſen, dieſe Oefen einreiſſen. Die glühenden eiſernen Reifen, oder Bügel, werden ſo lange mit Waſſer begoſſen, bis ſie abgekühlt ſind, und hernach auf die dazu beſtimmten Wägen gebracht. Wenn ein Ofen auf ſolche Art behandelt wird, bleibt er brauchbar, und kann wieder aufgeſchlagen werden. Doch geſchieht es zuweilen, daß mancher glühender Bügel, ſo ſtark er auch iſt, bey ſolchem tumultuariſchen Einſchlagen und Niederreiſſen der Oefen, gebogen wird.

Im ſiebenjährigen Kriege geſchahe das Niederreiſſen auch wohl auf eine andere Art, die nicht viel Zeit erforderte. Der Ober-Backmeiſter nahm hierzu 3 oder 4 Pferde von dem Bäckerey-Fuhrweſen, legte eine eiſerne Kette um einen Bügel des Ofens, da denn ſolcher Geſtalt die Oefen über den Haufen geriſſen wurden. Die glühenden Bügel wurden durch fleißiges Begießen mit Waſſer abgekühlt, und auf die Wägen gelegt. Dadurch aber geſchahe es, daß mancher Bügel, welcher glühend war, zuſammen gebogen wurde, oder daß dadurch die untern Spitzen deſſelben gekrümmet, oder wohl gar abgebrochen wurden, da dann ein ſolcher Reifen dadurch unbrauchbar gemacht wird.

Zu einem Ofen werden 7 eiſerne Bügel erfordert; und die ſämmtlichen Bügel, wiegen bey der preuß. Bäckerey netto 18 Centner. Die ſächſiſchen Oefen ſind etwas ſtärker, und die Bügel von einem Ofen wiegen 20 bis 21 Centner. Bey dem Auf- und Abbrin-

bringen dieſer Oefen auf die Wägen und von denſelben, werden viele Leute erfordert. Vielleicht wäre es möglich, in Abſicht dieſer ſchweren eiſernen Reifen eine Aenderung zu treffen, und ſie zum bequemern Fortbringen im Felde, und um weniger Leute bey dem Auf- und Abladen nöthig zu haben, dergeſtalt einzurichten, daß ein jeder dieſer Reifen oben in der Mitte könnte getheilet, und durch geſchickte Bearbeitung eines Schmiedes oder Schlöſſers ſo gemacht werden, daß auch bey etwaniger Verwechſelung dieſer Stücke, doch alles paſſen müßte, und nur durch einen davor zu ſchiebenden Riegel zuſammen gehalten und befeſtiget werden dürfte. Indeſſen würden, wenn dieſes auch möglich wäre, doch dergleichen Oefen mehr ſchädlich, als nützlich ſeyn. Denn, da bey einem tumultuariſchen Sturme auf ſolchen Ofen, jene eiſerne Reifen, die oben doppelt zuſammen geſchmiedet, und mit ſtarken Nieten verſehen ſind, bey dem Niederreiſſen ſich zuweilen biegen und krumm werden, ſo wird ein Reifen, der nur oben zuſammen gefügt und mit einem Riegel verſehen iſt, noch weniger ſolcher Gewalt widerſtehen können. Fugen und Riegel werden ja bey der geringſten Beugung ſo ſehr verletzt, daß ſie auf einmahl unbrauchbar ſind. Wenn auch nicht bey dem Abbrechen tumultuariſch verfahren würde, ſo veranlaſſet dieſes das viele Heizen und die Gluth ſchon; und obgleich der Armee jederzeit eine Feld-Schmiede folgt, ſo können dergleichen Bügel doch nicht von derſelben wieder in Stand geſetzt werden, weil deren Schmiede-Feuer viel zu klein iſt, dergleichen ſtarke Eiſen glühend und ſchmiederecht zu machen. Es ſind und bleiben alſo die gegenwärtigen Oefen, welche die Armeen der kriegführenden Mächte mit ſich führen, die beſte, ſicherſte und dauerhafteſte Erfindung, wenn nur von Seiten der Määurer und Fuhr-Knechte, bey dem Niederreiſſen derſelben, vornehmlich, wenn

die Bügel glühend ſind, alle Vorſicht und Behutſamkeit angewendet wird.

Ich habe oben geſagt, daß zu einem eiſernen Ofen 5, und zu einem gemauerten 7 Bäcker-Burſche gehören, und bey jedem Ofen doppelt gerechnet werden. Dieſes findet aber nur in Friedens-Zeiten, da alles ruhig, kein Abgang von Bäckern und keine Gefahr vorhanden iſt, Statt. Zu Kriegs-Zeiten hingegen hat es mit einer Feld-Bäckerey eine ganz andere Bewandtniß, und wird dabey eine größere Anzahl Bäcker erfordert, weil ſich im Felde zu jeder Stunde Umſtände eräugnen können, die nicht vorher zu ſehen ſind. Einige werden krank, andere laufen weg; zu einer andern Zeit ſollen einige zu einer Reſerve-Bäckerey bey einem detaſchirten Corps mit fortgehen. Es findet ſich alſo im Felde beſtändig ein Abgang, und deswegen muß allemahl ein Ueberſchuß von Bäcker-Burſchen ſeyn. Und damit dieſe nicht ihr Tractement als Müßiggänger genießen, müſſen ſie den andern Burſchen, die ihre Geſchäfte in den Mehl- und Brod-Kammern haben, dieſelben erleichtern helfen. Sie finden ihre Arbeit mit dem Wegtragen des Brodes nach dem Ofen, und, wenn es aus dem Ofen heraus gezogen wird, nach der Brod-Kammer, mit dem Umſetzen des Brodes, daß es abkühle, und was dergleichen Arbeiten mehr, als: bey dem Waſſertragen und Holzhauen, ſich finden, worauf der Back-Meiſter und die Ober-Bäcker Acht haben. Es iſt daher die angegebene Anzahl von 255 Bäcker-Burſchen auf 17 Oefen nicht zu viel, weil ſich ein beſtändiger Abgang findet.

Sobald im Felde die Arbeit mit der Bäckerey ihren Anfang nimmt, hat es, nach dem preuß. Feld-Kriegs-Etat, mit den Bäcker-Burſchen eben die Bewandtniß, wie mit den Soldaten, in Anſehung ihrer Löhnung, und der Subordination, worauf ſtrenge

ge-

gehalten wird. So wie der Soldat zu einer beſtimmten Stunde auf die Wache zieht, 24 Stunden ſeine Dienſte verrichtet, und zu der beſtimmten Stunde wieder abgelöſet wird, ſo ziehen auch die 255 Bäcker-Burſche auf ihre Arbeit, wozu ſie von dem Back-Meiſter commandiret werden; nach 24 Stunden werden dieſe von andern abgelöſet; und ſo gehen die Back-Geſchäfte, wenn ſie nicht durch Märſche oder feindliche Ueberfälle geſtöret und unterbrochen werden, täglich fort.

Wie oft innerhalb 24 Stunden, ehe die Ablöſung geſchieht, in den 17 Oefen gebacken werde, iſt nicht ſo genau zu beſtimmen, weil Umſtände die Sache verändern. Nach dem Back-Reglement aber ſind die Bäcker ſchuldig, in 24 Stunden 4 bis 5 Mahl zu backen. Iſt aber die Bäckerey, verſchiedener Vorfälle wegen, genöthigt, innerhalb 24 Stunden 6 Mahl zu backen, ſo wird dieſe 6te Verbackung den Burſchen bar bezahlt.

Der tägliche Rapport, welcher von dem Ober-Backmeiſter und Back-Meiſter bey dem Commiſſariate abgeſtattet werden muß, beweiſet allemahl, ob Vorrath von Brod iſt, oder ob gebacken werden müſſe. Iſt kein Vorrath, ſo wird von dem Ober-Backmeiſter bey einem Ofen ein Bäcker-Burſch mehr angeſtellt, damit die Arbeit beſchleuniget werde. Iſt hingegen ein Brod-Vorrath bey der Armee vorhanden, ſo würde der Ober-Backmeiſter ſeiner Pflicht zuwider handeln, wenn er in allen 17 Oefen, vorgeſchriebener Maßen backen zu laſſen fortfahren wollte, ſondern er muß alsdann entweder in allen Oefen binnen 24 Stunden 1 oder 2 Mahl weniger backen, oder in einigen Oefen gar nicht backen laſſen, damit der Brod-Vorrath erſt an die Armee könne ausgegeben werden, und nicht verderbe.

Geſetzt, es wäre in dieſer Feld-Bäckerey kein Brod weiter vorräthig, als was zur Verpflegung der

Armee erforderlich iſt, es käme aber unvermuthet ein Detachement, welches gar nicht zu der Armee gehört, und ſollte aus dieſer Bäckerey ſein Brod empfangen, wodurch aber der Armee ihr Brod entzogen würde, und ſie Noth leiden müßte: ſo muß, um dieſen Brod-Abgang geſchwinde wieder zu erſetzen, der Ober-Back-Meiſter die Bäckerey zu forciren, und, an ſtatt daß ſonſt in 24 Stunden 4 Mahl gebacken worden iſt, nun 5 bis 6 Mahl backen laſſen. Sollte aber dieſes Detachement ſtark ſeyn, und ſich mit der Armee vereinigen, wie dergleichen Fälle in Kriegs-Zeiten ſich öfters eräugnen, und wäre der Ober-Backmeiſter nicht im Stande, durch die 17 Oefen dieſer Armee ſo viel Brod, als nöthig iſt, zu liefern, ſo werden, wenn die Bäckerey nicht weit von einer Stadt aufgeſchlagen iſt, einige Oefen von den Stadt-Bäckern zu Hülfe genommen; oder wenn die Bäckerey bey einem Dorfe aufgeſchlagen iſt, wird in den Dorf-Oefen gebacken, und werden dazu die noch vorräthigen Bäcker-Burſche gebraucht, auch, wenn es nöthig iſt, noch mehrere angenommen.

Oben iſt geſagt worden, daß in einen eiſernen Ofen netto 200, und in einen gemauerten Ofen 300 Stück Brod, jedes von 6 ℔., eingeſchoben und darin gebacken werden müſſen. Dieſes aber geſchicklich zu verrichten, erfordert Fertigkeit und vornehmlich Zeit, und kann nur zu Friedens-Zeiten, da keine Bäckerey forcirt wird, geſchehen. In Kriegs-Zeiten findet dergleichen Verbackung nicht Statt, und werden, wegen Eilfertigkeit, in manchen Ofen nur 170 bis 180 Brod eingeſchoben, und können dieſerhalb der Bäckerey keine Monita gemacht werden, welches alles durch das fünfmahlige Backen erſetzt wird.

Bey der ſächſiſchen Armee, iſt die Bäckerey verbunden, in 24 Stunden 5 Mahl zu backen; denn bey jedem Ofen ſind 15 Bäcker-Burſche. 6 von ihnen machen ſogleich, bey

bey dem Aufſchlagen der Bäckerey, den Anfang mit der Einſäuerung und Verarbeitung des gegangenen Teiges, welches bey ihnen der Sauer und Mörſel genannt wird; 6 von ihnen ruhen ſich aus, und löſen, nach verfloſſenen 24 Stunden, erſtere ab; die übrigen 3 Burſche werden auf folgende Art vertheilet, daß der eine in der Mehl- und der zweyte in der Brod-Kammer helfen muß, ein halber Mann wird während dieſen 24 Stunden in die Mehl- und Brod-Kammer vertheilt.

Wenn nun in 17 Oefen, binnen 24 Stunden 5 Mahl gebacken wird, und in jeden Ofen, bey Einer Verbackung, 200 Stück Brod eingeſchoben werden: ſo können, in dieſem Zeitraume, 17000 Stück Brod gebacken werden; und eine Armee von 30000 Mann kann in zwey Mahl 24 Stunden ihr Brod haben, und darf keinen Mangel leiden. Nur muß zugleich auch von Mehl und Holz ein beſtändiger Vorrath ſeyn.

Das Mehl iſt das nothwendigſte Stück, worauf das Kriegs-Commiſſariat vorzüglich zu ſehen hat, daß kein Mangel daran ſey. Ein Holz-Mangel iſt, wie ich bereits oben gezeigt habe, bald zu erſetzen, der Mangel an Mehl hingegen nicht ſo geſchwinde; weshalb aus den Rapports, welche der Ober-Backmeiſter täglich an das Commiſſariat abzuſtatten hat, zu erſehen iſt, wie groß der Abgang und Beſtand an Brod, und wie ſtark der Mehl-Vorrath iſt; hiernach werden, von Seiten des Commiſſariates, alle Veranſtaltungen getroffen, daß kein Mehl-Mangel entſtehe. Bey Errichtung der Bäckerey im Felde, hat der derſelben vorgeſetzte Director darauf zu ſehen, daß niemahls Mangel an Waſſer und Holz ſey.

Was die Quantität Holz, welche 17 Back-Oefen zum Heizen erfordern, betrifft, ſo muß, nach dem preuß. Feld-Kriegs-Etat, ein jeder Ofen, wenn er in 24 Stunden 5 Mahl geheizt wird, 1000 Stück Brod fertig und ausgebacken liefern. Ein Wiſpel Mehl, oder 24 Scheffel berl. Maß, gibt netto 400

Stück Brod, jedes zu 6 ℔. Auf einen Wiſpel Mehl zu verbacken, wird, nach dem Reglement $\frac{1}{2}$ Klafter Holz gerechnet. Soll nun ein einzelner Ofen, in 24 Stunden, 1000 Stück Brod gut ausgebacken liefern, ſo werden dazu $2\frac{1}{2}$ Wiſp. Mehl, (oder 60 berl. Scheffel,) und $1\frac{1}{4}$ Kl. Holz, erfordert. Die für ein Corps d'Armée von 30000 Mann beſtimmten 17 Back-Oefen, wenn dieſelben in 24 Stunden 5 Mahl geheizet werden, verbacken netto $42\frac{1}{2}$ Wſp. oder 1020 berl. Sch. Mehl, und brauchen dazu $21\frac{1}{4}$ Kl. Holz, und die Bäckerey hat einen Vorrath von 17000 Stück Brod. Hiernach iſt nun leicht zu berechnen, was 17 Oefen an Mehl und Holz erfordern, wenn dieſe Bäckerey täglich fortgeſetzt werden ſoll; und wenn 50 bis 60 Oefen die täglichen Brod-Bedürfniſſe für 80 bis 100,000 Mann liefern ſollen, wie dergleichen Fälle im ſiebenjähr. Kriege bey der preuß. Armee ſich ſehr oft eräugneten.

Wenn nun in des Feindes Lande kein Holz-Vorrath vorhanden, auch denſelben herbey zu ſchaffen nicht möglich iſt, ſo fragt es ſich, ob in ſolchem Falle, an ſtatt des Holzes nicht Stein-Kohlen, Torf oder Stroh zu gebrauchen wären, und dabey ein eßbares und wohlſchmeckendes Brod könne gebacken werden?

Was das **Brod-Backen bey Stein-Kohlen** betrifft, ſo hat es zwar nicht an Erfindungen und Vorſchlägen zur Errichtung dazu tauglicher Back-Oefen gefehlt, und man findet dergleichen im III Theil gegenwärtigen Werkes, S. 363, fgg. und der dazu gehörigen Fig. 65, und in Hrn. D. Venel, auf Befehl der Stände der Provinz Languedoc herausgegebenen Unterrichte von den Stein-Kohlen und ihrem Gebrauche zu allen Arten von Feuern; indeſſen hat man bisher nicht nach Wunſch damit reüſſiren können. Alle dieſe Erfindungen kamen darin überein, daß man die Feuerung unmittelbar auf demjenigen Herde, auf welchen das

Brod geſchoben werden muß, anzubringen, und die Flamme darüber hinſpielen zu laſſen angeordnet hatte. Erweget man nun, daß, da die erſten Beſtand-Theile aller Stein-Kohlen aus Erd-Pech und Schwefel beſtehen, das gebackene Brod dieſen Geſchmack ſolcher Geſtalt annehmen würde, und daß überdies der Steinkohlen-Dampf vielen Ruß anſetzt, und dadurch das Backen unreinlich macht; ſo iſt leicht zu begreifen, daß von allen dieſen Vorſchlägen kein nützlicher Gebrauch zu machen war; nicht zu gedenken, daß, wenn hier und da Stein-Kohlen eine arſenikaliſche Beymiſchung haben ſollten, dergleichen Backen für die menſchliche Geſundheit äuſſerſt ſchädlich ſeyn würde; und daher waren dieſe Gründe zuſammen genommen, hinreichend, jedermann das Backen bey Stein-Kohlen verwerflich zu ſchildern.

In dem im J. 1778 geweſenen Feldzuge, da Se. kön. Maj. von Preuſſen ſahen, daß durch die langwierigen Läger in den ſchleſiſchen Gebirgen, ſowohl Dero eigene als auch die Privat-Förſte, durch das zu dem Commiß-Backen erforderliche Holz ſehr mitgenommen wurden, und in der Gegend von Waldenburg und Gottesberg, unweit Schweidnitz, ingl. unſern Silberberg und Glatz, auch ſelbſt in Ober-Schleſien, eine Menge vortrefflicher Steinkohlen-Gruben vorhanden waren, warfen Dieſelben auch einen Blick auf das Backen bey Stein-Kohlen, und befahlen, zu dem Ende, ſowohl in Schleſien, als auch in Berlin, Dero wirklichen geh. Etats- Kriegs- und dirigirenden Miniſter, des Freyherrn v. Heinitz Exell., deshalb beſtmögliche Projecte entwerfen, und darnach Verſuche anſtellen zu laſſen. In Schleſien wurden zwey dergleichen Verſuche, der eine in einem ſtehenden, der andere in einem beweglichen Back-Ofen vorgenommen; allein, bey erſterm ward das Brod nicht gar, und der Fehler lag in der Conſtruction des Ofens ſelbſt; bey leztern

aber brannte das Gewölbe nieder, wozu der in den Stein-Kohlen ſteckende Schwefel, der die eiſernen Trage-Balken des Gewölbes zerſtörte, die natürliche Veranlaſſung gab. Von Seiten des Freyherrn v. Heinitz Exc. erhielt der kön. Ober-Berg- und Bau-Rath, Hr. Holſche den Auftrag, ein Project zu entwerfen; dies geſchahe; der Riß und Anſchlag, den Hr. Holſche hierauf entwarf, und worin er jene im vorhergehenden bemerkte Mängel abzuſtellen geſucht hatte, wurde dem Könige eingereicht, welcher ſolchen genehmigte, und, dem geſchehenen Antrage zu Folge, die Errichtung deſſelben auf der hieſigen königl. Feld-Bäckerey befahl.

Es wurde darauf dieſer Bau, im Sommer, unter Hrn. H. Direction und Aufſicht ausgeführt, und der erſte Verſuch wurde mit 52 Commiß-Broden darin gemacht. Dieſer Verſuch bewies, daß es möglich ſey, unter einem envelopirten Gewölbe Brod zu backen, und alſo daſſelbe den Steinkohlen-Dämpfen und dem Ruſſe nicht auszuſetzen; allein, es fanden ſich noch Hinderniſſe, theils den Rauch geſchwinder fortzuſchaffen, andern Theils das obere und untere Gewölbe mehr zu erheizen; weshalb Hrn. H. hierauf erlaubt wurde, das obere Gewölbe abtragen und die bemerkten Mängel verbeſſern zu dürfen. Auch dies geſchahe ſogleich, und hierauf wurde das fernere Probe-Backen vorgenommen. Den Rauch konnte man nunmehr geſchwinde genug fortſchaffen, und der Hinter-Theil der Gewölbe fand ſich auch hierauf mehr erheizt, ſo, daß man ſich überzeugen konnte, daß das Backen gut von Statten gehen werde.

Am 11 Aug. geſchahe das erſte Probe-Backen. Man erheizte den Ofen von früh morgens um 4 Uhr bis $\frac{1}{4}$ auf 7 Uhr, mit 2 Scheffel ſchleſiſcher Stein-Kohlen, und um 9 Uhr waren 165 Stück ſechspfündige Commiß-Brode ausgebacken. Der Ofen war

aber

aber noch neu, grün und feucht; und dies verursachte eines Theils eine längere Zeit, als bey der Holz-Feuerung zum Auswärmen nöthig iſt, andern Theils, daß man den Ofen nicht ganz voll ſchob. Sobald dieſer Schuß Brod heraus war, wurde von neuem gefeuert, dazu 2 Scheff. Stein-Kohlen gebraucht, und um 10 Minuten auf 12 Uhr kam der zweyte Schuß Brod in den Ofen, welcher um 2 Uhr ausgebacken war, und in 175 Stück ſechspfünd. Broden beſtand. Hierauf wurde die dritte Erheizung des Ofens abermahl mit 2 Sch. Stein-Kohlen bewerkſtelliget, um 4 Uhr geſchoſſen, und um 6 Uhr waren 170 Stück Brod gar gebacken. Demnächſt geſchahe ſogleich die vierte Erheizung des Ofens, und nun bedurfte man nur 1 Sch. Stein-Kohlen, um 8 Uhr war der Ofen erheizt, und um 10 Uhr waren abermahl 182 dergleichen Brode gar gebacken. Die fünfte Erheizung des Ofens nahm man ſogleich vor, und auch hierzu war nur 1 Sch. Kohlen erforderlich; um 12 Uhr war der Ofen damit erheizt, und um 2 Uhr waren 180 dergleichen Brode gar. Die ſechste Erheizung wurde hierauf ebenfalls gleich veranſtaltet; zu dieſer war nun nur ½ Sch. Kohlen erforderlich, um 4 Uhr wurde das Brod geſchoſſen, und um 6 Uhr waren 185 Brode ausgebacken. Endlich erheizte man zum ſiebenten Mahl dieſen Ofen mit ½ Sch. Kohlen, um halb 8 Uhr wurde darauf das Brod eingeſchoben, und um halb 10 Uhr waren 193 Brode ausgebacken, ſo, daß während dieſes 24ſtündigen Backens 1250 Stück ſechspfündige Brode dargeſtellet wurden. Dieſe ſämmtliche Brode waren durchgängig nach dem Feldbäckerey-Principio, nach welchem nicht über 2 Loth an einem ſechspfündigen Brode fehlen dürfen, gut und richtig ausgebacken, ſo, daß die königl. Bäckerey-Bediente ſie durchgängig dafür anerkannten.

Als dieſe Proben ſämmtlich vollendet wären, wurde auch der ſo genannte Zwieback für die Armee darin gebacken, und dieſer gerieth, der Reinlichkeit wegen, ganz vorzüglich gut.

Aus dieſen voraus gegangenen Proben floſſen nachſtehende unumſtößliche Grundſätze. 1) Das Backen bey Stein-Kohlen auf einer ſtehenden Feld-Bäckerey, verhält ſich, in Abſicht der Geſchwindigkeit, zu dem Backen bey Holz, wie 7 zu 5; indem in 24 Stunden bey Stein-Kohlen 7 Mahl, bey Holz hingegen nur 5 Mahl, zu backen möglich iſt; und wenn die Bäcker erſt recht eingerichtet ſeyn werden, wird ein achtmahliges Backen in 24 Stunden ſicher möglich ſeyn, welcher Vortheil und Geſchwindigkeit dadurch geſtiftet wird, daß, ehe man das Brod heraus zieht, man die Feuerung ſchon wieder vornimmt, als wodurch $\frac{1}{4}$ Stunde bey jedem Backen zu erſparen iſt. 2) Das Backen in ſolchen Oefen iſt viel reinlicher, als in den ordinären Back-Oefen, indem niemahls Aſche, noch anderer Unrath ſich an die Unter-Rinde des Brodes hängen, noch weniger Dämpfe und einen Geſchmack nach den Stein-Kohlen annehmen kann. 3) Das Reinmachen der Oefen fällt gänzlich weg, und es wird alſo dadurch die Arbeit den Bäckern erleichtert. 4) Weil keine Kohlen aus dem Ofen gezogen werden, wie bey dem gewöhnlichen Backen geſchieht, ſo iſt auch das Backen bey Stein-Kohlen nach dieſer Manier nicht feuergefährlich; und man weiß, daß durch das Herausziehen der glühenden Kohlen aus den Oefen, bey der Sorgloſigkeit der Bäcker, oft ſehr beträchtliche Feuersbrünſte entſtehen. 5) Eine gleiche Bewandtniß hat es mit den Vorräthen der Stein-Kohlen, welche, bekannter Maßen, ohne Luftzug nicht zu entzünden ſind, da hingegen die Vorräthe von Holz oft große, nicht zu löſchende, Feuersbrünſte nach ſich ziehen. Es iſt auch ferner der Raum, den man zur Aufbe-

wahrung der Stein-Kohlen nöthig hat, auſſerordentlich geringe gegen denjenigen, den man zur Aufbewahrung des Holzes haben muß; denn da, nach einem vielfältig ausgemittelten Principio, 5 bresl. Sch. Stein-Kohlen, einer Klafter Kienen-Holz, in Abſicht der Erheizung gleich ſind, ein bresl. gehäufter Scheffel Stein-Kohlen aber 2¾ Kubik-Fuß rheinl. Maß enthält, und eine ſechsfußige Klafter Holz, von dreyfußiger Kloben-Länge, 108 Kubik-Fuß ausmacht, ſo werden ſchon auf 100 Scheffel Stein-Kohlen, verglichen gegen 20 Klafter Holz, 1885 Kubik-Fuß an Raum erſparet, welches in großen Städten, und beſonders in Feſtungen, ein Object iſt, wozu noch kommt, daß, durch feindliches Werfen brennbarer Materien unter Steinkohlen-Magazine, dieſelben nicht entzündet werden können; wie man ſolche denn auch an feuchten Orten, und ſo gar unter Waſſer aufzubewahren, leicht Gelegenheit findet, welches doch bey Holz-Vorräthen überall nicht angeht. Endlich 6) beſteht der weſentlichſte Vortheil hauptſächlich darin, daß die Steinkohlen-Feuerung, wo die Gruben in der Nähe ſind, oder der Transport zu Waſſer geſchehen kann, weit wohlfeiler, als die Holz-Feuerung iſt, wie folgende, darüber bey den vorgeweſenen Proben zugelegte, Berechnung beweiſet.

a) Zur Erwärmung eines Back-Ofens, worin 300 Stück ſechspfündige Brode gar gebacken werden können, gehört, den auf wiederhohlte Verſuche ſich gründenden Principiis zu Folge, - - - 1 Klafter Kienen-Holz, von 108 Kub. Fuß rheinl.

b) Zu einem vierwöchentlich Tag und Nacht fortgehenden oder 140mahligen Backen, noch - - - - - - - - - - - - - - 25 „

mithin überhaupt 26 Klafter, wobey 45,000 Stück Brod gebacken werden.

26 Klafter, oder $6\frac{1}{2}$ Haufen Kienen-Holz, koſten aber hier in Berlin, der Haufen

1) auf den Holz-Märkten an Kauf-Geld, incl. Anweiſer-Lohn und Damm-Geld, - - 15 Rthlr. 12 Gr.
2) an Fuhr-Lohn bis zur Bäckerey - 1 " 12 "
und 3) für einmahliges Durchſägen und Zerhauen - - - - - - - - - 1 " 8 "

Summa 18 Rthlr. 8 Gr.

mithin $6\frac{1}{2}$ Haufen, 119 Rthlr. 4 Gr.; oder zu 1000 Stück Brod werden 3 Rthlr. 1 Gr. 4 Pf. an Holz-Feuerung erfordert.

Das Backen von 45000 Stück Brod bey Stein-Kohlen, wenn jedes Mahl nur 200 Brode eingeſchoben werden können, erfordert

a) zur erſten, zweyten und dritten Erheizung, jedes Mahl 2 Scheffel, macht - - - - - 6 Scheffel
b) zur vierten und fünften Heizung, jedes Mahl 1 Scheffel, macht - - - - - 2 "
und c) zu den folgenden 220mahligen Erheizungen, jedes Mahl $\frac{1}{2}$ Scheffel, macht - - - - - - - - - - - - - 110 "

thut überhaupt 118 Scheffel,

und der Scheffel koſtet allhier 12 Gr., mithin koſten 45000 Stück ſechspfündige Brode bey Stein-Kohlen zu backen, hier in Berlin, 59 Rthlr., oder 1000 Stück Brod - - - - - - 1 Rthlr. 7 Gr. $5\frac{3}{5}$ Pf.

Aus der hier nun vorgelegten, auf Erfahrung ſich gründenden Berechnung, iſt alſo offenbar bewieſen, wie vortheilhaft das Backen bey Stein-Kohlen gegen das Backen beym Holze iſt, ungeachtet deren Transport den Preis hier theurer macht, als wo man ſolche in der Nähe hat.

In Schleſien iſt das Holz zwar wohlfeiler, als in Berlin; allein, es ſind auch auf der andern Seite die Stein-Kohlen weit wohlfeiler allda zu haben; und eine Berechnung in Schweidnitz, Glatz oder Silberberg, würde ungefähr ſo ausſehen:

45000 Stück Brod erfordern
entweder 26 Klafter Holz, und dieſe koſten mit Anfuhre, Durchſchneiden und Kleinmachen, zu 4 Rthlr. 4 Gr. pro Klafter gerechnet, - - - 108 Rthlr. 8 Gr.
oder 118 Scheffel Stein-Kohlen, welche, mit Inbegriff des Transportes auf 6 Gr. pro Scheffel, zu ſtehen kommen können, macht - - - 29 „ 12 „
mithin koſten 45000 Stück Brod bey Stein-Kohlen zu backen, 78 Rthlr. 20 Gr. allda weniger, als bey Holz, und 1000 Stück Brod zu backen, nur 15 Gr. 8 4/5 Pf.

Um im Ganzen zu überſchlagen, ob die Feuerung bey Stein-Kohlen vortheilhafter, als die bey Holz ſey, nimmt man hier das Principium an: Koſten 5 Sch. Stein-Kohlen mit den Transport-Koſten, bis zur Stelle des Gebrauches, weniger als 1 Klafter Kienen-Holz, ſo iſt der Steinkohlen-Brand anzurathen; koſten ſie hingegen mehr, ſo bleibe man bey der Holz-Feuerung.

Aus der hier geſchehenen Beſchreibung iſt nun ferner einleuchtend, daß bey dem Commiß-Backen ein größerer Vortheil, als bey dem ordinären Backen der Bäcker, in Abſicht der Steinkohlen-Feuerung, entſtehen müſſe, welches darin liegt, daß erſteres in einer Continuation fort verrichtet wird, ohne daß der Ofen erkalten darf, welches im Gegentheil bey dem ordinären Backen nicht angeht; und man hat ſchon in dem Hôtel-Dieu, in Paris, deshalb durch einen Verſuch gefunden, daß zum erſten Schuß Brod, 3 Mahl mehr Holz, als zum fünften Backen, erforderlich war; und bey den hieſigen Verſuchen hat ſich gezeigt, daß bey der ſechsten und folgenden Wiederhohlung des Backens nur ein Viertel Kohlen gegen die erſte Erheizung erforderlich war.

In

Indeſſen muß ein Stadt-Bäcker ſich darüber die Rechnung nach der vorhergehenden Anweiſung ſo machen: Er backe täglich 1, 2 oder 3 Mahl, und gebrauche, die Woche über, ½ Haufen, oder in einem Jahre 26 Haufen Kienen-Holz; dieſe koſten ihm, mit Inbegriff des Fuhr-Lohnes, Sägens und Spaltens, à 18 Rthlr. 8 Gr. der Haufen, - - - - - - - - - - - - - - 476 Rthlr. 16 Gr.

An Stein-Kohlen wird er dagegen, da 20 Scheffel ſtatt eines Haufens gerechnet werden, 520 Scheff. bedürfen, und dieſe koſten ihm, zu 12 Gr. den Scheffel gerechnet, - - - - - - - 260 ‚ — ‚

mithin erſparet derſelbe hier in Berlin, im Jahre - - - - - - - - - - 216 Rthlr. 16 Gr.

Um den ganzen Holz-Bedarf für die Bäcker in Berlin zu überſehen, und berechnen zu können, wie viel Stein-Kohlen dieſe dagegen bedürfen, und wie vieler Vortheil ihnen dadurch zuwachſen würde, hat Hr. Holſche folgende, auf ſichere Grundſätze ſich gründende, Berechnungen zugelegt.

Es befinden ſich in Berlin 260 Bäcker-Meiſter, und dieſe verbacken jährlich

| | |
|---|---|
| an Weizen-Mehl - - - - - - - | 6050 Wiſpel. |
| und an Rocken-Mehl - - - - - | 13850 ‚ |
| Summa | 19900 Wiſpel. |

Was nun die großen Bäcker betrifft, dieſe backen, das Jahr hindurch, tagtäglich 1, 2, 3, 4, auch 5 Mahl, und rechnen, wenn ſie große Brode backen, auf 1 Wiſp. Rocken-Mehl ¼ Haufen Kienen-Holz; bey kleinen Broden, zu ½ Wiſp. ¼ Haufen Holz; und zu 16 Scheffel Weizen-Mehl in Semmel u. d. gl. zu verbacken, ¼ Haufen Holz, und wird in lezterm Falle der Ofen 2 Mahl beſchoben.

Die ordinären hieſigen Back-Oefen ſind ſo beſchaffen, daß darin auf ein Mahl entweder 2 Scheff. Weizen-, oder 3 Scheff. Rocken-Mehl verbacken werden können; und zu ſolchem achtmahligen Backen rechnen die Bäcker ¼ Haufen Holz; mithin erfordert 1 Wiſpel Rocken zu verbacken, ¼ Hau-

$\frac{1}{4}$ Haufen Kienen-Holz, und $\frac{2}{3}$ Wiſp. oder 16 hieſige Scheff. Weizen erfordern ebenfalls $\frac{1}{4}$ Haufen Holz.

Es erfordern alſo 6050 Wiſpel Weizen zu backen 2268 Haufen,

und 13850 Wiſp. Rocken - - - - 3462$\frac{1}{2}$ -

mithin überhaupt 5730$\frac{1}{2}$ Haufen Kienen-Holz.

| | |
|---|---|
| Ein Haufen Kienen-Holz koſtet, nach den vorhin angegebenen Berechnungen, 18 Rthlr. 8 Gr. mithin 5730$\frac{1}{2}$ Haufen Holz | 105059 Rthlr. 4 Gr. |
| Es ſind aber, vermöge der ſo oft wiederhohlten Verſuche, 20 Scheffel Stein-Kohlen in der Feuerung einem Haufen Kienen-Holz gleich; mithin würden, ſtatt der 5730$\frac{1}{2}$ Haufen, 114610 Scheffel Stein-Kohlen erforderlich ſeyn; und da der Sch. hier zur Stelle 12 Gr. koſtet, beträgt dies eine Summe von | 57305 Rthlr. |
| und werden alſo gegen die Holz-Feuerung in Einem Jahre erſparet - - - - - - - - - | 47754 Rthlr. 4 Gr. |

Der Haufen Kienen-Holz hat mit dem Klafter-Holze eine gleiche Kloben-Länge von 3 Fuß; und es ſoll, nach der Vorſchrift, der Haufen zu 18 Fuß lang und 9 F. hoch gerechnet werden, welches dann einen Inhalt von 486 Kubik-Fuß ausmacht, und alſo 4$\frac{1}{2}$ Klafter beträgt. Allein, da die Haufen nicht ſo ſorgfältig geſetzt werden, ſo iſt dies die Urſache, warum, bey den hier angeſtellten Verſuchen, ſtatt 22$\frac{1}{2}$ Sch. Stein-Kohlen, gegen 1 Haufen Kienen-Holz verglichen, nur 20 Scheffel nöthig waren, und daher der Haufen zu 4 Kl. immer gerechnet worden iſt.

Wäre nun die Nahrung der hieſigen 260 Bäcker gleich, ſo würde ein jeder 183 Rthlr. 16 Gr. im Jahre erſparen; in-

indeſſen gewinnt doch der eine das mehrere, was der andere weniger ausgeben darf; und wenn man zu jedem Haufen Holz 6 Stück Kienen im Durchſchnitt rechnet, werden 34380 Stück zu einem nützlichern Behuf zu verwenden erſparet.

Der von Hrn. Holſche zum Backen bey Stein-Kohlen erfundene, und in Fig. 2920 abgebildete Ofen, iſt im Back-Herde zu 300 Broden eingerichtet. Da indeſſen die meiſten der ordinären Bäcker-Oefen nicht ſo groß ſeyn dürfen, ſo zeigt folgende Tabelle, wie ein jeder ſeinen Ofen im Back-Herde zu proportioniren habe.

Verl.

| Berliner Scheffel Mehl. | Länge des Ofens. | | Breite des Ofens. | | Höhe des Gewölbes in der Mitte. | | Zahl der zu backenden Brode. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Fuß. | Zoll. | Fuß | Zoll. | Fuß. | Zoll. | große. | kleine. |
| 12 | 15 | 4 | 13 | 3 | 1 | 6 | 240 | 1152 |
| 11 | 14 | 6 | 12 | 9 | 1 | 5½ | 220 | 1056 |
| 10 | 14 | — | 12 | — | 1 | 5 | 200 | 960 |
| 9 | 13 | 8 | 10 | 9 | 1 | 4½ | 180 | 864 |
| 8 | 13 | — | 9 | 8 | 1 | 4 | 160 | 768 |
| 7 | 12 | 8 | 9 | — | 1 | 3½ | 140 | 672 |
| 6 | 12 | — | 8 | 8 | 1 | 3 | 120 | 576 |
| 5 | 11 | 9 | 8 | 4 | 1 | 2½ | 100 | 480 |
| 4 | 11 | — | 8 | — | 1 | 2 | 80 | 384 |
| 3 | 10 | — | 7 | — | 1 | 1½ | 60 | 288 |
| 2 | 9 | 8 | 6 | — | 1 | 1 | 40 | 192 |
| 1 | 8 | — | 5 | — | 1 | ½ | 20 | 96 |

## Erklärung der Figuren.

A. Der Grundriß des Fundamentes.
- a, der Schorſtein zur Feuerung.
- b, das Schür-Loch.
- c, der Luftzug, welcher wenigſtens 24 bis 30 Fuß lang, und an der Mündung gegen die Oeffnung bey dem Roſte, ſich wie 4 Fuß, ſowohl der Breite als Höhe nach, zu 2 Fuß, verhalten muß.
- d, das Aſchen-Loch, welches bey e, 2½ Stein ſtark zugemauert wird, damit kein conträrer Luftzug entſtehe.
- f, die Größe des Herdes.
- g, der Roſt aus geſchmiedetem oder gegoſſenem Eiſen.

B. Der Grundriß des Back-Herdes.

a, der Schorſtein.
b, das Ofen-Loch zum Brod-Einſchieben.
c, die vier Dampf-Röhren.
d, die 14 Erheizungs-Röhren, welche auslaufen.
e, die vier eiſernen Anker.
f, der Leucht-Kamin, um den Ofen beym Brod-Einſchieben zu erleuchten.

C. Der Standriß von der langen Seite xy.

a, der Schorſtein.
b, das Backofen-Gewölbe.
c, die Gurte.
d, das Aſchenloch, welches aber beym Backen ½ Stein ſtark zugemauert wird, um keinen conträren Luftzug zu haben.
e, vier eiſerne Anker mit ihren Splinten, zum Zuſammenhalten des Ofens und Tragen des Gewölbes.

D. Der Standriß von der Seite der Feuerung vw.

a, der Luftzug, welcher mit einer hölzernen Thüre, zum Temperiren, bey der Mündung verſehen wird.
b, das Schür-Loch zur Feuerung, mit einer blechernen Thüre verſehen, welche nach der Feuer-Seite zu mit gutem Thone lutiret werden muß, weil ſie ſonſt glühend wird, und die Arbeiter nicht einſchieben können.
c, das Backofen-Loch.
d, Leucht-Kamin.
e, dieſes Kamines Rauch-Loch.
f, zwey Brodem-Röhren, um den feuchten Wraſen des Brodes hinten aus dem Ofen zu ziehen.
g, das Dampf-Rohr, in welchem die vier Dampf-Röhren (B, c.) einfallen, und welches Rohr mit einer ſich ſenkrecht öffnenden Thüre, die ſich an den Rahmen auf beyden Seiten klemmet, das Regiſter genannt, verſchloſſen, und, nach dem dieſes mehr oder weniger geöffnet wird, die Stein-Kohlen mehr oder weniger zu brennen anfangen.
h, der Schorſtein.

E. Das

E. Das Profil der Länge nach, und zwar nach der Linie t u.

a, der Luftzug, welcher wenigſtens 24 bis 30 Fuß lang ſeyn muß.
b, das Aſchen = Loch.
c, der Roſt.
d, das Schür = Loch.
e, die vier Gurte, in welchen 4 eiſerne geſchmiedete Anker envelopirt liegen, damit ſie der Schwefel der Stein = Kohlen nicht angreife.
f, die ſteigende Sohle des Feuer = Herdes.
g, die Dampf = Röhre, deren vier ſind.
h, die Brodem = Röhre, deren zwey ſind.
i, das Ofen = Loch, zum Einſchieben des Brodes.
k, das Dampf = Loch mit dem Regiſter.
l, der Schorſtein.

F. Das Quer = Profil, nach der Linie r s.

a, die Sohle des Feuer = Herdes, nach beyden Seiten ſteigend.
b, die Dampf = Röhren.
c, die 14 Erheizungs = Röhren, welche gegen die 2 Brodem = Röhren auslaufen.
d, das Herd = Gewölbe, welches zu mehrerer Haltbarkeit etwas gebogen iſt.
e, das Backofen = Gewölbe.
f, die ſchon zuſammen gezogenen 4 Dampf = Röhren.

G. Ein eiſerner geſchmiedeter Anker, auf beyden Enden mit Splint verſehen, und zwar ſo, daß Anker und Splint heraus geſchlagen werden können, um im erforderlichen Falle neue einzuwechſeln.

H. Verband des Herd = Gewölbes, wie die Mauer = Steine verhauen oder gleich geſtrichen werden müſſen. Die Gurt = Steine, und was dem Feuer ausgeſetzt iſt, müſſen gute Mauer = Steine ſeyn, die im Feuer nicht gleich ſchmelzen.

I. Die lutierte Thür des Schür = Loches.

K. Kapſel zum Verſchließen der Brodem = Röhren.

L. Klapp = Thür oder Regiſter vor der Dampf = Röhre.

M. Sichelförmiger, eiſerner Haken an einer hölzernen Stange, um den Roſt, wenn er ſich verſetzt, damit zu reinigen.

N. Schippe zum Aufwerfen der Kohlen.

Was ein ſolcher Ofen hier in Berlin zu errichten koſtet, zeigt nachſtehender Bau-Anſchlag, nach welchem ſich an andern Orten ſolche Anſchläge leicht verfertigen laſſen.

## Bau-Anſchlag

von Errichtung eines Back-Ofens, der mit Stein-Kohlen geheizt wird, und in welchem auf ein Mahl 300 Stück ſechspfündige Commiß-Brode gebackt werden können; ohne Gebäude und Dach darüber, weil angenommen iſt, daß er in einem ſchon vorhandenen Gebäude angelegt werden ſoll.

### A. An Mauer-Arbeits-Lohn.

| | Thl. | Gr. | Pf. |
|---|---|---|---|
| 6 Schacht-Ruthen Fundament unter dem Ofen, jede zu 144 Kubik-Fuß gerechnet, 4 Fuß tief, dem Riſſe gemäß, auszugraben, und die Erde beyſeit zu ſchaffen, à Schacht-Ruthe 6 Gr. - - - - - - - - - - - - - | 1 | 12 | — |
| 6 Schacht-Ruthen Fundament, den Luftzug nach dem Riſſe auszugraben, und die Erde beyſeit zu ſchaffen, à Schacht-Ruthe 6 Gr. | 1 | 12 | — |
| 4½ Schacht-Ruthe Fundament von Kalk- Bruch- oder Feld-Steinen in tüchtigem Verbande, der Zeichnung gemäß, in zwey Abſätzen der Erde gleich, unter dem Ofen aufzumauern, à Schacht-Ruthe 1 Rthlr. 12 Gr. - - | 6 | 18 | — |
| 36 laufende Fuß, den Luftzug, der Zeichnung gemäß, von Kalk- oder Bruch-Steinen die Seiten-Mauern aufzumauern, à Fuß 3 Gr. | 4 | 12 | — |
| Latus | 14 | 6 | — |

36

| | Thl. | Gr. | Pf. |
|---|---|---|---|
| Transport | 14 | 6 | — |
| 36 laufende Fuß, den Luftzug mit Mauer-Steinen auf der flachen Seite in Lehm zu pflaſtern, à Fuß 4 Pfenn. - - - - - - - - | — | 12 | — |
| 36 laufende Fuß, den Luftzug einen halben Stein ſtark mit Mauer-Steinen zu zuwölben, und bey der Mündung eine Kappe zu wölben, à Fuß 2 Gr. - - - - - - - - - | 3 | — | — |
| 4½ Schacht-Ruthe, die Umfaſſungs-Mauern und Wiederlagen 5 Fuß hoch und 3 F. ſtark, 1½ F. nach der Feuer-Seite zu, in Lehm, die äuſſern anderthalb Fuß hergegen von Kalk- oder Bruch-Steinen mit Mauerſpeiſe von Kalk tüchtig aufzumauern, à Schacht-Ruthe wegen Anlage und Abtheilung der Züge 2 Rthlr. - - - - - - - - - - - | 9 | — | — |
| ½ Schacht-Ruthe, den Schorſtein von der Erde 7 Fuß hoch, der Zeichnung gemäß, 1½ Stein ſtark mit Mauer-Steinen von Kalk in tüchtigem Verbande herauf zu mauern und den Bogen zu ſchließen - - - - - - - - - | 2 | — | — |
| 21½ Fuß hoch, den Schorſtein, der Zeichnung gemäß, ½ Stein ſtark in Lehm gemauert, trichterförmig herauf zu führen, über dem Dache mit Geſims zu verſehen und zu putzen, unter dem Dache zu berappen und inwendig mit Lehm zu verſtreichen, à Fuß 3 Gr. - | 2 | 16 | 6 |
| 1 □R. Das Pflaſter des Feuer-Herdes, 1 Stein ſtark, ſowohl nach beyden Seiten als auch nach hinten zu ſteigend in Lehm zu mauern, und die Züge gehörig einzurichten | 2 | — | — |
| Den Roſt zu legen, die Wangen zu mauern, und erſtern zu befeſtigen - - - | — | 16 | — |
| Latus | 34 | 2 | 6 |

 1¼ □R.

| | Thl. | Gr. | Pf. |
|---|---|---|---|
| Transport | 34 | 2 | 6 |
| $1\frac{1}{4}$ □R. Das Herd-Gewölbe, der Zeichnung gemäß, mit 4 Dampf- und 14 Erheizungs-Röhren anzulegen und in Lehm zu mauern, 4 Gurte 1 Stein hoch zu machen, darin die Anker zu envelopiren, die Steine dazu zu verhauen, die Anker zu legen, auch das übrige Gewölbe mit keilförmigen Steinen $\frac{1}{2}$ Stein ſtark zu wölben, und die hierzu gebrauchenden Steine durchgängig abzuſchleifen - - - - - - - - - - - - - | 10 | — | — |
| 1 □R. Pflaſter von abgeſchliffenen $1\frac{1}{2}$ Zoll ſtarken Flieſen, damit das Herd-Gewölbe zu belegen, und hernach abzureiben - - | 1 | 12 | — |
| $1\frac{1}{2}$ □R. Das obere oder Back-Gewölbe, mit den 4 nachmahls in eins laufenden Dampf-Röhren, den 2 Brodem- und daran auslaufenden 14 Erheizungs-Röhren mit 4 Gurten in tüchtigem Verbande zu wölben, dazu die Bogen zu ſchneiden, und die ſämmtlichen Röhren inwendig mit Lehm zu verſtreichen - - - - - - - - - - - - - - | 18 | — | — |
| 1 □R. Dies Gewölbe mit Lehm, 2 Zoll hoch zu übertragen - - - - - - - - - - | — | 18 | — |
| Zu dem Schür-Loche die eiſerne Thür-Zarge und Trage-Eiſen, desgl. zu dem Ofen-Loch, wie auch der Rauch-Röhre, und zu den 2 Brodem-Röhren die Zargen einzuſetzen und zu vermauern - - - - | 2 | — | — |
| $2\frac{1}{2}$ □R. Die ganze Umfaſſungs-Mauer, nebſt dem Schorſteine bis zum erſten Abſatze mit Kalk zu berappen, à □R. 10 Gr. - - - | 1 | 1 | — |
| Latus | 67 | 9 | 6 |

| | Thlr. | Gr | Pf. | Thl. | Gr. | Pf. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Transport | 67 | 9 | 6 | | | |
| Den Ofen und Luftzug rund herum das Fundament mit Erde wieder anzufüllen, feſt zu ſtampfen, auch den Schutt wegzufahren - - - | 3 | — | — | 70 | 9 | 6 |
| **B. An Zimmer-Arbeits-Lohn.** | | | | | | |
| Für die Mündung des Luftzuges, eine gefalzte Zarge von 4½ Fuß hoch, und 4 F. breit, mit einer zweyflügeligen geſpündeten und mit eingeſchobenen Leiſten verſehenen Thür anzufertigen, incl. Holz - - - - - - - | — | — | — | 2 | 8 | — |
| **C. An Hufſchmiede-Arbeit.** | | | | | | |
| Einen Roſt von 4 Fuß lang, 2 F. breit, die Stäbe von einzolligem Eiſen, und 1 Z. weiter Theilung mit den Wangen-Eiſen von ½ Z. ſtark und 2 Z. breit, anzufertigen, wiegt 440 ℔., à ℔. incl. Eiſen, 2 Gr. - - | 36 | 16 | — | | | |
| Anm. Wird der Roſt von Guß-Eiſen gemacht, müſſen die Stäbe anderthalb Zoll ſtark abgegoſſen werden, die Wangen aber anderthalb Zoll breit und 3 Zoll hoch, und die Entfernung der Stäbe bleibt 1 Zoll weit, und wiegt ein ſolcher Roſt 3 Ctn.; à Ctn. da es Sandguß iſt, 2 Rthlr 19 Gr. 7 Pf., macht 8 Rthlr 10 Gr. 9 Pf. | | | | | | |
| 4 Stück geſchmiedete Anker von 16½ F. lang, 2 Z. hoch und 1 Z. breit, mit Schläufen an beyden Seiten, auch 8 Stück 3 F. langen Splinten, 2 Z. ſtark und ¾ Z. breit, anzufertigen, incl. Eiſen, à ℔. 2 Gr., macht für 580 ℔. - - - - - - - - | 48 | 8 | — | | | |
| Latus | — | — | — | 72 | 17 | 6 |

| | Thl. | Gr. | Pf | Thlr. | Gr. | Pf. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Transport | — | — | — | 72 | 17 | 6 |
| 3 Stück Trage-Anker zum Schür-Loche, Ofen-Loche und der Rauch-Röhre anzufertigen, wiegen 36 ℔. à ℔. incl. Eiſen, 2 Gr. - - - | 3 | — | — | | | |
| Einen Haken zum Räumen des Roſtes, nach Art der Sichel, mit einer Tille anzufertigen, wiegt 8 ℔. à 2 Gr. | — | 16 | — | | | |
| | | | | 88 | 16 | — |
| D. An Kleinſchmiede- oder Schlöſſer-Arbeit. | | | | | | |
| Eine eiſerne Zarge zur Thüre vor das Schür-Loch, wiegt 33 ℔., à ℔. 3 Gr. - - - - - - - - - - - | 4 | 3 | — | | | |
| Die Thür zu dieſer Zarge mit Rahmen und Wiederhaken zum Lutiren verſehen, auch mit einer darin anzubringenden kleinen Zarge und Thür, die Rahmen von 1 Z. breiten Eiſen; alles übrige von ſtarkem Sturz-Bleche anzufertigen, auch mit Häſpen und Haken, Klinke und Klink-Haken zu verſehen, wiegt 24 ℔. à 4 Gr. - - - - - - - - - - - | 4 | — | — | | | |
| Eine Zarge zum Backofen-Loche in der vorher beſchriebenen Art anzufertigen, wiegt 16 ℔. incl. Eiſen, 3 Gr. - - - - - - - - - - - | 2 | — | — | | | |
| Die Thür zu dieſer Zarge von ſtarkem Sturz-Bleche, mit Rahmen und ganz über gehenden Häſpen, auch Haken, Klinke und Klink-Haken anzufertigen, wiegt 14 ℔. à 4 Gr. | 2 | 8 | — | | | |
| Eine Zarge zu der Dampf-Röhre anzufertigen, wiegt 25 ℔.; à ℔. incl. Eiſen, 3 Gr. - - - - - - - - | 3 | 3 | — | | | |
| Latus | — | — | — | 161 | 9 | 6 |

Eine

| | Thlr. | Gr. | Pf. | Thlr. | Gr. | Pf. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Transport | — | — | — | 161 | 9 | 6 |
| Eine Klapp-Thür oder Regiſter mit 2 Backen, die ſich an die Seiten klemmen, aus ſtarkem Sturz-Blech anzufertigen, mit Häſpen und Haken, auch Handgriff zum Oeffnen und Verſchließen, verſehen, wiegt 36 ℔.; à ℔. 4 Gr. - - - - - - | 6 | — | — | | | |
| Zwey Röhren mit Klappen, für die Brodem-Röhren aus ſtarkem Sturz-Blech anzufertigen und mit Hand-Griff zu verſehen, wiegen 12 ℔. à 4 Gr. - - - - - - - - - - - - | 2 | — | — | | | |
| Die zwey hölzernen Thüren vor dem Luftzuge mit Häſpen und Haken, auch Riegeln und deutſchem Schloß zu beſchlagen - - - - - - - - | 1 | 18 | — | | | |
| Eine Kohlen-Schippe anzufertigen | 1 | — | — | | | |
| | | | | 26 | 8 | — |
| **E. An Materialien.** | | | | | | |
| 4½ Prahm ordinäre rüdersdorfer Kalk-Steine, von 420 Kub. Fuß pro Prahm, ſtatt der Feld- oder Bruch-Steine, anzukaufen 6Th. 17Gr. 6Pf. und an Waſſer-Fracht bis Berlin 3Th.—Gr.—Pf. macht 9Th. 17Gr. 6Pf. | 43 | 18 | 9 | | | |
| 6000 Stück rathenower Mauer-Steine, welche im Feuer nicht leicht ſchmelzen, anzukaufen, incl. Transport, à 7 Rthlr. - - - - - - - - - | 70 | — | — | | | |
| 200 Stück 2½ Zoll ſtarke und ein Fuß im □ breite Flieſen anzukaufen, incl. Transport, à Stück 4 Pfenn. | 2 | 18 | 8 | | | |
| 36 Vierſcheffel-Tonnen rüdersdorfer Kalk anzukaufen, mit Transport, à 1 Rthlr. - - - - - - - - - | 36 | — | — | | | |
| 30 Fuder Lehm anzufahren, à 12 Gr. | 15 | — | — | | | |
| Latus | — | — | — | 187 | 17 | 6 |

| | Thlr. | Gr. | Pf. | Thlr. | Gr. | Pf. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Transport | — | — | — | 187 | 17 | 6 |
| 82 Fuder Sand anzufahren, à 6 Gr. | 20 | 12 | — | | | |
| 20 Stück Rüſt-Bretter zu Bogen und Rüſtungen anzuſchaffen, à 8 Gr. | 6 | 16 | — | | | |
| 15 Stück Dach-Latten zum Wölben anzuſchaffen, à 3 Gr. 4 Pf. - - | 2 | 2 | — | | | |
| 10 Schock Latt-Nägel anzukaufen, à 4 Gr. - - - - - - - - - - | 1 | 16 | — | | | |
| | — | — | — | 258 | 11 | 5 |
| Für Rüſtzeug, Bothen-Lohn, Geräthe und unvorherzuſehende Ausgaben - - - - - - - - - - - - | — | — | — | 8 | — | — |
| Summa | — | — | — | 454 | 4 | 11 |

Es iſt noch einige Anleitung zur Behandlung dieſes Ofens zu geben nöthig.

1. Die Kohlen werden in ein neben dem Ofen vertieft anzulegendes Behältniß, worein etwa ein Par Scheffel gehen, geſtürzt, und vor dem Gebrauche mit Waſſer gut benetzt; und können auf 1 Scheffel Kohlen 4 bis 5 Eimer Waſſer gegoſſen werden.

2. Grus, oder, bergmänniſch geredet, klare Kohlen, müſſen zum Gebrauch bey dieſem Back-Ofen anfänglich nicht genommen werden, ſondern man muß die Stück-Kohlen ausſuchen, und damit erſt feuern, um jene nicht durch den Roſt fallen zu laſſen. Sind die Stück-Kohlen aber erſt einmahl in völliger Gluth, ſo kann man klare Kohlen nachwerfen; doch muß man immer dahin ſehen, daß der Roſt aller Orten bedeckt bleibe. Wollen die Kohlen nicht

nicht brennen, ſo iſt es ein Zeichen, daß der Roſt ſich verſetzt hat, und es am Luftzuge fehlt, alsdann nimmt man den ſichelförmigen Haken, M, und ſucht von oben damit in dem Roſte wieder Luft zu ſchaffen; wenn dies aber nicht mehr möglich iſt, muß es von unten durch den Luftzug geſchehen; indeſſen kommt dieſer lezte Fall nicht oft vor. Will man die dem ungeachtet durch den Roſt durchfallenden kleinen Kohlen wieder gebrauchen, muß man das Aſchen-Loch ſo tief anlegen, daß etwas Waſſer darin ſteht, ſo löſchen ſich dieſelben beym Herunterfallen gleich aus, und beym Herausziehen der Aſche kann man ſolche wieder abſondern, und dieſe kleine Kohlen an die Schmiede verkaufen.

3. Wenn zuerſt der Ofen angefeuert werden ſoll, muß man nur ſo viel Kohlen auf den Roſt legen, daß er kaum damit bedeckt iſt, alsdann zündet man ſie an, und zieht das Regiſter vor der Dampf-Röhre nur zum vierten Theile auf, bis man ein Praſſeln des Feuers und einen ſtarken Dampf verſpüret, da man dann dieſes Regiſter nach und nach immer mehr öffnet, und den dicken Dampf möglichſt geſchwinde von den Kohlen zu jagen ſucht. Sobald die Kohlen aber hell brennen, wird das Regiſter bis zum vierten Theile wieder geſchloſſen, damit nicht zu viel Hitze unnütz verfliege; wenn hergegen von neuem wieder Kohlen aufgegeben werden, muß man ſich durch mehreres Oeffnen des Regiſters wieder von dem Dampfe zu befreyen ſuchen, und hernach ſolches wieder mehr verſchließen. Die Thür des Schür-Loches, des Ofen-Loches, und die Kapſeln vor den Brodem-Röhren, bleiben beſtändig geſchloſſen. Leztere werden, wenn das Brod im Ofen

iſt,

iſt, einige Mahl geöffnet, um den Wraſen weg=zuſchaffen.

4. Will man wiſſen, ob der Ofen aller Orten die gehörige Hitze habe, ſo werfe man eine ungefähr durchgängig 2 Zoll ſtarke Stange in den Ofen bis zu Ende deſſelben, laſſe ſolche 3 bis 4 Minuten darin liegen, und ziehe ſie hernach geſchwinde heraus, ſo kann man mit der Hand gleich fühlen, ob er aller Orten ſchon die nöthige Hitze habe. Ein geübter Bäcker wirft eine Handvoll Mehl in den Ofen, und ſieht an deſſen Braunwerden, auch an der Couleur der Steine ſelbſt, welche nicht grau, ſondern weiß ſeyn müſſen, ob der Ofen bereits genug erheizt worden iſt, oder nicht.

5. Sobald das Brod in den Ofen geſchoben, oder, nach der Sprache der Bäcker, geſchoſſen werden ſoll, müſſen beyde hölzerne Thüren vor dem Luft-Zuge, wie auch das Regiſter verſchloſſen, und klare Kohlen aufgegeben werden, theils um keine ſtärkere Hitze, als nöthig iſt, zu bekommen, und die Kohlen nicht unnütz zu verbrennen, andern Theils, weil, wenn der Luftzug und das Regiſter offen, und nicht hinlängliche Kohlen vorhanden ſind, der Ofen zu geſchwinde abgekühlt, und das eingeſchobene Brod nicht gar wird. Iſt der Ofen aber zu ſehr erheizt, ſo darf man nur die Ofen=Thür, die beyden Brodem=Röhren und das Regiſter einige Minuten gänzlich öffnen, da man dann ſogleich ein Abkühlen deſſelben verſpüren wird.

6. Soll das Backen recht geſchwinde von Statten gehen, als worauf es bey den Feld=Bäckereyen hauptſächlich ankommt, ſo muß man den Kohlen=Bedarf zur folgenden Erwärmung des Ofens allemahl vorher auf den Roſt legen, ehe man das

Brod

Brod heraus zieht, ſodann die Thür vor dem Luftzuge, wie auch das Regiſter, ein wenig öffnen, ſo jagt man, während dem Herausziehen des Brodes den Dampf ſchon von den Kohlen weg, und der Ofen wird weit eher wieder heiß. Ein Vortheil, welcher bey der Erheizung von Holz gar nicht Stätt findet!

Wenn die Bäcker mit dieſer vortheilhaften Behandlung ſolcher Oefen erſt recht bekannt ſind, ſo iſt es, nach dem eigenen Geſtändniſſe des hieſigen Ober-Backmeiſters Metzke, welcher beym Probe-Backen die Aufſicht hatte, möglich, ſtatt 7 Mahl, die es geleiſtet wurde, ein achtmahliges Backen binnen 24 Stunden vorzunehmen. Das Backen bey der Feuerung von Holz kann in 24 Stunden nur 5 Mahl geſchehen, und es werden, da jedes Mahl 300 Brode geſchoſſen werden, in 24 Stunden 1500 Stück Brod gebacken. Bey der Feuerung von Stein-Kohlen wird in 24 Stunden 7 Mahl geſchoſſen, und jedes Mahl, ebenfalls nach der Größe dieſes Ofens 300 Brode, welches 2100 Stück beträgt, und alſo in 24 Stunden 600 Stück Brod mehr. Läſſet ſich dieſes in der Folge 8 Mahl leiſten, ſo können 900 Brode in 24 Stunden mehr, als bey Holz, gebacken werden, welches bey Feld-Bäckereyen ein einleuchtender Vortheil iſt.

Fried. Holſche neu inventirter Back-Ofen, bei der Feuerung von Steinkohlen Brod zu backen. Berl. 1781, 4. 3 Bog. n. e. K. T.

An denen Orten, wo Torf gebräuchlich, und kein Holz-Vorrath iſt, wird Brod dabey gebacken. Eben ſo läſſet ſich auch bey Stroh ein recht wohlſchmeckendes Brod backen.

**Wie viel Mehl und Waſſer zu einem Brod von 6 ℔., und wie viel zu einem Scheffel Mehl genommen werden müſſe.** Es ſoll z. B. ein Scheffel, berl. Maß,

Maß, zu Brod eingeſäuert werden. Dieſer Scheffel muß, nach dem preuß. Magazin-Reglement, 75 ℔. wiegen. Aus dieſem Scheffel ſollen 50 tägliche Portionen, eine jede Portion zu 2 ℔. gerechnet, gebacken werden; mithin muß zu dieſem Scheffel an 26 ℔. Waſſer zugegoſſen werden. Nun fragt es ſich, wenn viel Waſſer aus dieſem Brode im Ofen austrocknet, wie viel dann ausgebackenes Brod bleibt, und wie viel Waſſer zu ſolchem Scheffel Mehl genommen werden müſſe, wenn gedachte Portionen-Anzahl ihre Richtigkeit und ihr völliges Gewicht behalten ſoll. Dieſes iſt aus nachſtehender Tabelle deutlich zu erſehen.

Tabelle

# Tabelle, vom Verbacken.

| Wenn an Mehl gebacken werden ſoll, | | | ſo wird dazu Waſſer nöthig ſeyn, | | daraus wird Teig, | hiervon trocknen an Waſſer aus | bleibt an ausgebackenem Brod, | Back-Geld den Stadt-Bäckern, pro Scheff. 3 Gr. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| ℔. | Sch. | Mtz. | ℔. | Qrt. | ℔. | ℔. | ℔. | Gr. | Pf. |
| 1 | — | — | $\frac{1}{2}$ | $\frac{1}{5}$ | $1\frac{1}{2}$ | $\frac{1}{6}$ | $1\frac{1}{3}$ | — | $\frac{12}{25}$ |
| 2 | — | — | 1 | $\frac{2}{5}$ | 3 | $\frac{1}{3}$ | $2\frac{2}{3}$ | — | $\frac{24}{25}$ |
| 3 | — | — | $1\frac{1}{2}$ | $\frac{3}{5}$ | $4\frac{1}{2}$ | $\frac{1}{2}$ | 4 | — | $1\frac{11}{25}$ |
| 4 | — | — | 2 | $\frac{4}{5}$ | 6 | $\frac{2}{3}$ | $5\frac{1}{3}$ | — | $1\frac{23}{25}$ |
| 5 | — | — | $2\frac{1}{2}$ | $1\frac{1}{5}$ | $7\frac{1}{2}$ | $\frac{5}{6}$ | $6\frac{2}{3}$ | — | $2\frac{2}{5}$ |
| 6 | — | — | 3 | $1\frac{1}{5}$ | 9 | 1 | 8 | — | $2\frac{22}{25}$ |
| 7 | — | — | $3\frac{1}{2}$ | $1\frac{2}{5}$ | $10\frac{1}{2}$ | $1\frac{1}{6}$ | $9\frac{1}{3}$ | — | $3\frac{9}{25}$ |
| 8 | — | — | 4 | $1\frac{3}{5}$ | 12 | $1\frac{1}{3}$ | $10\frac{2}{3}$ | — | $3\frac{21}{25}$ |
| 9 | — | — | $4\frac{1}{2}$ | $1\frac{4}{5}$ | $13\frac{1}{2}$ | $1\frac{1}{2}$ | 12 | — | $4\frac{8}{25}$ |
| 10 | — | — | 5 | 2 | 15 | $1\frac{2}{3}$ | $13\frac{1}{3}$ | — | $4\frac{4}{5}$ |
| 20 | — | — | 10 | 4 | 30 | $3\frac{1}{3}$ | $26\frac{2}{3}$ | — | $9\frac{3}{5}$ |
| 30 | — | — | 15 | 6 | 45 | 5 | 40 | 1 | $2\frac{2}{5}$ |
| 40 | — | — | 20 | 8 | 60 | $6\frac{2}{3}$ | $53\frac{1}{3}$ | 1 | $7\frac{1}{5}$ |
| 50 | — | — | 25 | 10 | 75 | $8\frac{1}{3}$ | $66\frac{2}{3}$ | 2 | — |
| 60 | — | — | 30 | 12 | 90 | 10 | 80 | 2 | $4\frac{4}{5}$ |
| 70 | — | — | 35 | 14 | 105 | $11\frac{2}{3}$ | $93\frac{1}{3}$ | 2 | $9\frac{3}{5}$ |
| 75 | — | — | $37\frac{1}{2}$ | 15 | $112\frac{1}{2}$ | $12\frac{1}{2}$ | 100 | 3 | — |
| — | 2 | — | 75 | 30 | 225 | 25 | 200 | 6 | — |
| — | 3 | — | $112\frac{1}{2}$ | 45 | $337\frac{1}{2}$ | $37\frac{1}{2}$ | 300 | 9 | — |
| — | 4 | — | 150 | 60 | 450 | 50 | 400 | 12 | — |
| — | 5 | — | $187\frac{1}{2}$ | 75 | $562\frac{1}{2}$ | $62\frac{1}{2}$ | 500 | 15 | — |
| — | 6 | — | 225 | 90 | 675 | 75 | 600 | 18 | — |

Wie

Wie ein eingeſäuerter und gegangener Teig zu behandeln ſey, wenn ein gutes und feſtes Brod entſtehen ſoll. Ein der Feld-Bäckerey Vorgeſetzter hat darauf zu ſehen, daß der zum Verbacken zubereitete Teig nicht dünn oder fließend bleibe, und zu viel Waſſer behalte, ſondern mit Mehl feſt und derb durchgeknetet werde. Ein Brod, welches noch ſehr viel Waſſer bey ſich hat, und ſchwammicht iſt, hat die Kraft nicht, welche ein feſt geknetetes Brod hat.

Wenn das Brod ſein vollkommenes Gewicht von 6 Pfund behalten ſoll, muß der Bäcker $6\frac{3}{4}$ Pfund Teig einlegen, weil bey dem Verbacken, ſobald das Brod in den Ofen kommt, auf jedes Pfund 4 Loth eintrocknen; daher ſind auf ein ſechspfündiges Brod allemahl 24 Loth zu rechnen. Ein Mehreres iſt aus nachſtehender Teig- und Brod-Tabelle zu erſehen.

## Teig- und Brod-Tabelle.

Auf 1 ℔. Brod wird 1 ℔. 4 Loth Teig gerechnet, wenn nähmlich der Teig wohl ausgeknetet, und nicht zu dünn iſt.

| Teig. | | gibt Brod | Teig. | | gibt Brod. |
|---|---|---|---|---|---|
| ℔ | Lt. | ℔. | ℔. | Lt. | ℔. |
| — | 18 | ½ | 29 | 8 | 26 |
| 1 | 4 | 1 | 30 | 12 | 27 |
| 2 | 8 | 2 | 31 | 16 | 28 |
| 3 | 12 | 3 | 32 | 20 | 29 |
| 4 | 16 | 4 | 33 | 24 | 30 |
| 5 | 20 | 5 | 34 | 28 | 31 |
| 6 | 24 | 6 | 36 | — | 32 |
| 7 | 28 | 7 | 37 | 4 | 33 |
| 9 | — | 8 | 38 | 8 | 34 |
| 10 | 4 | 9 | 39 | 12 | 35 |
| 11 | 8 | 10 | 40 | 16 | 36 |
| 12 | 12 | 11 | 41 | 20 | 37 |
| 13 | 16 | 12 | 42 | 24 | 38 |
| 14 | 20 | 13 | 43 | 28 | 39 |
| 15 | 24 | 14 | 45 | — | 40 |
| 16 | 28 | 15 | 56 | 8 | 50 |
| 18 | — | 16 | 67 | 16 | 60 |
| 19 | 4 | 17 | 78 | 24 | 70 |
| 20 | 8 | 18 | 90 | — | 80 |
| 21 | 12 | 19 | 101 | 8 | 90 |
| 22 | 16 | 20 | 112 | 16 | 100 |
| 23 | 20 | 21 | 562 | 16 | 500 |
| 24 | 24 | 22 | 1125 | — | 1000 |
| 25 | 28 | 23 | — | — | — |
| 27 | — | 24 | — | — | — |
| 28 | 4 | 25 | — | — | — |

Wie viel Mehl zu jedem Pfund Brod erfordert werde, wenn das Brod von der gehörigen Güte ſeyn ſoll. Ein nach dem Feld-Kriegs-Etat zu verfertigendes Commiß-Brod muß 6 ℔. ſchwer ſeyn. Auf jedes ℔. Brod werden $\frac{3}{4}$ ℔. Mehl gerechnet, daß alſo zu einer Portion Brod, welche aus 2 ℔. beſteht, $1\frac{1}{2}$ ℔. Mehl gehören. Nachſtehende Mehl- und Brod-Tabelle ſetzt dieſes in ein mehreres Licht.

## Mehl= und Brod=Tabelle.

### Zum Haus= und Proviant=Backen.

| Mehl | gibt Brod. | Mehl | gibt Brod. | Mehl | gibt Brod. |
|---|---|---|---|---|---|
| ℔. | ℔. | ℔. | ℔. | ℔. | ℔. |
| ¾ | 1 | 20¼ | 27 | 39¾ | 53 |
| 1½ | 2 | 21 | 28 | 40½ | 54 |
| 2¼ | 3 | 21¾ | 29 | 41¼ | 55 |
| 3 | 4 | 22½ | 30 | 42 | 56 |
| 3¾ | 5 | 23¼ | 31 | 42¾ | 57 |
| 4½ | 6 | 24 | 32 | 43½ | 58 |
| 5¼ | 7 | 24¾ | 33 | 44¼ | 59 |
| 6 | 8 | 25½ | 34 | 45 | 60 |
| 6¾ | 9 | 26¼ | 35 | 45¾ | 61 |
| 7½ | 10 | 27 | 36 | 46½ | 62 |
| 8¼ | 11 | 27¾ | 37 | 47¼ | 63 |
| 9 | 12 | 28½ | 38 | 48 | 64 |
| 9¾ | 13 | 29¼ | 39 | 48¾ | 65 |
| 10½ | 14 | 30 | 40 | 49½ | 66 |
| 11¼ | 15 | 30¾ | 41 | 50¼ | 67 |
| 12 | 16 | 31½ | 42 | 51 | 68 |
| 12¾ | 17 | 32¼ | 43 | 51¾ | 69 |
| 13½ | 18 | 33 | 44 | 52½ | 70 |
| 14¼ | 19 | 33¾ | 45 | 53¼ | 71 |
| 15 | 20 | 34½ | 46 | 54 | 72 |
| 15¾ | 21 | 35¼ | 47 | 54¾ | 73 |
| 16½ | 22 | 36 | 48 | 55½ | 74 |
| 17¼ | 23 | 36¾ | 49 | 56¼ | 75 |
| 18 | 24 | 37½ | 50 | 57 | 76 |
| 18¾ | 25 | 38¼ | 51 | 57¾ | 77 |
| 19½ | 26 | 39 | 52 | 58½ | 78 |

**Was ein berl. Scheffel Mehl wiegt, und wie viel Brod daraus zu backen ſey.** Ein berl. Scheffel Mehl wiegt, nach dem auf allen königl. Magazinen angenommenen Satze, 75 ℔.; hiernach werden alle Berechnungen der Mehl-Fäſſer angefertigt. 50 tägliche Portionen Brod, erfordern 1 berl. Scheffel Mehl, à 75 ℔.; wenn nun eine jede tägliche Portion 2 ℔. enthält, ſo würde dieſe Portionen-Anzahl 100 ℔. ausmachen. Dieſes iſt ſchon in der Tabelle vom Verbacken mit angeführt worden. Hier ſoll nur gezeigt werden, wie aus 1 Scheff. Mehl, der nur 75 ℔. wiegt, $16\frac{2}{3}$ Brod, welche 50 Portionen oder 100 ℔. betragen, wirklich gebacken werden. Dieſes iſt aus beyliegender Tabelle, A, welche von $\frac{7}{8}$ berl. Metzen bis 4200 Wiſpel berechnet iſt, zu erſehen.

**Berechnung der Portionen-Anzahl.** 50 Mann erfordern zu ihrem Unterhalt, auf 1 Tag gerechnet, 1 berl. Scheffel Mehl, oder $16\frac{2}{3}$ Stück Brod. Zu einer Portion, à 2 ℔. auf 1 Tag, gehört $\frac{24}{75}$ berl. Metze; und 1000 Mann haben alle Tage 20 Scheff. zu ihrem Unterhalte nöthig. Soll die Verpflegung dieſer 50 Mann mit Brod auf 1 Monath, von 30 Tagen, geſchehen, ſo bekommt 1 Mann auf ſein Antheil 10 Brode, jedes zu 6 ℔. gerechnet; und 50 Mann haben an täglichen Portionen, auf 30 Tage, 500 Stück Brod zu empfangen: dieſe betragen an Mehl, 1 Wiſp. 6 Scheff. berl. Maß. Die tägliche Verpflegung von 1000 Mann, erfordert, auf 1 Monath von 30 Tagen, 10,000 Stück Brod, und netto 25 berl. Wiſpel, oder 600 Scheffel, wie aus der beygefügten Portionen-Tabelle B zu erſehen iſt.

Da, nach vorſtehender Berechnung, 1000 Mann alle Tage 20 Scheff. Mehl zu ihrem Unterhalt gebrauchen, ſo würden zur Verpflegung einer Armee von 100,000 Mann, auf 1 Tag, die Portion zu 2 ℔. gerechnet, 83 Wiſp. 8 Scheff., oder 2408 berl. Scheff. gehören.

| Mehl. | | | | | und geben an ſechs-pfündigen Brod. |
|---|---|---|---|---|---|
| Berliner Maß. | | | | | |
| à Scheffel 75 ℔. | | | wiegt | | |
| Wiſp. | Sch. | Mtz | Centner. | ℔. | Stück. |
| 700 | — | – | 11454 | 60 | 280000 |
| 800 | — | – | 13090 | 100 | 320000 |
| 900 | — | – | 14727 | 30 | 360000 |
| 1000 | — | – | 16363 | 70 | 400000 |
| 1100 | — | – | 18000 | — | 440000 |
| 1200 | — | – | 19636 | 40 | |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 2 | — | — | 32 | 80 |
| 2 | 6 | — | 36 | 90 |
| 2 | 12 | — | 40 | 100 |
| 12 | 18 | — | 204 | 60 |
| 25 | — | — | 409 | 10 |

alle Tage 20 Scheff. [illegible] Unterhalt ge-
brauchen, ſo würden zur Verpflegung einer Armee
von 100,000 Mann, auf 1 Tag, die Portion zu 2 ℔.
gerechnet, 83 Wiſp. 8 Scheff., oder 2408 berl. Scheff.
gehören.

er ökon.technol.Encykl.S.740.

ehl erfordert wird.

| beträgt an Mehl. | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Maß. | | | Gewicht. | |
| Wiſp. | Sch. | Mtz. | Centn. | ℔. |
| — | — | $9\frac{45}{75}$ | — | 45 |
| — | 1 | $3\frac{15}{75}$ | — | 90 |
| — | 1 | $12\frac{60}{75}$ | 1 | 25 |
| — | 2 | $6\frac{30}{75}$ | 1 | 70 |
| — | 3 | — | 2 | 5 |
| — | 3 | $9\frac{45}{75}$ | 2 | 50 |
| — | 4 | $3\frac{15}{75}$ | 2 | 95 |
| — | 4 | $12\frac{60}{75}$ | 3 | 30 |
| — | 5 | $6\frac{30}{75}$ | 3 | 75 |
| — | 6 | — | 4 | 10 |
| — | 6 | $9\frac{45}{75}$ | 4 | 55 |
| — | 7 | $3\frac{15}{75}$ | 4 | 100 |
| — | 7 | $12\frac{60}{75}$ | 5 | 35 |
| — | 8 | $6\frac{30}{75}$ | 5 | 80 |
| — | 9 | — | 6 | 15 |
| — | 9 | $9\frac{45}{75}$ | 6 | 60 |
| — | 10 | $3\frac{15}{75}$ | 6 | 105 |
| — | 10 | $12\frac{60}{75}$ | 7 | 40 |
| — | 11 | $6\frac{30}{75}$ | 7 | 85 |
| — | 12 | — | 8 | 20 |
| — | 18 | — | 12 | 30 |
| 1 | — | — | 16 | 40 |
| 1 | 6 | — | 20 | 50 |
| 1 | 12 | — | 24 | 60 |
| 1 | 18 | — | 28 | 70 |
| 2 | — | — | 32 | 80 |
| 2 | 6 | — | 36 | 90 |
| 2 | 12 | — | 40 | 100 |
| 12 | 18 | — | 204 | 60 |
| 25 | — | — | 409 | 10 |

/

onathlich an Mehl erfordert wird.

| lich. | beträgt an Mehl. Maß. Wiſp. | Sch. | Mtz. | Gewicht. Cent. | ℔. |
|---|---|---|---|---|---|
| Brod. | 25 | — | — | 409 | 10 |
| — | 50 | — | — | 818 | 20 |
| — | 75 | — | — | 1227 | 30 |
| — | 100 | — | — | 1636 | 40 |
| — | 125 | — | — | 2045 | 50 |
| — | 150 | — | — | 2454 | 60 |
| — | 175 | — | — | 2863 | 70 |
| — | 200 | — | — | 3272 | 80 |
| — | 225 | — | — | 3681 | 90 |
| — | 250 | — | — | 4090 | 100 |
| — | 275 | — | — | 4500 | — |
| — | 300 | — | — | 4909 | 10 |
| — | 325 | — | — | 5318 | 20 |
| — | 350 | — | — | 5727 | 30 |
| — | 375 | — | — | 6136 | 40 |
| — | 400 | — | — | 6545 | 50 |
| — | 425 | — | — | 6954 | 60 |
| — | 450 | — | — | 7363 | 70 |
| — | 475 | — | — | 7772 | 80 |
| — | 500 | — | — | 8181 | 90 |
| — | 750 | — | — | 12272 | 80 |
| — | 1000 | — | — | 16363 | 70 |
| — | 1250 | — | — | 20454 | 60 |
| — | 1500 | — | — | 24545 | 50 |
| — | 1750 | — | — | 28636 | 40 |
| — | 2000 | — | — | 32727 | 30 |
| — | 2250 | — | — | 36818 | 20 |
| — | 2500 | — | — | 40909 | 10 |

gehören. Nach dieſem Satze erfordern 100,000 Mann, an Portionen Brod, auf 1 Monath von 30 Tagen, 100,000 Stück Brod, und hierzu 2500 berl. Wiſp. oder 60,000 Scheff. Mehl. In der beygefügten Tabelle C, findet man die monathlichen Brod-Portionen von 1 Mann bis zu 100,000 Mann berechnet.

Was ein Regiment, es ſey Infanterie, oder Cavallerie, auf 1 Tag an Portionen empfange, und wie viel Mehl dazu gehöre, iſt aus nachſtehender Tabelle zu erſehen; wobey anzumerken iſt, daß die Regimenter nach der Größe und Stärke der kön. preuß. Regimenter angezeigt ſind, und die Berechnung darnach eingerichtet iſt.

Ta

wie viel eines Regimentes Portionen Brod

| Portionen = Anzahl à 2 ℔. | Brod à Stück 6 ℔. | Regimenter. |
|---|---|---|
| | | **Infanterie.** |
| 2608 | $869\frac{1}{3}$ | für 3 Bataillons königl. Leibgarde - |
| 2736 | 912 | für 3 Bataillons Prinz von Bernburg |
| 1824 | 608 | für 1 Regiment von 2 Bataillons ohne Grenadiers - - - - - - - |
| 1824 | 608 | für 1 Regiment Füſiliers ohne Grenadiers - - - - - - - - - |
| 757 | $252\frac{1}{3}$ | für 1 Grenadier = Bataillon - - - |
| | | **Cavallerie.** |
| 610 | $203\frac{1}{3}$ | für 3 Escadrons Garde du Corps - |
| 1310 | $436\frac{2}{3}$ | für 1 Regiment Küraſſier - - - - |
| 2327 | $775\frac{2}{3}$ | für 1 Regiment Dragoner von 10 Escadrons - - - - - - - - - |
| 1317 | 439 | für ein Regiment Dragoner von 5 Escadrons - - - - - - - - - |
| 2024 | $674\frac{2}{3}$ | für ein Regiment Huſaren von 10 Escadrons - - - - - - - - - |

helle,

täglich und monathlich an Mehl betragen.

| betragen an Mehl | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| täglich | | | | | monathlich. | | | | |
| Maß. | | | Gewicht. | | Maß. | | | Gewicht. | |
| Wſp. | Sch. | Metz. | Ctn. | ℔. | Wſp. | Sch. | Metz. | Ctn. | ℔. |
| 2 | 4 | $2\frac{42}{75}$ | 35 | 62 | 65 | 4 | $12\frac{60}{75}$ | 1066 | 101 |
| 2 | 6 | $11\frac{39}{75}$ | 37 | 34 | 68 | 9 | $9\frac{45}{75}$ | 1119 | 30 |
| 1 | 12 | $7\frac{51}{75}$ | 24 | 96 | 45 | 14 | $6\frac{30}{75}$ | 746 | 20 |
| 1 | 12 | $7\frac{51}{75}$ | 24 | 96 | 45 | 14 | $6\frac{30}{75}$ | 746 | 20 |
| — | 15 | $2\frac{18}{75}$ | 10 | 35 | 18 | 22 | $3\frac{15}{75}$ | 309 | 75 |
| — | 12 | $3\frac{15}{75}$ | 8 | 35 | 15 | 6 | — | 249 | 60 |
| 1 | 2 | $3\frac{15}{75}$ | 17 | 95 | 32 | 18 | — | 535 | 100 |
| 1 | 22 | $8\frac{45}{75}$ | 31 | $89\frac{1}{2}$ | 58 | 4 | $3\frac{15}{75}$ | 951 | 105 |
| 1 | 2 | $5\frac{33}{75}$ | 17 | 105 | 32 | 22 | $3\frac{15}{75}$ | 538 | 85 |
| 1 | 16 | $7\frac{51}{75}$ | 27 | 66 | 50 | 14 | $6\frac{30}{75}$ | 828 | — |

Der Mehl-Fäſſer, und deren Einrichtung, iſt bereits oben Erwähnung geſchehen. Aus der beygefügten Tabelle D erſieht man: wie viel Scheffel Mehl ein ſolches Faß enthalte; desgl. wie viel dieſe Scheffel Maß, an Gewicht und Pfunden betragen; wie viel Brod-Portionen dieſelben ausmachen; und wie viel Brod aus ſolchem Faſſe Mehl gebacken werden müſſen. Es iſt die Berechnung hierüber von 1 Faß, bis 14,000 Faß, und zwar nach dem berl. Scheffel, gemacht; und wenn deren Anzahl bey dem Marſche einer Armee noch ſtärker ſeyn ſollte, iſt die weitere Berechnung darnach leicht anzufertigen.

Da der dresdner Scheffel beynahe ſo groß iſt, wie 2 berl. Scheffel, und im Verhältniß gegen einander, an dem dresdner Scheffel 1 Metze berliner, welche daran fehlt, den Unterſchied darin macht, ſo folgt auch hier eine Berechnung, was der dresdner Scheffel Mehl an Maß, Gewicht, Portionen und Stücken Brod, beträgt. Die Berechnung aber iſt nach dieſen Sätzen ſehr verſchieden, welche Verſchiedenheit die Mahl-Metze, die von dem Müller bey der Vermahlung des Kornes in der Mühle genommen wird, verurſachet. Wenn nähmlich die Mahl-Metze an den Müller bezahlt wird, ſo bleibt das Gewicht des Scheffels 140 ℔.; wird hingegen die Mahl-Metze nicht bezahlt, ſo bleiben nur 132 ℔., weil die Metze, laut Abzug von 8 ℔. den Unterſchied macht. Nach dieſen beyden Sätzen, iſt in der beygefügten Tabelle E die Berechnung geſchehen.

Es iſt oben der Rapports, welche die Back-Meiſter an den der Bäckerey vorgeſetzten Director, und Lezterer ſeinen General-Rapport an den Commiſſariats-Intendanten, oder an den commandirenden Chef der Armee oder des Corps, abzuſtatten

T a

Maß

| d | gibt Brod | | |
|---|---|---|---|
| Stüc | de. | Portion. | Stück. |
| à 6 | | à 2 ℔. | à 6 ℔. |
| 10 | 000 | 24000 | 8000 |
| 20 | 000 | 27000 | 9000 |
| 30 | 000 | 30000 | 10000 |
| 40 | 000 | 60000 | 20000 |
| 50 | 000 | 90000 | 30000 |
| 60 | 000 | 120000 | 40000 |
| 70 | 000 | 150000 | 50000 |
| 80 | 000 | 180000 | 60000 |
| 90 | 000 | 210000 | 70000 |
| 100 | 000 | 240000 | 80000 |
| 110 | 000 | 270000 | 90000 |
| 120 | 000 | 300000 | 100000 |
| 130 | 000 | 600000 | 200000 |
| 140 | 000 | 900000 | 300000 |
| 150 | 000 | 1200000 | 400000 |
| 160 | 000 | 1500000 | 500000 |
| 170 | 000 | 1800000 | 600000 |
| 180 | 000 | 2100000 | 700000 |
| 190 | 000 | 2400000 | 800000 |
| 200 | 000 | 2700000 | 900000 |
| 300 | 000 | 3000000 | 1000000 |
| 400 | 000 | 3300000 | 1100000 |
| 500 | 000 | 3600000 | 1200000 |
| 600 | 000 | 3900000 | 1300000 |
| 700 | 000 | 4200000 | 1400000 |

| l. Maß. wiegt | und geben an pfündigen Brod. | Mehl. Dresdner Maß. à Scheffel 140 Pf. | | wiegt | | und geben an pfündigen Brod. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Pfd. | Stuck. | Schfl. | M. | Centn. | Pfd. | Stuck. |
| 70 | $2333\frac{1}{3}$ | 82 | — | 104 | 40 | $3826\frac{2}{3}$ |
| 100 | 2380 | 83 | — | 105 | 70 | $3873\frac{1}{3}$ |
| 20 | $2426\frac{2}{3}$ | 84 | — | 106 | 100 | 3920 |
| 50 | $2473\frac{1}{3}$ | 85 | — | 108 | 20 | $3966\frac{2}{3}$ |
| 80 | 2520 | 86 | — | 109 | 50 | $4013\frac{1}{3}$ |
| — | $2566\frac{2}{3}$ | 87 | — | 110 | 80 | 4060 |

ten haben, Erwähnung geſchehen, zu deren Erläuterung hier zwey Schemata folgen. Das erſte iſt der Rapport der Back-Meiſter; und das zweyte der General-Rapport des Directors.

## Rapport

### von der königl. Feld-Bäckerey zu N. N.

| Datum | Einnahme. | Brod | Mehl. in Fäſſern. | Mehl. auf den Böden. | | Holz | Salz. | Alte leere Fäſſer. | Leere Säcke. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | Stück. | Stück. | Ctn. | Pfund | Klaft. | Toñen | Stück. | Stück. |
| den ; | iſt Beſtand geblieben - | 10336 | 12 | — | — | 28 | 1 | 123 | 25 |
| ; ; ; | hierzu eingenommen | — | 32 | — | — | — | — | — | — |
| | Summa | 10336 | 44 | — | — | 28 | 1 | 123 | 25 |
| | Ausgabe. | | | | | | | | |
| den ; | an die Regimenter - | 8863 | — | — | — | — | — | — | — |
| ; ; ; | an Kriegs-Gefangene | 1023 | — | — | — | — | — | — | — |
| | Summa | 9886 | 44 | — | — | 28 | 1 | 123 | — |
| ; ; ; | bleibt Beſtand | 450 | 44 | — | — | 28 | 1 | 123 | 25 |

N. N.

den ; ; ;

## Extract

### von den heutigen Bäckerey-Rapports.

| Datum | Beſtand. | Brod. | Mehl. | | Holz. | Salz. | Alte leere Fäſſer. | Leere Säcke. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | Stück. | Wſp. | Sch. | Klaft. | Toñen | Stück. | Stück. |
| den ; | in den Bäckereyen | $31835\frac{1}{3}$ | 25 | — | 83 | 5 | 446 | 125 |
| | auf dem Proviant-Fuhrweſen - - | — | 150 | — | | | | |
| | Summa | $31835\frac{1}{3}$ | 175 | — | 83 | 5 | 446 | 125 |
| | Hiervon wird die Armee heute auf 3 Tage mit Brod, als vom 12ten bis 14ten dieſes verpfleget, und der übrige Vorrath reicht noch auf 7 Tage, als vom 15ten bis incl. 21ſten dieſes, a. c. | | | | | | | |

Sobald

Sobald eine Armee in das Feld rückt, und zu campiren anfängt, folgt auch derſelben die Bäckerey nach, doch bleibt dieſelbe beſtändig hinter der Armee, abſonderlich in Feindes Lande, nach Beſchaffenheit der Umſtände, wohl 2 bis 3 Meilen zurück. So wie die Armee ihre Zelte aufſchlägt, folgt hierin die Bäckerey nach. Dieſe Zelte werden der Bäckerey durch das Bäckerey-Fuhrweſen, wovon ich hernach ſprechen werde, nachgefahren. Die Bedeckung, welche bey der Bäckerey iſt, führt ihre Zelte bey ſich. Sobald der Ort, wo die Bäckerey aufgeſchlagen werden kann und ſoll, auserſehen iſt, iſt das erſte, daß die Back-Zelte von den Bäcker-Burſchen, mit Hülfe der Mäurer und Böttcher, errichtet werden; nachher errichten ſie ihre Zelte.

Die Back-Zelte ſind demnach die erſten, welche aufgeſchlagen werden müſſen, wenn die Bäckerey nicht in einer Stadt oder einem Flecken angeleget werden kann, und die in dem Orte befindlichen Oefen dazu nicht mitgebraucht werden können. Zu einem Corps d'Armée von 30,000 Mann werden 18 große Zelte erfordert; in 6 Zelten wird der Sauer und Mörſel bereitet, dem Brode das gehörige Gewicht gegeben, und das Brod verfertigt; in 6 Zelten geſchieht die Zubereitung des Mehles, und ſie werden daher Mehl-Zelte genannt; in die 6 übrigen wird das Brod, wenn es aus dem Ofen kommt, zum Abkühlen hingebracht, weshalb man ſie auch Brod-Zelte nennt. Iſt der Vorrath an Brod ſehr groß, ſo werden auch wohl ein oder ein Par Mehl-Zelte zum Abkühlen des Brodes mit zu Hülfe genommen. Ein jeder Ofen hat ſein Back-Zelt; hingegen haben 2 Oefen nur 1 Mehl- und 1 Brod-Zelt.

Bey der ſächſiſchen Armee befinden ſich gleichfalls 18 große Zelte, davon 6 zu Sauer und Mörſel, 6 Mehl- und 6 Brod-Zelte ſind. Von den zu dem

Sauer

Sauer und Mörſel beſtimmten 6 Zelten, hat jedes oben in der Mitte auf beyden Seiten, eine ungefähr $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß lange und breite Quadrat=Oeffnung, mit einem Gitter, worüber von eben der Leinwand, davon das Zelt bereitet iſt, ein Deckel gemacht iſt, welcher durch ein nicht allzu ſtarkes Sack=Band auf= und zugezogen werden kann, damit der Rauch und Dampf von dem heißen Waſſer bey dem anzufertigenden Mörſel, oder der Zubereitung des Teiges, heraus ziehen könne. Dergleichen Oeffnungen aber ſind an den preuſſiſchen Zelten, die zu dem Sauer und Mörſel gebraucht werden, nicht befindlich.

Sobald bey der campirenden Bäckerey die zum Backen gehörigen Zelte aufgeſchlagen ſind, werden die Brod=Zelte mit Bretern beleget, welche aus der, der Bäckerey nahe gelegenen Stadt oder Dorfe herbey geſchaffet werden müſſen, wofür der, der Bäckerey vorgeſetzte Commiſſarius zu ſorgen hat; auf dieſe Back=Breter bringen die Bäcker=Burſche das Brod ſtoßweiſe hin, auf deren Richtigkeit die Ober=Bäcker zu ſehen haben.

Bey der ſächſiſchen Feld=Bäckerey werden die Zelte mit reinem, friſchem Stroh ausgelegt, und das zum Abkühlen gebrachte Brod darauf hingeſetzt. Eine davon zu befürchtende Feuers=Gefahr findet nicht Statt, weil jedes Mahl das aus dem Ofen gezogene Brod von den Bäcker=Burſchen beſehen, und eine an dem Brode etwann hangende Kohle abgewiſcht wird.

Nach aufgeſchlagenen Back=Zelten, werden die Zelte für den Ober=Backmeiſter und die Back=Meiſter, ſodann die für die Ober=Bäcker, und zulezt die für die Bäcker=Burſche, aufgeſchlagen. Sechs Burſche haben allemahl ein Zelt; ſie bekommen, gleich den Soldaten, ihr Lager=Stroh, und haben ihre Zelt=Decken.

Es

Es iſt aber nicht allemahl nothwendig, daß, wenn die Armee campirt, auch die Bäckerey campiren müſſe. Es kann eine Armee campiren, und die Bäckerey cantoniren. Sehr ſelten iſt die Bäckerey zu campiren genöthigt. Des Directors erſte Sorge muß dahin gerichtet ſeyn, die Bäckerey an einem Orte, wo Waſſer befindlich iſt, es ſey eine Stadt, oder ein Dorf, anzulegen, und die Back-Oefen an dem Waſſer errichten zu laſſen. Die Bäcker dürfen keine Zelte für ſich aufſchlagen, ſondern werden, wie die Soldaten, wenn ſie in die Cantonirungs-Quartiere gehen, in die Häuſer des Ortes verlegt. Bey den Oefen aber werden Schoppen von Dielen aufgeſchlagen; einige zu dem Mehle, und andere zu dem Brode, welches zum Abkühlen darein gebracht wird; daher auch jene **Mehl-Kammern**, und dieſe **Brod-Kammern**, genannt werden.

Wenn eine Armee in Feindes Lande, von dem Feinde durch verſchiedene vorgemachte Wendungen theils gedrehet wird, daß ſie ihre vorige Stellung verlaſſen muß, theils verfolget wird, und keinen feſten Fuß faſſen kann, daß ſie weder mit Brod noch Mehl verſehen werden kann, ſie auch, eine Bäckerey anzulegen, keinen ſichern Ort vor ſich ſieht, und von keinem Orte, es ſey einer Stadt oder anderwärts her, Brod zu bekommen iſt: in ſolchem Falle muß einer in dergleichen Verlegenheit ſich befindenden Armee, Zwieback zum höchſt nothdürftigen Unterhalt gereichet werden, bis ſie an den Ort der Sicherheit kommt, wo ihr die Proviant-Wägen das Brod entgegen bringen.

Es gibt verſchiedene Arten **Zwieback**. Einige werden aus Weizen-Mehl und Zucker gebacken. Eine andere Art wird aus einem Mittel-Mehle, von Rocken- und Weizen-Mehl (als: $\frac{2}{3}$ Rocken- und $\frac{1}{3}$ Weizen-Mehl) bereitet. Von dieſen iſt hier aber nicht die Rede; ſondern der Zwieback, womit eine Armee

im

im Nothfalle unterhalten werden ſoll, iſt nichts anders, als ein zwey Mahl gebackenes Brod, L. Panis dipyrus, ſ. biscoctus, welches dieſen Nahmen daher erhalten hat, weil es zum zweyten Mahl in den Ofen kommt, damit ſeine Feuchtigkeit deſto mehr abtrockne, und es lange aufbehalten werden könne. Weil es vornehmlich auch bey langen Reiſen auf der See gebraucht wird, wird es Schiff-Zwieback genannt. Schon Plinius gedenkt deſſelben unter der Benennung: Panis nauticus; denn es war ſchon bey dem römiſchen Kriegs-Heere, nebſt dem Eſſige, ein Hauptſtück des Unterhaltes deſſelben im Felde. Ammianus ſagt, daß man den Soldaten, auf 20 Tage, von ſolchem auf die Dauer gebackenen Brode auf die Achſeln gelegt habe (*). Dieſes Brod wurde in dünnen Kuchen ſo hart und trocken ausgebacken, daß es ſich 50 Jahr lang aufbehalten, und ſehr leicht nachtragen ließ.

Auf den engliſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Schiffen, wird dieſer Zwieback aus lauter Weizen-Mehl gebacken.

In Frankreich wird, nach Malouin's Beſchreibung (**), der Zwieback, welcher ſich auf langen Reiſen zur See, in Feldzügen und bey Belagerungen, gut aufbehalten läſſet, aus Weizen-Mehl gemacht, von dem man den ganzen Gries und die Kleyen abgeſondert hat, ſo, daß man von einem Sacke von 200 ℔. nur 160 ℔. Mehl zum Zwieback nimmt. Unter dieſe 160 ℔. Mehl nimmt man, wenn man es knetet, 40 ℔. Waſſer, und bekommt davon 200 ℔. Teig, aus dem man, wie der Verf. der Berechnung des Unterhaltes der Miliz (Tarif des Subſiſtances militaires)

(*) Des Ammianus Worte ſind: Viginti dierum frumentum, ex eo quod erat in ſedibus conſumendum, ad vſus diuturnitatem excoctum, buccellatum, ut vulgo appellant, humeris impoſuit libentium militum.

(**) Ausführliche Beſchreibung der Müller-Nudelmacher- und Bäcker-Kunſt, von Hrn. Malouin, im 8 B. des überſ. Schauplatzes der Künſte und Handwerke, (Lpz. und Königsb. 1769, gr. 4.) S. 446, fgg.

taires) anführt, nur 133⅓ Portionen Zwieback, jede zu 24 Unzen, bäckt, die aber, nachdem ſie aus dem Ofen kommt, nur 18 Unzen wiegen darf, weil 40 ℔. Waſſer ausdunſten; ja, wie dieſer Schriftſteller ſagt, ſo dunſtet auch die natürliche Feuchtigkeit des Mehles, da er auf jeden Sack 9 bis 10 ℔. rechnet, aus; folglich bäckt man aus 160 ℔. Mehl und 40 ℔. Waſſer, nur 150 ℔. Zwieback; und auf dieſe Art wird die Einbuße an dem Commiß-Zwiebacke (*) höher geſchätzet, als bey den italiäniſchen Nudeln, bey denen man eben ſo viel am Gewichte wieder bekommt, als man Nudel-Gries dazu genommen hat, und keinen andern Abgang, auch wenn ſie ausgetrocknet ſind, verſpüret, als den Abgang des Gewichtes des zum Kneten genommenen Waſſers.

Der Zwieback, deſſen man ſich als Proviant zu Lande bedient, darf nicht ſo ſcharf gebacken ſeyn, als der Schiff-Zwieback, und man bekommt aus 200 ℔. Mehl, 142 Portionen dergleichen Zwieback, jede Portion zu 18 Unzen gerechnet; oder, deutlicher zu reden, man muß dieſen Zwieback zwar faſt eben ſo lange Zeit im Ofen laſſen, man kann aber mehr Waſſer zum Einkneten nehmen. Ordentlicher Weiſe läſſet man den Zwieback 2 Stunden im Ofen, der Ofen aber muß ſchärfer geheizet werden, als zum Brodbacken; denn je weniger Waſſer man zu einem Teige nimmt, deſto ſchwerer bäckt er aus; übrigens muß auch der Zwieback mehr ausgebacken ſeyn, als das Brod.

Dergleichen aus lauter Weizen-Mehl gebackener Zwieback, ſieht zwar ſehr weiß aus, iſt aber ohne alle Kraft, da hingegen ein nach hieſiger Landes-Art aus ⅔ Rocken- und ⅓ Weizen-Mehl eingeſäuerter und zubereiteter, weit ſchmackhafter iſt. Die kräftigſte und beſte Art von Zwieback iſt diejenige, die aus gutem reinem Rocken-Mehl gebacken wird; doch wird die Kraft dieſes Zwiebackes ſich nicht eher und beſſer, als in Bier oder Waſſer, zu erkennen geben.

Die

(*) Dergleichen Verrechnungen ſind den Proviant-Commiſſarien vortheilhaft, und gereichen der Nation zum Schaden.

Die hieſigen Zwiebacke werden aus lauter Rocken-Mehl bereitet. Dieſer Teig wird geſäuert, man läſſet ihn gehen, er wird wie der Teig zu Brod bearbeitet, in eine Art kleiner runder Brode verfertigt, und in einen dazu geheizten Back-Ofen eingeſchoben; wenn dieſe runde Brode ausgebacken ſind, werden ſie aus dem Ofen gezogen, und mit einem Meſſer in der Mitte zerſchnitten; jede Hälfte davon wird mit einem Kreuz-Schnitte durchgeſchnitten, und in eben dieſe Ofen-Hitze, zum Ausbacken, wieder eingeſchoben. Durch dieſe Hitze wird nun die in dem zerſchnittenen Brode noch befindliche Näſſe gänzlich verzehrt, und das Brod bekommt nun die Geſtalt eines Zwiebackes. Er muß ſo lange im Ofen bleiben, bis er die Härte einer Brod-Rinde erhalten hat, und ganz leicht iſt.

Ein Brod, ſo gut es auch ausgebacken iſt, kann in ſehr kurzer Zeit verderben, und, zumahl im Sommer in ſehr heißen Tagen, von Schimmel überzogen werden. Dieſer Zwieback hingegen iſt ſolcher Gefahr nicht ausgeſetzt, ſondern bleibt, bereits erwähnter Maßen, 30, 50 und mehr Jahre gut, und von Schimmel und Würmern frey. Er wird den Armeen nur im höchſten Noth-Falle gereichet.

Im ſiebenjährigen Kriege, da die preuß. Feld-Bäckerey in Torgau aufgeſchlagen war, wurden im J. 1761 daſelbſt ſehr viel Zwiebacke gebacken, um die Armeen, die damahls, wegen der beſtändigen Hin- und Hermärſche, die Bäckereyen nicht allemahl bey und mit ſich führen konnten, dadurch im Noth-Falle zu unterſtützen. Dieſe Zwiebacke wurden in Mehl-Fäſſer gepackt, und ein ſolches Faß mit Zwieback wog ungefähr 150 bis 180 ℔. In dem 1778 entſtandenen Kriege, wurde eine große Quantität dieſer Fäſſer mit Zwieback, zur Verpflegung der Armee nach Dresden geſchaffet; weil aber dieſer Feldzug bald zu Ende war, ſo wurden dieſe Fäſſer wieder nach Magdeburg zurück geſandt.

Dieſer

Dieſer Zwieback iſt zwar ein ſehr hartes Brod, und kann daher nicht wie eine andere Art von Brod gegeſſen werden, bleibt aber doch allemahl von ſehr großem Nutzen; denn wenn er klein geſchlagen, und zu Suppen verbraucht, oder in Bier oder Waſſer gelegt wird, macht er beyde ſehr wohlſchmeckend, und ſättigt.

So lange eine Armee, entweder durch ihre eigene Bäckerey, oder aus einer Stadt-Bäckerey, mit Brod verpfleget werden kann, werden die mit Zwieback angefüllten Fäſſer, der Armee, wenn ſie auf dem Marſche iſt, beſtändig durch beſonders dazu commandirte Bauer-Wägen nachgefahren. Kann nun eine Armee durch keine Bäckerey unterſtützet werden, ſo wird dieſer Zwieback, zur Erſetzung des Brod-Mangels unter die Armee ausgetheilt. Den Regimentern wird eine gewiſſe Anzahl Fäſſer gegeben; bey deren Eröffnung ſich finden wird, daß, wegen des vielen Hin- und Herfahrens mit dieſen Fäſſern, der darin eingepackte Zwieback mehrentheils in Stücke zerbrochen iſt. Von den Chefs der Compagnien wird den Unter-Officiers der Befehl ertheilt, die Zwiebacke an die Gemeinen zu vertheilen. Ein jeder Soldat bekommt, nach Beſchaffenheit der Umſtände, ſeine Pfunde, welche ihm in lauter Stücken zugewogen werden. Auf ſolche Art wird der bey einer Armee entſtandene Brod-Mangel dadurch erſetzt.

Das Fuhrweſen, welches alles der Bäckerey Zugehörige fortbringt, wird das Feld-Bäckerey-Fuhrweſen genannt, und iſt mit dem Feld-Proviant-Fuhrweſen, welches von einem großen Umfange iſt, und wovon ich im Art Kriegs-Proviantweſen handeln werde, nicht zu verwechſeln. Dieſes Feld-Bäckerey-Fuhrweſen bey einem Corps d'Armée von 30,000 Mann, verurſachet ſchon ein großes Aufſehen,

und noch mehr, wenn eine weit ſtärkere Armee marſchiret. Nach dem Feld-Kriegs-Etat ſind zur Verpflegung dieſes Corps mit hinlänglichem Brod, 17 Back-Oefen beſtimmt; hieraus iſt zu erſehen, daß auch das Fuhrwerk dazu, und die Anzahl der verſchiedenen Profeſſions-Verwandten, die alle bey der Bäckerey ihre Beſchäftigung haben, anſehnlich ſeyn müſſe.

Nach dem preuß. Feld-Kriegs-Etat gehören dazu zwey Inſpectores, vier Wagen-Meiſter, acht Schirr-Meiſter, vier Schmiede-Geſellen, ein Stellmacher oder Wagner, und ein Riemer oder Sattler.

Die zu dieſem Bäckerey-Train erforderlichen zwey Inſpectores werden nicht von dem Commiſſariate, ſondern von dem über den Train geſetzten General-Intendanten angenommen und vereidet; ſie bekommen von demſelben ihre Inſtruction und Verhaltungs-Befehle, wie auch ihr monathliches Tractement. Dem Range nach, folgt der Inſpector nach dem Proviant-Commiſſarius, und hat an monathlichem Tractement 12 Rthlr., ohne die Portionen und Rationen. Unter den Befehlen dieſer zwey Inſpectoren ſteht der ganze bey dem Corps d'Armée befindliche Bäckerey-Fuhrweſen-Train. Ein jeder Inſpector hat ſeine Colonne, welche aus einer gewiſſen Anzahl Wägen, nebſt den dazu gehörigen Wagen-, Schirr-Meiſtern und Fuhr-Knechten beſteht. Ein jeder Inſpector hat 2 Wagen-Meiſter und 4 Schirr-Meiſter unter ſeinem Befehl, wie auch eine Schmiede, wobey 2 Schmiede-Geſellen angeſtellt ſind; ferner 2 Stellmacher und 2 Sattler, und eine gewiſſe Anzahl Wägen, nebſt den dazu gehörigen Knechten und Pferden. Ueber dieſe Knechte, Pferde und Wägen, ſind zur Aufſicht die Wagen- und Schirr-Meiſter geſetzt, deren jeder hierbey ſeine Verrichtung hat.

Der Schirr-Meiſter Function beſteht darin, auf die Knechte Acht zu haben, daß die Pferde gut abgewartet werden, und ihr gehöriges Futter bekommen, daß das Futter nicht von den Knechten den Pferden entzogen und heimlich verkauft werde. Dieſe Schirr-Meiſter müſſen alle Unordnungen, welche etwa vorgehen, an den Wagen-Meiſter berichten, desgleichen wenn Knechte oder Pferde krank ſind, oder an den Wägen und dem Sielenzeuge etwas ſchadhaft geworden iſt; ſie müſſen die Anzahl ihrer Knechte revidiren, ob auch einige heimlich, ohne ſich vorher zu melden, weggegangen ſind. Zank, Streit, Schlägerey, welche unter den Knechten vorgefallen ſind, müſſen die Schirr-Meiſter ſteuern, ſie davon abhalten, und das Vorgegangene den Wagen-Meiſtern melden.

Der Wagen-Meiſter Schuldigkeit iſt, alles, was ihnen von den Schirr-Meiſtern hinterbracht worden iſt, zu unterſuchen, und ſolches an den der Colonne vorgeſetzten Inſpector zu berichten. Sie verfertigen über die bey dem Train ſchadhaft gewordenen Sachen, an Pferden, Wägen-Geſchirr, was daran gemacht, oder noch in fertigen Stand zu ſetzen iſt, ihren ſchriftlichen Rapport an den Inſpector, welcher darauf, nach angeſtellter Unterſuchung, die Ordre gibt, alles ſogleich wieder in fertigen Stand zu ſetzen, worauf die Wagen-Meiſter zu ſehen, und davon Rede und Antwort zu geben, verbunden ſind. Sie bekommen, auf ihren Rapport an den Inſpector, in Anſehung der Portionen und Rationen für Knechte und Pferde, von dem Inſpector ihre Aſſignationen über das zu empfangende Brod für alle ihre Untergebene, über das Korn und Rauch-Futter für den Train Pferde, über das Lager-Stroh für die Knechte, und Streu-Stroh für die Pferde, mit Unterſchrift ihres Nahmens. Sie haben alsdann darauf zu ſehen, daß dieſe Portionen und Rationen gehörig eingetheilt werden, und Men-

ſchen und Vieh keine Noth leiden. Sobald dieſes von dem Wagen-Meiſter geſchehen iſt, haben die Schirr-Meiſter dafür zu ſorgen, daß dieſes Futter den Pferden richtig gereichet werde. Dieſe Wagen- und Schirr-Meiſter bekommen das monathliche Tractement für ſich, und für die Knechte, von dem Inſpector, welches ſie an die Knechte gehörig auszahlen, und die geſchehene Auszahlung ſchriftlich atteſtiren und quittiren müſſen.

Auf den täglich abzuſtattenden Rapport der Wagen-Meiſter an den Inſpector, verfertigen die Inſpectores ihren Rapport von dem ganzen Fuhrweſen-Train, und müſſen denſelben alle Tage dem General-Intendanten, oder, in deſſen Abweſenheit, dem Director ſchriftlich überreichen. Die Inſpectores bekommen, auf abgeſtatteten Rapport, ihre Verhaltungs-Befehle, was an dem Tage geſchehen oder vorgenommen werden ſoll, um ſolches dem Fuhrweſen bekannt zu machen.

Bey dem ſächſiſchen Feld-Bäckerey-Fuhrweſen, ſind keine Inſpectores, ſondern deren Stelle vertreten die Ober-Wagen-Meiſter; dieſen folgen die Wagen- und Schirr-Meiſter, und der ihnen untergebene Train.

Ein jeder der bey dem Corps d'Armée von 30,000 Mann zur Brod-Verpflegung feſtgeſetzten 17 Back-Oefen, hat ſeinen eigenen Wagen, worauf er fortgeſchaffet wird. Auſſer dieſen 17 Wäger, werden noch 17 zur Fortſchaffung des zu den Oefen gehörigen Bäckerey-Geräthes, als: Keſſel, eiſernen Dreyfüße, Back-Tröge, hölzernen Fäſſer, Waſſer-Kannen, Schaufeln, Back-Breter, und anderer Kleinigkeiten, erfordert. Leztere Wägen werden, zum Unterſchiede derjenigen, worauf die Back-Oefen gelegt ſind, Spriegel- oder Leiter-Wägen genannt. Zu den Back- und übrigen Zelten, welche für die Bäcker, wenn ſie campiren müſſen, gehören, wie auch dem Zelt-Zugehör,

hör, Zelt-Decken, Zelt-Stangen, ſind, nach dem preuß. Feld-Kriegs-Etat, 14 Wägen nöthig; dieſe unterſcheiden ſich von den beyden vorigen Arten Wägen dadurch, daß ſie mit einer weißen leinenen Plane überzogen ſind. Auſſer dieſen Wägen, ſind noch zwey, welche aber mit Deckeln und Schlöſſern verſehen ſind; von dieſen Wägen hat jeder Inſpector einen, nebſt einem Schlüſſel. In dieſen Wägen befinden ſich alle Vorraths-Stücke, als: Stränge, Sielen, Huf-Eiſen, Nägel, Wagenſchmier, u. d. gl. damit alles in benöthigtem Falle bey der Hand ſey, und auf dem Marſche nicht erſt angekaufet werden dürfe. Endlich kommen noch zwey Wägen, welche Proviant-Wägen genannt werden, in welchen ſich das Handwerks-Geräth der Schmiede, Stellmacher und Sattler befindet. Den Beſchluß machen zwey Feld-Schmieden, deren ein jeder Inſpector eine bey ſeiner Colonne mit ſich führt.

Bey dem ſächſiſchen Feld-Bäckerey-Fuhrweſen, hat auch ein jeder Ofen ſeinen eigenen Wagen, nur ſind die Wägen, welche die Zelte zur Bäckerey, die Feld-Decken ꝛc. führen, mit Deckeln verſehen, da hingegen die preußiſchen nur leinene Planen haben.

Die jezt erwähnten Wägen, ſind in dem Fuhrwerke, und in der Anſpannung an Knechten und Pferden, nicht gleich. Was die Wägen betrifft, welche die eiſernen Reifen oder Bügel zu den Oefen führen, ſo hat ein jeder Ofen ſeinen eigenen Wagen, welcher mit 6 Pferden beſpannt iſt, und wobey 2 Knechte angeſtellt ſind. Dieſe 17 Wägen erfordern ſolchemnach 34 Knechte, und 102 Pferde. Ein jeder der ſo genannten 17 Spriegel- oder Leiter-Wägen, worauf das zur Bäckerey gehörige Geräth befindlich iſt, iſt mit 4 Pferden beſpannet, und hat einen Knecht. Bey dieſen 17 Wägen ſind alſo 17 Knechte, und 68 Pferde. Von denen 16 Wägen, welche die Zelte

und deren Zugehör führen, und mit leinenen Planen bedeckt ſind, iſt jeder mit 4 Pferden beſpannet, und mit einem Knechte verſehen, daß alſo 6 Knechte und 64 Pferde dazu erfordert werden.

Bey der ſächſiſchen Feld⸗Bäckerey, iſt ein jeder der Deckel⸗Wägen, welche die Zelte und das dazu gehörige Geräth führen, mit 6 Pferden beſpannet, dagegen die preußiſchen nur 4 Pferde haben.

Von den beyden, mit Deckeln und Schlöſſern verſehenen, Wägen, die den Inſpectoren gehören, wird ein jeder von einem Knechte und 4 Pferden gefahren, daß alſo bey dieſen 2 Wägen, 2 Knechte und 8 Pferde befindlich ſind. Von den beyden ſo genannten Proviant⸗Wägen, in welchen das Handwerks⸗Geräth der Schmiede, Stellmacher und Sattler ſich befindet, hat ein jeder ſeinen Knecht und 4 Pferde.

Nach dem preuß. Feld⸗Kriegs⸗Etat, wird jedem Wagen⸗ und Schirr⸗Meiſter ein Pferd, zu ſeinem Fortkommen, gegeben, welches für 4 Wagen⸗ und 8 Schirr⸗Meiſter 12 Pferde beträgt. Ueberdies werden bey dieſem Train übercomplete Knechte und Pferde, um ſie im Nothfalle zu gebrauchen, und zwar 4 Knechte und 6 Pferde, gehalten. Solchemnach beträgt die Total⸗Summe des Feld⸗Bäckerey⸗Fuhrweſens bey dieſem Corps d'Armée von 30000 Mann: 75 Knechte, und 268 Pferde.

Anweiſung, was bey einem zu errichtenden Feldkriegemagazin ꝛc. zu beobachten, von Jo. Jac. Weinberg und Jo. Chr. Schrapel, 1 Th. (Dresd. 1784, gr. 8.) S. 49, fgg.

**Kriegs⸗Bann, Heer-Bann, Heer⸗Fahrt, Heeres⸗Folge,** L. Heribannum, ein Aufgeboth zum Kriege; die Verbindlichkeit, dem Heere ſeines Herrn zu folgen, die Waffen für ihn zu ergreifen; ſ. oben, S. 495, und im Art. Kriegs⸗Heer.

In dem gewöhnlichſten Verſtande, worin auch dieſer Ausdruck am meiſten gebraucht wird, bedeutet derſelbe

derſelbe eigentlich die Strafe, womit derjenige beleget wurde, der nach geſchehenem Aufgebothe ſich nicht auf dem Sammel-Platze zum Heereszuge geſtellt hatte (*).

Der Biſchof Gregorius von Tours, ſchreibt in ſeinen Annalen, B. 5. C. 26: Chilpericus Rex de pauperibus & iunioribus Eccleſiae & Baſilicae iuſſit bannos exigi, pro eo, quod in exercitum non ambulaſſent. Die Armen und Jungen von geiſtlichen Unterthanen waren ebenfalls von dem Heerzuge nicht frey, und wenn ſie ausblieben, mußten ſie auch die Geld-Strafe bezahlen. Eigentlich war faſt niemand frey, weder Biſchöfe, noch andere Geiſtliche, ſo gar nicht einmahl die Prieſter und Pfarr-Herren, ſondern nur die unvermögenden Alten; diejenigen, die rechtmäßige Urſache hatten, warum ſie zu Hauſe bleiben mußten, und von dem Fürſten zu andern Sachen beſtellt waren, z.B. die See-Küſten zu bewahren, Brücken zu bauen, die Land-Gränzen zu beſetzen ꝛc. dieſe waren allein nur frey.

Der ganze Heer-Bann, plenum Heribannum, betrug bey den Franken 60 Schillinge; eine ſtarke Summe, daher er auch Bannum dominicum in den Capitularien genannt wird (**). Wenn derjenige, der



(*) Daher erklärt *Bignonius*, in Not. ad Append. Marculfi, bey dem Baluz, der neuen Ausgabe, S. 963, den Ausdruck alſo: Heribannum poena eſt pecuniaria eius, qui ad expeditionem poſt principis bannum ſ. edictum profectus non eſt; d. i. der Heer-Bann iſt eine Geld-Strafe, die von demjenigen beygetrieben wird, der nach dem Aufgeboth des Fürſten ſich nicht zum Heerzuge geſtellt hat.

(**) Z. B. in den Capitular. K. Karl's des Großen, L. 3, c. 67, ſteht: Quicunque liber in hoſte bannitus fuerit, & venire contempſerit, plenum Heribannum componat ſecundum legem Francorum, id eſt *LX* Solidos ſoluat. Der freye Mann, der nach dem Aufgebothe nicht erſchien, mußte den ganzen Bann mit 60 Schillingen nach fränkiſchen Geſetzen bezahlen.

der die 60 Schillinge bezahlen ſollte, das Geld nicht hatte, mußte er, nach dem Capitulare v. J. 810, Cap. 11, Bürgen ſtellen; wenn er aber auch dieſe nicht ſtellen konnte, mußte der freye Mann dem Fürſten ſo lange perſönlich dienſtbar werden, bis die Summe bezahlt war, alsdann erſt ward er wieder frey. Starb er aber in der Dienſtbarkeit, ſo behielten ſeine Erben doch ſeinen Nachlaß, und blieben von aller Anſprache frey.

Zuweilen wurde auch nur ein geringerer Heer-Bann gefordert, nach eines Jeden Vermögens-Zuſtande, damit die Unterthanen nicht zu viel beläſtiget werden ſollten. Dieſen Bann nannte man legitimum Herebannum; vermöge deſſen bezahlte derjenige, der 6 Pfund in Golde, Silber, und an Waffen in Vermögen hatte, 3 Pfund; und derjenige, der 3 Pfund dergleichen an Vermögen beſaß, bezahlte nur 30 Schill. u. ſ. w. Noch immer eine ſchwere Auflage! ja, man kann ſicher behaupten, daß unter den fränkiſchen Königen die Unterthanen ſchwerer beläſtigt waren, als ſie wirklich jezt ſind, wenn man auch nur die Menge von Zöllen rechnet, die ſie geben mußten.

Von dem Heer-Banne erhielt der Graf den dritten Theil; doch durfte er ihn ſelbſt nicht einfordern, (damit er keinen Unterſchleif machen konnte,) ſondern dieſes that der Miſſus dominicus, von dem er auch ſeinen dritten Theil empfing. Man durfte ihn auch nicht vom Acker, noch von den leibeigenen Knechten nehmen, ſondern allein vom baren Vermögen an Gold, Silber, Waffen, Kleidern, und vom Vieh, von ſolchen Sachen, die zum Nutzen gehörten. Unter K. Karl dem Kahlen wurde er ſehr ſtark eingefordert, weil die Normänner durch ihre grauſame Einfälle ſolches verurſacheten, wo auch damahls vom Acker, von jeder Hufe 1 Pfennig (Denarius) entrichtet werden mußte, der ſonſt in vorigen Zeiten frey war.

Bey

Bey den Geiſtlichen, iſt der Heer-Bann eine natürliche Folge von denen Gütern, mit welchen die Claſſe von Menſchen, oft über die Schranken der Stats-Haushaltung, bereichert wurden. An ſich iſt es zwar nach den Grundſätzen des Chriſtenthumes keinem Stande verbothen, in einem rechtmäßigen Kriege Kriegs-Dienſte zu leiſten; und vielleicht wären die von Syrien weit entlegenen Länder viel ſpäter zum chriſtl. Glauben gebracht worden, wenn nicht mancher brave Soldat, der ein Chriſt, vielleicht auch Prieſter war, mit den römiſchen Legionen in die entfernteſten Provinzen gekommen wäre, und da das Chriſtenthum den barbariſchen Heiden verkündigt hätte; ſobald aber einmahl das Kirchen-Syſtem einige Feſtigkeit erlangt hatte, ſobald die Geiſtlichen einen beſondern, von den Welt-Leuten abgeſonderten Stand ausmachten, ſobald ſie eigene, bloß ihrem Stande zugeſchlagene Güter, und zwar in Menge, beſaßen, da konnten ſie auch gleichſam von ihren eigenen Mitteln leben, konnten den Herrn- und Kriegs-Dienſt entbehren, konnten eine bequemere Lebens-Art führen, und mit ſtilleren Arbeiten ihr Amt verrichten. Verſchiedene Stellen aus den Schriften der älteſten Kirchen-Schriftſteller kamen den Geiſtlichen ſehr wohl zu Statten, aus welchen zu erhellen ſchien, daß die alten Biſchöfe und Kirchen-Diener den Krieg überhaupt verabſcheuet, und den Chriſten widerrathen haben. Tertullian ſprach vollkommen nach ihrem Geſchmacke, als er, in ſeinem Werke de Idololatria, gegen den Krieg und die Kriegführenden losfuhr, und vor dem Blutvergießen die Chriſten warnte. Origenes erhielt vollends den ganzen Beyfall, da er in ſeinem lezten Buche gegen den Celſus behauptete: die Chriſten trügen eben ſo viel zum Wohl des Ganzen und zum Heil des Kaiſers bey, wenn ſie durch ihr Gebet den Segen von oben herab beyzögen, als wenn ſie

mit dem Degen in der Fauſt für das römiſche Reich föchten. Er geht alsdann zu den heidniſchen Götzen-Prieſtern über, und ſagt, daß ja auch dieſe von dem blutigen Kriegs-Handwerke frey wären, damit ſie den Göttern mit Händen, die von Menſchen-Blut rein wären, ihre Opfer bringen könnten.

Die Geiſtlichen, Klerici und Mönche, machten ſich dieſen frommen Gedanken zu nutze, entzogen ſich nicht nur dem Kriegs-Dienſte, ſondern lockten auch durch dieſe Bequemlichkeit eine Menge Welt-Leute an, daß ſie, um dieſer harten und beſchwerlichen Lebens-Art auszuweichen, lieber ſich zu Kirchen-Dienern und Mönchen ſcheren lieſſen. Die chriſtlichen Kaiſer ſelbſt mußten durch angemeſſene Geſetze verhüten, daß nicht die jungen Leute nach eigener Willkür durch die Annahme des geiſtlichen oder Mönchs-Standes ſich vom Kriegs-Dienſte losmachten. Dieſe Vorſicht mußte auch noch Karl der Große, in ſeinem Capitulare, v. J. 805, c. 17, anwenden. In dieſer Lage blieben die Sachen, ſo lange das römiſche Reich, zum Theil im Orient, beſtand. Unterdeſſen kamen andere Völker in die römiſchen Staten und Provinzen, welche andere Sitten, andere Maximen, andere Geſetze, andere Denk- und Lebens-Arten mitbrachten. Bey ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum ging es lange nicht ſo glücklich zu, als bey den ſchon civiliſirten römiſchen und jüdiſchen Unterthanen, die ſchon größten Theils zahme Menſchen und geartete Bürger waren, ehe ſie Chriſten wurden, da im Gegentheil die nordiſchen Völkerſchaften bey aller ihrer Redlichkeit, Treue, Abſcheu vor Verſtellung, nichts deſto weniger den ganzen Sturm der verwilderten Menſchheit an ſich trugen, die ſanftern, ſtillern, geſchmeidigern Tugenden der Geſelligkeit wenig kannten, ganz geiſtiger, abſtracter und auf unſichtbare Ewigkeiten eingerichteter Begriffe kaum empfänglich waren.

Bey dieſen war der Krieg, wie die Jagd, ein Nahrungs-Mittel, wovon jedes Haus zu leben pflegte. Die deutſchen Völker, welche Tacitus und Cäſar kennen lernten, hatten in Anſehung des Heer-Bannes folgende Einrichtung gemacht: Wer ein Gut oder Acker-Feld hatte, wovon er mit den Seinigen leben konnte, der mußte, wenn das Aufgeboth zu einem Kriege kam, ſich unter ſeiner Fahne einfinden. Jeder mußte ſich um ſeinen Herd, um ſein Haus und Hof wehren. Ja, es iſt höchſt glaublich, daß auch ſchon zu des Tacitus Zeiten viele Gemeinheiten ſich hier und da auf den Ackerbau gelegt, und ihr Vermögen nicht nur in Bogen, und Pfeil und Jagd, Vögel und Hunde geſetzt hatten. Als nun in ſolchen Ländern der chriſtliche Glaube angenommen, und jeder Diſtrict zu ſeiner Zeit mit Biſchöfen und andern untergeordneten Geiſtlichen verſehen wurde, bekamen dieſe Herren auch ihr angewieſenes Stück Land, ſowohl zu ihrem Unterhalt, als zum Behuf der Kirchen und des dazu gehörigen, mit Aufwand verbundenen Gottesdienſtes. Die Völker, welche ſich ſchon vor dem Chriſtenthume in Gemeinheiten, in gemeine Wehre, in Gilden und Verbrüderung zuſammen gethan hatten, waren gewohnt, daß jeder Eigenthümer eines Stück Landes auch zum gemeinſamen Krieg, zur Vertheidigung des verbündeten Strich Landes ſich begeben, und ſeiner Fahne folgen mußte. Da nun in der Folge der Zeiten viele von dieſen eigenthümlichen Gütern den Kirchen und ihren Vorſtehern, den Biſchöfen, Aebten und andern Prieſtern, zugeſchlagen wurden, ſo war es, nach der Denkungs-Art der damahligen Zeiten, ganz natürlich, daß derjenige, der durch die Waffen ſeinen Herd beſchützt und gewehrt haben wollte, auch ſich bemühen mußte, das Seinige dazu mit beyzutragen. Fremde und Knechte waren dazu unſchicklich (*). Wenn

(*) Möſer's osnabrück. Geſchichte, Th. 1, Abſch. 1, §. 21.

Wenn Habe, Gut, Weib und Kinder, auf das Spiel geſetzt ſind, wird niemand gern einen Andern ſpielen, und um Leben und Tod für ſich ringen laſſen.

Es iſt alſo, wenn man auch in den ältern Zeiten noch keine, den Kirchen gegebene Lehen = Güter unterſtellen will, gar nicht zu verwundern, wenn die Regenten, bey einem in das Land einfallenden Feinde, von den Geiſtlichen perſönliche Kriegs = Dienſte verlangt haben; beſonders bey den rohen und weniger geiſtigen, und in der Eile zu Chriſten gemachten Völkern, wie die Franken und Sachſen waren. Die Güter, mit welchen die Biſchöfe, Aebte und andere Geiſtliche überhäufet wurden, gehörten niemahls zu der ganzen Maſſe der Ländereyen, auf welche der Heer = Bann geſchlagen war. Die Beſitzer konnten ſich alſo wohl dieſer Güter begeben, dies wollten ſie aber nicht; mithin gehörten ſie ſo lange zu dem verbündeten Waffen-Verein, bis ſie davon frey gemacht worden ſind. Die feinern Regeln des Chriſtenthumes, die Vorſchriften der Sanftmuth, der Duldung, und was immer von Abſcheu, Menſchen = Blut zu vergießen, in dem Evangelio und den Schriften der Kirchen = Väter enthalten iſt, waren die Speiſen noch nicht, mit welchen die neuen Zöglinge des Chriſtenthumes genähret werden konnten. In der Rückſicht war es nichts Sonderbares, wenn ein Ur = Enkel der merovingiſchen Könige ein fränkiſches Heer wider die Sueven in Perſon angeführt hat, ob er gleich Biſchof war. Schon *Gregorius Turonenſis* führt zwey Beyſpiele von Biſchöfen an, die geharniſcht, mit dem Degen in der Fauſt, unter den Longobarden gewürgt hatten, als der König Guntram wider dieſe die Schlacht lieferte; dazu kam noch, daß mehrere vornehme Franken, die des Kriegs-Dienſtes von Jugend auf gewohnt waren, ſich zu Biſchöfen weihen lieſſen, nachdem ſie das glänzende Anſehen und die bequeme und reichliche Lebens = Art die-

ſes Standes eingeſehen hatten. Man denke ſich auch noch hinzu, daß die Könige ſich auf die Treue ihrer weltlichen Generale und vornehmen Officiers wenig verlaſſen konnten, wie ſelbſt der K. Guntram, in ſeinem Edict. de graſſationibus militum (*), beklagt, daß der König ſelbſt, der Herzog, der Graf und Richter nicht mehr reſpectiret würden, ſondern, wenn ſie etwas beſſern wollten, froh ſeyn müßten, daß ſie nur bey dem rebelliſchen Volke mit dem Leben davon kämen. Die Hochachtung gegen die Diener der Religion, die den alten ſowohl, als den nordiſchen, überʒgewanderten Völkern noch aus dem Heidenthume anklebte, war hier allein das beſte, oder weniger ſchlimme, Mittel, dieſe Völker im Zaum zu halten. Daher konnte es den Königen und ihren erſten Bedienten nicht anders als angenehm ſeyn, wenn die Diener der chriſtl. Religion in die Stelle der alten Druiden traten, und mit Beyſpiel und großen Reichthümern die rohen Leute in Ordnung hielten. Nimmt man nun noch die auſſerordentlich große Menge der Güter dazu, welche den Kirchen und Kirchen-Dienern zugeſtröhmt ſind; bedenkt man den Nothſtand des Reiches unter Karl Martel, der ſo weit ging, daß, ſelbſt mit Einwilligung der Biſchöfe und des heil. Bonifacius in der Synode zu Leſtines (liptinenſis), ein Theil der Kirchen-Güter zu den bevorſtehenden Kriegen unter einem gewiſſen, den Kirchen zu zahlenden Zins noch angewendet werden mußten: ſo wird kein billig denkender Menſch die Verfügung, daß die Kirchen auch das ihrige zu einem Krieg an Leuten und Aufwand beytragen mußten, tadeln können. Zwar erforderte es die Klugheit, daß man keinen perſönlichen Kriegs-Dienſt von den Geiſtlichen verlangte, ſondern ſich mit Stellung ſtreitbarer Mann-

(*) *Goldaſti* Conſtitut. imper. To. 1, p. 12.

Mannſchaft befriedigen ließ, theils, weil manche Biſchöfe und Aebte, je länger, je mehr das Kriegs=Handwerk verlernten, theils auch, weil die Biſchöfe und Aebte zu Hauſe weit nothwendigere und nützlichere Arbeiten durch Erhaltung der guten Zucht der Unterthanen verrichten konnten; indeſſen bleibt es doch höchſt wahrſcheinlich, daß bey der allgemeinen Unwiſſenheit des weltlichen Standes überhaupt, und bey dem noch nicht ganz vernachläſſigten Studieren der Geiſtlichen, mancher Biſchof und mancher Abt ſich in ein und andern Theile der Wiſſenſchaften geübt, und dadurch weit mehr, als die Grafen und Barone, zur Anführung eines Heeres tüchtig gemacht haben. Fanden nun die Könige einen ſolchen geiſtlichen Mann unter ihren Unterthenen, der einen Heeres=Zug machen, eine Stadt einnehmen oder vertheidigen konnte: ſo iſt es eben ſo wenig zu bewundern, als zu verargen, wenn ſie ſich ſeines Talentes zum Beſten des ganzen Reiches bedienten, und ihm eine Armee, oder einen Theil derſelben, oder eine Feſtung, anvertraueten. Daher kommen die Nachrichten, daß mancher Biſchof und Abt im Treffen geblieben oder verwundet worden iſt (*). Dazu kam noch, daß in den Zeiten des erſten und zweyten Stammes der fränkiſchen Könige, noch mit Heiden, Saracenen oder Ketzern, wie die arianiſchen Gothen waren, Lanzen zu brechen waren; und man weiß noch aus den Zeiten der Kreuz=Züge und der Inquiſitions=Kriege, wie wenig die Geiſtlichen, ſelbſt auf Anrathen der Päpſte, Bedenken getragen haben, das feindliche wie das ihrige Blut zu vergießen, und daß in noch ſpätern Zeiten ein Franciscaner=Mönch Capiſtranus in dem Türken=Kriege ſich beynahe zu einem Heiligen geſchlagen hätte. Auch nicht bloß gegen

(*) *Gregor. Turonenſ.* L. 4, c. 37; L. 5. c. 20; L. 8, c 9.

gen die Heiden und Ketzer, ſondern gegen die erzkatholiſchen Chriſten in Italien, verlangte der Papſt Johann VIII. daß die franzöſiſchen Biſchöfe in Perſon mit allen ihren gewaffneten Leuten anziehen, und ihn in den römiſchen Stuhl wieder einſetzen ſollten, von welchen ihn der Graf von Spoleto und der Markgraf von Toskana vertrieben hatten. Man muß alſo um dieſe Zeiten nicht geglaubt haben, daß es ſo ſündlich oder für den geiſtlichen Stand unanſtändig ſey, ſeine Sache oder der Kirche Sache mit den Waffen zu vertheidigen.

Bellarmin (*) übernimmt die Vertheidigung der Päpſte Julius II., Leo IX., eines deutſchen Grafen von Dapsburg, und eines kanoniſirten Heiligen, Leo IV., eines Wunderthäters, wie Bellarmin meinet, welche alle in Perſon gegen die Feinde der römiſchen Kirche zu Felde gezogen ſind; er unterſtützt dieſe Beyſpiele mit jenem der Machabäer, welche zugleich die oberſten Prieſter und die Fürſten des Volkes geweſen wären. Selbſt Karl der Große, der die Kirchen-Zucht mehr, als alle ſeine Biſchöfe, beförderte, mußte von dem Kriege, den die Geiſtlichen in Perſon unter ihm führten, ſo gedacht haben; denn als er die Heer-Folge der Geiſtlichen, in dem Capitulari v. J. 805, den Geiſtlichen abnahm, ſprach er: daß er hierdurch ſeine vorige Geſinnung und Verfügung abzuändern gedächte (nosmet ipſos corrigentes); er ſetzt hinzu, daß dieſe Aenderung auf Anrathen des Papſtes, ſeiner Biſchöfe, des Adels und des geſammten Volkes, geſchehe. Der h. Bonifacius ließ noch den Nachklang ſeiner Reden und Schriften zurück, mit welchen er gegen das perſönliche Kriegführen der Biſchöfe geeifert, und den Biſchof zu Maynz, Gervilio, vom Stuhle ge-

(*) De poteſtate Rom. Pontif. adverſus Barclajum. c. 11.

geſtürzt hatte, weil er in einem Kriege in Perſon gefochten, und den Mörder ſeines Vaters mit eigener Hand, und zwar meuchelmörderiſcher Weiſe, umgebracht hatte. Der Papſt Hadrian I. ermahnte Karl'n den Großen (*), und ſchon vorher der Papſt Zacharias den Pipinus (**), daß ſie Geiſtliche doch zu Hauſe und ihrem Berufs-Geſchäfte überlaſſen wollten. Bey Baluz, a. ang. O. iſt die Rede aufbehalten, welche das Volk kniend an den Kaiſer hielt, als es um die Abſchaffung des geiſtlichen Heer-Bannes anhielt. Man ſieht leicht, daß die Geiſtlichen dieſe Rede ausgearbeitet, und dem Volke auf die Zunge gelegt hatten; ſie iſt viel zu herzbrechend, viel zu ſehr mit ſcheinbarer Erudition geſpickt, als daß man ſie dem damahligen Adel und Volke, als Urhebern, zutrauen könnte. Die Gründe ſind, die auch der Kaiſer in ſeiner Antwort zum Theil wiederhohlt, zum Theil mit neuen vermehrt, dieſe: Die Biſchöfe und andere Geiſtliche hätten den Beruf, Meſſe zu leſen, zu beten, und Proceſſionen (Letanye) zu halten, ſowohl für das Volk, als für den Kaiſer, (zu dieſem Ende wird das Beyſpiel des Moſes angeführt, als er währendem Treffen betete, und durch das Gebet den Sieg verſchaffte,) und dann Almoſen zu geben. Die Gegenwart der Biſchöfe bey den Schlachten hätte bisher oft mehr geſchadet, als genützet, indem, wenn ein ſolcher Mann gefallen oder verwundet worden wäre, die nächſt daran Stehenden um ihn her gelaufen ſeyn, ihm zu helfen; auch wären viele ſo zärtlich um ihren Biſchof beſorgt geweſen, daß ſie ihn bey dem Treffen gedeckt, und nicht mitgefochten hätten. Bliebe aber dieſer Geiſtliche zu Hauſe, ſo würde der Kaiſer mehr ſtreitende Hände bey der Schlacht haben, die ſich vorher nur um den Biſchof be-

(*) Epiſt. 77. Codicis Carolini.

(**) Epiſt. 5. Cod. Carol.

bekümmert hätten. Der Kaiſer ſetzte noch dieſen Beweg-Grund hinzu: daß alle Völker, welche ihre Geiſtliche mit in die Schlachten gezogen hätten, unglücklich geweſen wären, als: die Gallier, Hiſpanier, Longobarden, u. a. m., weil es unerlaubt ſey, unter dem geiſtlichen und weltlichen Stande in dieſem Stücke keinen Unterſchied zu machen; es ſey äuſſerſt unſchicklich, daß die Prieſter in dieſer Stunde die Chriſten mit dem Leibe Chriſti und andern Sacramenten ſpeiſeten, den Heiden das Wort Gottes zu ihrem ewigen Seelen-Heil verkündigten, und eine Stunde darauf beyde würgten. Lieſet man die Bitte des Volkes und des Adels etwas bedächtlicher, ſo fällt es noch mehr in das Auge, daß dieſelbe die Geiſtlichen dictirt haben; ſie kommt mit weitläuftigen Worten der bevorſtehenden Gefahr, die geiſtlichen Güter zu verlieren, zuvor. Die Rede ſagt: Adel und Volk wolle durchaus nicht, daß, durch die Entlaſſung der Geiſtlichen von dem perſönlichen Kriegs-Dienſte, etwas von ihrem Ehren-Stande oder von ihrem Vermögen entzogen würde; im Gegentheil ſeyn ſie geſinnt, ſolches mit der Hülfe Gottes noch bey beſſern Zeiten zu vermehren, damit der Kaiſer, die Geiſtlichen und das bittende Volk dadurch noch glücklicher und bey Gott angenehmer würden. Sie wüſten, daß das, was einmahl der Kirche geſchenkt worden wäre, Gott geſchenkt und geheiligt ſey, folglich nicht mehr ohne Gottes-Raub entzogen und zu einem andern Gebrauch verwendet werden könne. Sie bezogen ſich auf die fürchterlichen Beſchwörungs-Formeln, unter welchen dergleichen Schenkungen gegen jeden Angriff geſichert würden; kurz, der größte Theil der Rede beſteht aus Verwahrungen gegen die Gefahr, es möchten nun die Güter der Geiſtlichen, auf welchen der Kriegs-Dienſt haftete, ihnen weggenommen, und den wirkliche Kriegs-Dienſte leiſtenden Grafen und Baronen zugetheilt wer-

werden. Sie nennen zwar das Beyſpiel des Major Domus Karl Martel nicht, um Karl dem Großen, deſſen Enkel, nicht in das Auge zu greifen; es iſt aber ganz auffallend ſichtbar, daß ſie auf die Zeiten dieſes fränkiſchen Groß=Hofmeiſters ſahen, in welchen derſelbe die Kirchen=Güter ſeinen Freunden gab, um von ihnen Hülfe bey ſeinen Kriegen und großen Ausſichten zu erhalten. Karl der Große verſtand dieſe Sprache ſehr wohl, und antwortete in demſelben Tone auf die Bitte ſeines Adels und ſeines Volkes; gab unter den heiligſten Verſicherungen ſein Wort für ſich und ſeine Nachkommen, daß kein Menſch ſich unterſtehen ſollte, unter dem Vorwande, daß, da die Biſchöfe und Geiſtlichen nicht mehr mitſchlügen, ſie auch die Güter nicht mehr brauchten, die zum Kriege beytragen mußten, das mindeſte von den Kirchen wegnehmen, oder auch von den Chriſtlichen weggegeben werden ſollte, ohne Vorwiſſen der Biſchöfe, und dann doch nicht anders, als nach der Art eines zeitlichen Beſtandes, wovon der Kirche die Zinſen fallen müßten. Die Biſthümer und Geiſtlichen überhaupt blieben alſo bey ihren Ehren und Gütern, ob ſie gleich die Ehren=Dienſte im Kriege nicht mehr zu leiſten hatten. Karl der Große ſchlug hier einen Mittel=Weg ein; die Biſchöfe möchten zwar zu Hauſe bleiben, doch ſollten ſie ihre Leute zum Kriege abgeben. Er ſorgte noch auf einer andern Seite für die Kirchen=Vorſteher. Um ſie nicht unter die Grafen, in deren Gauen die Güter lagen, fallen zu laſſen, verfügte er, daß die geiſtliche Miliz entweder unmittelbar zum Heere des Kaiſers, oder zu den Truppen desjenigen Feld=Herrn, dem er darüber die Anweiſung geben würde, ſtoßen müßten. Alle dieſe Verfügungen waren zum Vortheil der Biſchöfe angelegt; denn durch die Freyheit vom Heer=Zuge liefen ſie Gefahr, ihre Fürſten=

Eh=

Ehre (*) und ihr Fürſten Gut zu verlieren; und wenn der Kirchen-Vogt mit ſeinen Leuten zurück geblieben wäre, ſo würde die Kirche Manus mortua und damit unfähig geworden ſeyn, Reichs-Güter zu beſitzen, an ſtatt daß, wenn der Kirchen-Vogt mit auszog, die erworbenen Güter nicht aus der Reichs-Heerbann-Matrikel, ſondern nur aus der Grafen-Folge in die Folge der Schirm-Vögte traten. Auch muß man ſich nicht einbilden, daß die Kirche damahls Lehen verdient hätte, indem der Auszug unter dem Vogte kein Dienſt, ſondern die natürliche Vertheidigung des Eigenthumes, war. Noch weniger darf man ſich vorſtellen, daß die Biſchöfe und andere Geiſtliche von jenen Einkünften hätten Kriegs-Dienſte thun müſſen, welche zu ihrem, zu ihrer Geiſtlichen und der Kirchen Unterhalt gegeben waren. Das Capitulare Caroli M. L. 1, c. 85, ſtellt einmahl 12 Morgen aus, und zwar ſolchen Feldes, welches gebauet werden kann. Baluzius (**) ſetzt dazu: daß auch eine Wohnung für einen Knecht und eine Magd dabey geweſen ſey; woraus, und überhaupt aus der Natur der Sache zu ſchließen iſt, daß entweder die Morgen ſehr groß, oder nur von dem baubaren Felde, mit Ausſchluß der Brache, zu verſtehen geweſen ſeyn müſſen. Nebſt dieſem waren alle Zehenten und alle Schenkungen (Oblationes) dienſtfrey, welche, nach einem Capitulare Caroli Calvi, Tit. 37, c. 11, in kleinen Landſtücken (Terrulae) beſtehen konnten, die von den rechtgläubigen Chriſten zum Troſt ihrer Seelen, oder eines Begräbniſſes wegen, der Kirche geſchenkt wurden. In dem Capitulare Ludovici Pii, A. 816, c. 10, werden auch Gärten, Hof-Reithen,



(*) Möſer a. ang. O. Abſchn. 4, §. 3, hält die Biſchöfe ſchon unter Karl M., kraft ihres Amtes, für Edle und Reichs-Fürſten.

(**) In den Noten ad *Reginonem* de disciplina, L. 1, c. 24.

Häuſer, zu denjenigen Kirchen-Beſitzungen gezählet, welche Wälder und Felder, liegende und fahrende Güter in ſich begreifen können, wenn ſie nur der Kirche oder den Geiſtlichen geopfert, und, wie dort die Worte lauten, dem Herrn Chriſto geſchenket und geheiliget werden.

Bey allen dieſen Ausnahmen von dem Kriegs-Dienſte, und bey den feyerlichſten Verſicherungen des Kaiſers Karl des Großen, hielten ſich die Geiſtlichen doch noch nicht genug geſichert, daß ſie von der Laſt des Heer-Bannes befreyt bleiben würden. Der Adel, die Geiſtlichkeit und das Volk verlangten durchaus, in der oben erwähnten Bitte, daß der Kaiſer ſeine Zuſage zu einem öffentlichen geiſtlichen Geſetz machen, und es in die Capitulare einſchreiben oder regiſtriren laſſen ſollte. Sie ſetzten die raſche Drohung hinzu: wenn er anders ſie zu getreuen Vaſallen haben und erhalten wollte. Ferner verlangten ſie, unter derſelben drohenden Bedingung, daß er diejenigen, die allenfalls wider dieſes Geſetz handeln würden, einkerkern und der öffentlichen Kirchen-Buße unterwerfen ſollte. Der Kaiſer willigte in alles ein, und verſprach, dieſe ſeine getroffene Verfügung in der nächſten Reichs-Synode zu beſtätigen und kund zu machen (*), und erklärte gleich im Eingange ſeiner Beſtätigung, daß er nun zum zweyten Mahl die Geiſtlichen vom Heer-Banne freyſpreche.

Allem Anſehen nach traueten die Bittenden dem Land-Frieden nicht, da ſie ſo heftig auf ein geſchriebenes Reichs- und Kirchen-Geſetz drangen. Denn ſie hatten das Beyſpiel vor ſich, daß ſchon im J. 742 unter Karlmann eine Verordnung ergangen war, nach welcher keine Biſchöfe und andere Geiſtliche gewaffnet bey dem Heere erſcheinen, ſondern nur einige als Feld-

Bi-

(*) Capitularia Reg. Franc. To. 1, p. 409.

Biſchöfe und Feld=Prediger (Aumoniers) dabey ſich einfinden ſollten, die den Gottes=Dienſt und die Seel=Sorge verwalteten. Ein gleiches Capitulare machte auch ſchon ſelbſt Karl der Große, im J. 769, und doch blieb es nicht dabey, ſondern die Geiſtlichen wollten entweder freywillig, wie andere Inſaſſen, dem Gefechte beywohnen, damit ſie dem Vorwurfe einer Unthätigkeit bey ihren ſo großen Reichs=Gütern auswichen, oder ſie mußten ſich wohl dazu bequemen, um nicht unter dem Vorwande der Nothwendigkeit aus den gemeinen Gütern die Kriegs=Laſten zu beſtreiten, im Entſtehungs=Fall derſelben beraubet zu werden. Montesquieu (*) ſagt: die Biſchöfe hätten ſelbſt nicht gewußt, was ſie wollten; ſie hätten den Kaiſer gebeten, ihnen den Kriegs=Dienſt zu erlaſſen, und als ſie erhört worden wären, hätten ſie wieder zu Felde ziehen wollen. Das Wahrſcheinlichſte iſt wohl, daß ſie gern zu Hauſe, oder bey ihren Falken und Hunden geblieben wären, wenn ſie nicht, ihre Güter und Herrlichkeiten darüber einzubüßen, hätten befürchten müſſen.

Was aber die Freyheit vom Heer=Bann der Geiſtlichen ungemein erleichterte, war die Gewohnheit aller celtiſchen Völker, da ſie ihre Prieſter, die Druiden, von dergleichen Laſten von je her frey gelaſſen hatten. Cäſar (**) ſagt dieſes mit deutlichen Worten, und beſonders, daß ſie bey den Schlachten keine Hand hätten anlegen dürfen. Dieſe abergläubiſche Völker behielten auch noch im Chriſtenthum, viele Jahrhunderte hindurch, viele Meinungen ihrer heidniſchen Voraltern, welche unter Karl M. Paganiae hießen. Die Druiden durften zum Streit hetzen, zum Schlagen Muth einſingen, den Feinden alles Uebel, ihrer Einbild=



(*) De l'eſprit des loix, L. 30, c. 17.

(**) De bello gall. L. 6.

bildung nach, auf den Hals beten und zaubern; aber mitſchlagen durften ſie nicht, und doch waren ſie eigentlich die Herren von allem Golde und Silber, welches als ein dem Gotte, dem ſie dienten, heilig geweihtes Eigenthum angeſehen wurde.

Die Geiſtlichen waren alſo auf ein Mahl frey, ſie durften zu Hauſe auf ihren Reichs-Gütern ſitzen, wenn das ganze Land in Kriegs-Flammen ſtand; aber man weiß nicht recht, wie es gekommen ſeyn mag, daß ſie wieder freywillig den Harniſch anlegten, und nach, wie vor, ſich in dem Schlacht-Gemenge befanden. Der Kaiſer Ludwig, Karl's Sohn, unterſagte den Biſchöfen den Gebrauch der militariſchen Waffen, des Wehr-Gehenkes, der Meſſer und Sporen; es half aber alles nichts. Der deutſche, an Schlachten gewöhnte Genius verlor ſich auch im Prieſter-Rocke nicht. Die Urſitte ihrer Vorfahren, daß jeder ſich mit eigener Fauſt Recht zu verſchaffen pflegte, pflanzte ſich um ſo leichter in den Geiſtlichen fort, weil vor und nach dem Inſtitute des Grode-Ganges viele weltliche und weltlich geſinnte Herren aus dem Panzer-Hemde in das Chor-Kleid krochen, ohne die Sitten abzulegen, die ſie vorher, als geübte Schläger, angenommen hatten. Die in den Schlachten und Kriegen nachher auf dem Platze gebliebenen Erz-Biſchöfe und Biſchöfe beweiſen genug, daß ſie ſich die Waffen nicht nehmen lieſſen, die ſie noch ſterbend in der Hand hatten. Und es ward endlich wieder allgemeine Sitte, daß die Biſchöfe ſelbſt mit zu Felde zogen. Die Kaiſer ſchickten ſich in dieſe Lage, und befahlen bey einer Wahl ordentlich, einen ſolchen Mann zum Biſchof zu wählen, der den königlichen Dienſt zu verſehen im Stande wäre. Eben dieſe Gewohnheit, den Biſchof ſelbſt unter den Kriegern zu ſehen, zog noch eine andere nach ſich, daß nähmlich nur ritterbürtige oder urſprünglich freye Jünglinge und Männer in die Dom-Capitel,

tel, woraus man die Biſchöfe zu nehmen pflegte, aufgenommen wurden. Doch gab es auch Ausnahmen von der Regel. Manche Biſchöfe erhielten ſolche von den Kaiſern; manche erklärten, daß ſie lieber ihre Bisthümer verlaſſen, als ſo lange von ihren Kirchen abweſend ſeyn und den Feldzügen beywohnen wollten.

So viel iſt immer gewiß, daß kein Bisthum und kein Kloſter von den Kriegs-Laſten des Heer-Bannes frey geblieben iſt. Ludwig **der Fromme** machte mit den leztern eine förmliche Eintheilung. Einige mußten eine gewiſſe Anzahl Mannſchaft und zugleich gewiſſe Abgaben liefern; andere ſtellten nur die Mannſchaft ohne Abgaben; noch andere nur Abgaben, ohne Mannſchaft; einige Klöſter waren auch nur ihr Gebet zu opfern ſchuldig. Beſſerten ſich die Umſtände eines in Verfall gerathenen Kloſters, ſo wurde es auch wieder mit Kriegs-Dienſt angelegt. Gerieth eins in Unvermögen, ſo wurde ihm dieſer Dienſt bis auf beſſere Zeiten erlaſſen. Die Regel aber blieb immer: daß, wer nahmhafte Güter vom Lande beſaß, auch zu dem Landes-Kriege das Seinige beytragen mußte. Die Güter der Pfarrer und anderer niederer Geiſtlichen, waren nicht zur Abgabe an den Kriegs-Dienſt angeſchlagen.

Durch die öffentlicheu Reichs-Geſetze war nun einmahl der Heer-Zug der Biſchöfe in eigener Perſon, in die Obliegenheit, ihre Kriegsleute und ihren Kirchen-Vogt zu ſchicken, verwandelt; nur ſollten einige Biſchöfe mit mehrern Prieſtern allezeit im Lager ſich aufhalten, um die Sacramente zu reichen, zu predigen, und die Reliquien der Heiligen, ohne welche man damahls nichts wichtiges vornahm, mit zu tragen. In den folgenden Zeiten kam ein kräftiges Heiligthum hinzu, nähmlich: die ſo genannte heilige Lanze (ſ. oben, S. 327), die immer ein Biſchof dem Kaiſer im Treffen vortrug, und dieſes Heiligthum oft mit dem feindlichen

Blute färbte. Dieſer Geiſt der Kirchen=Disciplin, ſo ſchnell er auch wieder unterdrückt würde, lebte von Zeit zu Zeit wieder auf. Unter Ludwig dem Heiligen enthielt ſich der ſonſt handfeſte Biſchof Guido von allem Gefechte, abſolvirte die Soldaten von ihren Sünden, und legte ihnen die Buße auf, daß ſie wacker einhauen ſollten. Der Biſchof von Auxerre Guido, der zugleich päpſtlicher Legat war, und ſich vor der Irregularität ſcheuete, gab vorher der franzöſ. Armee von Benevent den Segen mit ſeiner, mit Eiſen=Blech geharniſchten Hand, ſo wie er ganz im Harniſch gekleidet war; alsdann half er die feindlichen Scharen trennen, hieb nach den Pferden der Feinde, nicht nach den Menſchen, ſchrie den Seinigen Muth zu, und that, was ein commandirender Feld=Herr thun konnte; nur überließ er den franzöſ. Reitern, diejenigen zu zertreten, deren Pferde er niedergeſtochen hatte. Ein Biſchof von Beauvais, *Philippus Drocenſis*, bediente ſich eines andern Mittels, und ſchlug die Feinde mit einer Keule todt, weil er glaubte, daß nur das Schwert irregulär machte. Allemahl waren die Biſchöfe, ſie mochten nun mitfechten oder nicht, bey dem Heer=Zuge geharniſcht.

Wenn die Biſchöfe und andere Geiſtliche dem Heer=Banne unterworfen waren, weil, nach dem alten Heerbanns=Rechte, ein jeder Eigenthümer verpflichtet war, zu einem gemeinſamen Kriege ſeine Perſon, oder nachher, ſeine Leute zu ſtellen: ſo waren es die Geiſtlichen noch weit mehr, als ſie in die Dienſte der Kaiſer und Könige traten, und deswegen anſehnliche Ländereyen und Nutzungen erhielten. Von nun an wurden auch die Befreyungen vom Heer=Bann, die ihnen in den Capitularen zu gute kamen, gar nicht mehr in Rückſicht genommen. Die Kaiſer und Könige gaben den Aebten ſo gar Herzogthümer. Sobald ein Mahl das Lehen=Syſtem eingerichtet war, verſchwand

der alte Heer-Bann, und der Kriegs-Dienſt wurde auf die Lehen-Güter geſchlagen.

Eine neue Gattung des Heer-Bannes entſtand durch die oben, S. 291, fgg. beſchriebenen Kreuz-Züge, wo die übel verſtandene Religion den Leuten die Köpfe warm machte, daß nicht nur die gewöhnlichen Kriegs-Knechte, ſondern auch Biſchöfe, Aebte, Fürſten, Kaiſer und Könige ſich unter die Heere enrolliren lieſſen, wenn ſie nicht für halbe, oder gar Unchriſten gehalten ſeyn wollten. Man ſahe kein Gewalt-Geboth; man legte aber die Sache ſo an, daß, an ſtatt des Bannes, die eigene Ehre, das eigene Gewiſſen, und der Wink der Päpſte, die Stelle der Befehle vertraten. Bey dieſem Religions-Heerbann, da halb Europa nach dem gelobten Lande ſchwärmte, um zur größern Ehre Gottes die Saracenen zu Tauſenden zu würgen, und in ihrem Unglauben, in der Meinung der Würger, dem Teufel und der ewigen Verdammniß zu überliefern, war es hohes Verdienſt der Biſchöfe, Aebte und anderer Geiſtlichen, ſich mitten in das Schlacht-Getümmel zu wagen, und nach der Zahl der Erſchlagenen die Stufen zu berechnen, die man ſich zu dem Throne Gottes gebahnt hätte. Die Helden-Thaten eines Prieſters in dem Heere des Grafen **Robert von Flandern** waren in allen Kämpfen ſo ſichtbar, daß man ihn für die Seele der ganzen Armee hielt.

Die Ab- und Zunahme der geiſtlichen Güter mehrte und minderte die Heerbann-Pflicht, oder den ſchuldigen Lehen-Kriegsdienſt, bis es endlich ſo weit kam, daß die Kirchen ſelbſt, d. h. die Biſchöfe, Aebte und Pröpſte, einen Heer-Bann ausſchreiben konnten, dem ihre Lehen-Träger Folge leiſten mußten. Denn da die Geiſtlichen ihre Erwerbungen aufs höchſte brachten, waren die weltlichen Herren froh, daß ſie wieder ein Stück der Güter, die ihre Voraltern in die geiſt-

lichen Hände geſteckt hatten, wieder bekamen. Die mächtigſten Häuſer, ſelbſt die Kaiſer, wurden Vaſallen der Geiſtlichen, deren ſich die Bisthümer und Klöſter zu den Zeiten der geſetzloſen Anarchie meiſterlich bedient hatten. Sie, die Geiſtlichen aber hatten ſo viel Stolz, daß ſie von niemand, als vom Kaiſer, Lehen-Träger ſeyn wollten. Es mochte auch dieſes die Urſache davon ſeyn, daß wenig große Häuſer mehr im Stande, und noch weniger geneigt waren, die Geiſtlichen zu Vaſallen zu haben, die ſo viele Mittel wußten, ſich vom Hof- und Kriegs-Dienſte, wenn er beſchwerlich war, los zu machen, beſonders in denen Fällen, wo ſie ſchon alles hatten, und nichts, oder nichts Beträchtliches zu erwarten ſtand.

Endlich kam es in verſchiedenen Ländern, wie Deutſchland und Polen, dahin, daß die großen Geiſtlichen als Reichs-Stände angeſehen, und als ſolche angehalten wurden, und noch werden, ihren Beytrag an Mannſchaft zu einem ſtehenden, oder von Zeit zu Zeit zu errichtenden Kriegs-Heere abzugeben. Was den perſönlichen Kriegs-Dienſt der Geiſtlichen im Heer-Bann betrifft, ſo iſt heut zu Tage keine Noth, einen Geiſtlichen zum Heer-Führer, oder auch nur zum Anführer ſeiner Truppen zu gebrauchen, indem der weltliche Stand endlich einmahl durch ſeinen eigenen Schaden klug geworden, und alle die Wiſſenſchaften und Künſte ſelbſt zu lernen geneigt iſt, welche ehedem die Geiſtlichen, ſo lange ſie unter den Blinden die Schielenden waren, aus Mangel derer vom weltlichen Stande, getrieben haben.

* * *

Die übrigen zum Art. **Krieg** gehörigen Materien, als: **Kriegs-Baukunſt**, **Kriegs-Begräbniß**, **Kriegs-Belohnungen und Geſchenke**, **Kriegs-Beute**, **Kriegs-Capitulation**, **Kriegs-Cartell**, **Kriegs-**

Kriegs-Collegium, Kriegs-Commiſſariat, Kriegs-Conſiſtorium, Kriegs-Correſpondenz, Kriegs-Departement, Kriegs-Erklärung, Kriegs-Etat, Kriegs-Fernglas, Kriegs-Flotte, Kriegs-Gefangene, Kriegs-Gericht, Gerichtsbarkeit und Proceß, Kriegs-Geſchrey, Kriegs-Gott, Kriegs-Heer, Kriegs-Kanzelley, Kriegs-Krankheiten und Seuchen, Kriegs-Kundſchafter, Kriegs-Lager, Kriegs-Lazareth, Kriegs-Liſt, Kriegs-Orden, Kriegs-Proviantweſen, Kriegs-Rath, Kriegs-Recht, Kriegs-Schäden, Kriegs-Schule, Kriegs-Signal, Kriegs-Stand, Kriegs-Uebungen, Kriegs-Verbrechen und Strafen, Kriegs-Waffen und Kleidung, Kriegs-Werkzeuge, Kriegs-Wirthſchafts-Kunſt, Kriegs-Wiſſenſchaft, Kriegs-Zeichen, Kriegs-Zucht ꝛc. werden in den folgenden Theilen vorkommen.

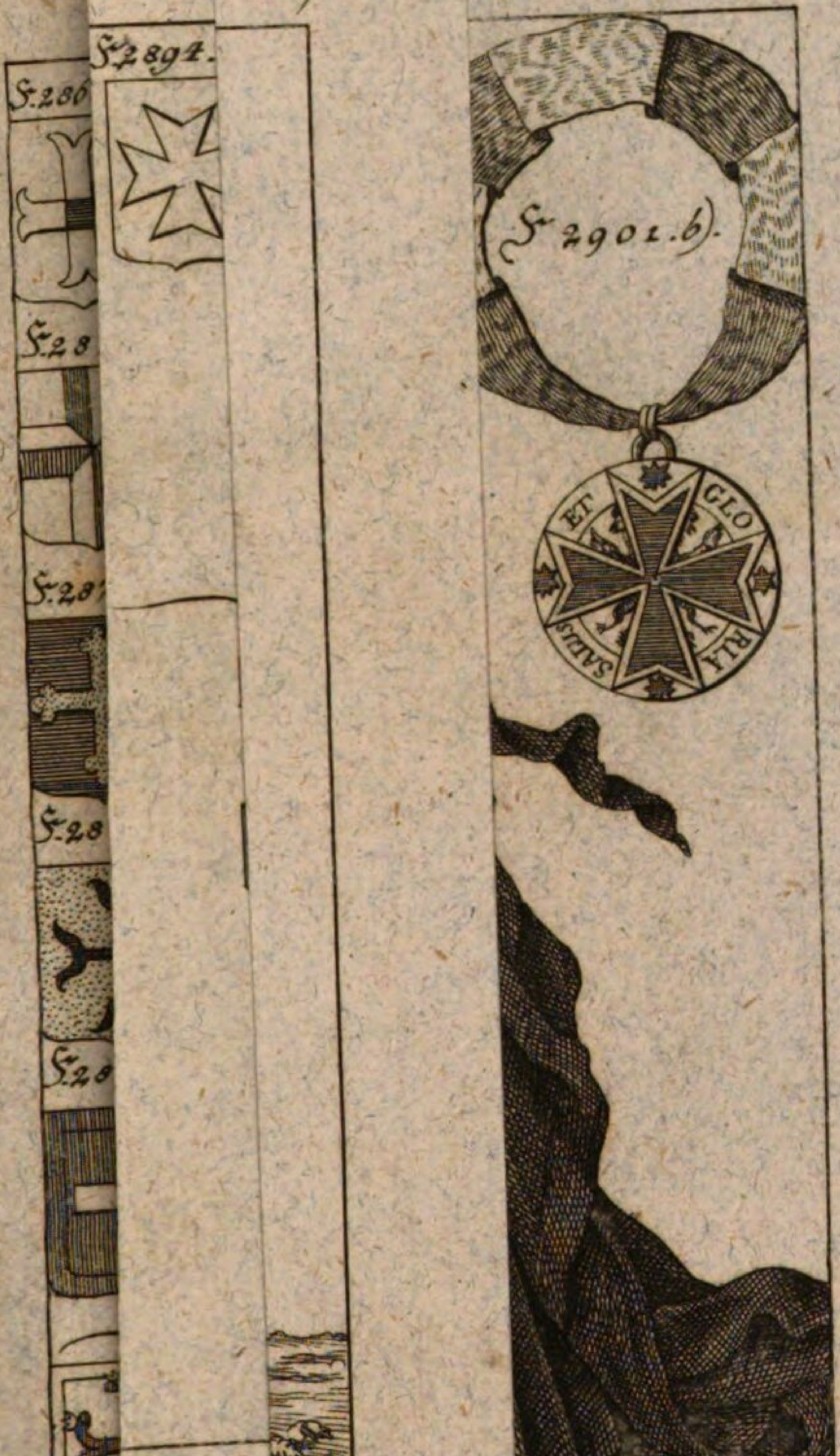
**Ende des neun und vierzigſten Theiles.**

## Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier, damit ſie bequem heraus geſchlagen werden können, angekleiſtert.

7

8

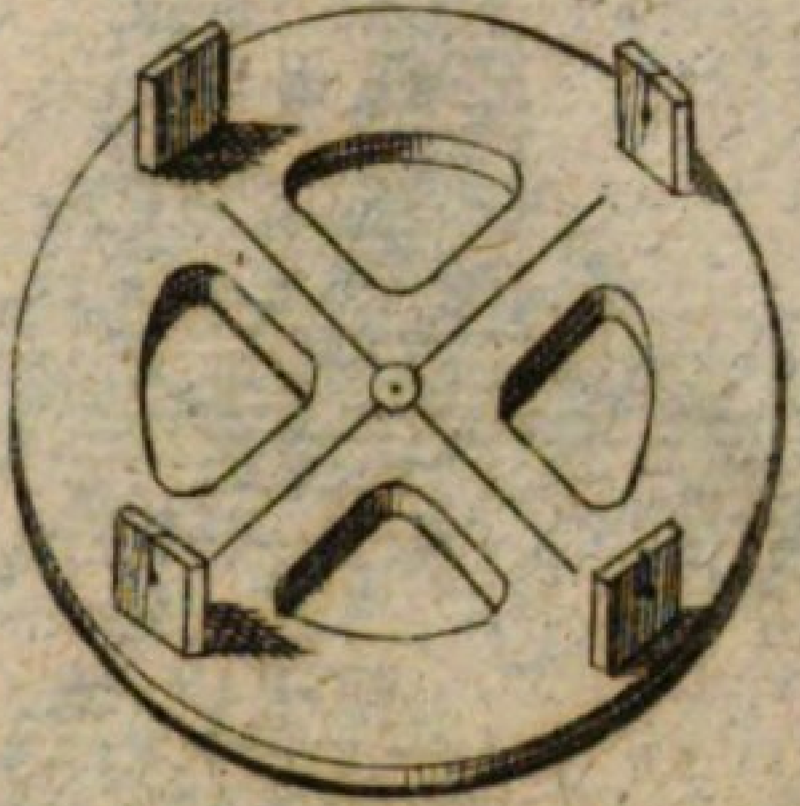


Oec. Enc XLIX Th.

Oec. Enc. XLIX Th.

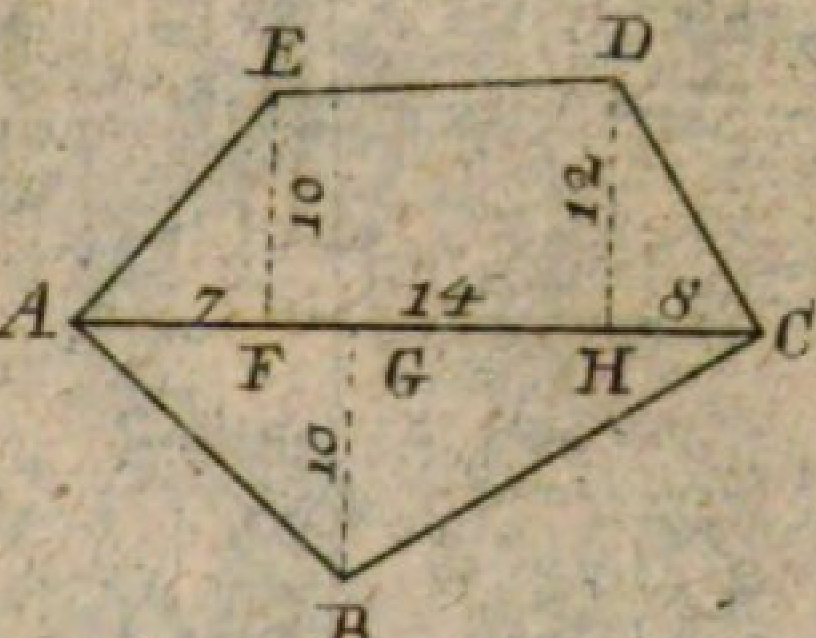
Oec. Enc. XLIX Th.

Oec. Enc. XLIX Th.



F. 2909. G. 239.

F. 2910. a).




F. 2910. b) G. 241

Oec. Enc. XLIX Th.

F. 2911. b).
F. 2911. c).
F. 2911. d).

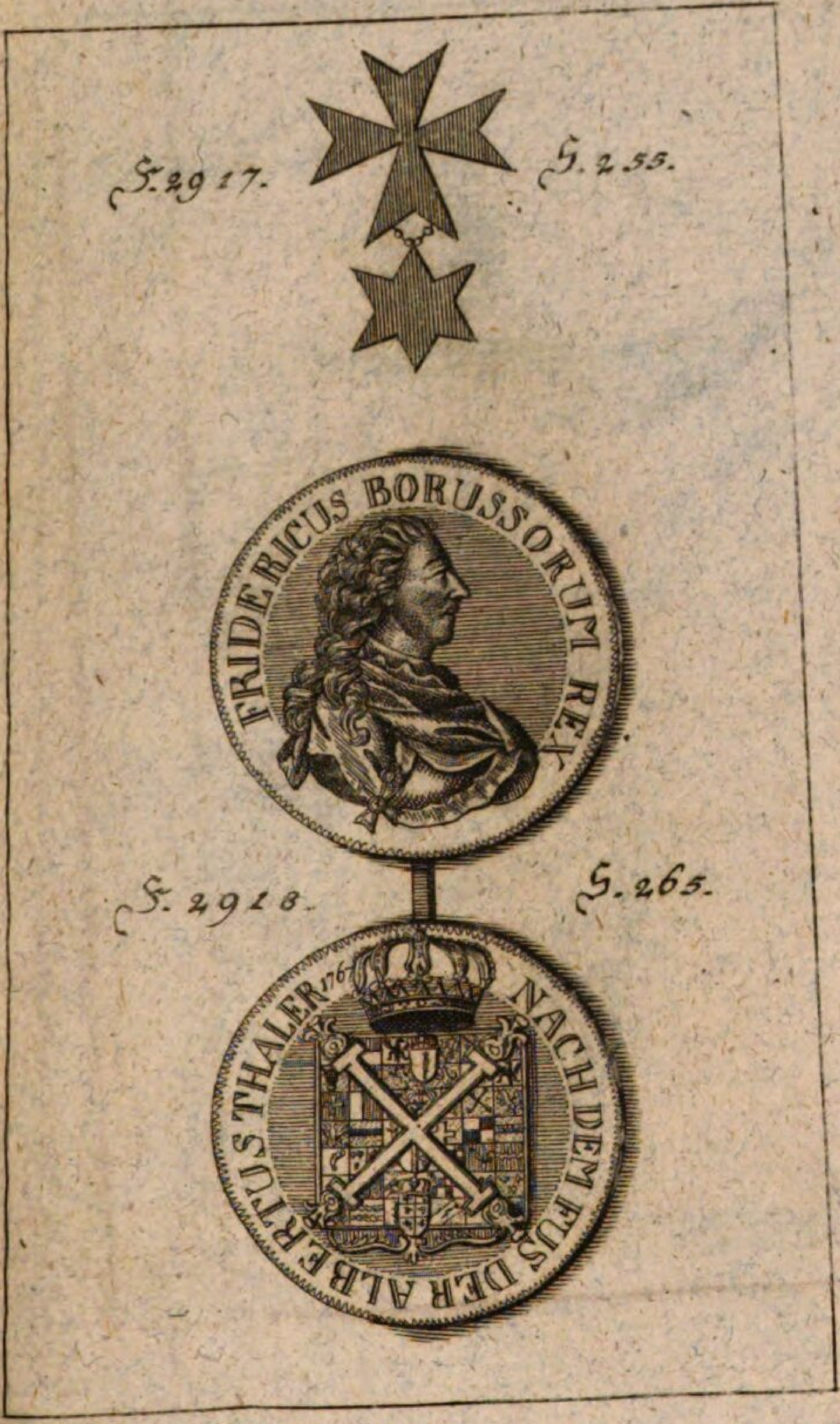
Oec. Enc. XLIX Th.

Oec. Enc. XLIX Th.

Oec. Enc. XLIX Th.

Oec. Enc. XLIX Th.

Oec. Enc. XLIX Th.




Oec. Enc. XLIX Th.

Oec. Enc. XLIX Th.

G.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg, 1728-1796

Oeconomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- u. Landwirthschaft Nebst 24 Kupfertafeln auf 3 1/2 Bogen, und 2 Bogen Tabellen
Bd.: 49

Berlin 1790

Oecon. 1032-49
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296639-2
VD18 90038088